
UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY







Joseph Freiherrn von Eichendorffs
sämtliche poetische Werke.

Vierter Band.

Joseph Freiherrn von Eichendorffs

sämtliche poetische Werke.

Dritte Auflage.

Vierter Band.

Novellen. Biographie.

Leipzig,
C. F. Amelang's Verlag.
1883.

Inhalt des vierten Bandes.

Aus dem Leben eines Taugenichts.



Erstes Kapitel.

Das Rad an meines Vaters Mühle brauste und rauschte schon wieder recht lustig, der Schnee tröpfelte emsig vom Dache, die Sperlinge zwitscherten und tummelten sich dazwischen; ich saß auf der Thürschwelle und wischte mir den Schlaf aus den Augen; mir war so recht wohl in dem warmen Sonnenscheine. Da trat der Vater aus dem Hause; er hatte schon seit Tagesanbruch in der Mühle rumort und die Schlafmütze schief auf dem Kopfe, der sagte zu mir: „Du Taugenichts! da sonnst du dich schon wieder und dehnst und reckst dir die Knochen müde, und läßt mich alle Arbeit allein thun. Ich kann dich hier nicht länger füttern. Der Frühling ist vor der Thür, geh auch einmal hinaus in die Welt und erwirb dir selber dein Brot." — „Nun," sagte ich, „wenn ich ein Taugenichts bin, so ist's gut, so will ich in die Welt gehen und mein Glück machen." Und eigentlich war mir das recht lieb, denn es war mir kurz vorher selber eingefallen, auf Reisen zu gehen, da ich die Goldammer, welche im Herbste und Winter immer betrübt an unserm Fenster sang: „Bauer, miet mich, Bauer, miet mich!" nun in der schönen Frühlingszeit wieder ganz stolz und lustig vom Baume rufen hörte: „Bauer, behalt deinen Dienst!" — Ich ging also in das Haus hinein und holte meine Geige, die ich recht artig spielte, von der Wand, mein Vater gab mir noch einige Groschen Geld mit auf den Weg und so schlenderte ich durch das lange Dorf hinaus. Ich hatte recht meine heimliche Freude, als ich da alle meine alten Bekannten und Kameraden rechts und links, wie gestern und vorgestern und immerdar, zur Arbeit hinausziehen, graben und pflügen sah, während ich so in die freie Welt hinausstrich. Ich rief den armen Leuten nach allen Seiten recht stolz und zu-

frieden Adieus zu, aber es kümmerte sich eben keiner sehr darum. Mir war es wie ein ewiger Sonntag im Gemüte. Und als ich endlich ins freie Feld hinauskam, da nahm ich meine liebe Geige vor und spielte und sang, auf der Landstraße fortgehend:

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt,
Dem will er seine Wunder weisen
In Berg und Wald und Strom und Feld.

Die Trägen, die zu Hause liegen,
Erquicket nicht das Morgenrot,
Sie wissen nur vom Kinderwiegen,
Von Sorgen, Last und Not um Brot.

Die Bächlein von den Bergen springen,
Die Lerchen schwirren hoch vor Lust,
Was sollt' ich nicht mit ihnen singen
Aus voller Kehl' und frischer Brust?

Den lieben Gott laß ich nur walten;
Der Bächlein, Lerchen, Wald und Feld
Und Erd' und Himmel will erhalten,
Hat auch mein' Sach' aufs best' bestellt!

Indem, wie ich mich so umsehe, kömmt ein köstlicher Reisewagen ganz nahe an mich heran, der mochte wohl schon einige Zeit hinter mir drein gefahren sein, ohne daß ich es merkte, weil mein Herz so voller Klang war, denn es ging ganz langsam, und zwei vornehme Damen steckten die Köpfe aus dem Wagen und hörten mir zu. Die eine war besonders schön und jünger als die andere, aber eigentlich gefielen sie mir alle beide. Als ich nun aufhörte zu singen, ließ die ältere still halten und redete mich holdselig an: „Ei, lustiger Gesell, Er weiß ja recht hübsche Lieder zu singen." Ich nicht zu faul dagegen: „Euer Gnaden aufzuwarten, wüßt' ich noch viel schönere." Darauf fragte sie mich wieder: „Wohin wandert Er denn schon so am frühen Morgen?" Da schämte ich mich, daß ich das selber nicht wußte, und sagte dreist: „Nach Wien"; nun sprachen beide miteinander in einer

fremden Sprache, die ich nicht verstand. Die jüngere schüttelte einigemale mit dem Kopfe, die andere lachte aber in einem fort und rief mir endlich zu: „Spring Er nur hinten mit auf, wir fahren auch nach Wien.“ Wer war froher als ich! Ich machte eine Reverenz und war mit einem Sprunge hinter dem Wagen, der Kutscher knallte und wir flogen über die glänzende Straße fort, daß mir der Wind am Hute pfiff.

Hinter mir gingen nun Dorf, Gärten und Kirchtürme unter, vor mir neue Dörfer, Schlösser und Berge auf, unter mir Saaten, Büsche und Wiesen bunt vorüberfliegend, über mir unzählige Lerchen in der klaren blauen Luft — ich schämte mich, laut zu schreien, aber innerlichst jauchzte ich und strampelte und tanzte auf dem Wagentritt herum, daß ich bald meine Geige verloren hätte, die ich unterm Arme hielt. Wie aber denn die Sonne immer höher stieg, rings am Horizont schwere weiße Mittagswolken aufstiegen, und alles in der Luft und auf der weiten Fläche so leer und schwül und still wurde über den leise wogenden Kornfeldern, da fiel mir erst wieder mein Dorf ein und mein Vater und unsere Mühle, wie es da so heimlich kühl war an dem schattigen Weiher, und daß nun alles so weit, weit hinter mir lag. Mir war dabei so kurios zu Mute, als müßt' ich wieder umkehren; ich steckte meine Geige zwischen Rock und Weste, setzte mich voller Gedanken auf den Wagentritt hin und schlief ein.

Als ich die Augen aufschlug, stand der Wagen still unter hohen Lindenbäumen, hinter denen eine breite Treppe zwischen Säulen in ein prächtiges Schloß führte. Seitwärts durch die Bäume sah ich die Türme von Wien. Die Damen waren, wie es schien, längst ausgestiegen, die Pferde abgespannt. Ich erschrak sehr, da ich auf einmal so allein saß, und sprang geschwind in das Schloß hinein, da hörte ich von oben aus dem Fenster lachen.

In diesem Schlosse ging es mir wunderlich. Zuerst, wie ich mich in der weiten, kühlen Vorhalle umschaue, klopft mir jemand mit dem Stocke auf die Schulter. Ich kehre mich schnell um, da steht ein großer Herr in Staatskleidern, ein breites Bandelier von Gold und Seide bis an die Hüften übergehängt, mit einem oben versilberten Stabe in der Hand, und einer außerordentlich langen gebogenen kurfürstlichen Nase im Gesichte, breit und prächtig wie ein aufgeblasener Puter, der mich fragt, was ich hier will.

Ich war ganz verblüfft und konnte vor Schreck und Erstaunen nichts hervorbringen. Darauf kamen mehrere Bedienten die Treppe herauf und herunter gerannt, die sagten gar nichts, sondern sahen mich nur von oben bis unten an. Sodann kam eine Kammerjungfer (wie ich nachher hörte) gerade auf mich los und sagte: ich wäre ein scharmanter Junge, und die gnädigste Herrschaft ließe mich fragen, ob ich hier als Gärtnerbursche dienen wollte? — Ich griff nach der Weste; meine paar Groschen, weiß Gott, sie müssen beim Herumtanzen auf dem Wagen aus der Tasche gesprungen sein, waren weg, ich hatte nichts als mein Geigenspiel, für das mir überdies auch der Herr mit dem Stabe, wie er mir im Vorbeigehen sagte, nicht einen Heller geben wollte. Ich sagte daher in meiner Herzensangst zu der Kammerjungfer: Ja; noch immer die Augen von der Seite auf die unheimliche Gestalt gerichtet, die immerfort wie der Perpendikel einer Turmuhr in der Halle auf und ab wandelte und eben wieder majestätisch und schauerlich aus dem Hintergrunde heraufgezogen kam. Zuletzt kam endlich der Gärtner, brummte was von Gesindel und Bauerlümmel unterm Bart und führte mich nach dem Garten, während er mir unterwegs noch eine lange Predigt hielt: wie ich nur fein nüchtern und arbeitsam sein, nicht in der Welt herumvagieren, keine brotlosen Künste und unnützes Zeug treiben solle, da könnt' ich es mit der Zeit noch einmal zu was Rechtem bringen. — Es waren noch mehr sehr hübsche, gutgesetzte, nützliche Lehren, ich habe nur seitdem fast alles wieder vergessen. Überhaupt weiß ich eigentlich gar nicht recht, wie das alles so gekommen war, ich sagte nur immerfort zu allem: Ja, — denn mir war wie einem Vogel, dem die Flugel begossen worden sind. — So war ich denn, Gott sei Dank, im Brote.

In dem Garten war schön leben, ich hatte täglich mein warmes Essen vollauf und mehr Geld, als ich zum Weine brauchte, nur hatte ich leider ziemlich viel zu thun. Auch die Tempel, Lauben und schönen grünen Gänge, das gefiel mir alles recht gut, wenn ich nur hätte ruhig drin herumspazieren können und vernünftig diskurieren, wie die Herren und Damen, die alle Tage dahinkamen. So oft der Gärtner fort und ich allein war, zog ich sogleich mein kurzes Tabakspfeifchen heraus, setzte mich hin, und sann auf schöne höfliche Redensarten, wie ich die eine junge schöne Dame, die mich in das Schloß mitbrachte, unterhalten

wollte, wenn ich ein Kavalier wäre und mit ihr hier herumginge. Oder ich legte mich an schwulen Nachmittagen auf den Rücken hin, wenn alles so still war, daß man nur die Bienen summsen hörte, und sah zu, wie über mir die Wolken nach meinem Dorfe zuflogen und die Gräser und Blumen sich hin und her bewegten, und gedachte an die Dame, und da geschah es denn oft, daß die schöne Frau mit der Guitarre oder einem Buche in der Ferne wirklich durch den Garten zog, so still, groß und freundlich wie ein Engelsbild, so daß ich nicht recht wußte, ob ich träumte oder wachte.

So sang ich auch einmal, wie ich eben bei einem Lusthause zur Arbeit vorbeiging, für mich hin:

> Wohin ich geh' und schaue,
> In Feld und Wald und Thal,
> Vom Berg' ins Himmelsblaue,
> Vielschöne gnäd'ge Fraue,
> Grüß' ich dich tausendmal.

Da seh' ich aus dem dunkelkühlen Lusthause zwischen den halbgeöffneten Jalousieen und Blumen, die dort standen, zwei schöne, junge, frische Augen hervorfunkeln. Ich war ganz erschrocken, ich sang das Lied nicht aus, sondern ging, ohne mich umzusehen, fort an die Arbeit.

Abends, es war gerade an einem Sonnabend, und ich stand eben in der Vorfreude kommenden Sonntags mit der Geige im Gartenhause am Fenster und dachte noch an die funkelnden Augen, da kommt auf einmal die Kammerjungfer durch die Dämmerung dahergestrichen. „Da schickt Euch die vielschöne gnädige Frau was, das sollt Ihr auf ihre Gesundheit trinken. Eine gute Nacht auch!“ Damit setzte sie mir fix eine Flasche Wein aufs Fenster und war sogleich wieder zwischen den Blumen und Hecken verschwunden wie eine Eidechse.

Ich aber stand noch lange vor der wundersamen Flasche und wußte nicht, wie mir geschehen war. — Und hatte ich vorher lustig die Geige gestrichen, so spielt' und sang ich jetzt erst recht und sang das Lied von der schönen Frau ganz aus und alle meine Lieder, die ich nur wußte, bis alle Nachtigallen draußen erwachten und Mond und Sterne schon lange über dem Garten standen. Ja, das war einmal eine gute, schöne Nacht!

Es wird keinem an der Wiege gesungen, was künftig aus ihm wird, eine blinde Henne findet manchmal auch ein Korn, wer zuletzt lacht, lacht am besten, unverhofft kommt oft, der Mensch denkt und Gott lenkt, so meditiert' ich, als ich am folgenden Tage wieder mit meiner Pfeife im Garten saß und es mir dabei, da ich so aufmerksam an mir herunter sah, fast vorkommen wollte, als wäre ich doch eigentlich ein rechter Lump. — Ich stand nunmehr, ganz wider meine sonstige Gewohnheit, alle Tage sehr zeitig auf, eh' sich noch der Gärtner und die andern Arbeiter rührten. Da war es so wunderschön draußen im Garten. Die Blumen, die Springbrunnen, die Rosenbüsche und der ganze Garten funkelten von der Morgensonne wie lauter Gold und Edelstein. Und in den hohen Buchenalleeen, da war es noch so still, kühl und andächtig wie in einer Kirche, nur die Vögel flatterten und pickten auf dem Sande. Gleich vor dem Schlosse, gerade unter den Fenstern, wo die schöne Frau wohnte, war ein blühender Strauch. Dorthin ging ich dann immer am frühesten Morgen und duckte mich hinter die Äste, um so nach den Fenstern zu sehen, denn mich im Freien zu produzieren hatt' ich keine Courage. Da sah ich nun allemal die allerschönste Dame noch heiß und halb verschlafen im schneeweißen Kleide an das offene Fenster hervortreten. Bald flocht sie sich die dunkelbraunen Haare und ließ dabei die anmutig spielenden Augen über Busch und Garten ergehen, bald bog und band sie die Blumen, die vor ihrem Fenster standen, oder sie nahm auch die Guitarre in den weißen Arm und sang dazu so wundersam über den Garten hinaus, daß sich mir noch das Herz umwenden will vor Wehmut, wenn mir eins von den Liedern bisweilen einfällt — und ach, das alles ist schon lange her!

So dauerte das wohl über eine Woche. Aber das eine Mal, sie stand gerade wieder am Fenster und alles war stille ringsumher, fliegt mir eine fatale Fliege in die Nase und ich gebe mich an ein erschreckliches Niesen, das gar nicht enden will. Sie legt sich weit zum Fenster hinaus und sieht mich Ärmsten hinter dem Strauche lauschen. — Nun schämte ich mich und kam viele Tage nicht hin.

Endlich wagte ich es wieder, aber das Fenster blieb diesmal zu, ich saß vier, fünf, sechs Morgen hinter dem Strauche, aber sie kam nicht wieder ans Fenster. Da wurde mir die Zeit

lang, ich faßte ein Herz und ging nun alle Morgen frank und frei längs dem Schlosse unter allen Fenstern hin. Aber die liebe, schöne Frau blieb immer und immer aus. Eine Strecke weiter sah ich dann immer die andere Dame am Fenster stehn. Ich hatte sie sonst so genau noch niemals gesehen. Sie war wahrhaftig recht schön rot und dick und gar prächtig und hoffärtig anzusehn, wie eine Tulipane. Ich machte ihr immer ein tiefes Kompliment, und, ich kann nicht anders sagen, sie dankte mir jedesmal und nickte und blinzelte mit den Augen dazu ganz außerordentlich höflich. — Nur ein einziges Mal glaub' ich gesehen zu haben, daß auch die Schöne an ihrem Fenster hinter der Gardine stand und versteckt hervorguckte.

Viele Tage gingen jedoch ins Land, ohne daß ich sie sah. Sie kam nicht mehr in den Garten, sie kam nicht mehr ans Fenster. Der Gärtner schalt mich einen faulen Bengel, ich war verdrießlich, meine eigene Nasenspitze war mir im Wege, wenn ich in Gottes freie Welt hinaussah.

So lag ich eines Sonntags Nachmittag im Garten und ärgerte mich, wie ich so in die blauen Wolken meiner Tabakspfeife hinaussah, daß ich mich nicht auf ein anderes Handwerk gelegt und mich also morgen nicht auch wenigstens auf einen blauen Montag zu freuen hätte. Die anderen Bursche waren indes alle wohlausstaffiert nach den Tanzböden in der nahen Vorstadt hinausgezogen. Da wallte und wogte alles im Sonntagsputze in der warmen Luft zwischen den lichten Häusern und wandernden Leierkasten schwärmend hin und zurück. Ich aber saß wie eine Rohrdommel im Schilfe eines einsamen Weihers im Garten und schaukelte mich auf dem Kahne, der dort angebunden war, während die Vesperglocken aus der Stadt über den Garten herüberschallten und die Schwäne auf dem Wasser langsam neben mir hin und her zogen. Mir war zum Sterben bange.

Währenddes hörte ich von weitem allerlei Stimmen, lustiges Durcheinandersprechen und Lachen, immer näher und näher, dann schimmerten rot' und weiße Tücher, Hüte und Federn durchs Grüne, auf einmal kommt ein heller, lichter Haufen von jungen Herren und Damen vom Schlosse über die Wiese auf mich los, meine beiden Damen mitten unter ihnen. Ich stand auf und wollte weggehen, da erblickte mich die ältere von den schönen Damen. „Ei, das ist ja wie gerufen," rief sie mir mit lachen-

dem Munde zu, „fahr' Er uns doch an das jenseitige Ufer über den Teich!" Die Damen stiegen nun eine nach der andern vorsichtig und furchtsam in den Kahn, die Herren halfen ihnen dabei und machten sich ein wenig groß mit ihrer Kühnheit auf dem Wasser. Als sich darauf die Frauen alle auf die Seitenbänke gelagert hatten, stieß ich vom Ufer. Einer von den jungen Herren, der ganz vorn stand, fing unmerklich an zu schaukeln. Da wandten sich die Damen furchtsam hin und her, einige schrieen gar. Die schöne Frau, welche eine Lilie in der Hand hielt, saß dicht am Bord des Schiffleins und sah still lächelnd in die klaren Wellen hinunter, die sie mit der Lilie berührte, so daß ihr ganzes Bild zwischen den widerscheinenden Wolken und Bäumen im Wasser noch einmal zu sehen war, wie ein Engel, der leise durch den tiefen blauen Himmelsgrund zieht.

Wie ich noch so auf sie hinsehe, fällt's auf einmal der andern lustigen Dicken von meinen zwei Damen ein, ich sollte ihr während der Fahrt eins singen. Geschwind dreht sich ein sehr zierlicher, junger Herr mit einer Brille auf der Nase, der neben ihr saß, zu ihr herum, küßt ihr sanft die Hand und sagt: „Ich danke Ihnen für den sinnigen Einfall! ein Volkslied, gesungen vom Volke in freiem Felde und Walde, ist ein Alpenröslein auf der Alpe selbst, — die Wunderhörner sind nur Herbarien, — ist die Seele der Nationalseele." Ich aber sagte, ich wisse nichts zu singen, was für solche Herrschaften schön genug wäre. Da sagte die schnippische Kammerjungfer, die mit einem Korbe voll Tassen und Flaschen hart neben mir stand und die ich bis jetzt noch gar nicht bemerkt hatte: „Weiß Er doch ein recht hübsches Liedchen von einer vielschönen Fraue." — „Ja, ja, das sing Er nur recht dreist weg," rief darauf sogleich die Dame wieder. Ich wurde über und über rot. — Indem blickte auch die schöne Frau auf einmal vom Wasser auf und sah mich an, daß es mir durch Leib und Seele ging. Da besann ich mich nicht lange, faßt' ein Herz, und sang so recht aus voller Brust und Lust:

Wohin ich geh' und schaue,
In Feld und Wald und Thal,
Vom Berg' hinab in die Aue:
Vielschöne, hohe Fraue,
Grüß ich dich tausendmal.

In meinem Garten find' ich
Viel Blumen, schön und fein,
Viel Kränze wohl draus wind' ich,
Und tausend Gedanken bind' ich
Und Grüße mit darein.

Ihr darf ich keinen reichen,
Sie ist zu hoch und schön,
Die müssen alle verbleichen,
Die Liebe nur ohnegleichen
Bleibt ewig im Herzen stehn.

Ich schein' wohl froher Dinge
Und schaffe auf und ab,
Und ob das Herz zerspringe,
Ich grabe fort und singe
Und grab' mir bald mein Grab.

Wir stießen ans Land, die Herrschaften stiegen alle aus, viele von den jungen Herren hatten mich, ich bemerkt' es wohl, während ich sang, mit listigen Mienen und Flüstern verspottet vor den Damen. Der Herr mit der Brille faßte mich im Weggehen bei der Hand und sagte mir, ich weiß selbst nicht mehr was, die ältere von meinen Damen sah mich sehr freundlich an. Die schöne Frau hatte während meines ganzen Liedes die Augen niedergeschlagen und ging nun auch fort und sagte gar nichts. — Mir aber standen die Thränen in den Augen schon, wie ich noch sang, das Herz wollte mir zerspringen von dem Liede vor Scham und vor Schmerz, es fiel mir jetzt auf einmal alles recht ein, wie sie so schön ist und ich so arm bin und verspottet und verlassen von der Welt, — und als sie alle hinter den Büschen verschwunden waren, da konnt' ich mich nicht länger halten, ich warf mich in das Gras hin und weinte bitterlich.

Zweites Kapitel.

Dicht am herrschaftlichen Garten ging die Landstraße vorüber, nur durch eine hohe Mauer von derselben geschieden. Ein gar sauberes Zollhäuschen mit rotem Ziegeldache war da erbaut, und hinter demselben ein kleines, buntumzäuntes Blumengärtchen, das durch eine Lücke in der Mauer des Schloßgartens hindurch an den schattigsten und verborgensten Teil des letzteren stieß. Dort war eben der Zolleinnehmer gestorben, der das alles sonst bewohnte. Da kam eines Morgens frühzeitig, da ich noch im tiefsten Schlafe lag, der Schreiber vom Schlosse zu mir und rief mich schleunigst zum Herrn Amtmann. Ich zog mich geschwind an und schlenderte hinter dem lustigen Schreiber her, der unterwegs bald da bald dort eine Blume abbrach und vorn an den Rock steckte, bald mit seinem Spazierstöckchen künstlich in der Luft herumfocht und allerlei zu mir in den Wind hineinparlierte, wovon ich aber nichts verstand, weil mir die Augen und Ohren noch voller Schlaf lagen. Als ich in die Kanzlei trat, wo es noch gar nicht recht Tag war, sah der Amtmann hinter einem ungeheuern Tintenfasse und Stößen von Papier und Büchern und einer ansehnlichen Perücke, wie die Eule aus ihrem Neste, auf mich und hob an: „Wie heißt Er? Woher ist Er? Kann Er schreiben, lesen und rechnen?" Da ich das bejahte, versetzte er: „Na, die gnädige Herrschaft hat Ihm, in Betrachtung seiner guten Aufführung und besonderen Meriten, die ledige Einnehmerstelle zugedacht." — Ich überdachte in der Geschwindigkeit für mich meine bisherige Aufführung und Manieren, und ich mußte gestehen, ich fand am Ende selber, daß der Amtmann recht hatte. Und so war ich denn wirklich Zolleinnehmer, ehe ich mich's versah.

Ich bezog nun sogleich meine neue Wohnung und war in kurzer Zeit eingerichtet. Ich hatte noch mehrere Gerätschaften gefunden, die der selige Einnehmer seinem Nachfolger hinterlassen,

unter andern einen prächtigen roten Schlafrock mit gelben Punkten, grüne Pantoffeln, eine Schlafmütze und einige Pfeifen mit langen Röhren. Das alles hatte ich mir schon einmal gewünscht, als ich noch zu Hause war, wo ich immer unsern Pfarrer so bequem herumgehen sah. Den ganzen Tag (zu thun hatte ich weiter nichts) saß ich daher auf dem Bänkchen vor meinem Hause in Schlafrock und Schlafmütze, rauchte Tabak aus dem längsten Rohre, das ich von dem seligen Einnehmer vorgefunden hatte, und sah zu, wie die Leute auf der Landstraße hin und her gingen, fuhren und ritten. Ich wünschte nur immer, daß auch einmal ein paar Leute aus meinem Dorfe, die immer sagten, aus mir würde mein Lebtage nichts, hier vorüberkommen und mich so sehen möchten. — Der Schlafrock stand mir schön zu Gesichte, und überhaupt das alles behagte mir sehr gut. So saß ich denn da und dachte mir mancherlei hin und her, wie aller Anfang schwer ist, wie das vornehmere Leben doch eigentlich recht bequem sei, und faßte heimlich den Entschluß, nunmehr alles Reisen zu lassen, auch Geld zu sparen wie die anderen, und es mit der Zeit gewiß zu etwas Großem in der Welt zu bringen. Inzwischen vergaß ich über meinen Entschlüssen, Sorgen und Geschäften die allerschönste Frau keineswegs.

Die Kartoffeln und anderes Gemüse, das ich in meinem kleinen Gärtchen fand, warf ich hinaus und bebaute es ganz mit den auserlesensten Blumen, worüber mich der Portier vom Schlosse mit der großen kurfürstlichen Nase, der, seitdem ich hier wohnte, oft zu mir kam und mein intimer Freund geworden war, bedenklich von der Seite ansah und mich für einen hielt, den sein plötzliches Glück verrückt gemacht hätte. Ich aber ließ mich das nicht anfechten. Denn nicht weit von mir im herrschaftlichen Garten hörte ich feine Stimmen sprechen, unter denen ich die meiner schönen Frau zu erkennen meinte, obgleich ich wegen des dichten Gebüsches niemand sehen konnte. Da band ich denn alle Tage einen Strauß von den schönsten Blumen, die ich hatte, stieg jeden Abend, wenn es dunkel wurde, über die Mauer, und legte ihn auf einen steinernen Tisch hin, der dort inmitten einer Laube stand; und jeden Abend, wenn ich den neuen Strauß brachte, war der alte von dem Tische fort.

Eines Abends war die Herrschaft auf die Jagd geritten; die Sonne ging eben unter und bedeckte das ganze Land mit

Glanz und Schimmer, die Donau schlängelte sich prächtig wie von lauter Gold und Feuer in die weite Ferne, von allen Bergen bis tief ins Land hinein sangen und jauchzten die Winzer. Ich saß mit dem Portier auf dem Bänkchen vor meinem Hause und freute mich in der lauen Luft, wie der lustige Tag so langsam vor uns verdunkelte und verhallte. Da ließen sich auf einmal die Hörner der zurückkehrenden Jäger von ferne vernehmen, die von den Bergen gegenüber einander von Zeit zu Zeit lieblich Antwort gaben. Ich war recht im innersten Herzen vergnügt und sprang auf und rief wie bezaubert und verzückt vor Lust: „Nein, das ist mir doch ein Metier, die edle Jägerei!“ Der Portier aber klopfte sich ruhig die Pfeife aus und sagte: „Das denkt Ihr Euch just so. Ich habe es auch mitgemacht, man verdient sich kaum die Sohlen, die man sich abläuft; und Husten und Schnupfen wird man erst gar nicht los, das kommt von den ewig nassen Füßen.“ — Ich weiß nicht, mich packte da ein närrischer Zorn, daß ich ordentlich am ganzen Leibe zitterte. Mir war auf einmal der ganze Kerl mit seinem langweiligen Mantel, die ewigen Füße, sein Tabaksschnupfen, die große Nase und alles abscheulich. — Ich faßte ihn, wie außer mir, bei der Brust und sagte: „Portier, jetzt schert Ihr Euch nach Hause, oder ich prügle Euch hier sogleich durch!“ Den Portier überfiel bei diesen Worten seine alte Meinung, ich wäre verrückt geworden. Er sah mich bedenklich und mit heimlicher Furcht an, machte sich, ohne ein Wort zu sprechen, von mir los und ging, immer noch unheimlich nach mir zurückblickend, mit langen Schritten nach dem Schlosse, wo er atemlos aussagte, ich sei nun wirklich rasend geworden.

Ich aber mußte am Ende laut auflachen und war herzlich froh, den superklugen Gesellen los zu sein, denn es war gerade die Zeit, wo ich den Blumenstrauß immer in die Laube zu legen pflegte. Ich sprang auch heute schnell über die Mauer und ging eben auf das steinerne Tischchen los, als ich in einiger Entfernung Pferdetritte vernahm. Entspringen konnt' ich nicht mehr, denn schon kam meine schöne gnädige Frau selber, in einem grünen Jagdhabit und mit nickenden Federn auf dem Hute, langsam und, wie es schien, in tiefen Gedanken die Allee herabgeritten. Es war mir nicht anders zu Mute, als da ich sonst in den alten Büchern bei meinem Vater von der schönen Magelone gelesen, wie sie so zwischen den immer näher schallenden Waldhornsklängen

und wechselnden Abendlichtern unter den hohen Bäumen hervorkam, — ich konnte nicht vom Fleck. Sie aber erschrak heftig, als sie mich auf einmal gewahr wurde, und hielt fast unwillkürlich still. Ich war wie betrunken vor Angst, Herzklopfen und großer Freude, und da ich bemerkte, daß sie wirklich meinen Blumenstrauß von gestern an der Brust hatte, konnte ich mich nicht länger halten, sondern sagte ganz verwirrt: „Schönste gnädige Frau, nehmt auch noch diesen Blumenstrauß von mir und alle Blumen aus meinem Garten und alles, was ich habe. Ach, könnt' ich nur für Euch ins Feuer springen!“ — Sie hatte mich gleich anfangs so ernsthaft und fast böse angeblickt, daß es mir durch Mark und Bein ging, dann aber hielt sie, solange ich redete, die Augen tief niedergeschlagen. Soeben ließen sich einige Reiter und Stimmen im Gebüsche hören. Da ergriff sie schnell den Strauß aus meiner Hand und war bald, ohne ein Wort zu sagen, am andern Ende des Bogenganges verschwunden.

Seit diesem Abende hatte ich weder Ruh' noch Rast mehr. Es war mir beständig zu Mute wie sonst immer, wenn der Frühling anfangen sollte, so unruhig und fröhlich, ohne daß ich es wußte, warum, als stünde mir ein großes Glück oder sonst etwas Außerordentliches bevor. Besonders das fatale Rechnen wollte mir nun erst gar nicht mehr von der Hand, und ich hatte, wenn der Sonnenschein durch den Kastanienbaum vor dem Fenster grüngolden auf die Ziffern fiel, und so fix vom Transporte bis zum Latus und wieder hinauf und hinab addierte, gar seltsame Gedanken dabei, so daß ich manchmal ganz verwirrt wurde, und wahrhaftig nicht bis drei zählen konnte. Denn die Acht kam mir immer vor wie meine dicke, enggeschnürte Dame mit dem breiten Kopfputze, die böse Sieben war gar wie ein wenig rückwärts zeigender Wegweiser oder Galgen. — Am meisten Spaß machte mir noch die Neun, die sich mir so oft, eh' ich mich's versah, lustig als Sechs auf den Kopf stellte, während die Zwei wie ein Fragezeichen so pfiffig drein sah, als wollte sie mich fragen: Wo soll das am Ende noch hinaus mit dir, du arme Null? Ohne *sie*, diese schlanke Eins und alles, bleibst du doch ewig nichts!

Auch das Sitzen draußen vor der Thür wollte mir nicht mehr behagen. Ich nahm mir, um es bequemer zu haben, einen Schemel mit heraus und streckte die Füße darauf, ich flickte ein altes Parasol vom Einnehmer, und steckte es gegen die Sonne

wie ein chinesisches Lusthaus über mich. Aber es half nichts. Es schien mir, wie ich so saß und rauchte und spekulierte, als würden mir allmählich die Beine immer länger vor Langerweile, und die Nase wüchse mir vom Nichtsthun, wenn ich so stundenlang an ihr herunter sah. — Und wenn denn manchmal noch vor Tagesanbruch eine Extrapost vorbeikam, und ich trat halb verschlafen in die kühle Luft hinaus, und ein niedliches Gesichtchen, von dem man in der Dämmerung nur die funkelnden Augen sah, bog sich neugierig zum Wagen hervor und bot mir freundlich einen guten Morgen, in den Dörfern aber ringsumher krähten die Hähne so frisch über die leise wogenden Kornfelder herüber, und zwischen den Morgenstreifen hoch am Himmel schweiften schon einzelne zu früh erwachte Lerchen, und der Postillon nahm dann sein Posthorn und fuhr weiter und blies und blies — da stand ich lange und sah dem Wagen nach, und es war mir nicht anders, als müßt' ich nur sogleich mit fort, weit, weit in die Welt.

Meine Blumensträuße legte ich indes immer noch, sobald die Sonne unterging, auf den steinernen Tisch in der dunkeln Laube. Aber das war es eben: damit war es nun aus seit jenem Abende. — Kein Mensch kümmerte sich darum: so oft ich des Morgens frühzeitig nachsah, lagen die Blumen noch immer da wie gestern, und sahen mich mit ihren verwelkten, niederhängenden Köpfchen und darauf stehenden Tautropfen ordentlich betrübt an, als ob sie weinten. — Das verdroß mich sehr. Ich band gar keinen Strauß mehr. In meinem Garten mochte nun auch das Unkraut treiben, wie es wollte, und die Blumen ließ ich ruhig stehn und wachsen, bis der Wind die Blätter verwehte. War mir's doch ebenso wild und bunt und verstört im Herzen.

In diesen kritischen Zeitläuften geschah es denn, daß einmal, als ich eben zu Hause im Fenster liege und verdrießlich in die leere Luft hinaussehe, die Kammerjungfer vom Schlosse über die Straße daher getrippelt kommt. Sie lenkte, da sie mich erblickte, schnell zu mir ein und blieb am Fenster stehen. — „Der gnädige Herr ist gestern von seiner Reise zurückgekommen," sagte sie eilfertig. „So?" entgegnete ich verwundert — denn ich hatte mich schon seit einigen Wochen um nichts bekümmert und wußte nicht einmal, daß der Herr auf Reisen war, — „da wird seine Tochter, die junge gnädige Frau, auch große Freude gehabt haben." — Die Kammerjungfer sah mich kurios von oben bis unten an, so

daß ich mich ordentlich selber besinnen mußte, ob ich was Dummes gesagt hätte. — „Er weiß aber auch gar nichts," sagte sie endlich und rümpfte das kleine Näschen. „Nun," fuhr sie fort, „es soll heute abend dem Herrn zu Ehren Tanz im Schlosse sein und Maskerade. Meine gnädige Frau wird auch maskiert sein, als Gärtnerin — versteht Er auch recht — als Gärtnerin. Nun hat die gnädige Frau gesehen, daß Er besonders schöne Blumen hat in Seinem Garten." — Das ist seltsam, dachte ich bei mir selbst, man sieht doch jetzt fast keine Blume mehr vor Unkraut — Sie aber fuhr fort: „Da nun die gnädige Frau schöne Blumen zu ihrem Anzuge braucht, aber ganz frische, die eben vom Beete kommen, so soll Er ihr welche bringen und damit heute abend, wenn's dunkel geworden ist, unter dem großen Birnbaume im Schloßgarten warten, da wird sie dann kommen und die Blumen abholen."

Ich war ganz verblüfft vor Freude über diese Nachricht, und lief in meiner Entzückung vom Fenster zu der Kammerjungfer hinaus.

„Pfui, der garstige Schlafrock!" rief diese aus, da sie mich auf einmal so in meinem Aufzuge im Freien sah. Das ärgerte mich, ich wollte auch nicht dahinter bleiben in der Galanterie, und machte einige artige Kapriolen, um sie zu erhaschen und zu küssen. Aber unglücklicherweise verwickelte sich mir dabei der Schlafrock, der mir viel zu lang war, unter den Füßen, und ich fiel der Länge nach auf die Erde. Als ich mich wieder zusammenraffte, war die Kammerjungfer schon weit fort, und ich hörte sie noch von fern lachen, daß sie sich die Seiten halten mußte.

Nun aber hatt' ich was zu sinnen und mich zu freuen. S i e dachte ja noch immer an mich und meine Blumen! Ich ging in mein Gärtchen und riß hastig alles Unkraut von den Beeten, und warf es hoch über meinen Kopf weg in die schimmernde Luft, als zög' ich alle Übel und Melancholie mit der Wurzel heraus. Die Rosen waren nun wieder wie i h r Mund, die himmelblauen Winden wie i h r e Augen, die schneeweiße Lilie mit ihrem schwermütig gesenkten Köpfchen sah ganz aus wie s i e. Ich legte alle sorgfältig in einem Körbchen zusammen. Es war ein stiller, schöner Abend und kein Wölkchen am Himmel. Einzelne Sterne traten schon am Firmamente hervor, von weitem rauschte die Donau über die Felder herüber, in den hohen Bäumen im herrschaftlichen Garten neben mir sangen unzählige Vögel lustig durcheinander. Ach, ich war so glücklich!

Als endlich die Nacht hereinbrach, nahm ich mein Körbchen an den Arm und machte mich auf den Weg nach dem großen Garten. In dem Körbchen lag alles so bunt und anmutig durcheinander, weiß, rot, blau und duftig, daß mir ordentlich das Herz lachte, wenn ich hineinsah.

Ich ging voller fröhlicher Gedanken bei dem schönen Mondscheine durch die stillen, reinlich mit Sand bestreuten Gänge über die kleinen weißen Brücken, unter denen die Schwäne eingeschlafen auf dem Wasser saßen, an den zierlichen Lauben und Lusthäusern vorüber. Den großen Birnbaum hatte ich gar bald aufgefunden, denn es war derselbe, unter dem ich sonst, als ich noch Gärtnerbursche war, an schwülen Nachmittagen gelegen.

Hier war es so einsam dunkel. Nur eine hohe Espe zitterte und flüsterte mit ihren silbernen Blättern in einem fort. Vom Schlosse schallte manchmal die Tanzmusik herüber. Auch Menschenstimmen hörte ich zuweilen im Garten, die kamen oft ganz nahe an mich heran, dann wurde es auf einmal wieder ganz still.

Mir klopfte das Herz. Es war mir schauerlich und seltsam zu Mute, als wenn ich jemand bestehlen wollte. Ich stand lange Zeit stockstill an den Baum gelehnt und lauschte nach allen Seiten, da aber immer niemand kam, konnt' ich es nicht länger aushalten. Ich hing mein Körbchen an den Arm und kletterte schnell auf den Birnbaum hinauf, um wieder im Freien Luft zu schöpfen.

Da droben schallte mir die Tanzmusik erst recht über die Wipfel entgegen. Ich übersah den ganzen Garten und gerade in die hellerleuchteten Fenster des Schlosses hinein. Dort drehten sich die Kronleuchter langsam wie Kränze von Sternen, unzählige geputzte Herren und Damen, wie in einem Schattenspiele, wogten und walzten und wirrten da bunt und unkenntlich durcheinander, manchmal legten sich welche ins Fenster und sahen hinunter in den Garten. Draußen vor dem Schlosse aber waren der Rasen, die Sträucher und die Bäume von den vielen Lichtern aus dem Saale wie vergoldet, so daß ordentlich die Blumen und die Vögel aufzuwachen schienen. Weiterhin um mich herum und hinter mir lag der Garten so schwarz und still.

Da tanzt sie nun, dacht' ich in dem Baume droben bei mir selber, und hat gewiß lange dich und deine Blumen wieder ver-

gessen. Alles ist so fröhlich, um dich kümmert sich kein Mensch — Und so geht es mir überall und immer. Jeder hat sein Plätzchen auf der Erde ausgesteckt, hat seinen warmen Ofen, seine Tasse Kaffee, seine Frau, sein Glas Wein zu abend und ist so recht zufrieden; selbst dem Portier ist ganz wohl in seiner langen Haut. — Mir ist's nirgends recht. Es ist, als wäre ich überall eben zu spät gekommen, als hätte die ganze Welt gar nicht auf mich gerechnet.

Wie ich eben so philosophiere, höre ich auf einmal unten im Grase etwas einherrascheln. Zwei feine Stimmen sprachen ganz nahe und leise miteinander. Bald darauf bogen sich die Zweige in dem Gesträuche auseinander und die Kammerjungfer steckte ihr kleines Gesichtchen, sich nach allen Seiten umsehend, zwischen der Laube hindurch. Der Mondschein funkelte recht auf ihren pfiffigen Augen, wie sie hervorguckten. Ich hielt den Atem an mich und blickte unverwandt hinunter. Es dauerte auch nicht lange, so trat wirklich die Gärtnerin, ganz so wie mir sie die Kammerjungfer gestern beschrieben hatte, zwischen den Bäumen heraus. Mein Herz klopfte mir zum Zerspringen. Sie aber hatte eine Larve vor und sah sich, wie mir schien, verwundert auf dem Platze um. — Da wollt's mir vorkommen, als wäre sie gar nicht recht schlank und niedlich. — Endlich trat sie ganz nahe an den Baum und nahm die Larve ab. — Es war wahrhaftig die andere ältere gnädige Frau!

Wie froh war ich nun, als ich mich vom ersten Schrecke erholt hatte, daß ich mich hier oben in Sicherheit befand. Wie in aller Welt, dachte ich, kommt d i e nur jetzt hierher? wenn nun die liebe, schöne, gnädige Frau die Blumen abholt, — das wird eine schöne Geschichte werden! Ich hätte am Ende weinen mögen vor Ärger über den ganzen Spektakel.

Indem hub die verkappte Gärtnerin unten an: „Es ist so stickend heiß droben im Saale, ich mußte gehen, mich ein wenig abzukühlen in der freien, schönen Natur.“ Dabei fächelte sie sich mit der Larve in einem fort und blies die Luft von sich. Bei dem hellen Mondscheine konnt' ich deutlich erkennen, wie ihr die Flechsen am Halse ordentlich aufgeschwollen waren; sie sah ganz erbost aus und ziegelrot im Gesichte. Die Kammerjungfer suchte unterdes hinter allen Hecken herum, als hätte sie eine Stecknadel verloren.

„Ich brauche so notwendig noch frische Blumen zu meiner Maske," fuhr die Gärtnerin von neuem fort, „wo er auch stecken mag!" — Die Kammerjungfer suchte und kicherte dabei immerfort heimlich in sich selbst hinein. — „Sagtest du was, Rosette?" fragte die Gärtnerin spitzig. — „Ich sage, was ich immer gesagt habe," erwiderte die Kammerjungfer und machte ein ganz ernsthaftes, treuherziges Gesicht, „der ganze Einnehmer ist und bleibt ein Lümmel, er liegt gewiß irgendwo hinter einem Strauche und schläft."

Mir zuckte es in allen meinen Gliedern, herunterzuspringen und meine Reputation zu retten — da hörte man auf einmal ein großes Pauken und Musizieren und Lärmen vom Schlosse her.

Nun hielt sich die Gärtnerin nicht länger. „Da bringen die Menschen," fuhr sie verdrießlich auf, „dem Herrn das Vivat. Komm, man wird uns vermissen!" — Und hiermit steckte sie die Larve schnell vor und ging wütend mit der Kammerjungfer nach dem Schlosse zu fort. Die Bäume und Sträucher wiesen kurios, wie mit langen Nasen und Fingern, hinter ihr drein, der Mondschein tanzte noch fix, wie über eine Klaviatur, über ihre breite Taille auf und nieder, und so nahm sie, so recht wie ich auf dem Theater manchmal die Sängerinnen gesehn, unter Trompeten und Pauken schnell ihren Abzug.

Ich aber wußte in meinem Baume droben eigentlich gar nicht recht, wie mir geschehen, und richtete nunmehr meine Augen unverwandt auf das Schloß hin; denn ein Kreis hoher Windlichter unten an den Stufen des Einganges warf dort einen seltsamen Schein über die blitzenden Fenster und weit in den Garten hinein. Es war die Dienerschaft, die soeben ihrer jungen Herrschaft ein Ständchen brachte. Mitten unter ihnen stand der prächtig aufgeputzte Portier wie ein Staatsminister, vor einem Notenpulte, und arbeitete sich emsig an einem Fagote ab.

Wie ich mich soeben zurecht setzte, um der schönen Serenade zuzuhören, gingen auf einmal oben auf dem Balkone des Schlosses die Flügelthüren auf. Ein hoher Herr, schön und stattlich in Uniform und mit vielen funkelnden Sternen, trat auf den Balkon heraus, und an seiner Hand — die schöne junge gnädige Frau, in ganz weißem Kleide, wie eine Lilie in der Nacht oder wie wenn der Mond über das klare Firmament zöge.

Ich konnte keinen Blick von dem Platze wenden, und Garten, Bäume und Felder gingen unter vor meinen Sinnen, wie sie so

wundersam beleuchtet von den Fackeln hoch und schlank dastand, und bald anmutig mit dem schönen Offiziere sprach, bald wieder freundlich zu den Musikanten herunter nickte. Die Leute unten waren außer sich vor Freude, und ich hielt mich am Ende auch nicht mehr und schrie immer aus Leibeskräften Vivat mit.

Als sie aber bald darauf wieder von dem Balkone verschwand, unten eine Fackel nach der andern verlöschte und die Notenpulte weggeräumt wurden, und nun der Garten ringsumher auch wieder finster wurde und rauschte wie vorher — da merkt' ich erst alles — da fiel es mir auf einmal aufs Herz, daß mich wohl eigentlich nur die Tante mit den Blumen bestellt hatte, daß die Schöne gar nicht an mich dachte und lange verheiratet ist, und daß ich selber ein großer Narr war.

Alles das versenkte mich recht in einen Abgrund von Nachsinnen. Ich wickelte mich, gleich einem Igel, in die Stacheln meiner eigenen Gedanken zusammen: vom Schlosse schallte die Tanzmusik nur noch seltener herüber, die Wolken wanderten einsam über den dunkeln Garten weg. Und so saß ich auf dem Baume droben, wie die Nachteule, in den Ruinen meines Glückes die ganze Nacht hindurch.

Die kühle Morgenluft weckte mich endlich aus meinen Träumereien. Ich erstaunte ordentlich, wie ich so auf einmal um mich her blickte. Musik und Tanz war lange vorbei, im Schlosse und rings um das Schloß herum auf dem Rasenplatze und den steinernen Stufen und Säulen sah alles so still, kühl und feierlich aus; nur der Springbrunnen vor dem Eingange plätscherte einsam in einem fort. Hin und her in den Zweigen neben mir erwachten schon die Vögel, schüttelten ihre bunten Federn und sahen, die kleinen Flügel dehnend, neugierig und verwundert ihren seltsamen Schlafkameraden an. Fröhlich schweifende Morgenstrahlen funkelten über den Garten weg auf meine Brust.

Da richtete ich mich in meinem Baume auf, und sah seit langer Zeit zum erstenmale wieder einmal so recht weit in das Land hinaus, wie da schon einzelne Schiffe auf der Donau zwischen den Weinbergen herabfuhren, und die noch leeren Landstraßen wie Brücken über das schimmernde Land sich fern über die Berge und Thäler hinausschwangen.

Ich weiß nicht, wie es kam — aber mich packte da auf einmal wieder meine ehemalige Reiselust: alle die alte

Wehmut und Freude und große Erwartung. Mir fiel dabei zugleich ein, wie nun die schöne Frau droben auf dem Schlosse zwischen Blumen und unter seidenen Decken schlummerte, und ein Engel bei ihr auf dem Bette säße in der Morgenstille. — Nein, rief ich aus, fort muß ich von hier, und immerfort, soweit als der Himmel blau ist!

Und hiermit nahm ich mein Körbchen und warf es hoch in die Luft, so daß es recht lieblich anzusehen war, wie die Blumen zwischen den Zweigen und auf dem grünen Rasen unten bunt umherlagen. Dann stieg ich selber schnell herunter und ging durch den stillen Garten auf meine Wohnung zu. Gar oft blieb ich da noch stehen auf manchem Plätzchen, wo ich sie sonst wohl einmal gesehen oder im Schatten liegend an sie gedacht hatte.

In und um mein Häuschen sah alles noch so aus, wie ich es gestern verlassen hatte. Das Gärtchen war geplündert und wüst, im Zimmer drin lag noch das große Rechnungsbuch aufgeschlagen, meine Geige, die ich schon fast ganz vergessen hatte, hing verstaubt an der Wand. Ein Morgenstrahl aber aus dem gegenüberstehenden Fenster fuhr gerade blitzend über die Saiten. Das gab einen rechten Klang in meinem Herzen. Ja, sagt' ich, komm nur her, du getreues Instrument! Unser Reich ist nicht von dieser Welt!

Und so nahm ich die Geige von der Wand, ließ Rechnungsbuch, Schlafrock, Pantoffeln, Pfeifen und Parasol liegen und wanderte, arm wie ich gekommen war, aus meinem Häuschen und auf der glänzenden Landstraße von dannen.

Ich blickte noch oft zurück; mir war gar seltsam zu Mute, so traurig und doch auch wieder so überaus fröhlich, wie ein Vogel, der aus seinem Käfige ausreißt. Und als ich schon eine weite Strecke gegangen war, nahm ich draußen im Freien meine Geige vor und sang:

Den lieben Gott laß ich nur walten;
Der Bächlein, Lerchen, Wald und Feld
Und Erd' und Himmel thut erhalten,
Hat auch mein' Sach' aufs best' bestellt!

Das Schloß, der Garten und die Türme von Wien waren schon hinter mir im Morgendufte versunken, über mir jubilierten unzählige Lerchen hoch in der Luft; so zog ich zwischen den grünen Bergen und an lustigen Städten und Dörfern vorbei gen Italien hinunter.

Drittes Kapitel.

Aber das war nun schlimm! Ich hatte noch gar nicht daran gedacht, daß ich eigentlich den rechten Weg nicht wußte. Auch war ringsumher kein Mensch zu sehen in der stillen Morgenstunde, den ich hätte fragen können, und nicht weit von mir teilte sich die Landstraße in viele neue Landstraßen, die gingen weit, weit über die höchsten Berge fort, als führten sie aus der Welt hinaus, so daß mir ordentlich schwindelte, wenn ich recht hinsah.

Endlich kam ein Bauer des Weges daher, der, glaub' ich, nach der Kirche ging, da es heut eben Sonntag war, in einem altmodischen Überrocke mit großen, silbernen Knöpfen und einem langen spanischen Rohre mit einem sehr massiven silbernen Stockknopfe darauf, der schon von weitem in der Sonne funkelte. Ich frug ihn sogleich mit vieler Höflichkeit: „Können Sie mir nicht sagen, wo der Weg nach Italien geht?“ — Der Bauer blieb stehen, sah mich an, besann sich dann mit weit vorgeschobener Unterlippe und sah mich wieder an. Ich sagte noch einmal: „nach Italien, wo die Pomeranzen wachsen.“ — „Ach was gehn mich Seine Pomeranzen an!“ sagte der Bauer da, und schritt wacker wieder weiter. Ich hätte dem Manne mehr Konduite zugetraut, denn er sah recht stattlich aus.

Was war nun zu machen? Wieder umkehren und in mein Dorf zurückgehen? Da hätten die Leute mit den Fingern auf mich gewiesen, und die Jungen wären um mich herumgesprungen: Ei, tausend willkommen aus der Welt! wie sieht es denn aus in der Welt? hat er uns nicht Pfefferkuchen mitgebracht aus der Welt? — Der Portier mit der kurfürstlichen Nase, welcher überhaupt viele Kenntnisse von der Weltgeschichte hatte, sagte oft zu mir: „Wertgeschätzter Herr Einnehmer! Italien ist ein schönes Land, da sorgt der liebe Gott für alles, da kann man sich im Sonnenscheine auf den Rücken legen, so wachsen einem die Rosinen ins

Maul, und wenn einen die Tarantel beißt, so tanzt man mit ungemeiner Gelenkigkeit, wenn man auch sonst nicht tanzen gelernt hat." — Nein, nach Italien, nach Italien! rief ich voller Vergnügen aus, und rannte, ohne an die verschiedenen Wege zu denken, auf der Straße fort, die mir eben vor die Füße kam.

Als ich eine Strecke so fort gewandert war, sah ich rechts von der Straße einen sehr schönen Baumgarten, wo die Morgensonne so lustig zwischen den Stämmen und Wipfeln hindurchschimmerte, daß es aussah, als wäre der Rasen mit goldenen Teppichen belegt. Da ich keinen Menschen erblickte, stieg ich über den niedrigen Gartenzaun und legte mich recht behaglich unter einem Apfelbaume ins Gras, denn von dem gestrigen Nachtlager auf dem Baume thaten mir noch alle Glieder weh. Da konnte man weit ins Land hinaussehen, und da es Sonntag war, so kamen bis aus der weitesten Ferne Glockenklänge über die stillen Felder herüber, und geputzte Landleute zogen überall zwischen Wiesen und Büschen nach der Kirche. Ich war recht fröhlich im Herzen, die Vögel sangen über mir im Baume, ich dachte an meine Mühle und an den Garten der schönen gnädigen Frau, und wie das alles nun so weit, weit lag — bis ich zuletzt einschlummerte. Da träumte mir, als käme die schöne Frau aus der prächtigen Gegend unten zu mir gegangen oder eigentlich langsam geflogen zwischen den Glockenklängen, mit langen weißen Schleiern, die im Morgenrote wehten. Dann war es wieder, als wären wir gar nicht in der Fremde, sondern bei meinem Dorfe an der Mühle in den tiefen Schatten. Aber da war alles still und leer, wie wenn die Leute Sonntags in der Kirche sind und nur der Orgelklang durch die Bäume herüberkommt, daß es mir recht im Herzen weh that. Die schöne Frau aber war sehr gut und freundlich, sie hielt mich an der Hand und ging mit mir, und sang in einem fort in dieser Einsamkeit das schöne Lied, das sie damals immer frühmorgens am offenen Fenster zur Guitarre gesungen hat, und ich sah dabei ihr Bild in dem stillen Weiher, noch viel tausendmal schöner, aber mit sonderbaren großen Augen, die mich so starr ansahen, daß ich mich beinahe gefürchtet hätte. — Da fing auf einmal die Mühle, erst in einzelnen langsamen Schlägen, dann immer schneller und heftiger an zu gehen und zu brausen, der Weiher wurde dunkel und kräuselte sich, die schöne Frau wurde ganz bleich und ihre

Schleier wurden immer länger und länger und flatterten entsetzlich in langen Spitzen wie Nebelstreifen hoch am Himmel empor; das Sausen nahm immer mehr zu, oft war es, als bliese der Portier auf seinem Fagotte dazwischen, bis ich endlich mit heftigem Herzklopfen aufwachte.

Es hatte sich wirklich ein Wind erhoben, der leise über mir durch den Apfelbaum ging; aber was so brauste und rumorte, war weder die Mühle noch der Portier, sondern derselbe Bauer, der mir vorhin den Weg nach Italien nicht zeigen wollte. Er hatte aber seinen Sonntagsstaat ausgezogen und stand in einem weißen Kamisol vor mir. „Na,“ sagte er, da ich mir noch den Schlaf aus den Augen wischte, „will Er etwa hier Poperenzen klauben, daß er mir das schöne Gras so zertrampelt, anstatt in die Kirche zu gehen, Er Faulenzer!“ — Mich ärgert' es nur, daß mich der Grobian aufgeweckt hatte. Ich sprang ganz erbost auf und versetzte geschwind: „Was, Er will mich hier ausschimpfen? Ich bin Gärtner gewesen, eh' Er daran dachte, und Einnehmer, und wenn er zur Stadt gefahren wäre, hätte Er die schmierige Schlafmütze vor mir abnehmen müssen, und hatte mein Haus und meinen roten Schlafrock mit gelben Punkten.“ — Aber der Knollfink scherte sich gar nichts darum, sondern stemmte beide Arme in die Seiten und sagte bloß: „Was will Er denn? he! he!“ Dabei sah ich, daß es eigentlich ein kurzer, stämmiger, krummbeiniger Kerl war, und vorstehende glotzende Augen und eine rote, etwas schiefe Nase hatte. Und wie er immerfort nichts weiter sagte als: „he! — he!“ — und dabei jedesmal einen Schritt näher auf mich zukam, da überfiel mich auf einmal eine so kuriose grausliche Angst, daß ich mich schnell aufmachte, über den Zaun sprang und, ohne mich umzusehen, immerfort querfeldein lief, daß mir die Geige in der Tasche klang.

Als ich endlich wieder still hielt, um Atem zu schöpfen, war der Garten und das ganze Thal nicht mehr zu sehen, und ich stand in einem schönen Walde. Aber ich gab nicht viel darauf acht, denn jetzt ärgerte mich das Spektakel erst recht, und daß der Kerl mich immer Er nannte, und ich schimpfte noch lange im stillen für mich. In solchen Gedanken ging ich rasch fort und kam immer mehr von der Landstraße ab, mitten in das Gebirge hinein. Der Holzweg, auf dem ich fortgelaufen war, hörte auf und ich hatte nur noch einen kleinen, wenig betretenen

Fußsteig vor mir. Ringsum war niemand zu sehen und kein Laut zu vernehmen. Sonst aber war es recht anmutig zu gehen, die Wipfel der Bäume rauschten und die Vögel sangen sehr schön. Ich befahl mich daher Gottes Führung, zog meine Violine hervor und spielte alle meine liebsten Stücke durch, daß es recht fröhlich in dem einsamen Walde erklang.

Mit dem Spielen ging es aber auch nicht lange, denn ich stolperte dabei jeden Augenblick über die fatalen Baumwurzeln, auch fing mich zuletzt an zu hungern, und der Wald wollte noch immer gar kein Ende nehmen. So irrte ich den ganzen Tag herum, und die Sonne schien schon schief zwischen den Baumstämmen hindurch, als ich endlich in ein kleines Wiesenthal hinauskam, das rings von Bergen eingeschlossen und voller roter und gelber Blumen war, über denen unzählige Schmetterlinge im Abendgolde herumflatterten. Hier war es so einsam, als läge die Welt wohl hundert Meilen weit weg. Nur die Heimchen zirpten, und ein Hirt lag drüben im hohen Grase und blies so melancholisch auf seiner Schalmei, daß einem das Herz vor Wehmut hätte zerspringen mögen. Ja, dachte ich bei mir, wer es so gut hätte, wie so ein Faulenzer! unsereiner muß sich in der Fremde herumschlagen und immer attent sein. — Da ein schönes, klares Flüßchen zwischen uns lag, über das ich nicht herüber konnte, so rief ich ihm von weitem zu: wo hier das nächste Dorf läge? Er ließ sich aber nicht stören, sondern streckte nur den Kopf ein wenig aus dem Grase hervor, wies mit seiner Schalmei auf den andern Wald hin und blies ruhig wieder weiter.

Unterdes marschierte ich fleißig fort, denn es fing schon an zu dämmern. Die Vögel, die alle noch ein großes Geschrei gemacht hatten, als die letzten Sonnenstrahlen durch den Wald schimmerten, wurden auf einmal still, und mir fing beinahe an angst zu werden in dem ewigen einsamen Rauschen der Wälder. Endlich hörte ich von ferne Hunde bellen. Ich schritt rascher fort, der Wald wurde immer lichter und lichter, und bald darauf sah ich zwischen den letzten Bäumen hindurch einen schönen, grünen Platz, auf dem viele Kinder lärmten und sich um eine große Linde herumtummelten, die recht in der Mitte stand. Weiterhin an dem Platze war ein Wirtshaus, vor dem einige Bauern um einen Tisch saßen und Karten spielten und Tabak rauchten. Von der andern Seite saßen junge Bursche und Mädchen vor der

Thür, die die Arme in ihre Schürzen gewickelt hatten und in der Kühle miteinander plauderten.

Ich besann mich nicht lange, zog meine Geige aus der Tasche und spielte schnell einen lustigen Ländler auf, während ich aus dem Walde hervortrat. Die Mädchen verwunderten sich, die Alten lachten, daß es weit in den Wald hineinschallte. Als ich aber so bis zu der Linde gekommen war und mich mit dem Rücken dran lehnte, und immerfort spielte, da ging ein heimliches Rumoren und Gewisper unter den jungen Leuten rechts und links, die Bursche legten endlich ihre Sonntagspfeifen weg, jeder nahm sich die Seine, und eh' ich's mir versah, schwenkte sich das junge Bauernvolk tüchtig um mich herum, die Hunde bellten, die Kittel flogen, und die Kinder standen um mich im Kreise und sahen mir neugierig ins Gesicht und auf die Finger, wie ich so fix damit hantierte.

Wie der erste Schleifer vorbei war, konnte ich erst recht sehen, wie eine gute Musik in die Gliedmaßen fährt. Die Bauerburschen, die sich vorher, die Pfeifen im Munde, auf den Bänken reckten und die steifen Beine von sich streckten, waren nun auf einmal wie umgetauscht, ließen ihre bunten Schnupftücher vorn am Knopfloche lang herunterhängen und kapriolten so artig um die Mädchen herum, daß es eine rechte Lust anzuschauen war. Einer von ihnen, der sich schon für was Rechtes hielt, haspelte lange in seiner Westentasche, damit es die andern sehen sollten, und brachte endlich ein kleines Silberstück heraus, das er mir in die Hand drücken wollte. Mich ärgerte das, wenn ich gleich dazumal kein Geld in der Tasche hatte. Ich sagte ihm, er sollte nur seine Pfennige behalten, ich spielte nur so aus Freude, weil ich wieder bei Menschen wäre. Bald darauf aber kam ein schmuckes Mädchen mit einer großen Stampe Wein zu mir. „Musikanten trinken gern," sagte sie, und lachte mich freundlich an, und ihre perlweißen Zähne schimmerten recht scharmant zwischen den roten Lippen hindurch, so daß ich sie wohl hätte darauf küssen mögen. Sie tunkte ihr Schnäbelchen in den Wein, wobei ihre Augen über das Glas weg auf mich herüber funkelten, und reichte mir darauf die Stampe hin. Da trank ich das Glas bis auf den Grund aus, und spielte dann wieder von frischem, daß sich alles lustig um mich herumdrehte.

Die Alten waren unterdes von ihrem Spiele aufgebrochen,

die jungen Leute fingen auch an müde zu werden und zerstreuten sich, und so wurde es nach und nach ganz still und leer vor dem Wirtshause. Auch das Mädchen, das mir den Wein gereicht hatte, ging nun nach dem Dorfe zu, aber sie ging sehr langsam, und sah sich zuweilen um, als ob sie was vergessen hätte. Endlich blieb sie stehen und suchte etwas auf der Erde, aber ich sah wohl, daß sie, wenn sie sich bückte, unter dem Arme hindurch nach mir zurückblickte. Ich hatte auf dem Schlosse Lebensart gelernt, ich sprang also geschwind herzu und sagte: „Haben Sie etwas verloren, schönste Mamsell?" — „Ach nein," sagte sie und wurde über und über rot, „es war nur eine Rose — will Er sie haben?" — Ich dankte und steckte die Rose ins Knopfloch. Sie sah mich sehr freundlich an und sagte: „Er spielt recht schön." — „Ja," versetzte ich, „das ist so eine Gabe Gottes." — „Die Musikanten sind hier in der Gegend sehr rar," hub das Mädchen dann wieder an und stockte und hatte die Augen beständig niedergeschlagen. „Er könnte sich hier ein gutes Stück Geld verdienen — auch mein Vater spielt etwas die Geige und hört gern von der Fremde erzählen — und mein Vater ist sehr reich." — Dann lachte sie auf und sagte: „Wenn Er nur nicht immer solche Grimassen machen möchte mit dem Kopfe beim Geigen!" — „Teuerste Jungfer," erwiderte ich, „erstlich: Nennen Sie mich nur nicht immer Er; sodann mit dem Kopftremulenzen, das ist einmal nicht anders, das haben wir Virtuosen alle so an uns." — „Ach so!" entgegnete das Mädchen. Sie wollte noch etwas mehr sagen, aber da entstand auf einmal ein entsetzliches Gepolter im Wirtshause, die Hausthür ging mit großem Gekrache auf und ein dünner Kerl kam wie ein ausgeschossener Ladestock herausgeflogen, worauf die Thür sogleich wieder hinter ihm zugeschlagen wurde.

Das Mädchen war bei dem ersten Geräusche wie ein Reh davongesprungen und im Dunkel verschwunden. Die Figur vor der Thür aber raffte sich hurtig wieder vom Boden auf und fing nun an mit solcher Geschwindigkeit gegen das Haus loszuschimpfen, daß es ordentlich zum Erstaunen war. „Was!" schrie er, „ich besoffen? ich die Kreidestriche an der verräucherten Thür nicht bezahlen? Löscht sie aus, löscht sie aus! Hab' ich euch nicht erst gestern übern Kochlöffel barbiert und in die Nase geschnitten, daß ihr mir den Löffel morsch entzweigebissen habt?

Barbieren macht einen Strich — Kochlöffel, wieder einen Strich — Pflaster auf die Nase, noch einen Strich — wieviel solche hundsföttische Striche wollt ihr denn noch bezahlt haben? Aber gut, schon gut, ich lasse das ganze Dorf, die ganze Welt ungeschoren. Lauft meinetwegen mit euren Bärten, daß der liebe Gott am jüngsten Tage nicht weiß, ob ihr Juden seid oder Christen! Ja, hängt euch an euren eigenen Bärten auf, ihr zottigen Landbären!" Hier brach er auf einmal in ein jämmerliches Weinen aus und fuhr ganz erbärmlich durch die Fistel fort: „Wasser soll ich saufen, wie ein elender Fisch? ist das Nächstenliebe? Bin ich nicht ein Mensch und ein ausgelernter Feldscher? Ach, ich bin heute so in der Rage! Mein Herz ist voller Rührung und Menschenliebe!" Bei diesen Worten zog er sich nach und nach zurück, da im Hause alles still blieb. Als er mich erblickte, kam er mit ausgebreiteten Armen auf mich los, ich glaubte, der tolle Kerl wollte mich embrassieren. Ich sprang aber auf die Seite, und so stolperte er weiter, und ich hörte ihn noch lange, bald grob, bald fein, durch die Finsternis mit sich diskurieren.

Mir aber ging mancherlei im Kopfe herum. Die Jungfer, die mir vorhin die Rose geschenkt hatte, war jung, schön und reich — ich konnte da mein Glück machen, eh' man die Hand umkehrte. Und Hammel und Schweine, Puter und fette Gänse mit Äpfeln gestopft — ja, es war mir nicht anders, als säh' ich den Portier auf mich zukommen: „Greif zu, Einnehmer, greif zu! jung gefreit hat niemand gereut, wer's Glück hat, führt die Braut heim, bleibe im Lande und nähre dich tüchtig." In solchen philosophischen Gedanken setzte ich mich auf dem Platze, der nun ganz einsam war, auf einen Stein nieder, denn an das Wirtshaus anzuklopfen traute ich mich nicht, weil ich kein Geld bei mir hatte. Der Mond schien prächtig, von den Bergen rauschten die Wälder durch die stille Nacht herüber, manchmal schlugen im Dorfe die Hunde an, das weiter im Thale unter Bäumen und Mondschein wie begraben lag. Ich betrachtete das Firmament, wie da einzelne Wolken langsam durch den Mondschein zogen und manchmal ein Stern weit in der Ferne herunterfiel. So, dachte ich, scheint der Mond auch über meines Vaters Mühle und auf das weiße gräfliche Schloß. Dort ist nun auch schon alles lange still, die gnädige Frau schläft, und die Wasserkünste und Bäume im Garten rauschen noch immerfort

wie damals, und allen ist's gleich, ob ich noch da bin, oder in der Fremde, oder gestorben. — Da kam mir die Welt auf einmal so entsetzlich weit und groß vor und ich so ganz allein darin, daß ich aus Herzensgrunde hätte weinen mögen.

Wie ich noch immer so dasitze, höre ich auf einmal aus der Ferne Hufschlag im Walde. Ich hielt den Atem an und lauschte, da kam es immer näher und näher, und ich konnte schon die Pferde schnauben hören. Bald darauf kamen auch wirklich zwei Reiter unter den Bäumen hervor, hielten aber am Saume des Waldes an und sprachen heimlich sehr eifrig miteinander, wie ich an den Schatten sehen konnte, die plötzlich über den mondbeglänzten Platz vorschossen, und mit langen, dunklen Armen bald dahin, bald dorthin wiesen. — Wie oft, wenn mir zu Hause meine verstorbene Mutter von wilden Wäldern und martialischen Räubern erzählte, hatte ich mir sonst immer heimlich gewünscht, eine solche Geschichte selbst zu erleben. Da hatt' ich's nun auf einmal für meine dummen, frevelmütigen Gedanken! — Ich streckte mich nun an dem Lindenbaume, unter dem ich gesessen, ganz unmerklich so lang aus, als ich nur konnte, bis ich den ersten Ast erreicht hatte und mich geschwinde hinaufschwang. Aber ich baumelte noch mit halbem Leibe über dem Aste und wollte soeben auch meine Beine nachholen, als der eine von den Reitern rasch hinter mir über den Platz dahertrabte. Ich drückte nun die Augen fest zu in dem dunkeln Laube und rührte und regte mich nicht. — „Wer ist da?" rief es auf einmal dicht hinter mir. „Niemand!" schrie ich aus Leibeskräften vor Schreck, daß er mich doch noch erwischt hatte. Insgeheim mußte ich aber doch bei mir lachen, wie die Kerls sich schneiden würden, wenn sie mir die leeren Taschen umdrehten. — „Ei ei," sagte der Räuber wieder, „wem gehören denn aber die zwei Beine, die da herunterhängen?" — Da half nichts mehr. „Nichts weiter," versetzte ich, „als ein paar arme verirrte Musikantenbeine," und ließ mich rasch wieder auf den Boden herab, denn ich schämte mich auch, länger wie eine zerbrochene Gabel da über dem Aste zu hängen.

Das Pferd des Reiters scheute, als ich so plötzlich vom Baume herunterfuhr. Er klopfte ihm den Hals und sagte lachend: „Nun, wir sind auch verirrt, da sind wir rechte Kameraden; ich dächte also, du hälfest uns ein wenig den Weg nach B. aufsuchen. Es soll dein Schade nicht sein." Ich hatte nun gut

beteuern, daß ich gar nicht wüßte, wo B. läge, daß ich lieber hier im Wirtshause fragen oder sie in das Dorf hinunterfuhren wollte. Der Kerl nahm gar keine Raison an. Er zog ganz ruhig eine Pistole aus dem Gurte, die recht hübsch im Mondscheine funkelte. „Mein Liebster,“ sagte er dabei sehr freundschaftlich zu mir, während er bald den Lauf der Pistole abwischte, bald wieder prüfend an die Augen hielt, „mein Liebster, du wirst wohl so gut sein, selber nach B. vorauszugehen.“

Da war ich nun recht übel dran. Traf ich den Weg, so kam ich gewiß zu der Räuberbande und bekam Prügel, da ich kein Geld bei mir hatte; traf ich ihn nicht — so bekam ich auch Prügel. Ich besann mich also nicht lange und schlug den ersten besten Weg ein, der an dem Wirtshause vorüber vom Dorfe abführte. Der Reiter sprengte schnell zu seinem Begleiter zurück, und beide folgten mir dann in einiger Entfernung langsam nach. So zogen wir eigentlich recht närrisch auf gut Glück in die mondhelle Nacht hinein. Der Weg lief immerfort im Walde an einem Bergeshange fort. Zuweilen konnte man über die Tannenwipfel, die von unten herauflangten und sich dunkel rührten, weit in die tiefen, stillen Thäler hinaussehen, hin und her schlug eine Nachtigall, Hunde bellten in der Ferne in den Dörfern. Ein Fluß rauschte beständig aus der Tiefe und blitzte zuweilen im Mondscheine auf. Dabei das einförmige Pferdegetrappel und das Wirren und Schwirren der Reiter hinter mir, die unaufhörlich in einer fremden Sprache miteinander plauderten, und das helle Mondlicht und die langen Schatten der Baumstämme, die wechselnd über die beiden Reiter wegflogen, daß sie mir bald schwarz, bald hell, bald klein, bald wieder riesengroß vorkamen. Mir verwirrten sich ordentlich die Gedanken, als läge ich in einem Traum und könnte gar nicht aufwachen. Ich schritt immer stramm vor mich hin. Wir müssen, dachte ich, doch am Ende aus dem Walde und aus der Nacht herauskommen.

Endlich flogen hin und wieder schon lange, rötliche Scheine über den Himmel, ganz leise, wie wenn man über einen Spiegel haucht, auch eine Lerche sang schon hoch über dem stillen Thale. Da wurde mir auf einmal ganz klar im Herzen bei dem Morgengruße, und alle Furcht war vorüber. Die beiden Reiter aber streckten sich und sahen sich nach allen Seiten um, und schienen nun erst gewahr zu werden, daß wir doch wohl nicht auf dem

rechten Wege sein mochten. Sie plauderten wieder viel, und ich bemerkte wohl, daß sie von mir sprachen, ja es kam mir vor, als finge der eine sich vor mir zu fürchten an, als könnt' ich wohl gar so ein heimlicher Schnapphahn sein, der sie im Walde irre führen wollte. Das machte mir Spaß, denn je lichter es ringsum wurde, je mehr Courage kriegt' ich, zumal da wir soeben auf einen schönen, freien Waldplatz herauskamen. Ich sah mich daher nach allen Seiten ganz wild um und pfiff dann ein paarmal auf den Fingern, wie die Spitzbuben thun, wenn sie sich einander Signale geben wollen.

„Halt!" rief auf einmal der eine von den Reitern, daß ich ordentlich zusammenfuhr. Wie ich mich umsehe, sind sie beide abgestiegen und haben ihre Pferde an einen Baum angebunden. Der eine kommt aber rasch auf mich los, sieht mir ganz starr ins Gesicht und fängt auf einmal ganz unmäßig an zu lachen. Ich muß gestehen, mich ärgerte das unvernünftige Gelächter. Er aber sagte: „Wahrhaftig, das ist der Gärtner, wollt' sagen: Einnehmer vom Schloß!"

Ich sah ihn groß an, wußte mich aber seiner nicht zu erinnern, hätt' auch viel zu thun gehabt, wenn ich mir alle die jungen Herren hätte ansehen wollen, die auf dem Schlosse ab und zu ritten. Er aber fuhr mit ewigem Gelächter fort: „Das ist prächtig! Du vacierst, wie ich sehe, wir brauchen eben einen Bedienten, bleib bei uns, da hast du ewige Vakanz." — Ich war ganz verblüfft und sagte endlich, daß ich soeben auf einer Reise nach Italien begriffen wäre. — „Nach Italien?!" entgegnete der Fremde; „eben dahin wollen auch wir!" — „Nun, wenn das ist!" rief ich aus und zog voller Freude meine Geige aus der Tasche und strich, daß die Vögel im Walde aufwachten. Der Herr aber erwischte geschwind den andern Herrn und walzte mit ihm wie verrückt auf dem Rasen herum.

Dann standen sie plötzlich still. „Bei Gott," rief der eine, „da seh' ich schon den Kirchturm von B.! nun, da wollen wir bald unten sein." Er zog seine Uhr heraus und ließ sie repetieren, schüttelte mit dem Kopfe, und ließ noch einmal schlagen. „Nein," sagte er, „das geht nicht, wir kommen so zu früh hin, das könnte schlimm werden!"

Darauf holten sie von ihren Pferden Kuchen, Braten und Weinflaschen, breiteten eine schöne, bunte Decke auf dem grünen

Rasen aus, streckten sich darüber hin und schmausten sehr vergnüglich, teilten auch mir von allem sehr reichlich mit, was mir gar wohl bekam, da ich seit einigen Tagen schon nicht mehr vernünftig gespeist hatte. — „Und daß du's weißt," sagte der eine zu mir, — „aber du kennst uns doch nicht?" — ich schüttelte mit dem Kopfe. — „Also, daß du's weißt: Ich bin der Maler Leonhard, und das dort ist — wieder ein Maler — Guido geheißen."

Ich besah mir nun die beiden Maler genauer bei der Morgendämmerung. Der eine, Herr Leonhard, war groß, schlank, braun, mit lustigen, feurigen Augen. Der andere war viel junger, kleiner und feiner, auf altdeutsche Mode gekleidet, wie es der Portier nannte, mit weißem Kragen und bloßem Halse, um den die dunkelbraunen Locken herabhingen, die er oft aus dem hübschen Gesichte wegschütteln mußte. — Als dieser genug gefrühstückt hatte, griff er nach meiner Geige, die ich neben mir auf den Boden gelegt hatte, setzte sich damit auf einen umgehauenen Baumast, und klimperte darauf mit den Fingern. Dann sang er dazu so hell wie ein Waldvöglein, daß es mir recht durchs ganze Herz klang:

Fliegt der erste Morgenstrahl
Durch das stille Nebelthal,
Rauscht erwachend Wald und Hügel:
Wer da fliegen kann, nimmt Flügel!

Und sein Hütlein in die Luft
Wirft der Mensch vor Lust und ruft:
Hat Gesang doch auch noch Schwingen,
Nun so will ich fröhlich singen!

Dabei spielten die rötlichen Morgenscheine recht anmutig über sein etwas blasses Gesicht und die schwarzen, verliebten Augen. Ich aber war so müde, daß sich mir die Worte und Noten, während er so sang, immer mehr verwirrten, bis ich zuletzt fest einschlief.

Als ich nach und nach wieder zu mir selber kam, hörte ich wie im Traume die beiden Maler noch immer neben mir sprechen und die Vögel über mir singen, und die Morgenstrahlen schimmerten

mir durch die geschlossenen Augen, daß mir's innerlich so dunkelhell war, wie wenn die Sonne durch rotseidene Gardinen scheint. Come è bello! hört' ich da dicht neben mir ausrufen. Ich schlug die Augen auf und erblickte den jungen Maler, der im funkelnden Morgenlichte über mich hergebeugt stand, so daß beinah nur die großen, schwarzen Augen zwischen den herabhängenden Locken zu sehen waren.

Ich sprang geschwind auf, denn es war schon heller Tag geworden. Der Herr Leonhard schien verdrießlich zu sein, er hatte zwei zornige Falten auf der Stirn und trieb hastig zum Aufbruche. Der andere Maler aber schüttelte seine Locken aus dem Gesichte und trällerte, während er sein Pferd aufzäumte, ruhig ein Liedchen vor sich hin, bis Leonhard zuletzt plötzlich laut auflachte, schnell eine Flasche ergriff, die noch auf dem Rasen stand, und den Rest in die Gläser einschenkte. „Auf eine glückliche Ankunft!" rief er aus, sie stießen mit den Gläsern zusammen, es gab einen schönen Klang. Darauf schleuderte Leonhard die leere Flasche hoch ins Morgenrot, daß es lustig in der Luft funkelte.

Endlich setzten sie sich auf ihre Pferde, und ich marschierte frisch wieder nebenher. Gerade vor uns lag ein unübersehbares Thal, in das wir nun hinunterzogen. Da war ein Blitzen und Rauschen und Schimmern und Jubilieren! Mir war so kühl und fröhlich zu Mute, als sollt' ich von dem Berge in die prächtige Gegend hinausfliegen.

Viertes Kapitel.

Nun ade, Mühle und Schloß und Portier! Nun ging's, daß mir der Wind am Hute pfiff. Rechts und links flogen Dörfer, Städte und Weingärten vorbei, daß es einem vor den Augen flimmerte; hinter mir die beiden Maler im Wagen, vor mir vier Pferde mit einem prächtigen Postillon, ich hoch oben auf dem Kutschbocke, daß ich oft ellenhoch in die Höhe flog.

Das war so zugegangen: Als wir vor B ankommen, kommt schon am Dorfe ein langer, dürrer, grämlicher Herr im grünen Flauschrocke uns entgegen, macht viele Bücklinge vor den Herren Malern und führt uns in das Dorf hinein. Da stand unter den hohen Linden vor dem Posthause schon ein prächtiger Wagen mit vier Pferden bespannt. Herr Leonhard meinte unterwegs, ich hätte meine Kleider ausgewachsen. Er holte daher geschwind andere aus seinem Mantelsacke hervor, und ich mußte einen ganz neuen, schönen Frack und Weste anziehen, die mir sehr vornehm zu Gesicht standen, nur daß mir alles so lang und weit war und ordentlich um mich herumschlotterte. Auch einen ganz neuen Hut bekam ich, der funkelte in der Sonne, als wär' er mit frischer Butter überschmiert. Dann nahm der fremde, grämliche Herr die beiden Pferde der Maler am Zügel, die Maler sprangen in den Wagen, ich auf den Bock, und so flogen wir schon fort, als eben der Postmeister mit der Schlafmütze aus dem Fenster guckte. Der Postillon blies lustig auf dem Horne, und so ging es frisch nach Italien hinein.

Ich hatte eigentlich da droben ein prächtiges Leben wie der Vogel in der Luft und brauchte doch dabei nicht selbst zu fliegen. Zu thun hatte ich auch weiter nichts, als Tag und Nacht auf dem Bocke zu sitzen und bei den Wirtshäusern manchmal Essen und Trinken an den Wagen herauszubringen, denn die Maler

sprachen nirgends ein, und bei Tage zogen sie die Fenster am Wagen so fest zu, als wenn die Sonne sie erstechen wollte. Nur zuweilen steckte der Herr Guido sein hübsches Köpfchen zum Wagenfenster heraus und diskurierte freundlich mit mir, und lachte dann den Herrn Leonhard aus, der das nicht leiden wollte und jedesmal über die langen Diskurse böse wurde. Ein paarmal hätte ich bald Verdruß bekommen mit meinem Herrn. Das eine Mal, wie ich bei schöner, sternklarer Nacht droben auf dem Bocke die Geige zu spielen anfing, und sodann späterhin wegen des Schlafes. Das war aber auch ganz zum Erstaunen! Ich wollte mir doch Italien recht genau besehen, und riß die Augen alle Viertelstunden weit auf. Aber kaum hatte ich ein Weilchen so vor mich hingesehen, so verschwirrten und verwickelten sich mir die sechzehn Pferdefüße vor mir wie Filet so hin und her und übers Kreuz, daß mir die Augen gleich wieder übergingen, und zuletzt geriet ich in ein solches entsetzliches und unaufhaltsames Schlafen, daß gar kein Rat mehr war. Da mocht' es Tag oder Nacht, Regen oder Sonnenschein, Tirol oder Italien sein, ich hing bald rechts, bald links, bald rücklings über den Bock herunter, ja manchmal tunkte ich mit solcher Vehemenz mit dem Kopfe nach dem Boden zu, daß mir der Hut weit vom Kopfe flog, und der Herr Guido im Wagen laut aufschrie.

So war ich, ich weiß selbst nicht wie, durch halb Welschland, das sie dort Lombardei nennen, durchgekommen, als wir an einem schönen Abende vor einem Wirtshause auf dem Lande stillhielten. Die Postpferde waren in dem daranstoßenden Stationsdorfe erst nach ein paar Stunden bestellt, die Herren Maler stiegen daher aus und ließen sich in ein besonderes Zimmer führen, um hier ein wenig zu rasten und einige Briefe zu schreiben. Ich aber war sehr vergnügt darüber und verfügte mich sogleich in die Gaststube, um endlich wieder einmal so recht mit Ruhe und Kommodität zu essen und zu trinken. Da sah es ziemlich liederlich aus. Die Mägde gingen mit zerzottelten Haaren herum und hatten die offenen Halstücher unordentlich um das gelbe Fell hängen. Um einen runden Tisch saßen die Knechte vom Hause in blauen Überziehhemden beim Abendessen und glotzten mich zuweilen von der Seite an. Die hatten alle kurze, dicke Haarzöpfe und sahen so recht vornehm wie die jungen Herrlein aus. — Da bist du nun, dachte ich bei mir, und aß fleißig

fort, da bist du nun endlich in dem Lande, woher immer die kuriosen Leute zu unserm Herrn Pfarrer kamen mit Mausefallen und Barometern und Bildern. Was der Mensch doch nicht alles erfährt, wenn er sich einmal hinterm Ofen hervormacht!

Wie ich noch eben so esse und meditiere, huscht ein Männlein, das bis jetzt in einer dunklen Ecke der Stube bei seinem Glase Wein gesessen hatte, auf einmal aus seinem Winkel wie eine Spinne auf mich los. Er war ganz kurz und bucklicht, hatte aber einen großen, grauslichen Kopf mit einer langen römischen Adlernase, und sparsamen roten Backenbart, und die gepuderten Haare standen ihm von allen Seiten zu Berge, als wenn der Sturmwind durchgefahren wäre. Dabei trug er einen altmodischen, verschossenen Frack, kurze plüschene Beinkleider und ganz vergelbte seidene Strümpfe. Er war einmal in Deutschland gewesen und dachte Wunder wie er gut deutsch verstünde. Er setzte sich zu mir und frug bald das, bald jenes, während er immerfort Tabak schnupfte: Ob ich der Servitore sei? wenn wir arriware? ob wir nach Roma gehen? Aber das wußte ich alles selber nicht, und konnte auch sein Kauderwelsch gar nicht verstehen. „Parlez vous français?" sagte ich endlich in meiner Angst zu ihm. Er schüttelte mit dem großen Kopfe, und das war mir sehr lieb, denn ich konnte ja auch nicht französisch. Aber das half alles nichts. Er hatte mich einmal recht aufs Korn genommen, er frug und frug immer wieder; je mehr wir parlierten, je weniger verstand einer den andern, zuletzt wurden wir beide schon hitzig, so daß mir's manchmal vorkam, als wollte der Signor mit seiner Adlernase nach mir hacken, bis endlich die Mägde, die den babylonischen Diskurs mit angehört hatten, uns beide tüchtig auslachten. Ich aber legte schnell Messer und Gabel hin und ging vor die Hausthür hinaus. Denn mir war in dem fremden Lande nicht anders, als wäre ich mit meiner deutschen Zunge tausend Klafter tief ins Meer versenkt, und allerlei unbekanntes Gewürm ringelte sich und rauschte da in der Einsamkeit um mich her und glotzte und schnappte nach mir.

Draußen war eine warme Sommernacht, so recht um gassaten zu gehen. Weit von den Weinbergen herüber hörte man noch zuweilen einen Winzer singen, dazwischen blitzte es manchmal von ferne, und die ganze Gegend zitterte und säuselte im Mondschein. Ja manchmal kam es mir vor, als schlüpfte eine lange

dunkle Gestalt hinter den Haselnußsträuchern vor dem Hause vorüber und guckte durch die Zweige, dann war alles auf einmal wieder still. — Da trat der Herr Guido eben auf den Balkon des Wirtshauses heraus. Er bemerkte mich nicht, und spielte sehr geschickt auf einer Zither, die er im Hause gefunden haben mußte, und sang dann dazu wie eine Nachtigall.

Schweigt der Menschen laute Lust:
Rauscht die Erde wie in Träumen
Wunderbar mit allen Bäumen,
Was dem Herzen kaum bewußt,
Alte Zeiten, linde Trauer,
Und es schweifen leise Schauer
Wetterleuchtend durch die Brust.

Ich weiß nicht, ob er noch mehr gesungen haben mag, denn ich hatte mich auf die Bank vor der Hausthür hingestreckt und schlief in der lauen Nacht vor großer Ermüdung fest ein.

Es mochten wohl ein paar Stunden ins Land gegangen sein, als mich ein Posthorn aufweckte, das lange Zeit lustig in meine Träume hereinblies, ehe ich mich völlig besinnen konnte. Ich sprang endlich auf, der Tag dämmerte schon an den Bergen, und die Morgenkühle rieselte mir durch alle Glieder. Da fiel mir erst ein, daß wir ja um diese Zeit schon wieder weit fort sein wollten. Aha, dachte ich, heut ist einmal das Wecken und Auslachen an mir. Wie wird der Herr Guido mit dem verschlafenen Lockenkopfe herausfahren, wenn er mich draußen hört! So ging ich in den kleinen Garten am Hause dicht unter die Fenster, wo meine Herren wohnten, dehnte mich noch einmal recht ins Morgenrot hinein und sang fröhlichen Mutes:

Wenn der Hoppevogel schreit,
Ist der Tag nicht mehr weit,
Wenn die Sonne sich aufthut,
Schmeckt der Schlaf noch so gut! —

Das Fenster war offen, aber es blieb alles still oben, nur der Nachtwind ging noch durch die Weinranken, die sich

bis in das Fenster hineinstreckten. — Nun, was soll denn das wieder bedeuten? rief ich voll Erstaunen aus, und lief in das Haus und durch die stillen Gänge nach der Stube zu. Aber da gab es mir einen rechten Stich ins Herz. Denn wie ich die Thür aufreiße, ist alles leer, darin kein Frack, kein Hut, kein Stiefel. — Nur die Zither, auf der Herr Guido gestern gespielt hatte, hing an der Wand, auf dem Tische mitten in der Stube lag ein schöner, voller Geldbeutel, worauf ein Zettel geklebt war. Ich hielt ihn näher ans Fenster und traute meinen Augen kaum, es stand wahrhaftig mit großen Buchstaben darauf: Für den Herrn Einnehmer!

Was war mir aber das alles nütze, wenn ich meine lieben lustigen Herren nicht wiederfand? Ich schob den Beutel in meine tiefe Rocktasche, das plumpte wie in einen tiefen Brunnen, daß es mich ordentlich hinten über zog. Dann rannte ich hinaus, machte einen großen Lärm und weckte alle Knechte und Mägde im Hause. Die wußten gar nicht, was ich wollte, und meinten, ich wäre verrückt geworden. Dann aber verwunderten sie sich nicht wenig, als sie oben das leere Nest sahen. Niemand wußte etwas von meinen Herren. Nur die eine Magd — wie ich aus ihren Zeichen und Gestikulationen zusammenbringen konnte — hatte bemerkt, daß der Herr Guido, als er gestern abends auf dem Balkone sang, auf einmal laut aufschrie und dann geschwind zu dem anderen Herrn in das Zimmer zurückstürzte. Als sie hernach in der Nacht einmal aufwachte, hörte sie draußen Pferdegetrappel. Sie guckte durch das kleine Kammerfenster und sah den buckligen Signor, der gestern soviel mit mir gesprochen hatte, auf einem Schimmel im Mondscheine quer übers Feld galoppieren, daß er immer ellenhoch überm Sattel in die Höhe flog und die Magd sich bekreuzte, weil es aussah wie ein Gespenst, das auf einem dreibeinigen Pferde reitet. — Da wußt' ich nun gar nicht, was ich machen sollte.

Unterdes aber stand unser Wagen schon lange vor der Thür angespannt und der Postillon stieß ungeduldig ins Horn, daß er hätte bersten mögen, denn er mußte zur bestimmten Stunde auf der nächsten Station sein, da alles durch Laufzettel bis auf die Minute vorausbestellt war. Ich rannte noch einmal um das ganze Haus herum und rief die Maler, niemand

gab Antwort, die Leute aus dem Hause liefen zusammen und gafften mich an, der Postillon fluchte, die Pferde schnaubten, ich, ganz verblüfft, springe endlich geschwind in den Wagen hinein, der Hausknecht schlägt die Thür hinter mir zu, der Postillon knallt und so ging's mit mir fort in die weite Welt hinein.

Fünftes Kapitel.

Wir fuhren nun über Berg und Thal Tag und Nacht immerfort. Ich hatte gar nicht Zeit, mich zu besinnen, denn wo wir hinkamen, standen die Pferde angeschirrt, ich konnte mit den Leuten nicht sprechen, mein Demonstrieren half also nichts; oft, wenn ich im Wirtshause eben beim besten Essen war, blies der Postillon, ich mußte Messer und Gabel wegwerfen und wieder in den Wagen springen, und wußte doch eigentlich gar nicht, wohin und weswegen ich just mit so ausnehmender Geschwindigkeit fortreisen sollte.

Sonst war die Lebensart gar nicht so übel. Ich legte mich, wie auf einem Kanapee, bald in die eine, bald in die andere Ecke des Wagens, und lernte Menschen und Länder kennen, und wenn wir durch Städte fuhren, lehnte ich mich auf beide Arme zum Wagenfenster heraus und dankte den Leuten, die höflich vor mir den Hut abnahmen, oder ich grüßte die Mädchen an den Fenstern wie ein alter Bekannter, die sich dann immer sehr verwunderten und mir noch lange neugierig nachguckten.

Aber zuletzt erschrak ich sehr. Ich hatte das Geld in dem gefundenen Beutel niemals gezählt, den Postmeistern und Gastwirten mußte ich überall viel bezahlen, und ehe ich mich's versah, war der Beutel leer. Anfangs nahm ich mir vor, sobald wir durch einen einsamen Wald fuhren, schnell aus dem Wagen zu springen und zu entlaufen. Dann aber that es mir wieder leid, nun den schönen Wagen so allein zu lassen, mit dem ich sonst wohl noch bis ans Ende der Welt fortgefahren wäre.

Nun saß ich eben voller Gedanken und wußte nicht aus noch ein, als es auf einmal seitwärts von der Landstraße abging. Ich schrie zum Wagen heraus auf den Postillon: Wohin er denn fahre? Aber ich mochte sprechen, was ich wollte, der Kerl sagte immer bloß: „Si, Si, Signore!“ und fuhr immer

über Stock und Stein, daß ich aus einer Ecke des Wagens in die andere flog.

Das wollte mir gar nicht in den Sinn, denn die Landstraße lief gerade durch eine prächtige Landschaft auf die untergehende Sonne zu, wohl wie in ein Meer von Glanz und Funken. Von der Seite aber, wohin wir uns gewendet hatten, lag ein wüstes Gebirge vor uns mit grauen Schluchten, zwischen denen es schon lange dunkel geworden war. — Je weiter wir fuhren, desto wilder und einsamer wurde die Gegend. Endlich kam der Mond hinter den Wolken hervor und schien auf einmal so hell zwischen die Bäume und Felsen herein, daß es ordentlich grauslich anzusehen war. Wir konnten nur langsam fahren in den engen, steinigen Schluchten, und das einförmige, ewige Gerassel des Wagens schallte an den Steinwänden weit in die stille Nacht, als führen wir in ein großes Grabgewölbe hinein. Nur von vielen Wasserfällen, die man aber nicht sehen konnte, war ein unaufhörliches Rauschen tiefer im Walde, und die Käuzchen riefen aus der Ferne immerfort: „Komm mit, komm mit!" — Dabei kam es mir vor, als wenn der Kutscher, der, wie ich jetzt erst sah, gar keine Uniform hatte und kein Postillon war, sich einigemal unruhig umsähe und schneller zu fahren anfing, und wie ich mich recht zum Wagen herauslegte, kam plötzlich ein Reiter aus dem Gebüsche hervor, sprengte dicht vor unseren Pferden quer über den Weg und verlor sich sogleich wieder auf der anderen Seite im Walde. Ich war ganz verwirrt, denn, soviel ich bei dem hellen Mondscheine erkennen konnte, war es dasselbe bucklige Männlein auf seinem Schimmel, das in dem Wirtshause mit der Adlernase nach mir gehackt hatte. Der Kutscher schüttelte den Kopf und lachte laut auf über die närrische Reiterei, wandte sich aber dann rasch zu mir um, sprach sehr viel und sehr eifrig, wovon ich leider nichts verstand, und fuhr dann noch rascher fort.

Ich aber war froh, als ich bald darauf von fern ein Licht schimmern sah. Es fanden sich nach und nach noch mehrere Lichter, sie wurden immer größer und heller, und endlich kamen wir an einigen verräucherten Hütten vorüber, die wie Schwalbennester auf dem Felsen hingen. Da die Nacht warm war, so standen die Thüren offen, und ich konnte darin die hellerleuchteten Stuben und allerlei lumpiges Gesindel sehen, das wie dunkle Schatten um das Herdfeuer herumhockte. Wir aber rasselten

durch die stille Nacht einen Steinweg hinan, der sich auf einen hohen Berg hinaufzog. Bald überdeckten hohe Bäume und herabhängende Sträucher den ganzen Hohlweg, bald konnte man auf einmal wieder das ganze Firmament und in der Tiefe die weite, stille Runde von Bergen, Wäldern und Thälern übersehen. Auf dem Gipfel des Berges stand ein großes, altes Schloß mit vielen Türmen im hellsten Mondscheine. — „Nun Gott befohlen!“ rief ich aus, und war innerlich ganz munter geworden vor Erwartung, wohin sie mich da am Ende noch bringen würden.

Es dauerte wohl noch eine gute halbe Stunde, ehe wir endlich auf dem Berge am Schloßthore ankamen. Das ging in einen breiten, runden Turm hinein, der oben schon ganz verfallen war. Der Kutscher knallte dreimal, daß es weit in dem alten Schlosse wiederhallte, wo ein Schwarm von Dohlen ganz erschrocken plötzlich aus allen Luken und Ritzen herausfuhr und mit großem Geschreie die Luft durchkreuzte. Darauf rollte der Wagen in den langen, dunklen Thorweg hinein. Die Pferde gaben mit ihren Hufeisen Feuer auf dem Steinpflaster, ein großer Hund bellte, der Wagen donnerte zwischen den gewölbten Wänden, die Dohlen schrieen noch immer dazwischen — so kamen wir mit einem entsetzlichen Spektakel in den engen, gepflasterten Schloßhof.

Eine kuriose Station! dachte ich bei mir, als nun der Wagen stillstand. Da wurde die Wagenthür von draußen aufgemacht, und ein alter, langer Mann mit einer kleinen Laterne sah mich unter seinen dicken Augenbrauen grämlich an. Er faßte mich dann unter den Arm und half mir, wie einem großen Herrn, aus dem Wagen heraus. Draußen vor der Hausthür stand eine alte, sehr häßliche Frau in schwarzem Kamisole und Rock, mit einer weißen Schürze und schwarzen Haube, von der ihr ein langer Schnipper bis an die Nase herunterhing. Sie hatte an der einen Hüfte einen großen Bund Schlüssel hängen und hielt in der anderen einen altmodischen Armleuchter mit zwei brennenden Wachskerzen. Sobald sie mich erblickte, fing sie an, tiefe Knixe zu machen und sprach und frug sehr viel durcheinander. Ich verstand aber nichts davon und machte immerfort Kratzfüße vor ihr, und es war mir eigentlich recht unheimlich zu Mute.

Der alte Mann hatte unterdes mit seiner Laterne den Wagen von allen Seiten beleuchtet und brummte und schüttelte den Kopf, als er nirgend einen Koffer oder Bagage fand. Der

Kutscher fuhr darauf, ohne Trinkgeld von mir zu fordern, den Wagen in einen alten Schuppen, der auf der Seite des Hofes schon offen stand. Die alte Frau aber bat mich sehr höflich durch allerlei Zeichen, ihr zu folgen. Sie führte mich mit ihren Wachskerzen durch einen langen, schmalen Gang und dann eine kleine steinerne Treppe herauf. Als wir an der Küche vorbeigingen, streckten ein paar junge Mägde neugierig die Köpfe durch die halbgeöffnete Thür und guckten mich so starr an und winkten und nickten einander heimlich zu, als wenn sie in ihrem Leben noch kein Mannsbild gesehen hätten. Die Alte machte endlich oben eine Thür auf, da wurde ich anfangs ordentlich ganz verblüfft. Denn es war ein großes, schönes, herrschaftliches Zimmer mit goldenen Verzierungen an der Decke, und an den Wänden hingen prächtige Tapeten mit allerlei Figuren und großen Blumen. In der Mitte stand ein gedeckter Tisch mit Braten, Kuchen, Salat, Obst, Wein und Konfekt, daß einem recht das Herz im Leibe lachte. Zwischen den beiden Fenstern hing ein ungeheurer Spiegel, der vom Boden bis zur Decke reichte.

Ich muß sagen, das gefiel mir recht wohl. Ich streckte mich ein paarmal und ging mit langen Schritten vornehm im Zimmer auf und ab. Dann konnt' ich aber doch nicht widerstehen, mich einmal in einem so großen Spiegel zu besehen. Das ist wahr, die neuen Kleider vom Herrn Leonhard standen mir recht schön, auch hatte ich in Italien so ein gewisses, feuriges Auge bekommen, sonst aber war ich gerade noch so ein Milchbart, wie ich zu Hause gewesen war, nur auf der Oberlippe zeigten sich erst ein paar Flaumfedern.

Die alte Frau mahlte indes in einem fort mit ihrem zahnlosen Munde, daß es nicht anders aussah, als wenn sie an der langen, herunterhängenden Nasenspitze kaute. Dann nötigte sie mich zum Sitzen, streichelte mir mit ihren dürren Fingern das Kinn, nannte mich poverino! wobei sie mich aus den roten Augen so schelmisch ansah, daß sich ihr der eine Mundwinkel bis an die halbe Wange in die Höhe zog, und ging endlich mit einem tiefen Knixe zur Thür hinaus.

Ich aber setzte mich zu dem gedeckten Tische, während eine junge, hübsche Magd hereintrat, um mich bei der Tafel zu bedienen. Ich knüpfte allerlei galanten Diskurs mit ihr an, sie verstand mich aber nicht, sondern sah mich immer ganz kurios

von der Seite an, weil mir's so gut schmeckte, denn das Essen war sehr delikat. Als ich satt war und wieder aufstand, nahm die Magd ein Licht von der Tafel und führte mich in ein anderes Zimmer. Da war ein Sofa, ein kleiner Spiegel und ein prächtiges Bett mit grünseidenen Vorhängen. Ich frug sie mit Zeichen, ob ich mich da hineinlegen sollte? Sie nickte zwar: „Ja," aber das war denn doch nicht möglich, denn sie blieb wie angenagelt bei mir stehen. Endlich holte ich mir noch ein großes Glas Wein aus der Tafelstube herein und rief ihr zu: „felicissima notte!" denn soviel hatt' ich schon italienisch gelernt. Aber wie ich das Glas so auf einmal ausstürzte, bricht sie plötzlich in ein verhaltenes Kichern aus, wird über und über rot, geht in die Tafelstube und macht die Thür hinter sich zu. Was ist da zu lachen? dachte ich verwundert, ich glaube, die Leute in Italien sind alle verrückt.

Ich hatte nun immer nur Angst vor dem Postillon, daß der gleich wieder zu blasen anfangen würde. Ich horchte am Fenster, aber es war alles still draußen. Laß ihn blasen! dachte ich, zog mich aus und legte mich in das prächtige Bett. Das war nicht anders, als wenn man in Milch und Honig schwämme! Vor den Fenstern rauschte die alte Linde im Hofe, zuweilen fuhr noch eine Dohle plötzlich vom Dache auf, bis ich endlich voller Vergnügen einschlief.

Sechstes Kapitel.

Als ich wieder erwachte, spielten schon die ersten Morgenstrahlen an den grünen Vorhängen über mir. Ich konnte mich gar nicht besinnen, wo ich eigentlich wäre. Es kam mir vor, als führe ich noch immer fort im Wagen, und es hätte mir von einem Schlosse im Mondscheine geträumt und von einer alten Hexe und ihrem blassen Töchterlein.

Ich sprang endlich rasch aus dem Bette, kleidete mich an und sah mich dabei nach allen Seiten in dem Zimmer um. Da bemerkte ich eine kleine Tapetenthür, die ich gestern gar nicht gesehen hatte. Sie war nur angelehnt, ich öffnete sie und erblickte ein kleines, nettes Stübchen, das in der Morgendämmerung recht heimlich aussah. Über einem Stuhle waren Frauenkleider unordentlich hingeworfen, auf einem Bettchen daneben lag das Mädchen das mir gestern abend bei der Tafel aufgewartet hatte. Sie schlief noch ganz ruhig und hatte den Kopf auf den weißen bloßen Arm gelegt, über den ihre schwarzen Locken herabfielen. Wenn die wüßte, daß die Thür offen war! sagte ich zu mir selbst und ging in mein Schlafzimmer zurück, während ich hinter mir wieder schloß und verriegelte, damit das Mädchen nicht erschrecken und sich schämen sollte, wenn sie erwachte.

Draußen ließ sich noch kein Laut vernehmen. Nur ein früherwachtes Waldvöglein saß vor meinem Fenster auf einem Strauche, der aus der Mauer herauswuchs, und sang schon sein Morgenlied. „Nein," sagte ich, „du sollst mich nicht beschämen und allein so früh und fleißig Gott loben!" — Ich nahm schnell meine Geige, die ich gestern auf das Tischchen gelegt hatte, und ging hinaus. Im Schlosse war noch alles totenstill, und es dauerte lange, ehe ich mich aus den dunklen Gängen ins Freie herausfand.

Als ich vor das Schloß heraustrat, kam ich in einen großen Garten, der auf breiten Terrassen, wovon die eine immer tiefer

war als die andere, bis auf den halben Berg herunterging. Aber das war eine liederliche Gärtnerei. Die Gänge waren alle mit hohem Grase bewachsen, die künstlichen Figuren von Buchsbaum waren nicht beschnitten und streckten wie Gespenster lange Nasen oder ellenhohe, spitzige Mützen in die Luft hinaus, daß man sich in der Dämmerung unordentlich davor hätte furchten mögen. Auf einige zerbrochene Statuen über einer vertrockneten Wasserkunst war gar Wäsche aufgehängt, hin und wieder hatten sie mitten im Garten Kohl gebaut, dann kamen wieder ein paar ordinäre Blumen, alles unordentlich durcheinander und von hohem, wildem Unkraut überwachsen, zwischen dem sich bunte Eidechsen schlängelten. Zwischen die alten hohen Bäume hindurch aber war überall eine weite, einsame Aussicht, eine Bergkoppe hinter der anderen, soweit das Auge reichte.

Nachdem ich so ein Weilchen in der Morgendämmerung durch die Wildnis umherspaziert war, erblickte ich auf der Terrasse unter mir einen langen, schmalen, blassen Jüngling in einem langen, braunen Kaputrock, der mit verschränkten Armen und großen Schritten auf und ab ging. Er that, als sähe er mich nicht, setzte sich bald darauf auf eine steinerne Bank hin, zog ein Buch aus der Tasche, las sehr laut, als wenn er predigte, sah dabei zuweilen zum Himmel, und stützte dann den Kopf ganz melancholisch auf die rechte Hand. Ich sah ihm lange zu, endlich wurde ich doch neugierig, warum er denn eigentlich so absonderliche Grimassen machte, und ging schnell auf ihn zu. Er hatte eben einen tiefen Seufzer ausgestoßen und sprang erschrocken auf, als ich ankam. Er war voller Verlegenheit, ich auch, wir wußten beide nicht, was wir sprechen sollten, und machten immerfort Komplimente voreinander, bis er endlich mit langen Schritten in das Gebüsch Reißaus nahm. Unterdes war die Sonne über dem Walde aufgegangen, ich sprang auf die Bank hinauf und strich vor Lust meine Geige, daß es weit in die stillen Thäler herunterschallte. Die Alte mit dem Schlüsselbunde, die mich schon ängstlich im ganzen Schlosse zum Frühstücke aufgesucht hatte, erschien nun auf der Terrasse über mir und verwunderte sich, daß ich so artig auf der Geige spielen konnte. Der alte grämliche Mann vom Schlosse fand sich dazu und verwunderte sich ebenfalls, endlich kamen auch noch die Mägde, und alles blieb oben voller Verwunderung stehen, und ich fingerte und schwenkte meinen

Fiedelbogen immer künstlicher und hurtiger und spielte Kadenzen und Variationen, bis ich endlich ganz müde wurde.

Das war nun aber doch ganz seltsam auf dem Schlosse! Kein Mensch dachte da ans Weiterreisen. Das Schloß war auch gar kein Wirtshaus, sondern gehörte, wie ich von der Magd erfuhr, einem reichen Grafen. Wenn ich mich dann manchmal bei der Alten erkundigte, wie der Graf heiße, wo er wohne? da schmunzelte sie immer bloß, wie den ersten Abend, da ich auf das Schloß kam, und kniff und winkte mir so pfiffig mit den Augen zu, als wenn sie nicht recht bei Sinne wäre. Trank ich einmal an einem heißen Tage eine ganze Flasche Wein aus, so kicherten die Mägde gewiß, wenn sie die andere brachten, und als mich dann gar einmal nach einer Pfeife Tabak verlangte, ich ihnen durch Zeichen beschrieb, was ich wollte, da brachen alle in ein großes, unvernünftiges Gelächter aus. — Am verwunderlichsten war mir eine Nachtmusik, die sich oft und gerade immer in den finstersten Nächten unter meinem Fenster hören ließ. Es griff auf einer Guitarre immer nur von Zeit zu Zeit einzelne, ganz leise Klänge. Das eine Mal aber kam es mir vor, als wenn es dabei von unten: „pst! pst!" heraufrief. Ich fuhr daher geschwind aus dem Bette und mit dem Kopfe aus dem Fenster. „Holla! heda! wer ist da draußen?" rief ich hinunter. Aber es antwortete niemand, ich hörte nur etwas sehr schnell durch die Gesträuche fortlaufen. Der große Hund im Hofe schlug über meinen Lärm ein paarmal an, dann war auf einmal alles wieder still, und die Nachtmusik ließ sich seitdem nicht wieder vernehmen.

Sonst hatte ich hier ein Leben, wie sich's ein Mensch nur immer in der Welt wünschen kann. Der gute Portier! er wußte wohl, was er sprach, wenn er immer zu sagen pflegte, daß in Italien einem die Rosinen von selbst in den Mund wüchsen. Ich lebte auf dem einsamen Schlosse wie ein verwunschener Prinz. Wo ich hintrat, hatten die Leute eine große Ehrerbietung vor mir, obgleich sie schon alle wußten, daß ich keinen Heller in der Tasche hatte. Ich durfte nur sagen: „Tischchen, deck dich!" so standen auch schon herrliche Speisen, Reis, Wein, Melonen und Parmesankäse da. Ich ließ mir's wohlschmecken, schlief in dem prächtigen Himmelbette, ging im Garten spazieren, musizierte und half wohl auch manchmal in der Gärtnerei nach. Oft lag ich

auch stundenlang im Garten im hohen Grase, und der schmale Jüngling (es war ein Schüler und Verwandter der Alten, der eben jetzt hier zur Vakanz war) ging mit seinem langen Kaputrocke in weiten Kreisen um mich herum, und murmelte dabei wie ein Zauberer aus seinem Buche, worüber ich dann auch jedesmal einschlummerte. — So verging ein Tag nach dem anderen, bis ich am Ende anfing, von dem guten Essen und Trinken ganz melancholisch zu werden. Die Glieder gingen mir von dem ewigen Nichtsthun ordentlich aus allen Gelenken, und es war mir, als würde ich vor Faulheit noch ganz auseinanderfallen.

In dieser Zeit saß ich einmal an einem schwülen Nachmittage im Wipfel eines hohen Baumes, der am Abhange stand, und wiegte mich auf den Ästen langsam über dem stillen tiefen Thale. Die Bienen summten zwischen den Blättern um mich herum, sonst war alles wie ausgestorben, kein Mensch war zwischen den Bergen zu sehen, tief unter mir auf den stillen Waldwiesen ruhten die Kühe auf dem hohen Grase. Aber ganz von weitem kam der Klang eines Posthornes über die waldigen Gipfel herüber, bald kaum vernehmbar, bald wieder heller und deutlicher. Mir fiel dabei auf einmal ein altes Lied recht aufs Herz, das ich noch zu Hause auf meines Vaters Mühle von einem wandernden Handwerksburschen gelernt hatte, und ich sang:

Wer in die Fremde will wandern,
Der muß mit der Liebsten gehn,
Es jubeln und lassen die andern
Den Fremden alleine stehn.

Was wisset ihr, dunkele Wipfel,
Von der alten, schönen Zeit?
Ach, die Heimat hinter den Gipfeln,
Wie liegt sie von hier so weit!

Am liebsten betracht' ich die Sterne,
Die schienen, wenn ich ging zu ihr,
Die Nachtigall hör' ich so gerne,
Sie sang vor der Liebsten Thür.

Der Morgen, das ist meine Freude!
Da steig' ich in stiller Stund'
Auf den höchsten Berg in die Weite,
Grüß dich, Deutschland, aus Herzensgrund!

Es war, als wenn mich das Posthorn bei meinem Liede aus der Ferne begleiten wollte. Es kam, während ich sang, zwischen den Bergen immer näher und näher, bis ich es endlich gar oben auf dem Schloßhofe schallen hörte. Ich sprang rasch vom Baume herunter. Da kam mir auch schon die Alte mit einem geöffneten Pakete aus dem Schlosse entgegen. „Da ist auch etwas für Sie mitgekommen," sagte sie, und reichte mir aus dem Pakete ein kleines, niedliches Briefchen. Es war ohne Aufschrift, ich brach es schnell auf. Aber da wurde ich auch auf einmal im ganzen Gesichte so rot wie eine Päonie und das Herz schlug mir so heftig, daß es die Alte merkte, denn das Briefchen war von — meiner schönen Frau, von der ich manches Zettelchen bei dem Herrn Amtmann gesehen hatte. Sie schrieb darin ganz kurz: „Es ist alles wieder gut, alle Hindernisse sind beseitigt. Ich benutzte heimlich diese Gelegenheit, um die erste zu sein, die Ihnen diese freudige Botschaft schreibt. Kommen, eilen Sie zurück. Es ist so öde hier und ich kann kaum mehr leben, seit Sie von uns fort sind. Aurelie."

Die Augen gingen mir über, als ich das las, vor Entzücken und Schreck und unsäglicher Freude. Ich schämte mich vor dem alten Weibe, die mich wieder abscheulich anschmunzelte, und flog wie ein Pfeil bis in den allereinsamsten Winkel des Gartens. Dort warf ich mich unter den Haselnußsträuchern ins Gras hin, und las das Briefchen noch einmal, sagte die Worte auswendig für mich hin, und las dann wieder und immer wieder, und die Sonnenstrahlen tanzten zwischen den Blättern hindurch über den Buchstaben, daß sie sich wie goldene und hellgrüne und rote Blüten vor meinen Augen ineinander schlangen. Ist sie am Ende gar nicht verheiratet gewesen? dachte ich, war der fremde Offizier damals vielleicht ihr Herr Bruder, oder ist er nun tot, oder bin ich toll, oder — „Das ist alles einerlei!" rief ich endlich und sprang auf, „nun ist's ja klar, sie liebt mich ja, sie liebt mich!"

Als ich aus dem Gesträuch wieder hervorkroch, neigte sich die Sonne zum Untergange. Der Himmel war rot, die Vögel

sangen lustig in allen Wäldern, die Thäler waren voller Schimmer, aber in meinem Herzen war es noch viel tausendmal schöner und fröhlicher!

Ich rief in das Schloß hinein, daß sie mir heut das Abendessen in den Garten herausbringen sollten. Die alte Frau, der alte grämliche Mann, die Mägde, sie mußten alle mit heraus und sich mit mir unter dem Baume an den gedeckten Tisch setzen. Ich zog meine Geige hervor und spielte und aß und trank dazwischen. Da wurden sie alle lustig, der alte Mann strich seine grämlichen Falten aus dem Gesichte und stieß ein Glas nach dem andern aus, die Alte plauderte in einem fort, Gott weiß was; die Mägde fingen an auf dem Rasen miteinander zu tanzen. Zuletzt kam auch noch der blasse Student neugierig hervor, warf einige verächtliche Blicke auf das Spektakel, und wollte ganz vornehm wieder weiter gehen. Ich aber, nicht zu faul, sprang geschwind auf, erwischte ihn, eh' er sich's versah, bei seinem langen Überrocke und walzte tüchtig mit ihm herum. Er strengte sich nun an, recht zierlich und neumodisch zu tanzen, und fußelte so emsig und künstlich, daß ihm der Schweiß vom Gesichte herunterfloß und die langen Rockschöße wie ein Rad um uns herumflogen. Dabei sah er mich aber manchmal so kurios mit verdrehten Augen an, daß ich mich ordentlich vor ihm zu fürchten anfing und ihn plötzlich wieder losließ.

Die Alte hätte nun gar zu gerne erfahren, was in dem Briefe stand, und warum ich denn eigentlich heut auf einmal so lustig war. Aber das war ja viel zu weitläufig, um es ihr auseinandersetzen zu können. Ich zeigte bloß auf ein paar Kraniche, die eben hoch über uns durch die Luft zogen, und sagte: „ich müßte nun auch so fort und immer fort, weit in die Ferne!“ — Da riß sie die vertrockneten Augen weit auf, und blickte wie ein Basilisk bald auf mich, bald auf den alten Mann hinüber. Dann bemerkte ich, wie die beiden heimlich die Köpfe zusammensteckten, so oft ich mich wegwandte, und sehr eifrig miteinander sprachen und mich dabei zuweilen von der Seite ansahen.

Das fiel mir auf. Ich sann hin und her, was sie wohl mit mir vorhaben möchten. Darüber wurde ich stiller, die Sonne war auch schon lange untergegangen, und so wünschte ich allen gute Nacht und ging nachdenklich in meine Schlafstube hinauf.

Ich war innerlich so fröhlich und unruhig, daß ich noch lange im Zimmer auf und nieder ging. Draußen wälzte der Wind schwere, schwarze Wolken über den Schloßturm weg, man konnte kaum die nächsten Bergkoppen in der dicken Finsternis erkennen. Da kam es mir vor, als wenn ich im Garten unten Stimmen hörte. Ich löschte mein Licht aus und stellte mich ans Fenster. Die Stimmen schienen näher zu kommen, sprachen aber sehr leise miteinander. Auf einmal gab eine kleine Laterne, welche die eine Gestalt unterm Mantel trug, einen langen Schein. Ich erkannte nun den grämlichen Schloßverwalter und die alte Haushälterin. Das Licht blitzte über das Gesicht der Alten, das mir noch niemals so gräßlich vorgekommen war, und über ein langes Messer, das sie in der Hand hielt. Dabei konnte ich sehen, daß sie beide eben nach meinem Fenster hinaufsahen. Dann schlug der Verwalter seinen Mantel wieder dichter um, und es war bald alles wieder finster und still.

Was wollen die, dachte ich, zu dieser Stunde noch draußen im Garten? Mich schauderte, denn es fielen mir alle Mordgeschichten ein, die ich in meinem Leben gehört hatte, von Hexen und Räubern, welche Menschen abschlachten, um ihre Herzen zu fressen. Indem ich noch so nachdenke, kommen Menschentritte, erst die Treppe herauf, dann auf dem langen Gange ganz leise, leise auf meine Thür zu, dabei war es, als wenn zuweilen Stimmen heimlich miteinander wisperten. Ich sprang schnell an das andere Ende der Stube hinter einen großen Tisch, den ich, sobald sich etwas rührte, vor mir aufheben und so mit aller Gewalt auf die Thür losrennen wollte. Aber in der Finsternis warf ich einen Stuhl um, daß es ein entsetzliches Gepolter gab. Da wurde es auf einmal ganz still draußen. Ich lauschte hinter dem Tische und sah immerfort nach der Thür, als wenn ich sie mit den Augen durchstechen wollte, daß mir ordentlich die Augen zum Kopfe heraus standen. Als ich mich ein Weilchen wieder so ruhig verhalten hatte, daß man die Fliegen an der Wand hätte können gehen hören, vernahm ich, wie jemand von draußen ganz leise einen Schlüssel ins Schlüsselloch steckte. Ich wollte nun eben mit meinem Tische losfahren, da drehte es den Schlüssel langsam dreimal in der Thür um, zog ihn vorsichtig wieder heraus und schnurrte dann sachte über den Gang und die Treppe hinunter.

Ich schöpfte nun tief Atem. Oho, dachte ich, da haben sie dich eingesperrt, damit sie's kommode haben, wenn ich erst fest eingeschlafen bin. Ich untersuchte geschwind die Thür. Es war richtig, sie war fest verschlossen, ebenso die andere Thür, hinter der die hübsche bleiche Magd schlief. Das war noch niemals geschehen, solange ich auf dem Schlosse wohnte.

Da saß ich nun in der Fremde gefangen! Die schöne Frau stand nun wohl an ihrem Fenster und sah über den stillen Garten nach der Landstraße hinaus, ob ich nicht schon am Zollhäuschen mit meiner Geige dahergestrichen komme, die Wolken flogen rasch über den Himmel, die Zeit verging — und ich konnte nicht fort von hier! Ach, mir war so weh im Herzen, ich wußte gar nicht mehr, was ich thun sollte. Dabei war mir's auch immer, wenn die Blätter draußen rauschten oder eine Ratte am Boden knosperte, als wäre die Alte durch eine verborgene Tapetenthür heimlich hereingetreten und lauere und schleiche leise mit dem langen Messer durchs Zimmer.

Als ich so voll Sorgen auf dem Bette saß, hörte ich auf einmal seit langer Zeit wieder die Nachtmusik unter meinen Fenstern. Bei dem ersten Klange der Guitarre war es mir nicht anders, als wenn mir ein Morgenstrahl plötzlich durch die Seele führe. Ich riß das Fenster auf und rief leise herunter, daß ich wach sei. „Pst, pst!“ antwortete es von unten. Ich besann mich nun nicht lange, steckte das Briefchen und meine Geige zu mir, schwang mich aus dem Fenster und kletterte an der alten zersprungenen Mauer hinab, indem ich mich mit den Händen an den Sträuchern, die aus den Ritzen wuchsen, anhielt. Aber einige morsche Ziegel gaben nach, ich kam ins Rutschen, es ging immer rascher und rascher mit mir, bis ich endlich mit beiden Füßen aufplumpte, daß mir's im Gehirnkasten knisterte.

Kaum war ich auf diese Art unten im Garten angekommen, so umarmte mich jemand mit solcher Vehemenz, daß ich laut aufschrie. Der gute Freund aber hielt mir schnell die Finger auf den Mund, faßte mich bei der Hand und führte mich dann aus dem Gesträuche ins Freie hinaus. Da erkannte ich mit Verwunderung den guten, langen Studenten, der die Guitarre an einem breiten, seidenen Bande um den Hals hängen hatte. — Ich beschrieb ihm nun in größter Geschwindigkeit, daß ich aus dem Garten hinauswollte. Er schien aber das alles schon lange

zu wissen, und führte mich auf allerlei verdeckten Umwegen zu dem unteren Thore in der hohen Gartenmauer. Aber da war nun auch das Thor wieder fest verschlossen! Doch der Student hatte auch das schon vorbedacht, er zog einen großen Schlüssel hervor und schloß behutsam auf.

Als wir nun in den Wald hinaustraten und ich ihn eben noch um den besten Weg zur nächsten Stadt fragen wollte, stürzte er plötzlich vor mir auf ein Knie nieder, hob die eine Hand hoch in die Höhe und fing an zu fluchen und zu schwören, daß es entsetzlich anzuhören war. Ich wußte gar nicht, was er wollte, ich hörte nur immerfort: Idio und cuore und amore und furore! Als er aber am Ende gar anfing, auf beiden Knieen schnell und immer näher auf mich zuzurutschen, da wurde mir auf einmal ganz grauslich, ich merkte wohl, daß er verrückt war, und rannte, ohne mich umzusehen, in den dicksten Wald hinein.

Ich hörte nun den Studenten wie rasend hinter mir drein schreien. Bald darauf gab noch eine andere grobe Stimme vom Schlosse her Antwort. Ich dachte mir nun wohl, daß sie mich aufsuchen würden. Der Weg war mir unbekannt, die Nacht finster, ich konnte ihnen leicht wieder in die Hände fallen. Ich kletterte daher auf den Wipfel einer hohen Tanne hinauf, um bessere Gelegenheit abzuwarten.

Von dort konnte ich hören, wie auf dem Schlosse eine Stimme nach der andern wach wurde. Einige Windlichter zeigten sich oben und warfen ihre wilden, roten Scheine über das alte Gemäuer des Schlosses und weit vom Berge in die schwarze Nacht hinein. Ich befahl meine Seele dem lieben Gott, denn das verworrene Getümmel wurde immer lauter und näherte sich immer mehr und mehr. Endlich stürzte der Student mit einer Fackel unter meinem Baume vorüber, daß ihm die Rockschöße weit im Winde nachflogen. Dann schienen sie sich alle nach und nach auf eine andere Seite des Berges hinzuwenden, die Stimmen schallten immer ferner und ferner, und der Wind rauschte wieder durch den stillen Wald Da stieg ich schnell von dem Baume herab und lief atemlos weiter in das Thal und die Nacht hinaus.

Siebentes Kapitel.

Ich war Tag und Nacht eilig fortgegangen, denn es sauste mir lange in den Ohren, als kämen die von dem Berge mit ihrem Rufen, mit Fackeln und langen Messern noch immer hinter mir drein. Unterwegs erfuhr ich, daß ich nur noch ein paar Meilen von Rom wäre. Da erschrak ich ordentlich vor Freude. Denn von dem prächtigen Rom hatte ich schon zu Hause als Kind viele wunderbare Geschichten gehört, und wenn ich dann an Sonntagsnachmittagen vor der Mühle im Grase lag und alles ringsum so stille war, da dachte ich mir Rom wie die ziehenden Wolken über mir, mit wundersamen Bergen und Abgründen am blauen Meere, und goldenen Thoren und hohen glänzenden Türmen, von denen Engel in goldenen Gewändern sangen. — Die Nacht war schon wieder lange hereingebrochen und der Mond schien prächtig, als ich endlich auf einem Hügel aus dem Walde heraustrat, und auf einmal die Stadt in der Ferne vor mir sah. — Das Meer leuchtete von weitem, der Himmel blitzte und funkelte unübersehbar mit unzähligen Sternen, darunter lag die heilige Stadt, von der man nur einen langen Nebelstreif erkennen konnte wie ein eingeschlafener Löwe auf der stillen Erde, und Berge standen daneben wie dunkle Riesen, die ihn bewachten.

Ich kam nun zuerst auf eine große, einsame Heide, auf der es so grau und still war, wie im Grabe. Nur hin und her stand ein altes, verfallenes Gemäuer oder ein trockener, wunderbar gewundener Strauch; manchmal schwirrten Nachtvögel durch die Luft, und mein eigener Schatten strich immerfort lang und dunkel in der Einsamkeit neben mir her. Sie sagen, daß hier eine uralte Stadt und die Frau Venus begraben liegt, und die alten Heiden zuweilen noch aus ihren Gräbern heraufsteigen und

bei stiller Nacht über die Heide gehen und die Wanderer verwirren. Aber ich ging immer gerade fort und ließ mich nichts anfechten. Denn die Stadt stieg immer deutlicher und prächtiger vor mir herauf und die hohen Burgen und Thore und goldenen Kuppeln glänzten so herrlich im hellen Mondscheine, als ständen wirklich die Engel in goldenen Gewändern auf den Zinnen und sängen durch die stille Nacht herüber.

So zog ich denn endlich erst an kleinen Häusern vorbei, dann durch ein prächtiges Thor in die berühmte Stadt Rom hinein. Der Mond schien zwischen den Palästen, als wäre es heller Tag, aber die Straßen waren schon alle leer, nur hin und wieder lag ein lumpiger Kerl, wie ein Toter, in der lauen Nacht auf den Marmorschwellen und schlief. Dabei rauschten die Brunnen auf den stillen Plätzen, und die Gärten an der Straße säuselten dazwischen und erfüllten die Luft mit erquickenden Düften.

Wie ich nun eben so weiter fortschlendere, und vor Vergnügen, Mondschein und Wohlgeruch gar nicht weiß, wohin ich mich wenden soll, läßt sich tief aus dem einen Garten eine Guitarre hören. Mein Gott, denk' ich, da ist mir wohl der tolle Student mit dem langen Überrocke heimlich nachgesprungen! Darüber fing eine Dame in dem Garten an überaus lieblich zu singen. Ich stand ganz wie bezaubert, denn es war die Stimme der schönen gnädigen Frau und dasselbe welsche Liedchen, das sie gar oft zu Hause am offenen Fenster gesungen hatte.

Da fiel mir auf einmal die schöne, alte Zeit mit solcher Gewalt aufs Herz, daß ich bitterlich hätte weinen mögen, der stille Garten vor dem Schlosse in früher Morgenstunde, und wie ich da hinter dem Strauche so glückselig war, ehe mir die dumme Fliege in die Nase flog. Ich konnte mich nicht länger halten. Ich kletterte auf den vergoldeten Zieraten über das Gitterthor und schwang mich in den Garten hinunter, woher der Gesang kam. Da bemerkte ich, daß eine schlanke weiße Gestalt von fern hinter einer Pappel stand und mir erst verwundert zusah, als ich über das Gitterwerk kletterte, dann aber auf einmal so schnell durch den dunklen Garten nach dem Hause zuflog, daß man sie im Mondscheine kaum füßeln sehen konnte. „Das war sie selbst!" rief ich aus, und das Herz schlug mir vor Freude, denn ich erkannte sie gleich an den kleinen, geschwinden Füßchen wieder. Es

war nur schlimm, daß ich mir beim Herunterspringen vom Gartenthore den rechten Fuß etwas vertreten hatte, ich mußte daher erst ein paarmal mit dem Beine schlenkern, eh' ich zu dem Hause nachspringen konnte. Aber da hatten sie unterdes Thür und Fenster fest verschlossen. Ich klopfte ganz bescheiden an, horchte und klopfte wieder. Da war es nicht anders, als wenn es drinnen leise flüsterte und kicherte, ja einmal kam es mir vor, als wenn zwei helle Augen zwischen den Jalousieen im Mondscheine hervorfunkelten. Dann war auf einmal wieder alles still.

Sie weiß nur nicht, daß ich es bin, dachte ich, zog die Geige, die ich allzeit bei mir trage, hervor, spazierte damit auf dem Gange vor dem Hause auf und nieder, und spielte und sang das Lied von der schönen Frau, und spielte voll Vergnügen alle meine Lieder durch, die ich damals in den schönen Sommernächten im Schloßgarten oder auf der Bank vor dem Zollhause gespielt hatte, daß es weit bis in die Fenster des Schlosses hinüberklang. — Aber es half alles nichts, es rührte und regte sich niemand im ganzen Hause. Da steckte ich endlich meine Geige traurig ein und legte mich auf die Schwelle vor der Hausthür hin, denn ich war sehr müde von dem langen Marsche. Die Nacht war warm, die Blumenbeete vor dem Hause dufteten lieblich, eine Wasserkunst weiter unten im Garten plätscherte immerfort dazwischen. Mir träumte von himmelblauen Blumen, von schönen, dunkelgrünen, einsamen Gründen, wo Quellen rauschten und Bächlein gingen und bunte Vögel wunderbar sangen, bis ich endlich fest einschlief.

Als ich aufwachte, rieselte mir die Morgenluft durch alle Glieder. Die Vögel waren schon wach und zwitscherten auf den Bäumen um mich herum, als ob sie mich fürn Narren haben wollten. Ich sprang rasch auf und sah mich nach allen Seiten um. Die Wasserkunst im Garten rauschte noch immerfort, aber in dem Hause war kein Laut zu vernehmen. Ich guckte durch die grünen Jalousieen in das eine Zimmer hinein. Da war ein Sofa und ein großer, runder Tisch mit grauer Leinwand verhangen, die Stühle standen alle in großer Ordnung und unverrückt an den Wänden herum; von außen aber waren die Jalousieen an allen Fenstern heruntergelassen, als wäre das ganze Haus schon seit vielen Jahren unbewohnt. — Da überfiel mich ein ordentliches Grausen vor dem einsamen Hause und Garten

und vor der gestrigen weißen Gestalt. Ich lief, ohne mich weiter umzusehen, durch die stillen Lauben und Gänge und kletterte geschwind wieder an dem Gartenthore hinauf. Aber da blieb ich wie verzaubert sitzen, als ich auf einmal von dem hohen Gitterwerke in die prächtige Stadt hinunter sah. Da blitzte und funkelte die Morgensonne weit über die Dächer und in die langen, stillen Straßen hinein, daß ich laut aufjauchzen mußte, und voller Freude auf die Straße hinuntersprang.

Aber wohin sollt' ich mich wenden in der großen, fremden Stadt? Auch ging mir die konfuse Nacht und das welsche Lied der schönen gnädigen Frau von gestern noch immer im Kopfe hin und her. Ich setzte mich endlich auf den steinernen Springbrunnen, der mitten auf dem einsamen Platze stand, wusch mir in dem klaren Wasser die Augen hell und sang dazu:

Wenn ich ein Vöglein wär',
Ich wüßt' wohl, wovon ich sänge,
Und auch zwei Flüglein hätt',
Ich wüßt' wohl, wohin ich mich schwänge!

„Ei, lustiger Gesell, du singst ja wie eine Lerche beim ersten Morgenstrahle!" sagte da auf einmal ein junger Mann zu mir, der während meines Liedes an den Brunnen herangetreten war. Mir aber, da ich so unverhofft deutsch sprechen hörte, war es nicht anders im Herzen, als wenn die Glocke aus meinem Dorfe am stillen Sonntagsmorgen plötzlich zu mir herüberklänge. „Gott willkommen, bester Herr Landsmann!" rief ich aus und sprang voller Vergnügen von dem steinernen Brunnen herab. Der junge Mann lächelte und sah mich von oben bis unten an. „Aber was treibt Ihr denn eigentlich hier in Rom?" fragte er endlich. Da wußte ich nun nicht gleich, was ich sagen sollte, denn daß ich soeben der schönen gnädigen Frau nachspränge, mocht' ich ihm nicht sagen. „Ich treibe," erwiderte ich, „mich selbst ein bißchen herum, um die Welt zu sehen." — „So so!" versetzte der junge Mann und lachte laut auf, „da haben wir ja ein Metier. Das thu' ich eben auch, um die Welt zu sehen und hinterdrein abzumalen." — „Also ein Maler!" rief ich fröhlich aus, denn mir fiel dabei Herr Leonhard und Guido ein. Aber der Herr ließ mich nicht zu Worte kommen. „Ich denke," sagte er,

„du gehst mit und frühstückst bei mir, da will ich dich selbst abkonterfeien, daß es eine Freude sein soll!“ — Das ließ ich mir gern gefallen, und wanderte nun mit dem Maler durch die leeren Straßen, wo nur hin und wieder erst einige Fensterladen aufgemacht wurden und bald ein paar weiße Arme, bald ein verschlafenes Gesichtchen in die frische Morgenluft hinausguckte.

Er führte mich lange hin und her durch eine Menge konfuser, enger und dunkler Gassen, bis wir endlich in ein altes verräuchertes Haus hineinwuschten. Dort stiegen wir eine finstere Treppe hinauf, dann wieder eine, als wenn wir in den Himmel hineinsteigen wollten. Wir standen nun unter dem Dache vor einer Thür still, und der Maler fing an in allen Taschen vorn und hinten mit großer Eilfertigkeit zu suchen. Aber er hatte heute früh vergessen zuzuschließen und den Schlüssel in der Stube gelassen. Denn er war, wie er mir unterwegs erzählte, noch vor Tagesanbruch vor die Stadt hinausgegangen, um die Gegend bei Sonnenaufgang zu betrachten. Er schüttelte nur mit dem Kopfe und stieß die Thür mit dem Fuße auf.

Das war eine lange, lange, große Stube, daß man darin hätte tanzen können, wenn nur nicht auf dem Fußboden alles voll gelegen hätte. Aber da lagen Stiefel, Papiere, Kleider, umgeworfene Farbentöpfe, alles durcheinander; in der Mitte der Stube standen große Gerüste, wie man zum Birnenabnehmen braucht, ringsum an der Wand waren große Bilder angelehnt. Auf einem langen, hölzernen Tische war eine Schüssel, worauf neben einem Farbenkleckse Brot und Butter lag. Eine Flasche Wein stand daneben.

„Nun eßt und trinkt erst, Landsmann!“ rief mir der Maler zu. — Ich wollte mir auch sogleich ein paar Butterschnitten schmieren, aber da war wieder kein Messer da. Wir mußten erst lange in den Papieren auf dem Tische herumrascheln, ehe wir es unter einem großen Pakete endlich fanden. Darauf riß der Maler das Fenster auf, daß die frische Morgenluft fröhlich das ganze Zimmer durchdrang. Das war eine herrliche Aussicht weit über die Stadt weg in die Berge hinein, wo die Morgensonne lustig die weißen Landhäuser und Weingärten beschien. — „Vivat unser kühlgrünes Deutschland da hinter den Bergen!“ rief der Maler aus und trank dazu aus

der Weinflasche, die er mir dann hinreichte. Ich that ihm höflich Bescheid und grüßte in meinem Herzen die schöne Heimat in der Ferne noch viel tausendmal.

Der Maler aber hatte unterdes das hölzerne Gerüst, worauf ein sehr großes Papier aufgespannt war, näher an das Fenster herangerückt. Auf dem Papiere war bloß mit großen, schwarzen Strichen eine alte Hütte gar künstlich abgezeichnet. Darin saß die heilige Jungfrau mit einem überaus schönen, freudigen und doch recht wehmütigen Gesichte. Zu ihren Füßen auf einem Nestlein von Stroh lag das Jesuskind, sehr freundlich, aber mit großen ernsthaften Augen. Draußen auf der Schwelle der offenen Hütte aber knieeten zwei Hirtenknaben mit Stab und Tasche. — „Siehst du," sagte der Maler, „dem einen Hirtenknaben da will ich deinen Kopf aufsetzen, so kommt dein Gesicht doch auch etwas unter die Leute, und will's Gott, sollen sie sich daran noch erfreuen, wenn wir beide schon lange begraben sind und selbst so still und fröhlich vor der heiligen Mutter und ihrem Sohne knieen, wie die glücklichen Jungen hier." — Darauf ergriff er einen alten Stuhl, von dem ihm aber, da er ihn aufheben wollte, die halbe Lehne in der Hand blieb. Er paßte ihn geschwind wieder zusammen, schob ihn vor das Gerüst hin, und ich mußte mich nun darauf setzen und mein Gesicht etwas von der Seite nach dem Maler zu wenden. — So saß ich ein paar Minuten ganz still, ohne mich zu rühren. Aber ich weiß nicht, zuletzt konnt' ich's gar nicht recht aushalten, bald juckte mich's da, bald juckte mich's dort. Auch hing mir gerade gegenüber ein zerbrochener halber Spiegel, da mußt' ich immerfort hineinsehen, und machte, wenn er eben malte, aus Langeweile allerlei Gesichter und Grimassen. Der Maler, der es bemerkte, lachte endlich laut auf und winkte mir mit der Hand, daß ich wieder aufstehen sollte. Mein Gesicht auf dem Hirten war auch schon fertig und sah so klar aus, daß ich mir ordentlich selber gefiel.

Er zeichnete nun in der frischen Morgenkühle immer fleißig fort, während er ein Liedchen dazu sang und zuweilen durch das offene Fenster in die prächtige Gegend hinausblickte. Ich aber schnitt mir unterdes noch eine Butterstolle und ging damit im Zimmer auf und ab und besah mir die Bilder, die an der Wand aufgestellt waren. Zwei darunter gefielen mir ganz besonders gut. „Habt Ihr die auch gemalt?" frug ich den Maler. „Warum

nicht gar!" erwiderte er, „die sind von den berühmten Meistern Leonardo da Vinci und Guido Reni — aber da weißt du ja doch nichts davon!" — Mich ärgerte der Schluß der Rede. „O," versetzte ich ganz gelassen, „die beiden Meister kenne ich wie meine eigene Tasche." — Da machte er große Augen. „Wie so?" frug er geschwind. „Nun," sagte ich, „bin ich nicht mit ihnen Tag und Nacht fortgereist, zu Pferde und zu Fuß und zu Wagen, daß mir der Wind am Hute pfiff, und hab' sie alle beide in der Schenke verloren, und bin dann allein in ihrem Wagen mit Extrapost immer weiter gefahren, daß der Bombenwagen immerfort auf zwei Rädern über die entsetzlichen Steine flog, und" — „Oho! Oho!" unterbrach mich der Maler, und sah mich starr an, als wenn er mich für verruckt hielte. Dann aber brach er plötzlich in ein lautes Gelächter aus. „Ach," rief er, „nun versteh' ich erst, du bist mit zwei Malern gereist, die Guido und Leonhard hießen?" — Da ich das bejahte, sprang er rasch auf und sah mich nochmals von oben bis unten ganz genau an. „Ich glaube gar," sagte er, „am Ende — spielst du die Violine?" — Ich schlug auf meine Rocktasche, daß die Geige darin einen Klang gab. — „Nun wahrhaftig," versetzte der Maler, „da war eine Gräfin aus Deutschland hier, die hat sich in allen Winkeln von Rom nach den beiden Malern und nach einem jungen Musikanten mit der Geige erkundigen lassen." — „Eine junge Gräfin aus Deutschland?" rief ich voller Entzücken aus, „ist der Portier mit?" — „Ja, das weiß ich alles nicht," erwiderte der Maler, „ich sah sie nur einigemal bei einer Freundin von ihr, die aber auch nicht in der Stadt wohnt. — Kennst du die?" fuhr er fort, indem er in einem Winkel plötzlich eine Leinwanddecke von einem großen Bilde in die Höhe hob. Da war mir's doch nicht anders, als wenn man in einer finsteren Stube die Laden aufmacht und einem die Morgensonne auf einmal über die Augen blitzt, es war — die schöne gnädige Frau! — sie stand in einem schwarzen Sammetkleide im Garten und hob mit einer Hand den Schleier vom Gesichte und sah still und freundlich in eine weite, prächtige Gegend hinaus. Je länger ich hinsah, je mehr kam es mir vor, als wäre es der Garten am Schlosse, und die Blumen und Zweige wiegten sich leise im Winde, und unten in der Tiefe sähe ich mein Zollhäuschen und

die Landstraße weit durchs Grüne, und die Donau und die fernen blauen Berge.

„Sie ist's, sie ist's!“ rief ich endlich, erwischte meinen Hut, und rannte rasch zur Thür hinaus, die vielen Treppen hinunter, und hörte nur noch, daß mir der verwunderte Maler nachschrie, ich sollte gegen abend wiederkommen, da könnten wir vielleicht mehr erfahren!

Achtes Kapitel.

Ich lief mit großer Eilfertigkeit durch die Stadt, um mich sogleich wieder in dem Gartenhause zu melden, wo die schöne Frau gestern abend gesungen hatte. Auf den Straßen war unterdes alles lebendig geworden, Herren und Damen zogen im Sonnenscheine und neigten sich und grußten bunt durcheinander, prächtige Karossen rasselten dazwischen, und von allen Turmen läutete es zur Messe, daß die Klänge über dem Gewuhle wunderbar in der klaren Luft durcheinander hallten. Ich war wie betrunken von Freude und von dem Rumore, und rannte in meiner Fröhlichkeit immer gerade fort, bis ich zuletzt gar nicht mehr wußte, wo ich stand. Es war wie verzaubert, als wäre der stille Platz mit dem Brunnen und der Garten und das Haus bloß ein Traum gewesen, und beim hellen Tageslichte alles wieder von der Erde verschwunden.

Fragen konnte ich nicht, denn ich wußte den Namen des Platzes nicht. Endlich fing es auch an sehr schwül zu werden, die Sonnenstrahlen schossen recht wie sengende Pfeile auf das Pflaster, die Leute verkrochen sich in die Häuser, die Jalousieen wurden überall wieder zugemacht, und es war auf einmal wie ausgestorben auf den Straßen. Ich warf mich zuletzt ganz verzweifelt vor einem schönen, großen Hause hin, vor dem ein Balkon mit Säulen breiten Schatten warf, und betrachtete bald die stille Stadt, die in der plötzlichen Einsamkeit bei heller Mittagsstunde ordentlich schauerlich aussah, bald wieder den tiefblauen, ganz wolkenlosen Himmel, bis ich endlich vor großer Ermüdung gar einschlummerte. Da träumte mir, ich läge bei meinem Dorfe auf einer einsamen, grünen Wiese, ein warmer Sommerregen sprühte und glänzte in der Sonne, die soeben hinter den Bergen unterging, und wie die Regentropfen auf den Rasen fielen, waren es lauter schöne, bunte Blumen, so daß ich davon ganz überschüttet war.

Aber wie erstaunte ich, als ich erwachte und wirklich eine Menge schöner, frischer Blumen auf und neben mir liegen sah! Ich sprang auf, konnte aber nichts Besonderes bemerken, als bloß in dem Hause über mir ein Fenster ganz oben voll von duftenden Sträuchern und Blumen, hinter denen ein Papagei unablässig plauderte und kreischte. Ich las nun die zerstreuten Blumen auf, band sie zusammen und steckte mir den Strauß vorn ins Knopfloch. Dann aber fing ich an, mit dem Papagei ein wenig zu diskurieren, denn es freute mich, wie er in seinem vergoldeten Gebauer mit allerlei Grimassen herauf und herunter stieg und sich dabei immer ungeschickt über die große Zehe trat. Doch ehe ich mich's versah, schimpfte er mich „furfante!“ Wenn es gleich eine unvernünftige Bestie war, so ärgerte es mich doch. Ich schimpfte ihn wieder, wir gerieten endlich beide in Hitze, je mehr ich auf deutsch schimpfte, je mehr gurgelte er auf italienisch wieder auf mich los.

Auf einmal hörte ich jemand hinter mir lachen. Ich drehte mich rasch um. Es war der Maler von heute früh. „Was stellst du wieder für tolles Zeug an!“ sagte er, „ich warte schon eine halbe Stunde auf dich. Die Luft ist wieder kühler, wir wollen in einen Garten vor der Stadt gehen, da wirst du mehrere Landsleute finden und vielleicht etwas Näheres von der deutschen Gräfin erfahren.“

Darüber war ich außerordentlich erfreut, und wir traten unseren Spaziergang sogleich an, während ich den Papagei noch lange hinter mir drein schimpfen hörte.

Nachdem wir draußen vor der Stadt auf schmalen, steinigen Fußpfaden lange zwischen Landhäusern und Weingärten hinaufgestiegen waren, kamen wir an einen kleinen, hochgelegenen Garten, wo mehrere junge Männer und Mädchen im Grünen um einen runden Tisch saßen. Sobald wir hineintraten, winkten uns alle zu, uns still zu verhalten, und zeigten auf die andere Seite des Gartens hin. Dort saßen in einer großen, grünverwachsenen Laube zwei schöne Frauen an einem Tische einander gegenüber. Die eine sang, die andere spielte Guitarre dazu. Zwischen beiden hinter dem Tische stand ein freundlicher Mann, der mit einem kleinen Stäbchen zuweilen den Takt schlug. Dabei funkelte die Abendsonne durch das Weinlaub, bald über die Weinflaschen und Früchte, womit der Tisch in der Laube besetzt war, bald über die

vollen, runden, blendendweißen Achseln der Frau mit der Guitarre. Die andere war wie verzückt und sang auf italienisch ganz außerordentlich künstlich, daß ihr die Flechsen am Halse aufschwollen.

Wie sie nun soeben mit zum Himmel gerichteten Augen eine lange Kadenz anhielt und der Mann neben ihr mit aufgehobenem Stäbchen auf den Augenblick paßte, wo sie wieder in den Takt einfallen würde, und keiner im ganzen Garten zu atmen sich unterstand, da flog plötzlich die Gartenthür weit auf, und ein ganz erhitztes Mädchen und hinter ihr ein junger Mensch mit einem feinen bleichen Gesichte stürzten in großem Gezanke herein. Der erschrockene Musikdirektor blieb mit seinem aufgehobenen Stabe wie ein versteinerter Zauberer stehen, obgleich die Sängerin schon längst den langen Triller plötzlich abgeschnappt hatte und zornig aufgestanden war. Alle übrigen zischten den Neuangekommenen wütend an. „Barbar!“ rief ihm einer von dem runden Tische zu, „du rennst da mitten in das sinnreiche Tableau von der schönen Beschreibung hinein, welche der selige Hoffmann, Seite 347 des „Frauentaschenbuches für 1816“, von dem schönsten Hummelschen Bilde giebt, das im Herbste 1814 auf der Berliner Kunstausstellung zu sehen war!“ — Aber das half alles nichts. „Ach was!“ entgegnete der junge Mann, „mit euren Tableaus von Tableaus! Mein selbst erfundenes Bild für die anderen und mein Mädchen für mich allein! So will ich es halten! O du Ungetreue, du Falsche!“ fuhr er dann von neuem gegen das arme Mädchen fort, „du kritische Seele, die in der Malerkunst nur den Silberblick und in der Dichterkunst nur den goldenen Faden sucht, und keinen Liebsten, sondern nur lauter Schätze hat! Ich wünsche dir hinführo, anstatt eines ehrlichen malerischen Pinsels einen alten Duca mit einer ganzen Münzgrube von Diamanten auf der Nase, und mit hellem Silberblicke auf der kahlen Platte, und mit Goldschnitt auf den paar noch übrigen Haaren! Ja nur heraus mit dem verruchten Zettel, den du da vorhin vor mir versteckt hast! Was hast du wieder angezettelt? Von wem ist der Wisch, und an wen ist er?“

Aber das Mädchen sträubte sich standhaft, und je eifriger die anderen den erbosten jungen Menschen umgaben und ihn mit großem Lärm zu trösten und zu beruhigen suchten, desto erhitzter und toller wurde er von dem Rumore, zumal das Mädchen

auch ihr Mäulchen nicht halten konnte, bis sie endlich weinend aus dem verworrenen Knäuel hervorflog und sich auf einmal ganz unverhofft an meine Brust stürzte, um bei mir Schutz zu suchen. Ich stellte mich auch sogleich in die gehörige Positur, aber da die anderen in dem Getümmel soeben nicht auf uns acht gaben, kehrte sie plötzlich das Köpfchen nach mir herauf und flüsterte mir mit ganz ruhigem Gesichte sehr leise und schnell ins Ohr: „Du abscheulicher Einnehmer! um dich muß ich das alles leiden. Da, steck den fatalen Zettel geschwind zu dir, du findest darauf bemerkt, wo wir wohnen. Also zur bestimmten Stunde, wenn du ins Thor kommst, immer die einsame Straße rechts fort!"

Ich konnte vor Verwunderung kein Wort hervorbringen, denn wie ich sie nun erst recht ansah, erkannte ich sie auf einmal: es war wahrhaftig die schnippische Kammerjungfer vom Schlosse, die mir damals an dem schönen Sonntagsabende die Flasche mit Wein brachte. Sie war mir sonst niemals so schön vorgekommen, als da sie sich jetzt so erhitzt an mich lehnte, daß die schwarzen Locken über meinen Arm herabhingen. — „Aber, verehrte Mamsell," sagte ich voller Erstaunen, „wie kommen Sie" — „Um Gottes willen, still nur, jetzt still!" erwiderte sie, und sprang geschwind von mir fort auf die andere Seite des Gartens, eh' ich mich noch auf alles recht besinnen konnte.

Unterdes hatten die anderen ihr erstes Thema fast ganz vergessen, zankten aber untereinander recht vergnüglich weiter, indem sie dem jungen Menschen beweisen wollten, daß er eigentlich betrunken sei, was sich für einen ehrliebenden Maler gar nicht schicke. Der runde fixe Mann aus der Laube, der — wie ich nachher erfuhr — ein großer Kenner und Freund von Künsten war und aus Liebe zu den Wissenschaften gern alles mitmachte, hatte auch sein Stäbchen weggeworfen und flankierte mit seinem fetten Gesichte, das vor Freundlichkeit ordentlich glänzte, eifrig mitten in dem dicksten Getümmel herum, um alles zu vermitteln und zu beschwichtigen, während er dazwischen immer wieder die lange Kadenz und das schöne Tableau bedauerte, das er mit vieler Mühe zusammengebracht hatte.

Mir aber war es so sternklar im Herzen, wie damals an dem glückseligen Sonnabende, als ich am offenen Fenster vor der Weinflasche bis tief in die Nacht hinein auf der Geige spielte. Ich holte, da der Rumor gar kein Ende nehmen wollte,

frisch meine Violine wieder hervor und spielte, ohne mich lange zu besinnen, einen welschen Tanz auf, den sie dort im Gebirge tanzen und den ich auf dem alten, einsamen Waldschlosse gelernt hatte.

Da reckten alle die Köpfe in die Höh'. „Bravo, bravissimo, ein deliciöser Einfall!" rief der lustige Kenner von den Künsten, und lief sogleich von einem zum anderen, um ein ländliches Divertissement, wie er's nannte, einzurichten. Er selbst machte den Anfang, indem er der Dame die Hand reichte, die vorhin in der Laube gespielt hatte. Er begann darauf außerordentlich künstlich zu tanzen, schrieb mit den Fußspitzen allerlei Buchstaben auf den Rasen, schlug ordentliche Triller mit den Füßen und machte von Zeit zu Zeit ganz passabele Luftsprünge. Aber er bekam es bald satt, denn er war etwas korpulent. Er machte immer kürzere und ungeschicktere Sprünge, bis er endlich ganz aus dem Kreise heraustrat und heftig hustete, und sich mit seinem schneeweißen Schnupftuche unaufhörlich den Schweiß abwischte. Unterdes hatte auch der junge Mensch, der nun wieder ganz gescheit geworden war, aus dem Wirtshause Castagnetten herbeigeholt, und ehe ich mich's versah, tanzten alle unter den Bäumen bunt durcheinander. Die untergegangene Sonne warf noch einige rote Wiederscheine zwischen die dunkelen Schatten und über das alte Gemäuer und die von Epheu wild überwachsenen, halb versunkenen Säulen hinten im Garten, während man von der anderen Seite tief unter den Weinbergen die Stadt Rom in den Abendgluten liegen sah. Da tanzten sie alle lieblich im Grünen in der klaren stillen Luft, und mir lachte das Herz recht im Leibe, wie die schlanken Mädchen und die Kammerjungfer mitten unten ihnen sich mit aufgehobenen Armen wie heidnische Waldnymphen zwischen dem Laubwerke schwangen, und dabei jedesmal in der Luft mit den Castagnetten lustig dazu schnalzten. Ich konnte mich nicht länger halten, ich sprang mitten unter sie hinein und machte, während ich dabei immerfort geigte, recht artige Figuren.

Ich mochte eine ziemliche Weile so im Kreise herumgesprungen sein und merkte gar nicht, daß die anderen unterdes anfingen müde zu werden und sich nach und nach von dem Rasenplatze verloren. Da zupfte mich jemand von hinten tüchtig an den Rockschößen. Es war die Kammerjungfer. „Sei kein

Narr," sagte sie leise, „du springst ja wie ein Ziegenbock! Studiere deinen Zettel ordentlich und komm bald nach, die schöne, junge Gräfin wartet." — Und damit schlüpfte sie in der Dämmerung zur Gartenpforte hinaus und war bald zwischen den Weingärten verschwunden.

Mir klopfte das Herz, ich wäre am liebsten gleich nachgesprungen. Zum Glücke zündete der Kellner, da es schon dunkel geworden war, in einer großen Laterne an der Gartenthüre Licht an. Ich trat heran und zog geschwind den Zettel heraus. Da war ziemlich kritzlich mit Bleifeder das Thor und die Straße beschrieben, wie mir die Kammerjungfer vorhin gesagt hatte. Dann stand: „Elf Uhr an der kleinen Thür."

Da waren noch ein paar lange Stunden hin! — Ich wollte mich dessenungeachtet sogleich auf den Weg machen, denn ich hatte keine Rast und Ruhe mehr; aber da kam der Maler, der mich hierher gebracht hatte, auf mich los. „Hast du das Mädchen gesprochen?" frug er, „ich seh' sie nun nirgends mehr; das war das Kammermädchen von der deutschen Gräfin." „Still, still!" erwiderte ich, „die Gräfin ist noch in Rom." „Nun, desto besser," sagte der Maler, „so komm und trink mit uns auf ihre Gesundheit!" und damit zog er mich, wie sehr ich mich auch sträubte, in den Garten zurück.

Da war es unterdes ganz öde und leer geworden. Die lustigen Gäste wanderten, jeder sein Liebchen am Arme, nach der Stadt zu, und man hörte sie noch durch den stillen Abend zwischen den Weingärten plaudern und lachen, immer ferner und ferner, bis sich endlich die Stimmen tief in dem Thale im Rauschen der Bäume und des Stromes verloren. Ich war noch mit meinem Maler und dem Herrn Eckbrecht — so hieß der andere junge Maler, der sich vorhin so herumgezankt hatte — allein oben zurückgeblieben. Der Mond schien prächtig im Garten zwischen die hohen dunklen Bäume herein, ein Licht flackerte im Winde auf dem Tische vor uns und schimmerte über den vielen vergossenen Wein auf der Tafel. Ich mußte mich mit hinsetzen und mein Maler plauderte mit mir über meine Herkunft, meine Reise und meinen Lebensplan. Herr Eckbrecht aber hatte das junge, hübsche Mädchen aus dem Wirtshause, nachdem sie uns Flaschen auf den Tisch gestellt, vor sich auf den Schoß genommen, legte ihr die Guitarre in den Arm und lehrte sie ein Liedchen

darauf klimpern. Sie fand sich auch bald mit den kleinen Händchen zurecht, und sie sangen dann zusammen ein italienisches Lied, einmal er, dann wieder das Mädchen eine Strophe, was sich in dem schönen, stillen Abende prächtig ausnahm. — Als das Mädchen dann weggerufen wurde, lehnte sich Herr Eckbrecht mit der Guitarre auf die Bank zurück, legte seine Füße auf einen Stuhl, der vor ihm stand, und sang nun für sich allein viele herrliche deutsche und italienische Lieder, ohne sich weiter um uns zu bekümmern. Dabei schienen die Sterne prächtig am klaren Firmamente, die ganze Gegend war wie versilbert vom Mondscheine, ich dachte an die schöne Frau, an die ferne Heimat, und vergaß darüber ganz meinen Maler neben mir. Zuweilen mußte Herr Eckbrecht stimmen, darüber wurde er immer ganz zornig. Er drehte und riß zuletzt an dem Instrumente, daß plötzlich eine Saite sprang. Da warf er die Guitarre hin und sprang auf. Nun wurde er erst gewahr, daß mein Maler sich unterdes über seinen Arm auf den Tisch gelegt hatte und fest eingeschlafen war. Er warf schnell einen weißen Mantel um, der auf einem Aste neben dem Tische hing, besann sich aber plötzlich, sah erst meinen Maler, dann mich ein paarmal scharf an, setzte sich darauf, ohne sich lange zu bedenken, gerade vor mich auf den Tisch hin, räusperte sich, rückte an seiner Halsbinde und fing dann auf einmal an, eine Rede an mich zu halten. „Geliebter Zuhörer und Landsmann!" sagte er, „da die Flaschen beinahe leer sind, und die Moral unstreitig die erste Bürgerpflicht ist, wenn die Tugenden auf die Neige gehen, so fühle ich mich aus landsmännlicher Sympathie getrieben, dir einige Moralität zu Gemüte zu führen. — Man könnte zwar meinen," fuhr er fort, „du seist ein bloßer Jüngling, während doch dein Frack über seine besten Jahre hinaus ist; man könnte vielleicht annehmen, du habest vorhin wunderliche Sprünge gemacht wie ein Satyr; ja, einige möchten wohl behaupten, du seiest wohl gar ein Landstreicher, weil du hier auf dem Lande bist und die Geige streichst; aber ich kehre mich an solche oberflächlichen Urteile nicht, ich halte mich an deine feingespitzte Nase, ich halte dich für ein vacierendes Genie." — Mich ärgerten die verfänglichen Redensarten, ich wollte ihm soeben recht antworten. Aber er ließ mich nicht zu Worte kommen. „Siehst du," sagte er, „wie du dich schon aufblähst von dem bißchen Lobe. Gehe in dich, und bedenke

dies gefährliche Metier! Wir Genies — denn ich bin auch eins — machen uns aus der Welt ebensowenig, als sie sich aus uns, wir schreiten vielmehr ohne besondere Umstände in unseren Siebenmeilenstiefeln, die wir bald mit auf die Welt bringen, gerade auf die Ewigkeit los. O, höchst klägliche, unbequeme, breitgespreizte Position, mit dem einen Beine in der Zukunft, wo nichts als Morgenrot und zukünftige Kindergesichter dazwischen, mit dem anderen Beine noch mitten in Rom auf der Piazza del Popolo, wo das ganze Säculum bei der guten Gelegenheit mit will und sich an den Stiefel hängt, daß sie einem das Bein ausreißen möchten! Und alle das Zucken, Weintrinken und Hungerleiden lediglich für die unsterbliche Ewigkeit! Und siehe meinen Herrn Kollegen dort auf der Bank, der gleichfalls ein Genie ist; ihm wird die Zeit schon zu lang, was wird er erst in der Ewigkeit anfangen?! Ja, hochgeschätzter Herr Kollege, du und ich und die Sonne, wir sind heute früh zusammen aufgegangen und haben den ganzen Tag gebrütet und gemalt, und es war alles schön — und nun fährt die schläferige Nacht mit ihrem Pelzärmel über die Welt und hat alle Farben verwischt.“ Er sprach noch immerfort und war dabei mit seinen verwirrten Haaren von dem Tanzen und Trinken im Mondscheine ganz leichenblaß anzusehen.

Mir aber graute schon lange vor ihm und seinem wilden Gerede, und als er sich nun förmlich zu dem schlafenden Maler herumwandte, benutzte ich die Gelegenheit, schlich, ohne daß er es bemerkte, um den Tisch aus dem Garten heraus, und stieg, allein und fröhlich im Herzen, an dem Rebengeländer in das weite, vom Mondscheine beglänzte Thal hinunter.

Von der Stadt her schlugen die Uhren zehn. Hinter mir hörte ich durch die stille Nacht noch einzelne Guitarrenklänge und manchmal die Stimmen der beiden Maler, die nun auch nach Hause gingen, von fern herüberschallen. Ich lief daher so schnell, als ich nur konnte, damit sie mich nicht weiter ausfragen sollten.

Am Thore bog ich sogleich rechts in die Straße ein und ging mit klopfendem Herzen eilig zwischen den stillen Häusern und Gärten fort. Aber wie erstaunte ich, als ich da auf einmal auf dem Platze mit dem Springbrunnen herauskam, den ich heute am Tage gar nicht hatte finden können. Da stand das

einsame Gartenhaus wieder, im prächtigsten Mondscheine, und auch die schöne Frau sang im Garten wieder dasselbe italienische Lied, wie gestern abend. — Ich rannte voller Entzücken erst an die kleine Thür, dann an die Hausthur, und endlich mit aller Gewalt an das große Gartenthor, aber es war alles verschlossen. Nun fiel mir erst ein, daß es noch nicht elf geschlagen hatte. Ich ärgerte mich über die langsame Zeit, aber über das Gartenthor klettern, wie gestern, mochte ich wegen der guten Lebensart nicht. Ich ging daher ein Weilchen auf dem einsamen Platze auf und ab und setzte mich endlich wieder auf den steinernen Brunnen voller Gedanken und stiller Erwartung hin.

Die Sterne funkelten am Himmel, auf dem Platze war alles leer und still, ich hörte voll Vergnügen dem Gesange der schönen Frau zu, der zwischen dem Rauschen des Brunnens aus dem Garten herüberklang. Da erblick' ich auf einmal eine weiße Gestalt, die von der anderen Seite des Platzes herkam und gerade auf die kleine Gartenthür zuging. Ich blickte durch den Mondflimmer recht scharf hin — es war der wilde Maler in seinem weißen Mantel. Er zog schnell einen Schlüssel hervor, schloß auf, und ehe ich mich's versah, war er im Garten drin.

Nun hatte ich gegen den Maler schon vom Anfange eine absonderliche Pike wegen seiner unvernünftigen Reden. Jetzt aber geriet ich ganz außer mir vor Zorn. Das liederliche Genie ist gewiß wieder betrunken, dachte ich, den Schlüssel hat er von der Kammerjungfer, und will nun die gnädige Frau beschleichen, verraten, überfallen. — Und so stürzte ich durch das kleine, offen gebliebene Pförtchen in den Garten hinein.

Als ich eintrat, war es ganz still und einsam darin. Die Flügelthür vom Gartenhause stand offen, ein milchweißer Lichtschein drang daraus hervor und spielte auf dem Grase und den Blumen vor der Thür. Ich blickte von weitem herein. Da lag in einem prächtigen, grünen Gemache, das von einer weißen Lampe nur wenig erhellt war, die schöne gnädige Frau, mit der Guitarre im Arme, auf einem seidenen Faulbettchen, ohne in ihrer Unschuld an die Gefahren draußen zu denken.

Ich hatte aber nicht lange Zeit hinzusehen, denn ich bemerkte soeben, daß die weiße Gestalt von der anderen Seite ganz behutsam hinter den Sträuchern nach dem Gartenhause zuschlich. Dabei sang die gnädige Frau so kläglich aus dem Hause,

daß es mir recht durch Mark und Bein ging. Ich besann mich daher nicht lange, brach einen tüchtigen Ast ab, rannte damit gerade auf den Weißmantel los und schrie aus vollem Halse „Mordio!“ daß der ganze Garten erzitterte.

Der Maler, wie er mich so unverhofft daherkommen sah, nahm schnell Reißaus und schrie entsetzlich. Ich schrie noch besser, er lief nach dem Hause zu, ich ihm nach — und ich hatt' ihn beinahe schon erwischt, da verwickelte ich mich mit den Füßen in den fatalen Blumenstücken und stürzte auf einmal der Länge nach vor der Hausthür hin.

„Also bist du es, Narr!“ hört' ich da über mir ausrufen, „hast du mich doch fast zum Tode erschreckt.“ — Ich raffte mich geschwind wieder auf, und wie ich mir den Sand und die Erde aus den Augen wischte, steht die Kammerjungfer vor mir, die soeben bei dem letzten Sprunge den weißen Mantel von der Schulter verloren hatte. „Aber,“ sagte ich ganz verblüfft, „war denn der Maler nicht hier?“ — „Ja freilich,“ entgegnete sie schnippisch, „sein Mantel wenigstens, den er mir, als ich ihm vorhin im Thore begegnete, umgehängt hat, weil mich fror.“ — Über dem Geplauder war nun auch die gnädige Frau von ihrem Sofa aufgesprungen und kam zu uns an die Thür. Mir klopfte das Herz zum Zerspringen. Aber wie erschrak ich, als ich recht hinsah und anstatt der schönen gnädigen Frau auf einmal eine ganz fremde Person erblickte!

Es war eine etwas große, korpulente, mächtige Dame mit einer stolzen Adlernase und hochgewölbten schwarzen Augenbrauen, so recht zum Erschrecken schön. Sie sah mich mit ihren großen, funkelnden Augen so majestätisch an, daß ich mich vor Ehrfurcht gar nicht zu lassen wußte. Ich war ganz verwirrt, ich machte in einem fort Komplimente und wollte ihr zuletzt gar die Hand küssen. Aber sie riß ihre Hand schnell weg und sprach dann auf italienisch zu der Kammerjungfer, wovon ich nichts verstand.

Unterdes aber war von dem vorigen Geschreie die ganze Nachbarschaft lebendig geworden. Hunde bellten, Kinder schrieen, zwischen durch hörte man einige Männerstimmen, die immer näher und näher auf den Garten zukamen. Da blickte mich die Dame noch einmal an, als wenn sie mich mit feurigen Kugeln durchbohren wollte, wandte sich dann rasch nach dem Zimmer zurück, während sie dabei stolz und gezwungen auflachte, und warf mir

die Thür vor der Nase zu. Die Kammerjungfer aber erwischte mich ohne weiteres beim Flügel und zerrte mich nach der Gartenpforte.

„Da hast du wieder einmal recht dummes Zeug gemacht," sagte sie unterwegs voller Bosheit zu mir. Ich wurde auch schon giftig. „Nun, zum Teufel!" sagte ich, „habt ihr mich denn nicht selbst hierher bestellt?" — „Das ist's ja eben," rief die Kammerjungfer, „meine Gräfin meinte es so gut mit dir, wirft dir erst Blumen aus dem Fenster zu, singt Arien — und das ist nun ihr Lohn! Aber mit dir ist nun einmal nichts anzufangen; du trittst dein Glück ordentlich mit Füßen." — „Aber," erwiderte ich, „ich meinte die Gräfin aus Deutschland, die schöne gnädige Frau." — „Ach," unterbrach sie mich, „die ist ja lange schon wieder in Deutschland, mit samt deiner tollen Amour. Und da lauf du nur auch wieder hin! Sie schmachtet ohnedies nach dir, da könnt ihr zusammen die Geige spielen und in den Mond gucken, aber daß du mir nicht wieder unter die Augen kommst!"

Nun aber entstand ein entsetzlicher Rumor und Spektakel hinter uns. Aus dem anderen Garten kletterten Leute mit Knuppeln hastig über den Zaun, andere fluchten und durchsuchten schon die Gänge, desperate Gesichter mit Schlafmützen guckten im Mondscheine bald da, bald dort über die Hecken, es war, als wenn der Teufel auf einmal aus allen Hecken und Sträuchern Gesindel heckte. — Die Kammerjungfer fackelte nicht lange. „Dort, dort läuft der Dieb!" schrie sie den Leuten zu, indem sie dabei auf die andere Seite des Gartens zeigte. Dann schob sie mich schnell aus dem Garten und klappte das Pförtchen hinter mir zu.

Da stand ich nun unter Gottes freiem Himmel wieder auf dem stillen Platze mutterseelen allein, wie ich gestern angekommen war. Die Wasserkunst, die mir vorhin im Mondscheine so lustig flimmerte, als wenn Engelein darin auf und nieder stiegen, rauschte noch fort wie damals, mir aber war unterdes alle Lust und Freude in den Brunnen gefallen. — Ich nahm mir nun fest vor, dem falschen Italien mit seinen verrückten Malern, Pomeranzen und Kammerjungfern auf ewig den Rücken zu kehren, und wanderte noch zur selbigen Stunde zum Thore hinaus.

Neuntes Kapitel.

Die treuen Berg' stehn auf der Wacht:
„Wer streicht bei stiller Morgenzeit
Da aus der Fremde durch die Heid'?" —
Ich aber mir die Berg' betracht'
Und lach' in mich vor großer Lust,
Und rufe recht aus frischer Brust
Parol' und Feldgeschrei sogleich:
Vivat Österreich!

Da kennt mich erst die ganze Rund,
Nun grüßen Bach und Vöglein zart
Und Wälder rings nach Landesart,
Die Donau blitzt aus tiefem Grund,
Der Stephansturm auch ganz von fern
Guckt übern Berg und säh' mich gern,
Und ist er's nicht, so kommt er doch gleich, —
Vivat Österreich!

Ich stand auf einem hohen Berge, wo man zum erstenmale nach Österreich hineinsehen kann, und schwenkte voller Freude noch mit dem Hute und sang die letzte Strophe, da fiel auf einmal hinter mir im Walde eine prächtige Musik von Blasinstrumenten mit ein. Ich dreh' mich schnell um und erblickte drei junge Gesellen in langen, blauen Mänteln, davon bläst der eine Oboe, der andere die Klarinette, und der dritte, der einen alten Dreistutzer auf dem Kopfe hatte, das Waldhorn — die accompagnierten mich plötzlich, daß der ganze Wald erschallte. Ich, nicht zu faul, ziehe meine Geige hervor und spiele und singe sogleich frisch mit. Da sah einer den andern bedenklich an, der Waldhornist ließ dann

zuerst seine Bausbacken wieder einfallen und setzte sein Waldhorn ab, bis am Ende alle stille wurden und mich anschauten. Ich hielt verwundert ein und sah sie auch an. — „Wir meinten," sagte endlich der Waldhornist, „weil der Herr so einen langen Frack hat, der Herr wäre ein reisender Engländer, der hier zu Fuß die schöne Natur bewundert; da wollten wir uns ein Viatikum verdienen. Aber, mir scheint, der Herr ist selber ein Musikant." — „Eigentlich ein Einnehmer," versetzte ich, „und komme direkt von Rom her, da ich aber seit geraumer Zeit nichts mehr eingenommen, so habe ich mich unterwegs mit der Violine durchgeschlagen." — Bringt nicht viel heutzutage!" sagte der Waldhornist, der unterdes wieder an den Wald zurückgetreten war und mit seinem Dreistutzer ein kleines Feuer anfachte, das sie dort angezündet hatten. „Da gehen die blasenden Instrumente schon besser," fuhr er fort; „wenn so eine Herrschaft ganz ruhig zu Mittag speist, und wir treten unverhofft in das gewölbte Vorhaus und fangen alle drei aus Leibeskräften zu blasen an — gleich kommt ein Bedienter herausgesprungen mit Geld oder Essen, damit sie nur den Lärm wieder loswerden. Aber will der Herr nicht eine Kollation mit uns einnehmen?"

Das Feuer loderte nun recht lustig im Walde, der Morgen war frisch, wir setzten uns alle ringsumher auf den Rasen und zwei von den Musikanten nahmen ein Töpfchen, worin Kaffee und auch schon Milch war, vom Feuer, holten Brot aus ihren Manteltaschen hervor und tunkten und tranken abwechselnd aus dem Topfe, und es schmeckte ihnen so gut, daß es ordentlich eine Lust war anzusehen. — Der Waldhornist aber sagte: „Ich kann das schwarze Gesöff nicht vertragen," und reichte mir dabei die eine Hälfte von einer großen, übereinander gelegten Butterschnitte, dann brachte er eine Flasche Wein zum Vorscheine. Will der Herr nicht auch einen Schluck?" — Ich that einen tüchtigen Zug, mußte aber schnell wieder absetzen und das ganze Gesicht verziehen, denn er schmeckte wie Dreimännerwein. „Hiesiges Gewächs," sagte der Waldhornist, „aber der Herr hat sich in Italien den deutschen Geschmack verdorben."

Darauf kramte er eifrig in seinem Schubsacke und zog endlich unter allerlei Plunder eine alte zerfetzte Landkarte hervor, worauf noch der Kaiser in vollem Ornate zu sehen war, den Scepter in der rechten, den Reichsapfel in der linken Hand. Er

breitete sie auf dem Boden behutsam auseinander, die anderen rückten näher heran, und sie beratschlagten nun zusammen, was sie für eine Marschroute nehmen sollten.

„Die Vakanz geht bald zu Ende," sagte der eine, „wir müssen uns gleich von Linz links abwenden, so kommen wir noch bei guter Zeit nach Prag." — „Nun wahrhaftig!" rief der Waldhornist, „wem willst du da was vorpfeifen? nichts als Wälder und Kohlenbauern, kein geläuterter Kunstgeschmack, keine vernünftige, freie Station!" — „O Narrenspossen!" erwiderte der andere, „die Bauern sind mir gerade die liebsten, die wissen am besten, wo einen der Schuh drückt, und nehmen's nicht so genau, wenn man manchmal eine falsche Note bläst." — „Das macht, du hast kein point d'honneur," versetzte der Waldhornist, „odi profanum vulgus et arceo, sagt der Lateiner." — „Nun, Kirchen aber muß es auf der Tour doch geben," meinte der dritte, „so kehren wir bei den Herren Pfarrern ein." — „Gehorsamster Diener!" sagte der Waldhornist, „die geben kleines Geld und große Sermone, daß wir nicht so unnütz in der Welt herumschweifen, sondern uns besser auf die Wissenschaften applizieren sollen, besonders wenn sie in mir den künftigen Herrn Konfrater wittern. Nein, nein, Clericus clericum non decimat. Aber was giebt es denn da überhaupt für große Not? Die Herren Professoren sitzen auch noch im Karlsbade, und halten selbst den Tag nicht so genau ein." — „Ja, distinguendum est inter et inter," erwiderte der andere, „quod licet Jovi, non licet bovi!"

Ich aber merkte nun, daß es Prager Studenten waren und bekam einen ordentlichen Respekt vor ihnen, besonders da ihnen das Latein nur so wie Wasser von dem Munde floß. — „Ist der Herr auch ein Studierter?" fragte mich darauf der Waldhornist. Ich erwiderte bescheiden, daß ich immer besondere Lust zum Studieren, aber kein Geld gehabt hätte. — „Das thut gar nichts," rief der Waldhornist, „wir haben auch weder Geld, noch reiche Freundschaft. Aber ein gescheiter Kopf muß sich zu helfen wissen. Aurora musis amica, das heißt zu deutsch: mit vielen Frühstücken sollst du dir nicht die Zeit verderben. Aber wenn dann die Mittagsglocken von Turm zu Turm und von Berg zu Berg über die Stadt gehen, und nun die Schüler auf einmal mit großem Geschreie aus dem alten, finsteren Kollegium herausbrechen und im Sonnenscheine durch die Gassen schwärmen — da

begeben wir uns bei den Kapuzinern zum Pater Küchenmeister und finden unsern gedeckten Tisch, und ist er auch nicht gedeckt, so steht doch für jeden ein voller Topf darauf, da fragen wir nicht viel danach und essen und perfektionieren uns dabei noch im Lateinischsprechen. Sieht der Herr, so studieren wir von einem Tage zum anderen fort. Und wenn dann endlich die Vakanz kommt, und die anderen fahren und reiten zu ihren Eltern fort, da wandern wir mit unseren Instrumenten unterm Mantel durch die Gassen zum Thore hinaus, und die ganze Welt steht uns offen."

Ich weiß nicht — wie er so erzählte — ging es mir recht durchs Herz, daß so gelehrte Leute so ganz verlassen sein sollten auf der Welt. Ich dachte dabei an mich, wie es mir eigentlich selber nicht anders ginge, und die Thränen traten mir in die Augen. — Der Waldhornist sah mich groß an. „Das thut gar nichts," fuhr er wieder weiter fort, „ich möchte gar nicht so reisen: Pferde und Kaffee und frisch überzogene Betten, und Nachtmützen und Stiefelknecht vorausbestellt. Das ist just das schönste, wenn wir so frühmorgens heraustreten, und die Zugvögel hoch über uns fortziehen, daß wir gar nicht wissen, welcher Schornstein heut für uns raucht, und gar nicht voraussehen, was uns bis zum Abend noch für ein besonderes Glück begegnen kann." — „Ja," sagte der andere, „und wo wir hinkommen und unsere Instrumente herausziehen, wird alles fröhlich, und wenn wir dann zur Mittagsstunde auf dem Lande in ein Herrschaftshaus treten und im Hausflure blasen, da tanzen die Mägde miteinander vor der Hausthür und die Herrschaft läßt die Saalthür etwas aufmachen, damit sie die Musik drin besser hören, und durch die Lücke kommt das Tellergeklapper und der Bratenduft in den freudenreichen Schall herausgezogen, und die Fräuleins an der Tafel verdrehen sich fast die Hälse, um die Musikanten draußen zu sehen." — „Wahrhaftig," rief der Waldhornist mit leuchtenden Augen aus, „laßt die anderen nur ihre Kompendien repetieren, wir studieren unterdes in dem großen Bilderbuche, das der liebe Gott uns draußen aufgeschlagen hat! Ja, glaub' nur der Herr, aus uns werden gerade die rechten Kerls, die den Bauern dann was zu erzählen wissen und mit der Faust auf die Kanzel schlagen, daß den Knollfinken unten vor Erbauung und Zerknirschung das Herz im Leibe bersten möchte."

Wie sie so sprachen, wurde mir so lustig in meinem Sinne, daß ich gleich auch hätte mit studieren mögen. Ich konnte mich gar nicht satt hören, denn ich unterhalte mich gern mit studierten Leuten, wo man etwas profitieren kann. Aber es konnte gar nicht zu einem recht vernünftigen Diskurse kommen. Denn dem einen Studenten war vorhin angst geworden, weil die Vakanz so bald zu Ende gehen sollte. Er hatte daher hurtig seine Klarinette zusammengesetzt, ein Notenblatt vor sich auf das aufgestemmte Knie hingelegt und exerzierte sich eine schwierige Passage aus einer Messe ein, die er mitblasen sollte, wenn sie nach Prag zurückkamen. Da saß er nun und fingerte und pfiff dazwischen manchmal so falsch, daß es einem durch Mark und Bein ging und man oft sein eigenes Wort nicht verstehen konnte.

Auf einmal schrie der Waldhornist mit seiner Baßstimme: „Topp, da hab' ich es," er schlug dabei fröhlich auf die Landkarte neben ihm. Der andere ließ auf einen Augenblick von seinem fleißigen Blasen ab und sah ihn verwundert an. „Hört," sagte der Waldhornist, „nicht weit von Wien ist ein Schloß, auf dem Schlosse ist ein Portier, und der Portier ist mein Vetter! Teuerste Condiscipels, da müssen wir hin, machen dem Herrn Vetter unser Kompliment, und er wird dann schon dafür sorgen, wie er uns wieder weiter fortbringt!" — Als ich das hörte, fuhr ich geschwind auf. „Bläst er nicht auf dem Fagotte?" rief ich, „und ist von langer, gerader Beschaffenheit, und hat eine große, vornehme Nase?" — Der Waldhornist nickte mit dem Kopfe. Ich aber embrassierte ihn vor Freuden, daß ihm der Dreistutzer vom Kopfe fiel, und wir beschlossen nun sogleich, alle miteinander im Postschiffe auf der Donau nach dem Schlosse der schönen Gräfin hinunterzufahren.

Als wir an das Ufer kamen, war schon alles zur Abfahrt bereit. Der dicke Gastwirt, bei dem das Schiff über nacht angelegt hatte, stand breit und behaglich in seiner Hausthür, die er ganz ausfüllte, und ließ zum Abschiede allerlei Witze und Redensarten erschallen, während in jedem Fenster ein Mädchenkopf herausfuhr, und den Schiffern noch freundlich zunickte, die soeben die letzten Pakete nach dem Schiffe schafften. Ein ältlicher Herr mit einem grauen Überrocke und schwarzem Halstuche, der auch mitfahren wollte, stand am Ufer und sprach sehr eifrig mit einem jungen, schlanken Bürschchen, das mit langen, ledernen Bein-

kleidern und knapper, scharlachroter Jacke vor ihm auf einem prächtigen Engländer saß. Es schien mir zu meiner großen Verwunderung, als wenn sie beide zuweilen nach mir hinblickten und von mir sprächen. — Zuletzt lachte der alte Herr, das schlanke Bürschchen schnalzte mit der Reitgerte, und sprengte, mit den Lerchen über ihm um die Wette, durch die Morgenluft in die blitzende Landschaft hinein.

Unterdes hatten die Studenten und ich unsere Kasse zusammengeschossen. Der Schiffer lachte und schüttelte den Kopf, als ihm der Waldhornist damit unser Fährgeld in lauter Kupferstücken aufzählte, die wir mit großer Not aus allen unseren Taschen zusammengebracht hatten. Ich aber jauchzte laut auf, als ich auf einmal wieder die Donau so recht vor mir sah; wir sprangen geschwind auf das Schiff hinauf, der Schiffer gab das Zeichen, und so flogen wir nun im schönsten Morgenglanze zwischen den Bergen und Wiesen hinunter.

Da schlugen die Vögel im Walde, und von beiden Seiten klangen die Morgenglocken von fern aus den Dörfern, hoch in der Luft hörte man manchmal die Lerchen dazwischen. Von dem Schiffe aber jubilierte und schmetterte ein Kanarienvogel mit darein, daß es eine rechte Lust war.

Der gehörte einem hübschen jungen Mädchen, die auch mit auf dem Schiffe war. Sie hatte den Käfig dicht neben sich stehen, von der anderen Seite hielt sie ein feines Bündel Wäsche unterm Arme, so saß sie ganz still für sich und sah recht zufrieden bald auf ihre neuen Reiseschuhe, die unter dem Röckchen hervorkamen, bald wieder in das Wasser vor sich hinunter, und die Morgensonne glänzte ihr dabei auf der weißen Stirn, über der sie die Haare sehr sauber gescheitelt hatte. Ich merkte wohl, daß die Studenten gern einen höflichen Diskurs mit ihr angesponnen hätten, denn sie gingen immer an ihr vorüber, und der Waldhornist räusperte sich dabei und rückte bald an seiner Halsbinde, bald an dem Dreistutzer. Aber sie hatten keine rechte Courage, und das Mädchen schlug auch jedesmal die Augen nieder, sobald sie ihr näher kamen.

Besonders aber genierten sie sich vor dem ältlichen Herrn mit dem grauen Überrocke, der nun auf der anderen Seite des Schiffes saß, und den sie gleich für einen Geistlichen hielten. Er hatte ein Brevier vor sich, in welchem er las, dazwischen aber

oft in die schöne Gegend von dem Buche aufsah, dessen Goldschnitt und die vielen dareingelegten bunten Heiligenbilder prächtig im Morgenscheine blitzten. Dabei bemerkte er auch sehr gut, was auf dem Schiffe vorging, und erkannte bald die Vögel an ihren Federn; denn es dauerte nicht lange, so redete er einen von den Studenten lateinisch an, worauf alle drei herantraten, die Hüte vor ihm abnahmen und ihm wieder lateinisch antworteten.

Ich aber hatte mich unterdes ganz vorn auf die Spitze des Schiffes gesetzt, ließ vergnügt meine Beine über dem Wasser herunterbaumeln und blickte, während das Schiff so fortflog und die Wellen unter mir rauschten und schäumten, immerfort in die blaue Ferne, wie da ein Turm und ein Schloß nach dem anderen aus dem Ufergrün hervorkam, wuchs und wuchs, und endlich hinter uns wieder verschwand. Wenn ich nur heute Flügel hätte! dachte ich, und zog endlich vor Ungeduld meine liebe Violine hervor und spielte alle meine ältesten Stücke durch, die ich noch zu Hause und auf dem Schlosse der schönen Frau gelernt hatte.

Auf einmal klopfte mir jemand von hinten auf die Achsel. Es war der geistliche Herr, der unterdes sein Buch weggelegt und mir schon ein Weilchen zugehört hatte. „Ei,“ sagte er lachend zu mir, „ei, ei, Herr ludi magister. Essen und Trinken vergißt Er.“ Er hieß mich darauf meine Geige einstecken, um einen Imbiß mit ihm einzunehmen, und führte mich zu einer kleinen, lustigen Laube, die von den Schiffern aus jungen Birken und Tannenbäumchen in der Mitte des Schiffes aufgerichtet worden war. Dort hatte er einen Tisch hinstellen lassen, und ich, die Studenten, und selbst das junge Mädchen, wir mußten uns auf die Fässer und Pakete ringsherum setzen.

Der geistliche Herr packte nun einen großen Braten und Butterschnitten aus, die sorgfältig in Papier gewickelt waren, zog auch aus einem Futterale mehrere Weinflaschen und einen silbernen, innerlich vergoldeten Becher hervor, schenkte ein, kostete erst, roch daran und prüfte wieder, und reichte dann einem jeden von uns. Die Studenten saßen ganz kerzengerade auf ihren Fässern und aßen und tranken nur sehr wenig vor großer Devotion. Auch das Mädchen tauchte bloß das Schnäbelchen in den Becher und blickte dabei schüchtern bald auf mich, bald auf die Studenten, aber je öfter sie uns ansah, je dreister wurde sie nach und nach.

Sie erzählte endlich dem geistlichen Herrn, daß sie nun zum

erstenmale von Hause in Kondition komme und soeben auf das Schloß ihrer neuen Herrschaft reise. Ich wurde über und über rot, denn sie nannte dabei das Schloß der schönen gnädigen Frau. — Also das soll meine zukünftige Kammerjungfer sein! dachte ich, und sah sie groß an, und mir schwindelte fast dabei. — „Auf dem Schlosse wird es bald eine große Hochzeit geben," sagte darauf der geistliche Herr. „Ja," erwiderte das Mädchen, die gern von der Geschichte mehr gewußt hätte; „man sagt, es wäre schon eine alte, heimliche Liebschaft gewesen, die Gräfin hätte es aber niemals zugeben wollen." Der Geistliche antwortete nur mit „hm, hm", während er seinen Jagdbecher vollschenkte und mit bedenklichen Mienen daraus nippte. Ich aber hatte mich mit beiden Armen weit über den Tisch vorgelegt, um die Unterredung recht genau anzuhören. Der geistliche Herr bemerkte es. „Ich kann's Euch wohl sagen," hub er wieder an, „die beiden Gräfinnen haben mich auf Kundschaft ausgeschickt, ob der Bräutigam schon vielleicht hier in der Gegend sei. Eine Dame aus Rom hat geschrieben, daß er schon lange von dort fort sei." — Wie er von der Dame aus Rom anfing, wurd' ich wieder rot. „Kennen denn Ew. Hochwürden den Bräutigam?" fragte ich ganz verwirrt. — „Nein," erwiderte der alte Herr, „aber er soll ein lustiger Vogel sein." — „O ja," sagte ich hastig, „ein Vogel, der aus jedem Käfige ausreißt, sobald er nur kann, und lustig singt, wenn er wieder in der Freiheit ist." — „Und sich in der Fremde herumtreibt," fuhr der Herr gelassen fort, „in der Nacht gaßaten geht und am Tage vor den Hausthüren schläft." — Mich verdroß das sehr. „Ehrwürdiger Herr," rief ich ganz hitzig aus, „da hat man Euch falsch berichtet. Der Bräutigam ist ein moralischer, schlanker, hoffnungsvoller Jüngling, der in Italien in einem alten Schlosse auf großem Fuße gelebt hat, der mit lauter Gräfinnen, berühmten Malern und Kammerjungfern umgegangen ist, der sein Geld sehr wohl zu Rate zu halten weiß, wenn er nur welches hätte, der" — „Nun, nun, ich wußte nicht, daß Ihr ihn so gut kennt," unterbrach mich hier der Geistliche und lachte dabei so herzlich, daß er ganz blau im Gesichte wurde und ihm die Thränen aus den Augen rollten. — „Ich hab' doch aber gehört," ließ sich nun das Mädchen wieder vernehmen, „der Bräutigam wäre ein großer, überaus reicher Herr." — „Ach Gott, ja doch, ja! Konfusion, nichts als Kon-

fusion!" rief der Geistliche und konnte sich noch immer vor Lachen nicht zu gute geben, bis er sich endlich ganz verhustete. Als er sich wieder ein wenig erholt hatte, hob er den Becher in die Höh' und rief: „Das Brautpaar soll leben!" — Ich wußte gar nicht, was ich von dem Geistlichen und seinem Gerede denken sollte, ich schämte mich aber, wegen der römischen Geschichten, ihm hier vor allen Leuten zu sagen, daß ich selber der verlorene, glückselige Bräutigam sei.

Der Becher ging wieder fleißig in die Runde, der geistliche Herr sprach dabei freundlich mit allen, so daß ihm bald ein jeder gut wurde, und am Ende alles fröhlich durcheinander sprach. Auch die Studenten wurden immer redseliger und erzählten von ihren Fahrten im Gebirge, bis sie endlich gar ihre Instrumente holten und lustig zu blasen anfingen. Die kühle Wasserluft strich dabei durch die Zweige der Laube, die Abendsonne vergoldete schon die Wälder und Thäler, die schnell an uns vorüberflogen, während die Ufer von den Waldhornsklängen wiederhallten. — Und als dann der Geistliche von der Musik immer vergnügter wurde und lustige Geschichten aus seiner Jugend erzählte: wie auch er zur Vakanz über Berge und Thäler gezogen, und oft hungrig und durstig, aber immer fröhlich gewesen, und wie eigentlich das ganze Studentenleben eine große Vakanz sei zwischen der engen, düsteren Schule und der Amtsarbeit ernsten — da tranken die Studenten noch einmal herum und stimmten dann frisch ein Lied an, daß es weit in die Berge hineinschallte.

Nach Süden nun sich lenken
Die Vöglein allzumal,
Viel Wandrer lustig schwenken
Die Hüt' im Morgenstrahl.
Das sind die Herrn Studenten,
Zum Thor hinaus es geht,
Auf ihren Instrumenten
Sie blasen zum Valet:
Ade in die Läng' und Breite,
O Prag, wir ziehn in die Weite:
Et habeat bonam pacem,
Qui sedet post fornacem!

Nachts wir durchs Städtlein schweifen,
Die Fenster schimmern weit,
Am Fenster drehn und schleifen
Viel schön geputzte Leut'.
Wir blasen vor den Thüren
Und haben Durst genung,
Das kommt vom Musizieren,
Herr Wirt, ein'n frischen Trunk!
Und siehe, über ein Kleines
Mit einer Kanne Weines
Venit ex sua domo
Beatus ille homo!

Nun weht schon durch die Wälder
Der kalte Boreas,
Wir streichen durch die Felder,
Von Schnee und Regen naß,
Der Mantel fliegt im Winde,
Zerrissen sind die Schuh,
Da blasen wir geschwinde
Und singen noch dazu:
Beatus ille homo,
Qui sedet in sua domo,
Et sedet post fornacem
Et habet bonam pacem!

Ich, die Schiffer und das Mädchen, obgleich wir alle kein Latein verstanden, stimmten jedesmal jauchzend in den letzten Vers mit ein, ich aber jauchzte am allervergnügtesten, denn ich sah soeben von fern mein Zollhäuschen und bald darauf auch das Schloß in der Abendsonne über die Bäume hervorkommen.

Zehntes Kapitel.

Das Schiff stieß an das Ufer, wir sprangen schnell ans Land und verteilten uns nun nach allen Seiten im Grünen, wie Vögel, wenn das Gebauer plötzlich aufgemacht wird. Der geistliche Herr nahm eiligen Abschied und ging mit großen Schritten nach dem Schlosse zu. Die Studenten dagegen wanderten eifrig nach einem abgelegenen Gebüsche, wo sie noch geschwind ihre Mäntel ausklopfen, sich in dem vorüberfließenden Bache waschen und einer den anderen rasieren wollten. Die neue Kammerjungfer endlich ging mit ihrem Kanarienvogel und ihrem Bündel unterm Arme nach dem Wirtshause unter dem Schloßberge, um bei der Frau Wirtin, die ich ihr als eine gute Person rekommandiert hatte, ein besseres Kleid anzulegen, ehe sie sich oben im Schlosse vorstellte. Mir aber leuchtete der schöne Abend recht durchs Herz, und als sie sich nun alle verlaufen hatten, bedachte ich mich nicht lange und rannte sogleich nach dem herrschaftlichen Garten hin.

Mein Zollhaus, an dem ich vorbei mußte, stand noch auf der alten Stelle, die hohen Bäume aus dem herrschaftlichen Garten rauschten noch immer darüber hin, eine Goldammer, die damals auf dem Kastanienbaume vor dem Fenster jedesmal bei Sonnenuntergang ihr Abendlied gesungen hatte, sang auch wieder, als wäre seitdem gar nichts in der Welt vorgegangen. Das Fenster im Zollhause stand offen, ich lief voller Freuden hin und steckte den Kopf in die Stube hinein. Es war niemand darin, aber die Wanduhr pickte noch immer ruhig fort, der Schreibtisch stand am Fenster, und die lange Pfeife in einem Winkel, wie damals. Ich konnte nicht widerstehen, ich sprang durch das Fenster hinein und setzte mich an den Schreibtisch vor das große Rechenbuch hin. Da fiel der Sonnenschein durch den Kastanienbaum vor dem Fenster wieder grüngolden auf die Ziffern in dem aufgeschlagenen Buche, die Bienen summten wieder an dem offenen Fenster

hin und her, die Goldammer draußen auf dem Baume sang fröhlich immer zu. — Auf einmal aber ging die Thür aus der Stube auf, und ein alter, langer Einnehmer in meinem punktierten Schlafrocke trat herein. Er blieb in der Thür stehen, wie er mich so unversehens erblickte, nahm schnell die Brille von der Nase, und sah mich grimmig an. Ich aber erschrak nicht wenig darüber, sprang, ohne ein Wort zu sagen, auf und lief aus der Hausthür durch den kleinen Garten fort, wo ich mich noch bald mit den Füßen in dem fatalen Kartoffelkraute verwickelt hätte, das der alte Einnehmer nunmehr, wie ich sah, nach des Portiers Rat statt meiner Blumen angepflanzt hatte. Ich hörte noch, wie er vor die Thür herausfuhr und hinter mir drein schimpfte, aber ich saß schon oben auf der hohen Gartenmauer und schaute mit klopfendem Herzen in den Schloßgarten hinein.

Da war ein Duften und Schimmern und Jubilieren von allen Vöglein; die Plätze und Gänge waren leer, aber die vergoldeten Wipfel neigten sich im Abendwinde vor mir, als wollten sie mich bewillkommnen, und seitwärts aus dem tiefen Grunde blitzte zuweilen die Donau zwischen den Bäumen nach mir herauf.

Auf einmal hörte ich in einiger Entfernung im Garten singen:

Schweigt der Menschen laute Lust:
Rauscht die Erde wie in Träumen
Wunderbar mit allen Bäumen,
Was dem Herzen kaum bewußt,
Alte Zeiten, linde Trauer,
Und es schweifen leise Schauer
Wetterleuchtend durch die Brust.

Die Stimme und das Lied klang mir so wunderlich und doch wieder so altbekannt, als hätte ich's irgendeinmal im Traume gehört. Ich dachte lange, lange nach. — „Das ist der Herr Guido!“ rief ich endlich voller Freude und schwang mich schnell in den Garten hinunter — es war dasselbe Lied, das er an jenem Sommerabende auf dem Balkone des italienischen Wirtshauses sang, wo ich ihn zum letztenmale gesehen hatte.

Er sang noch immer fort, ich aber sprang über Beete und Hecken dem Liede nach. Als ich nun zwischen den letzten Rosen-

sträuchern hervortrat, blieb ich plötzlich wie verzaubert stehen. Denn auf dem grünen Platze am Schwanenteiche, recht vom Abendrote beschienen, saß die schöne gnädige Frau, in einem prächtigen Kleide und einem Kranze von weißen und roten Rosen in dem schwarzen Haare, mit niedergeschlagenen Augen auf einer Steinbank und spielte während des Liedes mit ihrer Reitgerte vor sich auf dem Rasen, gerade so wie damals auf dem Kahne, da ich ihr das Lied von der schönen Frau vorsingen mußte. Ihr gegenüber saß eine andere junge Dame, die hatte den weißen, runden Nacken voll brauner Locken gegen mich gewendet und sang zur Guitarre, während die Schwäne auf dem stillen Weiher langsam im Kreise herumschwammen. — Da hob die schöne Frau auf einmal die Augen und schrie laut auf, da sie mich erblickte. Die andere Dame wandte sich rasch nach mir herum, daß ihr die Locken ins Gesicht flogen, und da sie mich recht ansah, brach sie in ein unmäßiges Lachen aus, sprang dann von der Bank und klatschte dreimal mit den Händchen. In demselben Augenblicke kam eine große Menge kleiner Mädchen in blütenweißen, kurzen Kleidchen mit grünen und roten Schleifen zwischen den Rosensträuchern hervorgeschlüpft, so daß ich gar nicht begreifen konnte, wo sie alle gesteckt hatten. Sie hielten eine lange Blumenguirlande in den Händen, schlossen schnell einen Kreis um mich, tanzten um mich herum und sangen dabei:

Wir bringen dir den Jungfernkranz
Mit veilchenblauer Seide,
Wir führen dich zu Lust und Tanz,
Zu neuer Hochzeitsfreude.
Schöner, grüner Jungfernkranz,
Veilchenblaue Seide.

Das war aus dem Freischützen. Von den kleinen Sängerinnen erkannte ich nun auch einige wieder, es waren Mädchen aus dem Dorfe. Ich kneipte sie in die Wangen und wäre gern aus dem Kreise entwischt, aber die kleinen schnippischen Dinger ließen mich nicht heraus. — Ich wußte gar nicht, was die Geschichte eigentlich bedeuten sollte, und stand ganz verblufft da.

Da trat plötzlich ein junger Mann in feiner Jägerkleidung aus dem Gebüsche hervor. Ich traute meinen Augen kaum —

es war der fröhliche Herr Leonhard! — Die kleinen Mädchen öffneten nun den Kreis und standen auf einmal wie verzaubert alle unbeweglich auf einem Beinchen, während sie das andere in die Luft streckten, und dabei die Blumenguirlanden mit beiden Armen hoch über den Köpfen in die Höh' hielten. Der Herr Leonhard aber faßte die schöne gnädige Frau, die noch immer ganz still stand und nur manchmal auf mich herüberblickte, bei der Hand, führte sie bis zu mir und sagte:

„Die Liebe — darüber sind nun alle Gelehrten einig — ist eine der couragiösesten Eigenschaften des menschlichen Herzens, die Bastionen von Rang und Stand schmettert sie mit einem Feuerblicke danieder, die Welt ist ihr zu eng und die Ewigkeit zu kurz. Ja, sie ist eigentlich ein Poetenmantel, den jeder Phantast einmal in der kalten Welt umnimmt, um nach Arkadien auszuwandern. Und je entfernter zwei getrennte Verliebte von einander wandern, in desto anständigeren Bogen bläst der Reisewind den schillernden Mantel hinter ihnen auf, desto kühner und überraschender entwickelt sich der Faltenwurf, desto länger und länger wächst der Talar den Liebenden hinten nach, so daß ein Neutraler nicht über Land gehen kann, ohne unversehens auf ein paar solche Schleppen zu treten. O teuerster Herr Einnehmer und Bräutigam! obgleich Ihr in diesem Mantel bis an die Gestade der Tiber dahinrauschtet, das kleine Händchen Eurer gegenwärtigen Braut hielt Euch dennoch am äußersten Ende der Schleppe fest, und wie Ihr zucktet und geigtet und rumortet, Ihr mußtet zurück in den stillen Bann ihrer schönen Augen. — Und nun denn, da es so gekommen ist, Ihr zwei lieben, lieben, närrischen Leute! schlagt den seligen Mantel um Euch, daß die ganze andere Welt rings um Euch untergeht — liebt Euch wie die Kaninchen und seid glücklich!"

Der Herr Leonhard war mit seinem Sermon kaum erst fertig, so kam auch die andere junge Dame, die vorhin das Liedchen gesungen hatte, auf mich los, setzte mir schnell einen frischen Myrtenkranz auf den Kopf und sang dazu sehr neckisch, während sie mir den Kranz in den Haaren festrückte und ihr Gesichtchen dabei dicht vor mir war:

Darum bin ich dir gewogen,
Darum wird dein Haupt geschmückt,
Weil der Strich von deinem Bogen
Öfters hat mein Herz entzückt.

Da trat sie wieder ein paar Schritte zurück. — „Kennst du die Räuber noch, die dich damals in der Nacht vom Baume schüttelten?“ sagte sie, indem sie einen Knix mir machte und mich so anmutig und fröhlich ansah, daß mir ordentlich das Herz im Leibe lachte. Darauf ging sie, ohne meine Antwort abzuwarten, rings um mich herum. „Wahrhaftig noch ganz der Alte, ohne allen welschen Beischmack! aber nein, sieh doch nur einmal die dicken Taschen an!“ rief sie plötzlich zu der schönen gnädigen Frau, „Violine, Wäsche, Barbiermesser, Reisekoffer, alles durcheinander!“ Sie drehte mich nach allen Seiten und konnte sich vor Lachen gar nicht zu gute geben. Die schöne gnädige Frau war unterdes noch immer still und mochte gar nicht die Augen aufschlagen vor Scham und Verwirrung. Oft kam es mir vor, als zürnte sie heimlich über das viele Gerede und Spaßen. Endlich stürzten ihr plötzlich Thränen aus den Augen und sie verbarg ihr Gesicht an der Brust der anderen Dame. Diese sah sie erst erstaunt an und drückte sie dann herzlich an sich.

Ich aber stand ganz verdutzt da. Denn je genauer ich die fremde Dame betrachtete, desto deutlicher erkannte ich sie, es war wahrhaftig niemand anders, als — der junge Herr Maler Guido!

Ich wußte gar nicht, was ich sagen sollte, und wollte soeben näher nachfragen, als Herr Leonhard zu ihr trat und heimlich mit ihr sprach. „Weiß er denn noch nicht?“ hörte ich ihn fragen. Sie schüttelte mit dem Kopfe. Er besann sich darauf einen Augenblick. „Nein, nein,“ sagte er endlich, „er muß schnell alles erfahren, sonst entsteht nur neues Geplauder und Gewirre.“

„Herr Einnehmer,“ wandte er sich nun zu mir, „wir haben jetzt nicht viel Zeit, aber thue mir den Gefallen und wundere dich hier in aller Geschwindigkeit aus, damit du nicht hinterher durch Fragen, Erstaunen und Kopfschütteln unter den Leuten alte Geschichten aufruhrst und neue Erdichtungen und Vermutungen ausschuttelst.“ — Er zog mich bei diesen Worten tiefer in das Gebüsch hinein, während das Fräulein mit der von der schönen gnädigen Frau weggelegten Reitgerte in der Luft focht und alle ihre Locken tief in das Gesichtchen schüttelte, durch die ich aber doch sehen konnte, daß sie bis an die Stirn rot wurde. — „Nun denn,“ sagte Herr Leonhard, „Fräulein Flora, die hier soeben thun will, als hörte und wüßte sie von der ganzen Geschichte nichts, hatte in aller Geschwindigkeit ihr Herzchen mit jemand

vertauscht. Darüber kommt ein anderer und bringt ihr mit Prologen, Trompeten und Pauken wiederum sein Herz dar und will ihr Herz dagegen. Ihr Herz ist aber schon bei jemand, und jemandes Herz bei ihr, und der Jemand will sein Herz nicht wieder haben, und ihr Herz nicht wieder zurückgeben. Alle Welt schreit — aber du hast wohl noch keinen Roman gelesen?" — Ich verneinte es. — „Nun, so hast du doch einen mitgespielt. Kurz: das war eine solche Konfusion mit den Herzen, daß der Jemand — das heißt ich — mich zuletzt selbst ins Mittel legen mußte. Ich schwang mich bei lauer Sommernacht auf mein Roß, hob das Fräulein als Maler Guido auf das andere und so ging es fort nach Süden, um sie in einem meiner einsamen Schlösser in Italien zu verbergen, bis das Geschrei wegen der Herzen vorüber wäre. Unterwegs aber kam man uns auf die Spur, und von dem Balkone des welschen Wirtshauses, vor dem du so vortrefflich Wache schliefst, erblickte Flora plötzlich unsere Verfolger." — „Also der buckelige Signor?" — „War ein Spion. Wir zogen uns daher heimlich in die Wälder und ließen dich auf dem vorbestellten Postkurse allein fortfahren. Das täuschte unsere Verfolger und zum Überflusse auch noch meine Leute auf dem Bergschlosse, welche die verkleidete Flora stündlich erwarteten und mit mehr Diensteifer als Scharfsinn dich für das Fräulein hielten. Selbst hier auf dem Schlosse glaubte man, daß Flora auf dem Felsen wohne, man erkundigte sich, man schrieb an sie — hast du nicht ein Briefchen erhalten?" — Bei diesen Worten fuhr ich blitzschnell mit dem Zettel aus der Tasche. — „Also dieser Brief?" — „Ist an mich," sagte Fräulein Flora, die bisher auf unsere Rede gar nicht acht zu geben schien, riß mir den Zettel rasch aus der Hand, überlas ihn und steckte ihn dann in den Busen. — „Und nun," sagte Herr Leonhard, „müssen wir schnell in das Schloß, da wartet schon alles auf uns. Also zum Schlusse, wie sich's von selbst versteht und einem wohlerzogenen Romane gebührt: Entdeckung, Reue, Versöhnung, wir sind alle wieder lustig beisammen und übermorgen ist Hochzeit!"

Da er noch so sprach, erhob sich plötzlich in dem Gebüsche ein rasender Spektakel von Pauken und Trompeten, Hörnern und Posaunen; Böller wurden dazwischen gelöst und Vivat gerufen, die kleinen Mädchen tanzten von neuem, und aus allen Sträuchern kam ein Kopf über dem anderen hervor, als wenn sie aus der

Erde wüchsen. Ich sprang in dem Geschwirre und Geschleife ellenhoch von einer Seite zur anderen, da es aber schon dunkel wurde, erkannte ich erst nach und nach alle die alten Gesichter wieder. Der alte Gärtner schlug die Pauken, die Prager Studenten in ihren Mänteln musizierten mitten darunter, neben ihnen fingerte der Portier wie toll auf seinem Fagotte. Wie ich den so unverhofft erblickte, lief ich sogleich auf ihn zu und embrassierte ihn heftig. Darüber kam er ganz aus dem Concepte. „Nun wahrhaftig, und wenn der bis ans Ende der Welt reist, er ist und bleibt ein Narr!“ rief er den Studenten zu und blies ganz wütend weiter.

Unterdes war die schöne gnädige Frau vor dem Rumore heimlich entsprungen und flog wie ein aufgescheuchtes Reh über den Rasen tiefer in den Garten hinein. Ich sah es noch zur rechten Zeit und lief ihr eiligst nach. Die Musikanten merkten in ihrem Eifer nichts davon, sie meinten nachher: wir wären schon nach dem Schlosse aufgebrochen, und die ganze Bande setzte sich nun mit Musik und großem Getümmel gleichfalls dorthin auf den Marsch.

Wir aber waren fast zu gleicher Zeit in einem Sommerhause angekommen, das am Abhange des Gartens stand, mit dem offenen Fenster nach dem weiten, tiefen Thale zu. Die Sonne war schon lange untergegangen hinter den Bergen, es schimmerte nur noch wie ein rötlicher Duft über dem warmen verschallenden Abende, aus dem die Donau immer vernehmlicher heraufrauschte, je stiller es ringsum wurde. Ich sah unverwandt die schöne Gräfin an, die ganz erhitzt vom Laufen dicht vor mir stand, so daß ich ordentlich hören konnte, wie ihr das Herz schlug. Ich wußte nun aber gar nicht, was ich sprechen sollte vor Respekt, da ich auf einmal so allein mit ihr war. Endlich faßte ich ein Herz, nahm ihr kleines, weißes Händchen — da zog sie mich schnell an sich und fiel mir um den Hals, und ich umschlang sie fest mit beiden Armen.

Sie machte sich aber geschwind wieder los und legte sich ganz verwirrt in das Fenster, um ihre gluhenden Wangen in der Abendluft abzukühlen. — „Ach,“ rief ich, „mir ist mein Herz recht zum Zerspringen, aber ich kann mir noch alles nicht recht denken, es ist mir alles noch wie ein Traum!“ — „Mir auch,“ sagte die schöne gnädige Frau. „Als ich vergangenen Sommer,“

setzte sie nach einer Weile hinzu, „mit der Gräfin aus Rom kam, und wir das Fräulein Flora glücklich gefunden hatten und mit zurückbrachten, von dir aber dort und hier nichts hörte — da dacht' ich nicht, daß alles noch so kommen würde! Erst heut zu Mittag sprengte der Jockey, der gute, flinke Bursch, atemlos auf den Hof und brachte die Nachricht, daß du mit dem Postschiffe kämst." — Dann lachte sie still in sich hinein. „Weißt du noch," sagte sie, „wie du mich damals auf dem Balkone zum letztenmale sahst? das war gerade wie heute, auch so ein stiller Abend und Musik im Garten." — „Wer ist denn eigentlich gestorben?" frug ich hastig. — „Wer denn?" sagte die schöne Frau und sah mich erstaunt an. „Der Herr Gemahl von Ew. Gnaden," erwiderte ich, „der damals mit auf dem Balkone stand." — Sie wurde ganz rot. „Was hast du auch für Seltsamkeiten im Kopfe!" rief sie aus, „das war ja der Sohn von der Gräfin, der eben von seinen Reisen zurückkam, und es traf gerade auch mein Geburtstag, da führte er mich mit auf den Balkon hinaus, damit ich auch ein Vivat bekäme. — Aber deshalb bist du wohl damals von hier fortgelaufen?" — „Ach Gott, freilich!" rief ich aus und schlug mit der Hand vor die Stirn. Sie aber schüttelte mit dem Köpfchen und lachte recht herzlich.

Mir war so wohl, wie sie so fröhlich und vertraulich neben mir plauderte, ich hätte bis zum Morgen zuhören mögen. Ich war so recht seelenvergnügt und langte eine Hand voll Knackmandeln aus der Tasche, die ich noch aus Italien mitgebracht hatte. Sie nahm auch davon, und wir knackten nun und sahen zufrieden in die stille Gegend hinaus. — „Siehst du," sagte sie nach einem Weilchen wieder, „das weiße Schlößchen, das da drüben im Mondscheine glänzt, das hat uns der Graf geschenkt, samt dem Garten und den Weinbergen, da werden wir wohnen. Er wußt' es schon lange, daß wir einander gut sind, und ist dir sehr gewogen, denn hätt' er dich nicht mitgehabt, als er das Fräulein aus der Pensionsanstalt entführte, so wären sie beide erwischt worden, ehe sie sich vorher noch mit der Gräfin versöhnten, und alles wäre anders gekommen." — „Mein Gott, schönste gnädigste Gräfin," rief ich aus, „ich weiß gar nicht mehr, wo mir der Kopf steht vor lauter unverhofften Neuigkeiten; also der Herr Leonhard?" — „Ja, ja," fiel sie mir in die Rede, „so nannte er sich in Italien; dem gehören die Herr-

schaften da drüben, und er heiratet nun unserer Gräfin Tochter, die schöne Flora. — Aber was nennst du mich denn Gräfin?" — Ich sah sie groß an. — „Ich bin ja gar keine Gräfin," fuhr sie fort, „unsere gnädige Gräfin hat mich nur zu sich aufs Schloß genommen, da mich mein Onkel, der Portier, als kleines Kind und arme Waise mit hierher brachte."

Nun war's mir doch nicht anders, als wenn mir ein Stein vom Herzen fiele! „Gott segne den Portier," versetzte ich ganz entzückt, „daß er unser Onkel ist! ich habe immer große Stücke auf ihn gehalten." — „Er meint es auch gut mit dir," erwiderte sie, „wenn du dich nur etwas vornehmer hieltest, sagt er immer. Du mußt dich jetzt auch eleganter kleiden." — „O," rief ich voller Freuden, „englischen Frack, Strohhut und Pumphosen und Sporen! und gleich nach der Trauung reisen wir fort nach Italien, nach Rom, da gehn die schönen Wasserkünste, und nehmen die Prager Studenten mit und den Portier!" — Sie lächelte still und sah mich recht vergnügt und freundlich an, und von fern schallte immerfort die Musik herüber, und Leuchtkugeln flogen vom Schloß durch die stille Nacht über die Gärten, und die Donau rauschte dazwischen herauf — und es war alles, alles gut!

Das Marmorbild.



Es war ein schöner Sommerabend, als Florio, ein junger Edelmann, langsam auf die Thore von Lucca zuritt, sich erfreuend an dem feinen Dufte, der über der wunderschönen Landschaft und den Türmen und Dächern der Stadt vor ihm zitterte, sowie an den bunten Zügen zierlicher Damen und Herren, welche sich zu beiden Seiten der Straße unter den hohen Kastanienalleeen fröhlich schwärmend ergingen.

Da gesellte sich, auf zierlichem Zelter desselben Weges ziehend, ein anderer Reiter in bunter Tracht, eine goldene Kette um den Hals und ein sammetnes Barett mit Federn über den dunkelbraunen Locken, freundlich grüßend zu ihm. Beide hatten, so nebeneinander in den dunkelnden Abend hineinreitend, gar bald ein Gespräch angeknüpft, und dem jungen Florio dünkte die schlanke Gestalt des Fremden, sein frisches, keckes Wesen, ja selbst seine fröhliche Stimme so überaus anmutig, daß er gar nicht von demselben wegsehen konnte.

„Welches Geschäft führt Euch nach Lucca?“ fragte endlich der Fremde. „Ich habe eigentlich gar keine Geschäfte,“ antwortete Florio ein wenig schüchtern. „Gar keine Geschäfte? — Nun, so seid Ihr sicherlich ein Poet!“ versetzte jener lustig lachend. „Das wohl eben nicht,“ erwiderte Florio und wurde über und über rot. „Ich habe mich wohl zuweilen in der fröhlichen Sangeskunst versucht, aber wenn ich dann wieder die alten großen Meister las, wie da alles wirklich da ist und leibt und lebt, was ich mir manchmal heimlich nur wünschte und ahnete, da komm ich mir vor wie ein schwaches, vom Winde verwehtes Lerchenstimmlein unter dem unermeßlichen Himmelsdome.“ — „Jeder lobt Gott auf seine Weise,“ sagte der Fremde, „und alle Stimmen zusammen

machen den Frühling.“ Dabei ruhten seine großen, geistreichen Augen mit sichtbarem Wohlgefallen auf dem schönen Jünglinge, der so unschuldig in die dämmernde Welt vor sich hinaussah.

„Ich habe jetzt,“ fuhr dieser nun kühner und vertraulicher fort, „das Reisen erwählt, und befinde mich wie aus einem Gefängnis erlöst, alle alten Wünsche und Freuden sind nun auf einmal in Freiheit gesetzt. Auf dem Lande in der Stille aufgewachsen, wie lange habe ich da die fernen blauen Berge sehnsüchtig betrachtet, wenn der Frühling wie ein zauberischer Spielmann durch unseren Garten ging und von der wunderschönen Ferne verlockend sang und von großer, unermeßlicher Lust.“ — Der Fremde war über die letzten Worte in tiefe Gedanken versunken. „Habt Ihr wohl jemals,“ sagte er zerstreut, aber sehr ernsthaft, „von dem wunderbaren Spielmanne gehört, der durch seine Töne die Jugend in einen Zauberberg hinein verlockt, aus dem keiner wieder zurückgekehrt ist? Hütet Euch!“

Florio wußte nicht, was er aus diesen Worten des Fremden machen sollte, konnte ihn auch weiter darum nicht befragen; denn sie waren soeben, statt zu dem Thore, unvermerkt dem Zuge der Spaziergänger folgend, an einen weiten, grünen Platz gekommen, auf dem sich ein fröhlich schallendes Reich von Musik, bunten Zelten, Reitern und Spazierengehenden in den letzten Abendgluten schimmernd hin und her bewegte.

„Hier ist gut wohnen,“ sagte der Fremde lustig, sich vom Zelter schwingend; „auf baldiges Wiedersehen!“ und hiermit war er schnell in dem Gewühle verschwunden.

Florio stand in freudigem Erstaunen einen Augenblick still vor der unerwarteten Aussicht. Dann folgte auch er dem Beispiele seines Begleiters, übergab das Pferd seinem Diener und mischte sich in den muntern Schwarm.

Versteckte Musikchöre erschallten da von allen Seiten aus den blühenden Gebüschen, unter den hohen Bäumen wandelten sittige Frauen auf und nieder und ließen die schönen Augen musternd ergehen über die glänzende Wiese, lachend und plaudernd und mit den bunten Federn nickend im lauen Abendgolde wie ein Blumenbeet, das sich im Winde wiegt. Weiterhin auf einem heitergrünen Plane vergnügten sich mehrere Mädchen mit Ballspielen. Die buntgefiederten Bälle flatterten wie Schmetterlinge, glänzende Bogen hin und her beschreibend, durch die blaue Luft,

während die unten im Grünen auf und nieder schwebenden Mädchenbilder den lieblichsten Anblick gewährten. Besonders zog die eine durch ihre zierliche, fast noch kindliche Gestalt und die Anmut aller ihrer Bewegungen Florios Augen auf sich. Sie hatte einen vollen bunten Blumenkranz in den Haaren und war recht wie ein fröhliches Bild des Frühlings anzuschauen, wie sie so überaus frisch bald über den Rasen dahinflog, bald sich neigte, bald wieder mit ihren anmutigen Gliedern in die heitere Luft hinauflangte. Durch ein Versehen ihrer Gegnerin nahm ihr Federball eine falsche Richtung und flatterte gerade vor Florio nieder. Er hob ihn auf und überreichte ihn der nacheilenden Bekränzten. Sie stand fast wie erschrocken vor ihm und sah ihn schweigend aus den schönen, großen Augen an. Dann verneigte sie sich errötend und eilte schnell wieder zu ihren Gespielinnen zurück.

Der größere funkelnde Strom von Wagen und Reitern, der sich in der Hauptallee langsam und prächtig fortbewegte, wendete indes auch Florio von jenem reizenden Spiele wieder ab und er schweifte wohl eine Stunde lang allein zwischen den ewig wechselnden Bildern umher.

„Da ist der Sänger Fortunato!“ hörte er da auf einmal mehrere Frauen und Ritter neben sich ausrufen. Er sah sich schnell nach dem Platze um, wohin sie wiesen, und erblickte zu seinem großen Erstaunen den anmutigen Fremden, der ihn vorhin hierher begleitet. Abseits auf der Wiese an einen Baum gelehnt, stand er soeben inmitten eines zierlichen Kranzes von Frauen und Rittern, welche seinem Gesange zuhörten, der zuweilen von einigen Stimmen aus dem Kreise holdselig erwidert wurde. Unter ihnen bemerkte Florio auch die schöne Ballspielerin wieder, die in stiller Freudigkeit mit weiten, offenen Augen in die Klänge vor sich hinaussah.

Ordentlich erschrocken gedachte da Florio, wie er vorhin mit dem berühmten Sänger, den er lange dem Rufe nach verehrte, so vertraulich geplaudert, und blieb scheu in einiger Entfernung stehen, um den lieblichen Wettstreit mit zu vernehmen. Er hätte gern die ganze Nacht hindurch dort gestanden, so ermutigend flogen diese Töne ihn an, und er ärgerte sich recht, als Fortunato nun so bald endigte, und die ganze Gesellschaft sich von dem Rasen erhob.

Da gewahrte der Sänger den Jüngling in der Ferne und kam sogleich auf ihn zu. Freundlich faßte er ihn bei beiden

Händen und führte den Blöden, ungeachtet aller Gegenreden, wie einen lieblichen Gefangenen nach dem nahgelegenen offenen Zelte, wo sich die Gesellschaft nun versammelte und ein fröhliches Nachtmahl bereitet hatte. Alle begrüßten ihn wie alte Bekannte, manche schöne Augen ruhten in freudigem Erstaunen auf der jungen, blühenden Gestalt.

Nach mancherlei lustigem Gespräche lagerten sich bald alle um den runden Tisch, der in der Mitte des Zeltes stand. Erquickliche Früchte und Wein in hellgeschliffenen Gläsern funkelten von dem blendend weißen Gedecke, in silbernen Gefäßen dufteten große Blumensträuße, zwischen denen die hübschen Mädchengesichter anmutig hervorsahen; draußen spielten die letzten Abendlichter golden auf dem Rasen und dem Flusse, der spiegelglatt vor dem Zelte dahinglitt. Florio hatte sich fast unwillkürlich zu der niedlichen Ballspielerin gesellt. Sie erkannte ihn sogleich wieder und saß still und schüchtern da, aber die langen, furchtsamen Augenwimpern hüteten nur schlecht die dunkelglühenden Blicke.

Es war ausgemacht worden, daß jeder in die Runde seinem Liebchen mit einem kleinen, improvisierten Liedchen zutrinken solle. Der leichte Gesang, der nur gaukelnd wie ein Frühlingswind die Oberfläche des Lebens berührte, ohne es in sich selbst zu versenken, bewegte fröhlich den Kranz heiterer Bilder um die Tafel. Florio war recht innerlichst vergnügt, alle blöde Bangigkeit war von seiner Seele genommen, und er sah fast träumerisch still vor fröhlichen Gedanken zwischen den Lichtern und Blumen in die wunderschöne, langsam in die Abendgluten versinkende Landschaft vor sich hinaus. Und als nun auch an ihn die Reihe kam, seinen Trinkspruch zu sagen, hob er sein Glas in die Höh' und sang:

Jeder nennet froh die Seine,
Ich nur stehe hier alleine,
Denn was früge wohl die eine,
Wen der Fremdling eben meine?
Und so muß ich, wie im Strome dort die Welle,
Ungehört verrauschen an des Frühlings Schwelle.

Seine schöne Nachbarin sah bei diesen Worten beinahe schelmisch an ihm herauf und senkte schnell wieder das Köpfchen, da

sie seinem Blicke begegnete. Aber er hatte so herzlich bewegt gesungen und neigte sich nun mit den schönen, bittenden Augen so dringend herüber, daß sie es willig geschehen ließ, als er sie schnell auf die roten, heißen Lippen kußte. — „Bravo, bravo!“ riefen mehrere Herren, ein mutwilliges, aber argloses Lachen erschallte um den Tisch. — Florio stürzte hastig und verwirrt sein Glas hinunter, die schöne Geküßte schaute hochrot in den Schoß und sah so unter dem vollen Blumenkranze unbeschreiblich reizend aus.

So hatte ein jeder der Glücklichen sein Liebchen in dem Kreise sich heiter erkoren. Nur Fortunato allein gehörte allen oder keiner an und erschien fast einsam in dieser anmutigen Verwirrung. Er war ausgelassen lustig und mancher hätte ihn wohl übermutig genannt, wie er so wildwechselnd in Witz, Ernst und Scherz sich ganz und gar losließ, hätte er dabei nicht wieder mit so frommklaren Augen beinahe wunderbar dreingeschaut. Florio hatte sich fest vorgenommen, ihm über Tische einmal so recht seine Liebe und Ehrfurcht, die er längst für ihn hegte, zu sagen. Aber es wollte heute nicht gelingen, alle leisen Versuche glitten an der spröden Lustigkeit des Sängers ab. Er konnte ihn gar nicht begreifen.

Draußen war indes die Gegend schon stiller geworden und feierlich, einzelne Sterne traten zwischen den Wipfeln der dunkelnden Bäume hervor, der Fluß rauschte stärker durch die erquickende Kühle. Da war auch zuletzt an Fortunato die Reihe zu singen gekommen. Er sprang rasch auf, griff in seine Guitarre und sang:

Was klingt mir so heiter
Durch Busen und Sinn?
Zu Wolken und weiter
Wo trägt es mich hin?

Wie auf Bergen hoch bin ich
So einsam gestellt
Und grüße herzinnig,
Was schön auf der Welt.

Ja, Bacchus, dich seh' ich,
Wie göttlich bist du!
Dein Glühen versteh' ich,
Die träumende Ruh'.

7*

O rosenbekränztes
Jünglingsbild,
Dein Auge wie glänzt es,
Die Flammen so mild!

Ist's Liebe, ist's Andacht,
Was so dich beglückt?
Rings Frühling dich anlacht,
Du sinnest entzückt.

Frau Venus, du frohe,
So klingend und weich,
In Morgenrots Lohe
Erblick' ich dein Reich

Auf sonnigen Hügeln
Wie ein Zauberring. —
Zart' Bübchen mit Flügeln
Bedienen dich flink,

Durchsäuseln die Räume
Und laden, was fein,
Als goldene Träume
Zur Königin ein.

Und Ritter und Frauen
Im grünen Revier
Durchschwärmen die Auen
Wie Blumen zur Zier.

Und jeglicher hegt sich
Sein Liebchen im Arm,
So wirrt und bewegt sich
Der selige Schwarm.

Hier änderte er plötzlich Weise und Ton und fuhr fort:

Die Klänge verrinnen,
Es bleichet das Grün,
Die Frauen stehn sinnend,
Die Ritter schaun kühn.

Und himmlisches Sehnen
Geht singend durchs Blau,
Da schimmert von Thränen
Rings Garten und Au. —

Und mitten im Feste
Erblick' ich, wie mild!
Den stillsten der Gäste.
Woher, einsam Bild?

Mit blühendem Mohne,
Der träumerisch glänzt,
Und Lilienkrone
Erscheint er bekränzt.

Sein Mund schwillt zum Kussen
So lieblich und bleich,
Als brächt' er ein Grußen
Aus himmlischem Reich.

Eine Fackel wohl trägt er,
Die wunderbar prangt.
„Wo ist einer," frägt er,
„Den heimwärts verlangt?"

Und manchmal da drehet
Die Fackel er um —
Tiefschauend vergehet
Die Welt und wird stumm.

Und was hier versunken
Als Blumen zum Spiel,
Siehst oben du funkeln
Als Sterne nun kühl.

O Jüngling vom Himmel,
Wie bist du so schön!
Ich laß das Gewimmel,
Mit dir will ich gehn!

Was will ich noch hoffen?
Hinauf, ach, hinauf!
Der Himmel ist offen,
Nimm, Vater, mich auf!

Fortunato war still und alle die übrigen auch, denn wirklich waren draußen nun die Klänge verronnen und die Musik, das Gewimmel und alle die gaukelnde Zauberei nach und nach verhallend untergegangen vor dem unermeßlichen Sternenhimmel und dem gewaltigen Nachtgesange der Ströme und Wälder. Da trat ein hoher, schlanker Ritter in reichem Geschmeide, das grünlich-goldene Scheine zwischen die im Winde flackernden Lichter warf, in das Zelt herein. Sein Blick aus tiefen Augenhöhlen war irre flammend, das Gesicht schön, aber blaß und wüst. Alle dachten bei seinem plötzlichen Erscheinen unwillkürlich schaudernd an den stillen Gast in Fortunatos Liede. — Er aber begab sich nach einer flüchtigen Verbeugung gegen die Gesellschaft zu dem Büffett des Zeltwirtes und schlürfte hastig dunkelroten Wein mit den bleichen Lippen in langen Zügen hinunter.

Florio fuhr ordentlich zusammen, als der Seltsame sich darauf vor allen anderen zu ihm wandte und ihn als einen früheren Bekannten in Lucca willkommen hieß. Erstaunt und nachsinnend betrachtete er ihn von oben bis unten, denn er wußte sich durchaus nicht zu erinnern, ihn jemals gesehen zu haben. Doch war der Ritter ausnehmend beredt und sprach viel über mancherlei Begebenheiten aus Florios früheren Tagen. Auch war er so genau bekannt mit der Gegend seiner Heimat, dem Garten und jedem heimischen Platze, der Florio herzlich lieb war aus alter Zeit, daß sich derselbe bald mit der dunkeln Gestalt auszusöhnen anfing.

In die übrige Gesellschaft indes schien Donati, so nannte sich der Ritter, nirgends hineinzupassen. Eine ängstliche Störung, deren Grund sich niemand anzugeben wußte, wurde überall sichtbar. Und da unterdes auch die Nacht nun völlig hereingekommen war, so brachen bald alle auf.

Es begann nun ein wunderliches Gewimmel von Wagen, Pferden, Dienern und hohen Windlichtern, die seltsame Scheine auf das nahe Wasser, zwischen die Bäume und die schönen, wirrenden Gestalten umherwarfen. Donati erschien in der wilden

Beleuchtung noch viel bleicher und schauerlicher, als vorher. Das schöne Fräulein mit dem Blumenkranze hatte ihn beständig mit heimlicher Furcht von der Seite angesehen. Nun, da er gar auf sie zukam, um ihr mit ritterlicher Artigkeit auf den Zelter zu helfen, drängte sie sich scheu an den zurückstehenden Florio, der die Liebliche mit klopfendem Herzen in den Sattel hob. Alles war unterdes reisefertig, sie nickte ihm noch einmal von ihrem zierlichen Sitze freundlich zu, und bald war die ganze schimmernde Erscheinung in der Nacht verschwunden.

Es war Florio recht sonderbar zu Mute, als er sich plötzlich so allein mit Donati und dem Sänger auf dem weiten, leeren Platze befand. Seine Guitarre im Arme ging der letztere am Ufer des Flusses vor dem Zelte auf und nieder und schien auf neue Weisen zu sinnen, während er einzelne Töne griff, die beschwichtigend über die stille Wiese dahinzogen. Dann brach er plötzlich ab. Ein seltsamer Mißmut schien über seine sonst immer klaren Züge zu fliegen, er verlangte ungeduldig fort.

Alle drei bestiegen daher nun auch ihre Pferde und zogen miteinander der nahen Stadt zu. Fortunato sprach kein Wort unterwegs, desto freundlicher ergoß sich Donati in wohlgesetzten, zierlichen Reden; Florio, noch im Nachklange der Lust, ritt still wie ein träumendes Mädchen zwischen beiden.

Als sie ans Thor kamen, stellte sich Donatis Roß, das schon vorher vor manchem Vorübergehenden gescheuet, plötzlich fast gerade in die Höhe und wollte nicht hinein. Ein funkelnder Zornesblitz fuhr fast verzerrend über das Gesicht des Reiters, und ein wilder, nur halb ausgesprochener Fluch aus den zuckenden Lippen, worüber Florio nicht wenig erstaunte, da ihm solches Wesen zu der sonstigen feinen und besonnenen Anständigkeit des Ritters ganz und gar nicht zu passen schien. Doch faßte sich dieser bald wieder. „Ich wollte Euch bis in die Herberge begleiten," sagte er lächelnd und mit der gewohnten Zierlichkeit zu Florio gewendet, „aber mein Pferd will es anders, wie Ihr seht. Ich bewohne hier vor der Stadt ein Landhaus, wo ich Euch recht bald bei mir zu sehen hoffe." — Und hiermit verneigte er sich, und das Pferd, in unbegreiflicher Hast und Angst kaum mehr zu halten, flog pfeilschnell mit ihm in die Dunkelheit fort, daß der Wind hinter ihm drein pfiff.

„Gott sei Dank," rief Fortunato aus, „daß ihn die Nacht

wieder verschlungen hat! Kam er mir doch wahrhaftig vor, wie einer von den falben, ungestalten Nachtschmetterlingen, die wie aus einem phantastischen Traume entflogen, durch die Dämmerung schwirren, und mit ihrem langen Katzenbarte und gräßlich großen Augen ordentlich ein Gesicht haben wollen." Florio, der sich mit Donati schon ziemlich befreundet hatte, äußerte seine Verwunderung über dieses harte Urteil. Aber der Sänger, durch solche erstaunliche Sanftmut nur immer mehr gereizt, schimpfte lustig fort und nannte den Ritter, zu Florios heimlichem Ärger, einen Mondscheinjäger, einen Schmachthahn, einen Renommisten in der Melancholie.

Unter solcherlei Gesprächen waren sie endlich bei der Herberge angelangt, und jeder begab sich bald in das ihm angewiesene Gemach.

Florio warf sich angekleidet auf das Ruhebett hin, aber er konnte lange nicht einschlafen. In seiner von den Bildern des Tages aufgeregten Seele wogte und hallte und sang es noch immer fort. Und wie die Thüren im Hause nun immer seltener auf- und zugingen, nur manchmal noch eine Stimme erschallte, bis endlich Haus, Stadt und Feld in tiefe Stille versank: da war es ihm, als führe er mit schwanenweißen Segeln einsam auf einem mondbeglänzten Meere. Leise schlugen die Wellen an das Schiff, Sirenen tauchten aus dem Wasser, die alle aussahen, wie das schöne Mädchen mit dem Blumenkranze vom vorigen Abend. Sie sang so wunderbar, traurig und ohne Ende, als müsse er vor Wehmut untergehen. Das Schiff neigte sich unmerklich und sank langsam immer tiefer und tiefer. — Da wachte er erschrocken auf.

Er sprang von seinem Bette und öffnete das Fenster. Das Haus lag am Ausgange der Stadt, er übersah einen weiten, stillen Kreis von Hügeln, Gärten und Thälern, vom Monde klar beschienen. Auch da draußen war es überall in den Bäumen und Strömen noch wie ein Verhallen und Nachhallen der vergangenen Lust, als sänge die ganze Gegend leise, gleich den Sirenen, die er im Schlummer gehört. Da konnte er der Versuchung nicht widerstehen. Er ergriff die Guitarre, die Fortunato bei ihm zurückgelassen, verließ das Zimmer und ging leise durch das ruhige Haus hinab. Die Thür unten war nur angelehnt, ein Diener lag eingeschlafen auf der Schwelle. So kam

er unbemerkt ins Freie und wandelte fröhlich zwischen Weingarten durch leere Alleeen an schlummernden Hütten vorüber immer weiter fort.

Zwischen den Rebengeländen hinaus sah er den Fluß im Thale; viele weißglänzende Schlösser, hin und wieder zerstreut, ruhten wie eingeschlafene Schwäne unten in dem Meere von Stille. Da sang er mit fröhlicher Stimme:

Wie kühl schweift sich's bei nächt'ger Stunde,
Die Zither treulich in der Hand!
Vom Hugel gruß' ich in die Runde
Den Himmel und das stille Land.

Wie ist da alles so verwandelt,
Wo ich so fröhlich war, im Thal.
Im Wald wie still, der Mond nur wandelt
Nun durch den hohen Buchensaal.

Der Winzer Jauchzen ist verklungen
Und all der bunte Lebenslauf,
Die Ströme nur, im Thal geschlungen,
Sie blicken manchmal silbern auf.

Und Nachtigallen wie aus Träumen
Erwachen oft mit süßem Schall,
Erinnernd rührt sich in den Bäumen
Ein heimlich Flüstern überall.

Die Freude kann nicht gleich verklingen,
Und von des Tages Glanz und Lust
Ist so auch mir ein heimlich Singen
Geblieben in der tiefsten Brust.

Und fröhlich greif' ich in die Saiten,
O Mädchen, jenseits überm Fluß,
Du lauschest wohl und hörst's von weiten
Und kennst den Sänger an dem Gruß!

Er mußte über sich selber lachen, da er am Ende nicht wußte, wem er das Ständchen brachte. Denn die reizende Kleine

mit dem Blumenkranze war es lange nicht mehr, die er eigentlich meinte. Die Musik bei den Zelten, der Traum auf seinem Zimmer und sein die Klänge und den Traum und die zierliche Erscheinung des Mädchens nachträumendes Herz hatten ihr Bild unmerklich und wundersam verwandelt in ein viel schöneres, größeres und herrlicheres, wie er es noch nirgends gesehen.

So in Gedanken schritt er noch lange fort, als er unerwartet bei einem großen, von hohen Bäumen rings umgebenen Weiher anlangte. Der Mond, der eben über die Wipfel trat, beleuchtete scharf ein marmornes Venusbild, das dort dicht am Ufer auf einem Steine stand, als wäre die Göttin soeben erst aus den Wellen aufgetaucht und betrachte nun, selber verzaubert, das Bild der eigenen Schönheit, das der trunkene Wasserspiegel zwischen den leise aus dem Grunde aufblühenden Sternen wiederstrahlte. Einige Schwäne beschrieben still ihre einförmigen Kreise um das Bild, ein leises Rauschen ging durch die Bäume ringsumher.

Florio stand wie eingewurzelt im Schauen, denn ihm kam jenes Bild wie eine lange gesuchte, nun plötzlich erkannte Geliebte vor, wie eine Wunderblume, aus der Frühlingsdämmerung und träumerischen Stille seiner frühesten Jugend heraufgewachsen. Je länger er hinsah, je mehr schien es ihm, als schlüge es die seelenvollen Augen langsam auf, als wollten sich die Lippen bewegen zum Gruße, als blühe Leben wie ein lieblicher Gesang erwärmend durch die schönen Glieder herauf. Er hielt die Augen lange geschlossen vor Blendung, Wehmut und Entzücken.

Als er wieder aufblickte, schien auf einmal alles wie verwandelt. Der Mond sah seltsam zwischen Wolken hervor, ein stärkerer Wind kräuselte den Weiher in trübe Wellen, das Venusbild, so fürchterlich weiß und regungslos, sah ihn fast schreckhaft mit den steinernen Augenhöhlen aus der grenzenlosen Stille an. Ein nie gefühltes Grausen überfiel da den Jüngling. Er verließ schnell den Ort, und immer schneller und ohne auszuruhen eilte er durch die Gärten und Weinberge wieder fort der ruhigen Stadt zu; denn auch das Rauschen der Bäume kam ihm nun wie ein verständiges, vernehmliches Geflüster vor, und die langen, gespenstischen Pappeln schienen mit ihren weitgestreckten Schatten hinter ihm drein zu langen.

So kam er sichtbar verstört in der Herberge an. Da lag der Schlafende noch auf der Schwelle und fuhr erschrocken auf,

als Florio an ihm vorüberstreifte. Florio aber schlug schnell die Thür hinter sich zu und atmete erst tief auf, als er oben sein Zimmer betrat. Hier ging er noch lange auf und nieder, ehe er sich beruhigte. Dann warf er sich aufs Bett und schlummerte endlich unter den seltsamsten Träumen ein.

Am folgenden Morgen saßen Florio und Fortunato unter den hohen, von der Morgensonne durchfunkelten Bäumen vor der Herberge miteinander beim Frühstücke. Florio sah blasser als gewöhnlich und angenehm überwacht aus. — „Der Morgen," sagte Fortunato lustig, „ist ein recht kerngesunder, wildschöner Gesell, wie er so von den höchsten Bergen in die schlafende Welt hinunterjauchzt und von den Blumen und Bäumen die Thränen schüttelt und wogt und lärmt und singt. Der macht eben nicht sonderlich viel aus den sanften Empfindungen, sondern greift kühl an alle Glieder und lacht einem ins lange Gesicht, wenn man so preßhaft und noch ganz wie in Mondschein getaucht vor ihn hinaustritt." — Florio schämte sich nun, dem Sänger, wie er sich anfangs vorgenommen, etwas von dem schönen Venusbilde zu sagen, und schwieg betreten still. Sein Spaziergang in der Nacht war aber von dem Diener an der Hausthur bemerkt und wahrscheinlich verraten worden, und Fortunato fuhr lachend fort: „Nun, wenn Ihr's nicht glaubt, versucht es nur einmal und stellt Euch jetzt hierher und sagt zum Exempel: O schöne, holde Seele, o Mondschein, du Blütenstaub zärtlicher Herzen u. s. w., ob das nicht recht zum Lachen wäre! Und doch wette ich, habt Ihr diese Nacht dergleichen oft gesagt und gewiß ordentlich ernsthaft dabei ausgesehen."

Florio hatte sich Fortunato ehedem immer so still und sanftmütig vorgestellt, nun verwundete ihn recht innerlichst die keckе Lustigkeit des geliebten Sängers. Er sagte hastig, und die Thränen traten ihm dabei in die seelenvollen Augen: „Ihr sprecht da sicherlich anders, als Euch selber zu Mute ist, und das solltet Ihr nimmermehr thun. Aber ich lasse mich von Euch nicht irre machen, es giebt noch sanfte und hohe Empfindungen, die wohl schamhaft sind, aber sich nicht zu schämen brauchen, und ein stilles Glück, das sich vor dem lauten Tage verschließt und nur dem Sternenhimmel den heiligen Kelch öffnet wie eine

Blume, in der ein Engel wohnt.“ Fortunato sah den Jüngling verwundert an, dann rief er aus: „Nun wahrhaftig, Ihr seid recht ordentlich verliebt!“

Man hatte unterdes Fortunato, der spazieren reiten wollte, sein Pferd vorgeführt. Freundlich streichelte er den gebogenen Hals des zierlich aufgeputzten Rößleins, das mit fröhlicher Ungeduld den Rasen stampfte. Dann wandte er sich noch einmal zu Florio und reichte ihm gutmütig lächelnd die Hand. „Ihr thut mir doch leid,“ sagte er, „es giebt gar zu viele sanfte, gute, besonders verliebte junge Leute, die ordentlich versessen sind auf Unglücklichsein. Laßt das, die Melancholie, den Mondschein und alle den Plunder; und geht's auch manchmal wirklich schlimm, nur frisch heraus in Gottes freien Morgen und da draußen sich recht abgeschüttelt, im Gebete aus Herzensgrund — und es müßte wahrlich mit dem Bösen zugehen, wenn Ihr nicht so recht durch und durch fröhlich und stark werdet!“ — Und hiermit schwang er sich schnell auf sein Pferd und ritt zwischen den Weinbergen und bluhenden Gärten in das farbige, schallende Land hinein, selber so bunt und freudig anzuschauen, wie der Morgen vor ihm.

Florio sah ihm lange nach, bis die Glanzeswogen über dem fernen Meere zusammenschlugen. Dann ging er hastig unter den Bäumen auf und nieder. Ein tiefes, unbestimmtes Verlangen war von den Erscheinungen der Nacht in seiner Seele zurückgeblieben. Dagegen hatte ihn Fortunato durch seine Reden seltsam verstört und verwirrt. Er wußte nun selbst nicht mehr, was er wollte, gleich einem Nachtwandler, der plötzlich bei seinem Namen gerufen wird. Sinnend blieb er oftmals vor der wunderreichen Aussicht in das Land hinab stehen, als wollte er das freudig kräftige Walten da draußen um Auskunft fragen. Aber der Morgen spielte nur einzelne Zauberlichter wie durch die Bäume über ihm in sein träumerisch funkelndes Herz hinein, das noch in anderer Macht stand. Denn drinnen zogen die Sterne noch immerfort ihre magischen Kreise, zwischen denen das wunderschöne Marmorbild mit neuer, unwiderstehlicher Gewalt heraufsah.

So beschloß er denn endlich, den Weiher wieder aufzusuchen, und schlug rasch denselben Pfad ein, den er in der Nacht gewandelt.

Wie sah aber dort nun alles so anders aus! Fröhliche Menschen durchirrten geschäftig die Weinberge, Gärten und Alleeen,

Kinder spielten ruhig auf dem sonnigen Rasen vor den Hütten, die ihn in der Nacht unter den traumhaften Bäumen oft gleich eingeschlafenen Sphinxen erschreckt hatten, der Mond stand fern und verblaßt am klaren Himmel, unzählige Vögel sangen lustig im Walde durcheinander. Er konnte gar nicht begreifen, wie ihn damals hier so seltsame Furcht überfallen konnte.

Bald bemerkte er indes, daß er in Gedanken den rechten Weg verfehlt. Er betrachtete aufmerksam alle Plätze und ging zweifelhaft bald zurück, bald wieder vorwärts, aber vergeblich; je emsiger er suchte, je unbekannter und ganz anders kam ihm alles vor.

Lange war er so umhergeirrt. Die Vögel schwiegen schon, der Kreis der Hügel wurde nach und nach immer stiller, die Strahlen der Mittagssonne schillerten sengend über der ganzen Gegend draußen, die wie unter einem Schleier von Schwule zu schlummern und zu träumen schien. Da kam er unerwartet an ein Thor von Eisengitter, zwischen dessen zierlich vergoldeten Stäben hindurch man in einen weiten, prächtigen Lustgarten hineinsehen konnte. Ein Strom von Kühle und Duft wehte den Ermüdeten erquickend daraus an. Das Thor war nicht verschlossen, er öffnete es leise und trat hinein.

Hohe Buchenhallen empfingen ihn da mit ihren feierlichen Schatten, zwischen denen goldene Vögel wie abgewehte Blüten hin und wieder flatterten, während große, seltsame Blumen, wie sie Florio niemals gesehen, traumhaft mit ihren gelben und roten Glocken in dem leisen Winde hin und her schwankten. Unzählige Springbrunnen plätscherten, mit vergoldeten Kugeln spielend, einförmig in der großen Einsamkeit. Zwischen den Bäumen hindurch sah man in der Ferne einen prächtigen Palast mit hohen, schlanken Säulen hereinschimmern. Kein Mensch war ringsum zu sehen, tiefe Stille herrschte überall. Nur hin und wieder erwachte manchmal eine Nachtigall und sang wie im Schlummer fast schluchzend. Florio betrachtete verwundert Bäume, Brunnen und Blumen, denn es war ihm, als sei das alles lange versunken, und über ihm ginge der Strom der Tage mit leichten, klaren Wellen, und unten läge nur der Garten gebunden und verzaubert und träumte von dem vergangenen Leben.

Er war noch nicht weit vorgedrungen, als er Lautenklänge vernahm, bald stärker, bald wieder in dem Rauschen der Spring-

brunnen leise verhallend. Lauschend blieb er stehen, die Töne kamen immer näher und näher, da trat plötzlich in dem stillen Bogengange eine hohe, schlanke Dame von wundersamer Schönheit zwischen den Bäumen hervor, langsam wandelnd und ohne aufzublicken. Sie trug eine prächtige, mit goldenem Bildwerke gezierte Laute im Arme, auf der sie, wie in tiefe Gedanken versunken, einzelne Accorde griff. Ihr langes, goldenes Haar fiel in reichen Locken über die fast bloßen, blendend weißen Achseln bis auf den Rücken hinab; die langen, weiten Ärmel, wie vom Blütenschnee gewoben, wurden von zierlichen goldenen Spangen gehalten; den schönen Leib umschloß ein himmelblaues Gewand, ringsum an den Enden mit buntglühenden, wunderbar ineinander verschlungenen Blumen gestickt. Ein heller Sonnenblick durch eine Öffnung des Bogenganges schweifte soeben scharfbeleuchtend über die blühende Gestalt. Florio fuhr innerlich zusammen — es waren unverkennbar die Züge, die Gestalt des schönen Venusbildes, das er heute nacht am Weiher gesehen. — Sie aber sang, ohne den Fremden zu bemerken:

Was weckst du, Frühling, mich von neuem wieder?
Daß all die alten Wünsche auferstehen,
Geht übers Land ein wunderbares Wehen;
Das schauert mir so lieblich durch die Glieder.

Die schöne Mutter grüßen tausend Lieder,
Die, wieder jung, im Brautkranz süß zu sehen;
Der Wald will sprechen, rauschend Ströme gehen,
Najaden tauchen singend auf und nieder.

Die Rose seh' ich gehn aus grüner Klause,
Und, wie so buhlerisch die Lüfte fächeln,
Errötend in die laue Luft sich dehnen.

So mich auch ruft ihr aus dem stillen Hause —
Und schmerzlich nun muß ich im Frühling lächeln,
Versinkend zwischen Duft und Klang vor Sehnen.

So singend wandelte sie fort, bald in dem Grünen verschwindend, bald wieder erscheinend, immer ferner und ferner, bis

sie sich endlich in der Gegend des Palastes ganz verlor. Nun war es auf einmal wieder still, nur die Bäume und Wasserkünste rauschten wie vorher. Florio stand in blühende Träume versunken, es war ihm, als hätte er die schöne Lautenspielerin schon lange gekannt und nur in der Zerstreuung des Lebens wieder vergessen und verloren, als ginge sie nun vor Wehmut zwischen dem Quellenrauschen unter und riefe ihn unaufhörlich, ihr zu folgen. — Tiefbewegt eilte er weiter in den Garten hinein auf die Gegend zu, wo sie verschwunden war. Da kam er unter uralten Bäumen an ein verfallenes Mauerwerk, an dem noch hin und wieder schöne Bildereien halb kenntlich waren. Unter der Mauer auf zerschlagenen Marmorsteinen und Säulenknäufen, zwischen denen hohes Gras und Blumen üppig hervorschossen, lag ein schlafender Mann ausgestreckt. Erstaunt erkannte Florio den Ritter Donati. Aber seine Mienen schienen im Schlafe sonderbar verändert, er sah fast wie ein Toter aus. Ein heimlicher Schauer überlief Florio bei diesem Anblicke. Er rüttelte den Schlafenden heftig. Donati schlug langsam die Augen auf und sein erster Blick war so fremd, stier und wild, daß sich Florio ordentlich vor ihm entsetzte. Dabei murmelte er noch zwischen Schlaf und Wachen einige dunkle Worte, die Florio nicht verstand. Als er sich endlich völlig ermuntert hatte, sprang er rasch auf und sah Florio, wie es schien, mit großem Erstaunen an. „Wo bin ich," rief dieser hastig, „wer ist die edle Herrin, die in diesem schönen Garten wohnt?" — „Wie seid Ihr," frug dagegen Donati sehr ernst, „in diesen Garten gekommen?" Florio erzählte kurz den Hergang, worüber der Ritter in ein tiefes Nachdenken versank. Der Jüngling wiederholte darauf dringend seine vorigen Fragen, und Donati sagte zerstreut: „Die Dame ist eine Verwandte von mir, reich und gewaltig, ihr Besitztum ist weit im Lande verbreitet — Ihr findet sie bald da, bald dort — auch in der Stadt Lucca ist sie zuweilen." — Florio fielen die hingeworfenen Worte seltsam aufs Herz, denn es wurde ihm nur immer deutlicher, was ihn vorher nur vorübergehend angeflogen, nämlich, daß er die Dame schon einmal in früherer Jugend irgendwo gesehen, doch konnte er sich durchaus nicht klar besinnen.

Sie waren unterdes rasch fortgehend unvermerkt an das vergoldete Gitterthor des Gartens gekommen. Es war nicht das-

selbe, durch welches Florio vorhin eingetreten. Verwundert sah er sich in der unbekannten Gegend um; weit über die Felder weg lagen die Türme der Stadt im heiteren Sonnenglanze. Am Gitter stand Donatis Pferd angebunden und scharrte schnaubend den Boden.

Schüchtern äußerte nun Florio den Wunsch, die schöne Herrin des Gartens künftig einmal wiederzusehen. Donati, der bis dahin noch immer in sich versunken war, schien sich erst hier plötzlich zu besinnen. „Die Dame," sagte er mit der gewohnten umsichtigen Höflichkeit, „wird sich freuen, Euch kennen zu lernen. Heute jedoch würden wir sie stören, und auch mich rufen dringende Geschäfte nach Hause. Vielleicht kann ich Euch morgen abholen." Und hierauf nahm er in wohlgesetzten Reden Abschied von dem Jüngling, bestieg sein Roß und war bald zwischen den Hügeln verschwunden.

Florio sah ihm lange nach, dann eilte er wie ein Trunkener der Stadt zu. Dort hielt die Schwüle noch alle lebendigen Wesen in den Häusern hinter den dunkelkühlen Jalousieen. Alle Gassen und Plätze waren leer, Fortunato auch noch nicht zurückgekehrt. Dem Glücklichen wurde es hier zu enge in trauriger Einsamkeit. Er bestieg schnell sein Pferd und ritt noch einmal ins Freie hinaus.

„Morgen, morgen!" schallte es in einem fort durch seine Seele. Ihm war es unbeschreiblich wohl. Das schöne Marmorbild war ja lebend geworden und von seinem Steine in den Frühling hinuntergestiegen, der stille Weiher plötzlich verwandelt zur unermeßlichen Landschaft, die Sterne darin zu Blumen und der ganze Frühling ein Bild der Schönen. — Und so durchschweifte er lange die schönen Thäler um Lucca, den prächtigen Landhäusern, Kaskaden und Grotten wechselnd vorüber, bis die Wellen des Abendrotes über dem Fröhlichen zusammenschlugen.

Die Sterne standen schon klar am Himmel, als er langsam durch die stillen Gassen nach seiner Herberge zog. Auf einem der einsamen Plätze stand ein großes, schönes Haus, vom Monde hell erleuchtet. Ein Fenster war oben geöffnet, an dem er zwischen künstlich gezogenen Blumen hindurch zwei weibliche Gestalten bemerkte, die in ein lebhaftes Gespräch vertieft schienen. Mit Verwunderung hörte er mehreremal deutlich seinen Namen nennen. Auch glaubte er in den einzelnen abgerissenen Worten, welche die Luft

herüberwehte, die Stimme der wunderbaren Sängerin wieder zu erkennen. Doch konnte er vor den im Mondesglanze zitternden Blättern und Blüten nichts genau unterscheiden. Er hielt an, um mehr zu vernehmen. Da bemerkten ihn die beiden Damen, und es wurde auf einmal still droben.

Unbefriedigt ritt Florio weiter, aber wie er soeben um die Straßenecke bog, sah er, daß sich die eine von den Damen, noch einmal ihm nachblickend, zwischen den Blumen hinauslehnte und dann schnell das Fenster schloß.

Am folgenden Morgen, als Florio soeben seine Traumblüten abgeschüttelt und vergnügt aus dem Fenster über die in der Morgensonne funkelnden Türme und Kuppeln der Stadt hinaussah, trat unerwartet der Ritter Donati in das Zimmer Er war ganz schwarz gekleidet und sah heute ungewöhnlich verstört, hastig und beinahe wild aus. Florio erschrak ordentlich vor Freude, als er ihn erblickte, denn er gedachte sogleich der schönen Frau. „Kann ich sie sehen?“ rief er ihm schnell entgegen. Donati schüttelte verneinend mit dem Kopfe und sagte, traurig vor sich auf den Boden hinsehend: „Heute ist Sonntag.“ — Dann fuhr er rasch fort, sich sogleich wieder ermannend: „Aber zur Jagd wollt' ich Euch abholen.“ — „Zur Jagd?“ — erwiderte Florio höchst verwundert, „heute am heiligen Tage?“ — „Nun wahrhaftig,“ fiel ihm der Ritter mit einem ingrimmigen, abscheulichen Lachen ins Wort, „Ihr wollt doch nicht etwa mit der Buhlerin unterm Arme zur Kirche wandeln und im Winkel auf dem Fußschemel knieen und andächtig Gott helf! sagen, wenn die Frau Base nießt.“ — „Ich weiß nicht, wie Ihr das meint,“ sagte Florio, „und Ihr mögt immer über mich lachen, aber ich könnte heut nicht jagen. Wie da draußen alle Arbeit rastet und Wälder und Felder so geschmückt aussehen zu Gottes Ehre, als zögen Engel durch das Himmelblau über sie hinweg — so still, so feierlich und gnadenreich ist diese Zeit!“ — Donati stand in Gedanken am Fenster, und Florio glaubte zu bemerken, daß er heimlich schauderte, wie er so in die Sonntagsstille der Felder hinaussah.

Unterdes hatte sich der Glockenklang von den Türmen der Stadt erhoben und ging wie ein Beten durch die klare Luft. Da

schien Donati erschrocken, er griff nach seinem Hute und drang beinahe ängstlich in Florio, ihn zu begleiten, der es aber beharrlich verweigerte. „Fort, hinaus!" — rief endlich der Ritter halblaut und wie aus tiefster geklemmter Brust herauf, drückte dem erstaunten Jünglinge die Hand und stürzte aus dem Hause fort.

Florio wurde recht heimatlich zu Mute, als darauf der frische, klare Sänger Fortunato, wie ein Bote des Friedens, zu ihm ins Zimmer trat. Er brachte eine Einladung auf morgen abend nach einem Landhause vor der Stadt. „Macht Euch nur gefaßt," setzte er hinzu, „Ihr werdet dort eine alte Bekannte treffen!" Florio erschrak ordentlich und fragte hastig: „Wen?" Aber Fortunato lehnte lustig alle Erklärung ab und entfernte sich bald. „Sollte es die schöne Sängerin sein?" — dachte Florio still bei sich und sein Herz schlug heftig.

Er begab sich dann in die Kirche, aber er konnte nicht beten, er war zu fröhlich zerstreut. Müßig schlenderte er durch die Gassen. Da sah alles so rein und festlich aus, schön geputzte Herren und Damen zogen fröhlich und schimmernd nach den Kirchen. Aber, ach! die Schönste war nicht unter ihnen! — Ihm fiel dabei sein Abenteuer beim gestrigen Heimzuge ein. Er suchte die Gasse auf und fand bald das große schöne Haus wieder; aber sonderbar, die Thür war geschlossen, alle Fenster fest zu, es schien niemand darin zu wohnen.

Vergeblich schweifte er den ganzen folgenden Tag in der Gegend umher, um nähere Auskunft über seine unbekannte Geliebte zu erhalten, oder sie, wo möglich, gar wiederzusehen. Ihr Palast sowie der Garten, den er in jener Mittagsstunde zufällig gefunden, war wie versunken, auch Donati ließ sich nicht erblicken. Ungeduldig schlug daher sein Herz vor Freude und Erwartung, als er endlich am Abende der Einladung zufolge mit Fortunato, der fortwährend den Geheimnisvollen spielte, zum Thore hinaus dem Landhause zu ritt.

Es war schon völlig dunkel, als sie draußen ankamen. Mitten in einem Garten, wie es schien, lag eine zierliche Villa mit schlanken Säulen, über denen sich von der Zinne ein zweiter Garten von Orangen und vielerlei Blumen duftig erhob. Große Kastanienbäume standen umher und streckten kühn und seltsam beleuchtet ihre Riesenarme zwischen den aus den Fenstern dringenden Scheinen in die Nacht hinaus. Der Herr vom Hause, ein feiner,

fröhlicher Mann von mittleren Jahren, den aber Florio früher jemals gesehen zu haben sich nicht erinnerte, empfing den Sänger und seinen Freund herzlich an der Schwelle des Hauses und führte sie die breiten Stufen hinan in den Saal.

Eine fröhliche Tanzmusik scholl ihnen dort entgegen, eine große Gesellschaft bewegte sich bunt und zierlich durcheinander im Glanze unzähliger Lichter, die gleich Sternenkreisen in krystallenen Leuchtern über dem lustigen Schwarme schwebten. Einige tanzten, andere ergötzten sich in lebhaftem Gespräche, viele waren maskiert und gaben unwillkürlich durch ihre wunderliche Erscheinung dem anmutigen Spiele oft plötzlich eine tiefe, fast schauerliche Bedeutung.

Florio stand noch still geblendet, selber wie ein anmutiges Bild, zwischen den schönen schweifenden Bildern. Da trat ein zierliches Mädchen an ihn heran, in griechischem Gewande leicht geschürzt, die schönen Haare in künstliche Kränze geflochten. Eine Larve verbarg ihr halbes Gesicht und ließ die untere Hälfte nur desto rosiger und reizender sehen. Sie verneigte sich flüchtig, überreichte ihm eine Rose und war schnell wieder in dem Schwarme verloren.

In demselben Augenblicke bemerkte er auch, daß der Herr vom Hause dicht bei ihm stand, ihn prüfend ansah, aber schnell wegblickte, als Florio sich umwandte.

Verwundert durchstrich nun der letztere die rauschende Menge. Was er heimlich gehofft, fand er nirgends, und er machte sich beinahe Vorwürfe, dem fröhlichen Fortunato so leichtsinnig auf dieses Meer von Lust gefolgt zu sein, das ihn nun immer weiter von jener einsamen, hohen Gestalt zu verschlagen schien. Sorglos umspülten indes die losen Wellen schmeichlerisch neckend den Gedankenvollen und tauschten ihm unmerklich die Gedanken aus. Wohl kommt die Tanzmusik, wenn sie auch nicht unser Innerstes erschüttert und umkehrt, recht wie ein Frühling leise und gewaltig über uns, die Töne tasten zauberisch wie die ersten Sommerblicke nach der Tiefe und wecken alle die Lieder, die unten gebunden schliefen, und Quellen und Blumen und uralte Erinnerungen und das ganze eingefrorene, schwere, stockende Leben wird ein leichter, klarer Strom, auf dem das Herz mit rauschenden Wimpeln den lange aufgegebenen Wünschen fröhlich wieder zufährt. So hatte die allgemeine Lust auch Florio gar bald angesteckt, ihm

war recht leicht zu Mute, als müßten sich alle Rätsel, die so schwül auf ihm lasteten, lösen.

Neugierig suchte er nun die niedliche Griechin wieder auf. Er fand sie in einem lebhaften Gespräche mit anderen Masken, aber er bemerkte wohl, daß auch ihre Augen mitten im Gespräche suchend abseits schweiften und ihn schon von fern wahrgenommen hatten. Er forderte sie zum Tanze auf. Sie verneigte sich freundlich, aber ihre bewegliche Lebhaftigkeit schien wie gebrochen, als er ihre Hand berührte und festhielt. Sie folgte ihm still und mit gesenktem Köpfchen, man wußte nicht, ob schelmisch oder traurig. Die Musik begann und er konnte keinen Blick verwenden von der reizenden Gauklerin, die ihn gleich den Zaubergestalten auf den alten, fabelhaften Schildereien umschwebte. „Du kennst mich," flüsterte sie kaum hörbar ihm zu, als sich einmal im Tanze ihre Lippen flüchtig beinahe berührten.

Der Tanz war endlich aus, die Musik hielt plötzlich inne; da glaubte Florio seine schöne Tänzerin am anderen Ende des Saales noch einmal wiederzusehen. Es war dieselbe Tracht, dieselben Farben des Gewandes, derselbe Haarschmuck. Das schöne Bild schien unverwandt auf ihn herzusehen und stand fortwährend still im Schwarme der nun überall zerstreuten Tänzer, wie ein heiteres Gestirn zwischen dem leichten, fliegenden Gewölke bald untergeht, bald lieblich wieder erscheint. Die zierliche Griechin schien die Erscheinung nicht zu bemerken oder doch nicht zu beachten, sondern verließ, ohne ein Wort zu sagen, mit einem leisen, flüchtigen Händedrucke eilig ihren Tänzer.

Der Saal war unterdes ziemlich leer geworden. Alles schwärmte in den Garten hinab, um sich in der lauen Luft zu ergehen, auch jenes seltsame Doppelbild war verschwunden. Florio folgte dem Zuge und schlenderte gedankenvoll durch die hohen Bogengänge. Die vielen Lichter warfen einen zauberischen Schein zwischen das zitternde Laub. Die hin und her schweifenden Masken mit ihren veränderten, grellen Stimmen und wunderbarem Aufzuge nahmen sich hier in der ungewissen Beleuchtung noch viel seltsamer und fast gespenstisch aus.

Er war eben, unwillkürlich einen einsamen Pfad einschlagend, ein wenig von der Gesellschaft abgekommen, als er eine liebliche Stimme zwischen den Gebüschen singen hörte:

Über die beglänzten Gipfel
Fernher kommt es wie ein Grüßen,
Flüsternd neigen sich die Wipfel,
Als ob sie sich wollten küssen.

Ist er doch so schön und milde!
Stimmen gehen durch die Nacht,
Singen heimlich von dem Bilde —
Ach, ich bin so froh verwacht!

Plaudert nicht so laut, ihr Quellen!
Wissen darf es nicht der Morgen,
In der Mondnacht linde Wellen
Senk' ich stille Glück und Sorgen.

Florio folgte dem Gesange und kam auf einen offenen, runden Rasenplatz, in dessen Mitte ein Springbrunnen lustig mit den Funken des Mondlichtes spielte. Die Griechin saß, wie eine schöne Najade, auf dem steinernen Becken. Sie hatte die Larve abgenommen und spielte gedankenvoll mit einer Rose in dem schimmernden Wasserspiegel. Schmeichlerisch schweifte der Mondschein über den blendend weißen Nacken auf und nieder, ihr Gesicht konnte er nicht sehen, denn sie hatte ihm den Rücken zugekehrt. — Als sie die Zweige hinter sich rauschen hörte, sprang das schöne Bildchen rasch auf, steckte die Larve vor und floh, schnell wie ein aufgescheuchtes Reh, wieder zur Gesellschaft zurück.

Florio mischte sich nun auch wieder in die bunten Reihen der Spazierengehenden. Manch zierliches Liebeswort schallte da leise durch die laue Luft, der Mondschein hatte mit seinen unsichtbaren Fäden alle die Bilder wie in ein goldenes Liebesnetz verstrickt, in das nur die Masken mit ihren ungeselligen Parodieen manche komische Lücke gerissen. Besonders hatte Fortunato sich diesen Abend mehreremal verkleidet und trieb fortwährend seltsam wechselnd sinnreichen Spuk, immer neu und unerkannt und oft sich selber überraschend durch die Kühnheit und tiefe Bedeutsamkeit seines Spieles, so daß er manchmal plötzlich still wurde vor Wehmut, wenn die anderen sich halb tot lachen wollten.

Die schöne Griechin ließ sich indes nirgends sehen, sie schien es absichtlich zu vermeiden, dem Florio wieder zu begegnen.

Dagegen hatte ihn der Herr vom Hause recht in Beschlag genommen. Künstlich und weit ausholend befragte ihn derselbe weitläufig um sein früheres Leben, seine Reisen und seinen künftigen Lebensplan. Florio konnte dabei gar nicht vertraulich werden, denn Pietro, so hieß jener, sah fortwährend so beobachtend aus, als läge hinter allen den feinen Redensarten irgend ein besonderer Anschlag auf der Lauer. Vergebens sann er hin und her, dem Grunde dieser zudringlichen Neugier auf die Spur zu kommen.

Er hatte sich soeben wieder von ihm losgemacht, als er, um den Ausgang einer Allee herumbiegend, mehreren Masken begegnete, unter denen er unerwartet die Griechin wiedererblickte. Die Masken sprachen viel und seltsam durcheinander, die eine Stimme schien ihm bekannt, doch konnte er sich nicht deutlich besinnen. Bald darauf verlor sich eine Gestalt nach der anderen, bis er sich am Ende, eh' er sich dessen recht versah, allein mit dem Mädchen befand. Sie blieb zögernd stehen und sah ihn einige Augenblicke schweigend an. Die Larve war fort, aber ein kurzer, blütenweißer Schleier mit allerlei wunderlichen, goldgestickten Figuren verziert, verdeckte das Gesichtchen. Er wunderte sich, daß die Scheue nun so allein bei ihm aushielt.

„Ihr habt mich in meinem Gesange belauscht," sagte sie endlich freundlich. Es waren die ersten lauten Worte, die er von ihr vernahm. Der melodische Klang ihrer Stimme drang ihm durch die Seele, es war, als rührte sie erinnernd an alles Liebe, Schöne und Fröhliche, was er im Leben erfahren. Er entschuldigte seine Kühnheit und sprach verwirrt von der Einsamkeit, die ihn verlockt, seiner Zerstreuung, dem Rauschen der Wasserkunst. — Einige Stimmen näherten sich unterdes dem Platze. Das Mädchen blickte scheu um sich und ging rasch tiefer in die Nacht hinein. Sie schien es gern zu sehen, daß Florio ihr folgte.

Kühn und vertraulicher bat er sie nun, sich nicht länger zu verbergen oder doch ihren Namen zu sagen, damit ihre liebliche Erscheinung unter den tausend verwirrenden Bildern des Tages ihm nicht wieder verloren ginge. „Laßt das," erwiderte sie träumerisch, „nehmt die Blumen des Lebens fröhlich, wie sie der Augenblick giebt, und forscht nicht nach den Wurzeln im Grunde, denn unten ist es freudlos und still." Florio sah sie erstaunt an; er begriff nicht, wie solche rätselhafte Worte in den Mund des heiteren Mädchens kamen. Das Mondlicht fiel eben wechselnd

zwischen den Bäumen auf ihre Gestalt. Da kam es ihm auch vor, als sei sie nun größer, schlanker und edler, als vorhin beim Tanze und am Springbrunnen.

Sie waren indes bis an den Ausgang des Gartens gekommen. Keine Lampe brannte mehr hier, nur manchmal hörte man noch eine Stimme in der Ferne verhallend. Draußen ruhte der weite Kreis der Gegend still und feierlich im prächtigen Mondscheine. Auf einer Wiese, die vor ihnen lag, bemerkte Florio mehrere Pferde und Menschen, in dem Dämmerlichte halbkenntlich durcheinander wirrend.

Hier blieb seine Begleiterin plötzlich stehen. „Es wird mich erfreuen," sagte sie, „Euch einmal in meinem Hause zu sehen. Unser Freund wird Euch hingeleiten. — Lebt wohl!" — Bei diesen Worten schlug sie den Schleier zurück und Florio fuhr erschrocken zusammen. — Es war die wunderbare Schöne, deren Gesang er in jenem mittagschwülen Garten belauscht. — Aber ihr Gesicht, das der Mond hell beschien, kam ihm bleich und regungslos vor, fast wie damals das Marmorbild am Weiher.

Er sah nun, wie sie über die Wiese dahinging, von mehreren reichgeschmückten Dienern empfangen wurde und in einem schnell umgeworfenen, schimmernden Jagdkleide einen schneeweißen Zelter bestieg. Wie festgebannt von Staunen, Freude und einem heimlichen Grauen, das ihn innerlichst überschlich, blieb er stehen, bis Pferde, Reiter und die ganze seltsame Erscheinung in die Nacht verschwunden war.

Ein Rufen aus dem Garten weckte ihn endlich aus seinen Träumen. Er erkannte Fortunatos Stimme und eilte, den Freund zu erreichen, der ihn schon längst vermißt und vergebens aufgesucht hatte. Dieser wurde seiner kaum gewahr, als er ihm schon entgegensang:

Still in Luft
Es gebart,
Aus dem Duft
Hebt sich's zart,
Liebchen ruft,
Liebster schweift
Durch die Luft;
Sternwärts greift,

Seufzt und ruft,
Herz wird bang,
Matt wird Duft,
Zeit wird lang —
Mondscheinduft,
Luft in Luft
Bleibt Liebe und Liebste, wie sie gewesen!

„Aber wo seid Ihr denn auch solange herumgeschwebt?" schloß er endlich lachend. — Um keinen Preis hätte Florio sein Geheimnis verraten können. „Lange?" erwiderte er nur, selber erstaunt. Denn in der That war der Garten unterdes ganz leer geworden, alle Beleuchtung fast erloschen, nur wenige Lampen flackerten noch ungewiß wie Irrlichter im Winde hin und her.

Fortunato drang nicht weiter in den Jüngling, und schweigend stiegen sie in dem stillgewordenen Hause die Stufen hinan. „Ich löse nun mein Wort," sagte Fortunato, indem sie auf der Terrasse über dem Dache der Villa anlangten, wo noch eine kleine Gesellschaft unter dem heiter gestirnten Himmel versammelt war. Florio erkannte sogleich mehrere Gesichter, die er an jenem ersten, fröhlichen Abende bei den Zelten gesehen. Mitten unter ihnen erblickte er auch seine schöne Nachbarin wieder. Aber der fröhliche Blumenkranz fehlte heute in den Haaren, ohne Band, ohne Schmuck wallten die schönen Locken um das Köpfchen und den zierlichen Hals. Er stand fast betroffen still bei dem Anblicke. Die Erinnerung an jenen Abend überflog ihn mit einer seltsam wehmütigen Gewalt. Es war ihm, als sei das schon lange her, so ganz anders war alles seitdem geworden.

Das Fräulein wurde Bianka genannt und ihm als Pietros Nichte vorgestellt. Sie schien ganz verschüchtert, als er sich ihr näherte, und wagte es kaum, zu ihm aufzublicken. Er äußerte ihr seine Verwunderung, sie diesen Abend hindurch nicht gesehen zu haben. „Ihr habt mich öfter gesehen," sagte sie leise, und er glaubte dieses Flüstern wiederzuerkennen. — Währenddes wurde sie die Rose an seiner Brust gewahr, welche er von der Griechin erhalten, und schlug errötend die Augen nieder. Florio merkte es wohl, ihm fiel dabei ein, wie er nach dem Tanze die Griechin doppelt gesehen. Mein Gott! dachte er verwirrt bei sich, wer war denn das?

„Es ist gar seltsam," unterbrach sie ablenkend das Stillschweigen, „so plötzlich aus der lauten Lust in die weite Nacht hinauszutreten. Seht nur, die Wolken gehen oft so schreckhaft wechselnd über den Himmel, daß man wahnsinnig werden müßte, wenn man lange hineinsähe; bald wie ungeheure Mondgebirge mit schwindeligen Abgründen und schrecklichen Zacken, ordentlich wie Gesichter, bald wieder wie Drachen, oft plötzlich lange Hälse ausstreckend, und drunter schießt der Fluß heimlich wie eine goldene Schlange durch das Dunkel, das weiße Haus da drüben sieht aus wie ein stilles Marmorbild." — „Wo?" fuhr Florio bei diesem Worte heftig erschreckt aus seinen Gedanken auf. — Das Mädchen sah ihn verwundert an, und beide schwiegen einige Augenblicke still. — „Ihr werdet Lucca verlassen?" — sagte sie endlich zögernd und leise, als fürchtete sie sich vor einer Antwort. „Nein," erwiderte Florio zerstreut, „doch, ja, ja, bald, recht sehr bald!" — Sie schien noch etwas sagen zu wollen, wandte aber plötzlich, die Worte zurückdrängend, ihr Gesicht ab in die Dunkelheit.

Er konnte endlich den Zwang nicht länger aushalten. Sein Herz war so voll und gepreßt und doch so überselig. Er nahm schnell Abschied, eilte hinab und ritt ohne Fortunato und alle Begleitung in die Stadt zurück.

Das Fenster in seinem Zimmer stand offen, er blickte flüchtig noch einmal hinaus. Die Gegend draußen lag unkenntlich und still wie eine wunderbar verschränkte Hieroglyphe im zauberischen Mondscheine. Er schloß das Fenster fast erschrocken und warf sich auf sein Ruhebett hin, wo er wie ein Fieberkranker in die wunderlichsten Träume versank.

Bianka aber saß noch lange auf der Terrasse oben. Alle anderen hatten sich zur Ruhe begeben, hin und wieder erwachte schon manche Lerche mit ungewissem Liede hoch durch die stille Luft schweifend; die Wipfel der Bäume fingen an sich unten zu rühren, falbe Morgenlichter flogen wechselnd über ihr erwachtes, von den freigelassenen Locken nachlässig umwalltes Gesicht. — Man sagt, daß einem Mädchen, wenn sie in einem, aus neunerlei Blumen geflochtenen Kranze einschläft, ihr künftiger Bräutigam im Traume erscheine. So eingeschlummert hatte Bianka nach jenem Abende bei den Zelten Florio im Traume gesehen. — Nun war alles Lüge, er war ja so zerstreut, so kalt und fremd. —

Sie zerpflückte die trügerischen Blumen, die sie bis jetzt wie einen Brautkranz aufbewahrt. Dann lehnte sie die Stirn an das kalte Geländer und weinte aus Herzensgrunde.

Mehrere Tage waren seitdem vergangen, da befand sich Florio eines Nachmittags bei Donati auf seinem Landhause vor der Stadt. An einem mit Früchten und kühlem Weine besetzten Tische verbrachten sie die schwülen Stunden unter anmutigen Gesprächen, bis die Sonne schon tief hinabgesunken war. Währenddes ließ Donati seinen Diener auf der Guitarre spielen, der ihr gar liebliche Töne zu entlocken wußte. Die großen, weiten Fenster standen dabei offen, durch welche die lauen Abendlüfte den Duft vielfacher Blumen, mit denen das Fenster besetzt war, hineinwehten. Draußen lag die Stadt im farbigen Dufte zwischen den Gärten und Weinbergen, von denen ein fröhliches Schallen durch die Fenster heraufkam. Florio war innerlichst vergnügt, denn er gedachte im stillen immerfort der schönen Frau.

Währenddes ließen sich draußen Waldhörner aus der Ferne vernehmen. Bald näher, bald weit, gaben sie einander unablässig anmutig Antwort von den grünen Bergen. Donati trat ans Fenster. „Das ist die Dame,“ sagte er, „die Ihr in dem schönen Garten gesehen habt, sie kehrt soeben von der Jagd nach ihrem Schlosse zurück.“ Florio blickte hinaus. Da sah er das Fräulein auf einem schönen Zelter unten über den grünen Anger ziehen. Ein Falke, mit einer goldenen Schnur an ihren Gürtel befestigt, saß auf ihrer Hand, ein Edelstein an ihrer Brust warf in der Abendsonne lange, grünlich-goldene Scheine über die Wiese hin. Sie nickte freundlich zu ihm herauf.

„Das Fräulein ist nur selten zu Hause,“ sagte Donati, „wenn es Euch gefällig wäre, so könnten wir sie noch heute besuchen.“ Florio fuhr bei diesen Worten freudig aus dem träumerischen Schauen, in das er versunken stand, er hätte dem Ritter um den Hals fallen mögen. — Und bald saßen beide draußen zu Pferde.

Sie waren noch nicht lange geritten, als sich der Palast mit seiner heiteren Säulenpracht vor ihnen erhob, ringsum von dem schönen Garten wie von einem fröhlichen Blumenkranze umgeben. Von Zeit zu Zeit schwangen sich Wasserstrahlen von den vielen Springbrunnen wie jauchzend bis über die Wipfel der

Gebüsche, hell im Abendgolde funkelnd. — Florio verwunderte sich, wie er bisher niemals den Garten wiederfinden konnte. Sein Herz schlug laut vor Entzucken und Erwartung, als sie endlich bei dem Schlosse anlangten.

Mehrere Diener eilten herbei, ihnen die Pferde abzunehmen. Das Schloß selbst war ganz von Marmor, und seltsam, fast wie ein heidnischer Tempel erbaut. Das schöne Ebenmaß aller Teile, die wie jugendliche Gedanken hochaufstrebenden Säulen, die künstlichen Verzierungen, sämtliche Geschichten aus einer fröhlichen, lange versunkenen Welt darstellend, die schönen, marmornen Götterbilder endlich, die überall in den Nischen umherstanden, alles erfreute die Seele mit einer unbeschreiblichen Heiterkeit. Sie betraten nun die weite Halle, die durch das ganze Schloß hindurchging. Zwischen den luftigen Säulen glanzte und wehte ihnen überall der Garten duftig entgegen.

Auf den breiten, glattpolierten Stufen, die in den Garten hinabführten, trafen sie endlich auch die schöne Herrin des Palastes, die sie mit großer Anmut willkommen hieß. Sie ruhte, halb liegend, auf einem Ruhebette von köstlichen Stoffen. Das Jagdkleid hatte sie abgelegt, ein himmelblaues Gewand, von einem wunderbar zierlichen Gürtel zusammengehalten, umschloß die schönen Glieder. Ein Mädchen, neben ihr knieend, hielt ihr einen reichverzierten Spiegel vor, während mehrere andere beschäftigt waren, ihre anmutige Gebieterin mit Rosen zu schmücken. Zu ihren Füßen war ein Kreis von Jungfrauen auf dem Rasen gelagert, die sangen mit abwechselnden Stimmen zur Laute, bald hinreißend fröhlich, bald leise klagend, wie Nachtigallen in warmen Sommernächten einander Antwort geben.

In dem Garten selbst sah man überall ein erfrischendes Wehen und Regen. Viele fremde Herren und Damen wandelten da zwischen den Rosengebüschen und Wasserkünsten in artigen Gesprächen auf und nieder. Reichgeschmückte Edelknaben reichten Wein und mit Blumen verdeckte Orangen und Fruchte in silbernen Schalen umher. Weiter in der Ferne, wie die Lautenklänge und die Abendstrahlen über die Blumenfelder dahinglitten, erhoben sich hin und her schöne Mädchen, wie aus Mittagsträumen erwachend, aus den Blumen, schüttelten die dunkeln Locken aus der Stirn, wuschen sich die Augen in den klaren Springbrunnen und mischten sich dann auch in den fröhlichen Schwarm.

Florios Blicke schweiften wie geblendet über die bunten Bilder, immer mit neuer Trunkenheit wieder zu der schönen Herrin des Schlosses zurückkehrend. Diese ließ sich in ihrem kleinen, anmutigen Geschäfte nicht stören. Bald etwas an ihrem dunkeln, duftenden Lockengeflechte verbessernd, bald wieder im Spiegel sich betrachtend, sprach sie dabei fortwährend zu dem Jünglinge, mit gleichgültigen Dingen in zierlichen Worten holdselig spielend. Zuweilen wandte sie sich plötzlich um und blickte ihn unter den Rosenkränzen so unbeschreiblich lieblich an, daß es ihm durch die innerste Seele ging.

Die Nacht hatte indes schon angefangen, zwischen die fliegenden Abendlichter hinein zu dunkeln, das lustige Schallen im Garten wurde nach und nach zum leisen Liebesgeflüster, der Mondschein legte sich zauberisch über die schönen Bilder. Da erhob sich die Dame von ihrem blumigen Sitze und faßte Florio freundlich bei der Hand, um ihn in das Innere ihres Schlosses zu führen, von dem er bewundernd gesprochen. Viele von den anderen folgten ihnen nach. Sie gingen einige Stufen auf und nieder, die Gesellschaft zerstreute sich inzwischen lustig, lachend und scherzend durch die vielfachen Säulengänge, auch Donati war im Schwarme verloren, und bald befand sich Florio mit der Dame allein in einem der prächtigsten Gemächer des Schlosses.

Die schöne Führerin ließ sich hier auf mehrere am Boden liegende, seidene Kissen nieder. Sie warf dabei, zierlich wechselnd, ihren weiten, blütenweißen Schleier in die mannigfaltigsten Richtungen, immer schönere Formen bald enthüllend, bald lose verbergend. Florio betrachtete sie mit flammenden Augen. Da begann auf einmal draußen in dem Garten ein wunderschöner Gesang. Es war ein altes, frommes Lied, das er in seiner Kindheit oft gehört und seitdem über den wechselnden Bildern der Reise fast vergessen hatte. Er wurde ganz zerstreut, denn es kam ihm zugleich vor, als wäre es Fortunatos Stimme. — „Kennt Ihr den Sänger?" fragte er rasch die Dame. Diese schien ordentlich erschrocken und verneinte es verwirrt. Dann saß sie lange im stummen Nachsinnen da.

Florio hatte unterdes Zeit und Freiheit, die wunderlichen Verzierungen des Gemaches genau zu betrachten. Es war nur matt durch einige Kerzen erleuchtet, die von zwei ungeheuren, aus der Wand hervorragenden Armen gehalten wurden. Hohe

ausländische Blumen, die in künstlichen Krügen umherstanden, verbreiteten einen berauschenden Duft. Gegenüber stand eine Reihe marmorner Bildsäulen, über deren reizende Formen die schwankenden Lichter lüstern auf und nieder schweiften. Die übrigen Wände füllten köstliche Tapeten mit in Seide gewirkten lebensgroßen Historien von ausnehmender Frische.

Mit Verwunderung glaubte Florio, in allen den Damen, die er in diesen letzteren Schildereien erblickte, die schöne Herrin des Hauses deutlich wiederzuerkennen. Bald erschien sie, den Falken auf der Hand, wie er sie vorhin gesehen hatte, mit einem jungen Ritter auf die Jagd reitend, bald war sie in einem prächtigen Rosengarten vorgestellt, wie ein anderer schöner Edelknabe auf den Knieen zu ihren Füßen lag.

Da flog es ihn plötzlich wie von den Klängen des Liedes draußen an, daß er zu Hause in früher Kindheit oftmals ein solches Bild gesehen, eine wunderschöne Dame in derselben Kleidung, einen Ritter zu ihren Füßen, hinten einen weiten Garten mit vielen Springbrunnen und künstlich geschnittenen Alleeen, gerade wie vorhin der Garten draußen erschienen. Auch Abbildungen von Lucca und anderen berühmten Städten erinnerte er sich dort gesehen zu haben.

Er erzählte es nicht ohne tiefe Bewegung der Dame. „Damals," sagte er, in Erinnerungen verloren, „wenn ich so an schwülen Nachmittagen in dem einsamen Lusthause unseres Gartens vor den alten Bildern stand und die wunderlichen Turme der Städte, die Brücken und Alleeen betrachtete, wie da prächtige Karossen fuhren und stattliche Kavaliers einherritten, die Damen in den Wagen begrüßend — da dachte ich nicht, daß das alles einmal lebendig werden würde um mich herum. Mein Vater trat dabei oft zu mir und erzählte mir manch lustiges Abenteuer, das ihm auf seinen jugendlichen Heeresfahrten in der und jener von den abgemalten Städten begegnet. Dann pflegte er gewöhnlich lange Zeit nachdenklich in dem stillen Garten auf und ab zu gehen. — Ich aber warf mich in das tiefste Gras und sah stundenlang zu, wie Wolken über die schwüle Gegend wegzogen. Die Gräser und Blumen schwankten leise hin und her über mir, als wollten sie seltsame Träume weben, die Bienen summten dazwischen so sommerhaft und in einem fort — ach! das ist alles wie ein Meer von Stille, in dem das Herz vor Wehmut untergehen möchte!" — „Laßt nur das!" sagte hier

die Dame wie in Zerstreuung, „ein jeder glaubt mich schon einmal gesehen zu haben, denn mein Bild dämmert und blüht wohl in allen Jugendträumen mit herauf." Sie streichelte dabei beschwichtigend dem schönen Jünglinge die braunen Locken aus der klaren Stirn. — Florio aber stand auf, sein Herz war zu voll und tief bewegt, er trat ans offne Fenster. Da rauschten die Bäume, hin und her schlug eine Nachtigall, in der Ferne blitzte es zuweilen. Über den stillen Garten weg zog immerfort der Gesang wie ein klarer, kühler Strom, aus dem die alten Jugendträume herauftauchten. Die Gewalt dieser Töne hatte seine ganze Seele in tiefe Gedanken versenkt, er kam sich auf einmal hier so fremd und wie aus sich selber verirrt vor. Selbst die letzten Worte der Dame, die er sich nicht recht zu deuten wußte, beängstigten ihn sonderbar — da sagte er leise aus tiefstem Grunde der Seele: „Herr Gott, laß mich nicht verloren gehen in der Welt!" Kaum hatte er die Worte innerlichst ausgesprochen, als sich draußen ein trüber Wind, wie von dem herannahenden Gewitter, erhob und ihn verwirrend anwehte. Zu gleicher Zeit bemerkte er an dem Fenstergesimse Gras und einzelne Büschel von Kräutern, wie auf altem Gemäuer. Eine Schlange fuhr zischend daraus hervor und stürzte mit dem grünlich-goldenen Schweife sich ringelnd in den Abgrund hinunter.

Erschrocken verließ Florio das Fenster und kehrte zu der Dame zurück. Diese saß unbeweglich still, als lauschte sie. Dann stand sie rasch auf, ging ans Fenster und sprach mit anmutiger Stimme scheltend in die Nacht hinaus. Florio konnte aber nichts verstehen, denn der Sturm riß die Worte gleich mit sich fort. — Das Gewitter schien indes immer näher zu kommen, der Wind, zwischen dem noch immerfort einzelne Töne des Gesanges herzzerreißend heraufflogen, strich pfeifend durch das ganze Haus und drohte die wild hin und her flackernden Kerzen zu verlöschen. Ein langer Blitz erleuchtete soeben das dämmernde Gemach. Da fuhr Florio plötzlich einige Schritte zurück, denn es war ihm, als stünde die Dame starr mit geschlossenen Augen und ganz weißem Antlitze und Armen vor ihm. — Mit dem flüchtigen Blitzesscheine jedoch verschwand auch das schreckliche Gesicht wieder, wie es entstanden. Die alte Dämmerung füllte wieder das Gemach, die Dame sah ihn wieder lächelnd an wie vorhin, aber stillschweigend und wehmütig, wie mit schwerverhaltenen Thränen.

Florio hatte indes, im Schrecke zurücktaumelnd, eines von den steinernen Bildern, die an der Wand herumstanden, angestoßen. In demselben Augenblicke begann dasselbe sich zu rühren, die Regung teilte sich schnell den anderen mit, und bald erhoben sich alle die Bilder mit furchtbarem Schweigen von ihrem Gestelle. Florio zog seinen Degen und warf einen ungewissen Blick auf die Dame. Als er aber bemerkte, daß dieselbe bei den indes immer gewaltiger verschwellenden Tönen des Gesanges im Garten immer bleicher und bleicher wurde, gleich einer versinkenden Abendröte, worin endlich auch die lieblich spielenden Augensterne unterzugehen schienen, da erfaßte ihn ein tödliches Grauen. Denn auch die hohen Blumen in den Gefäßen fingen an, sich wie buntgefleckte bäumende Schlangen gräßlich durcheinander zu winden, alle Ritter auf den Wandtapeten sahen auf einmal aus wie er und lachten ihn hämisch an; die beiden Arme, welche die Kerzen hielten, rangen und reckten sich immer länger, als wolle ein ungeheurer Mann aus der Wand sich hervorarbeiten, der Saal füllte sich mehr und mehr, die Flammen des Blitzes warfen gräßliche Scheine zwischen die Gestalten, durch deren Gewimmel Florio die steinernen Bilder mit solcher Gewalt auf sich losdringen sah, daß ihm die Haare zu Berge standen. Das Grausen überwältigte alle seine Sinne, er stürzte verworren aus dem Zimmer durch die öden wiederhallenden Gemächer und Säulengänge hinab.

Unten im Garten lag seitwärts der stille Weiher, den er in jener ersten Nacht gesehen, mit dem marmornen Venusbilde. — Der Sänger Fortunato, so kam es ihm vor, fuhr abgewendet und hoch aufrecht stehend im Kahne mitten auf dem Weiher, noch einzelne Accorde in seine Guitarre greifend. — Florio aber hielt auch diese Erscheinung für ein verwirrendes Blendwerk der Nacht und eilte fort und fort, ohne sich umzusehen, bis Weiher, Garten und Palast weit hinter ihm versunken waren. Die Stadt ruhte, hell vom Monde beschienen, vor ihm. Fernab am Horizonte verhallte nur ein leichtes Gewitter, es war eine prächtig klare Sommernacht.

Schon flogen einzelne Lichtstreifen über den Morgenhimmel, als er vor den Thoren ankam. Er suchte dort heftig Donatis Wohnung auf, ihn wegen der Begebenheiten dieser Nacht zu Rede zu stellen. Das Landhaus lag auf einem der höchsten

Plätze mit der Aussicht über die Stadt und die ganze umliegende Gegend. Er fand daher die anmutige Stelle bald wieder. Aber anstatt der zierlichen Villa, in der er gestern gewesen, stand nur eine niedere Hütte da, ganz von Weinlaub überrankt und von einem kleinen Gärtchen umschlossen. Tauben, in den ersten Morgenstrahlen spiegelnd, gingen girrend auf dem Dache auf und nieder, ein tiefer heiterer Friede herrschte überall. Ein Mann mit dem Spaten auf der Achsel kam soeben aus dem Hause und sang:

Vergangen ist die finstre Nacht,
Des Bösen Trug und Zaubermacht,
Zur Arbeit weckt der lichte Tag;
Frisch auf, wer Gott noch loben mag!

Er brach sein Lied plötzlich ab, als er den Fremden so bleich und mit verworrenem Haare daher fliegen sah. — Ganz verwirrt fragte Florio nach Donati. Der Gärtner aber kannte den Namen nicht und schien den Fragenden für wahnsinnig zu halten. Seine Tochter dehnte sich auf der Schwelle in die kühle Morgenluft hinauf und sah den Fremden frisch und morgenklar mit den großen, verwunderten Augen an. — „Mein Gott! wo bin ich denn solange gewesen!“ sagte Florio halb leise in sich, und floh eilig zurück durch das Thor und die noch leeren Gassen in die Herberge.

Hier verschloß er sich in sein Zimmer und versank ganz und gar in ein hinstarrendes Nachsinnen. Die unbeschreibliche Schönheit der Dame, wie sie so langsam vor ihm verblich und die anmutigen Augen untergingen, hatte in seinem tiefsten Herzen eine solche unendliche Wehmut zurückgelassen, daß er sich unwiderstehlich sehnte, hier zu sterben.

In solchem unseligen Brüten und Träumen blieb er den ganzen Tag und die darauf folgende Nacht hindurch.

Die früheste Morgendämmerung fand ihn schon zu Pferde vor den Thoren der Stadt. Das unermüdliche Zureden seines getreuen Dieners hatte ihn endlich zu dem Entschlusse bewogen, diese Gegend gänzlich zu verlassen. Langsam und in sich gekehrt

zog er nun die schöne Straße, die von Lucca in das Land hinausführte, zwischen den dunkelnden Bäumen, in denen die Vögel noch schliefen, dahin. Da gesellten sich nicht gar fern von der Stadt noch drei andere Reiter zu ihm. Nicht ohne heimlichen Schauer erkannte er in dem einen den Sänger Fortunato. Der andere war Fräulein Biankas Oheim, in dessen Landhause er an jenem verhängnisvollen Abende getanzt. Er wurde von einem Knaben begleitet, der stillschweigend und ohne viel aufzublicken, neben ihm herritt. Alle drei hatten sich vorgenommen, miteinander das schöne Italien zu durchschweifen, und luden Florio freundlich ein, mit ihnen zu reisen. Er aber verneigte sich schweigend, weder einwilligend noch verneinend, und nahm fortwährend an allen ihren Gesprächen nur geringen Anteil.

Die Morgenröte erhob sich indes immer höher und kuhler über der wunderschönen Landschaft vor ihnen. Da sagte der heitere Pietro zu Fortunato: „Seht nur, wie seltsam das Zwielicht über dem Gesteine der alten Ruine auf dem Berge dort spielt! Wie oft bin ich, schon als Knabe, mit Erstaunen, Neugier und heimlicher Scheu dort herumgeklettert! Ihr seid so vieler Sagen kundig, könnt Ihr uns nicht Auskunft geben von dem Ursprung und Verfall dieses Schlosses, von dem so wunderliche Gerüchte im Lande gehen?“ — Florio warf einen Blick nach dem Berge. In einer großen Einsamkeit lag da altes, verfallenes Gemäuer umher, schöne, halb in die Erde versunkene Säulen und künstlich gehauene Steine, alles von einer üppig blühenden Wildnis grünverschlungener Ranken, Hecken und hohen Unkrautes überdeckt. Ein Weiher befand sich daneben, über dem sich ein zum Teil zertrümmertes Marmorbild erhob, hell vom Morgen angeglüht. Es war offenbar dieselbe Gegend, dieselbe Stelle, wo er den schönen Garten und die Dame gesehen hatte. — Er schauerte innerlichst zusammen bei dem Anblicke. — Fortunato aber sagte: „Ich weiß ein altes Lied darauf, wenn Ihr damit fürlieb nehmen wollt.“ — Und hiermit sang er, ohne sich lange zu besinnen, mit seiner klaren, fröhlichen Stimme in die heitere Morgenluft hinaus:

Von kühnen Wunderbildern
Ein großer Trümmerhauf',
In reizendem Verwildern
Ein blüh'nder Garten drauf.

Versunknes Reich zu Füßen,
Vom Himmel fern und nah
Aus andrem Reich ein Grüßen —
Das ist Italia!

Wenn Frühlingslüfte wehen
Hold überm grünen Plan,
Ein leises Auferstehen
Hebt in den Thälern an.

Da will sich's unten rühren
Im stillen Göttergrab,
Der Mensch kann's schauernd spüren
Tief in die Brust hinab.

Verwirrend in den Bäumen
Gehn Stimmen hin und her,
Ein sehnsuchtsvolles Träumen
Weht übers blaue Meer.

Und unterm duft'gen Schleier,
So oft der Lenz erwacht,
Webt in geheimer Feier
Die alte Zaubermacht.

Frau Venus hört das Locken,
Der Vögel heitern Chor,
Und richtet froh erschrocken
Aus Blumen sich empor.

Sie sucht die alten Stellen,
Das lust'ge Säulenhaus,
Schaut lächelnd in die Wellen
Der Frühlingsluft hinaus.

Doch öd' sind nun die Stellen,
Stumm liegt ihr Säulenhaus,
Gras wächst da auf den Schwellen,
Der Wind zieht ein und aus.

Wo sind nun die Gespielen?
Diana schläft im Wald,
Neptunus ruht im kuhlen
Meerschloß, das einsam hallt.

Zuweilen nur Sirenen
Noch tauchen aus dem Grund,
Und thun in irren Tönen
Die tiefe Wehmut kund. —

Sie selbst muß sinnend stehen
So bleich im Frühlingsschein,
Die Augen untergehen,
Der schöne Leib wird Stein.

Denn über Land und Wogen
Erscheint, so still und mild,
Hoch auf dem Regenbogen
Ein ander Frauenbild.

Ein Kindlein in den Armen
Die Wunderbare hält,
Und himmlisches Erbarmen
Durchdringt die ganze Welt.

Da in den lichten Räumen
Erwacht das Menschenkind,
Und schüttelt böses Träumen
Von seinem Haupt geschwind.

Und, wie die Lerche singend,
Aus schwülen Zaubers Kluft
Erhebt die Seele ringend
Sich in die Morgenluft.

Alle waren still geworden über dem Liede. — „Jene Ruine,“ sagte endlich Pietro, „wäre also ein ehemaliger Tempel der Venus, wenn ich Euch sonst recht verstanden?“ „Allerdings,“ erwiderte

Fortunato, „soviel man an der Anordnung des Ganzen und den noch übrig gebliebenen Verzierungen abnehmen kann. Auch sagt man, der Geist der schönen Heidengöttin habe keine Ruhe gefunden. Aus der erschrecklichen Stille des Grabes heißt sie das Andenken an die irdische Lust jeden Frühling immer wieder in die grüne Einsamkeit ihres verfallenen Hauses heraufsteigen und durch teuflisches Blendwerk die alte Verführung üben an jungen, sorglosen Gemütern, die dann vom Leben abgeschieden und doch auch nicht aufgenommen in den Frieden der Toten, zwischen wilder Lust und schrecklicher Reue, an Leib und Seele verloren, umherirren und in der entsetzlichsten Täuschung sich selber verzehren. Gar häufig will man auf demselben Platze Anfechtungen von Gespenstern verspürt haben, wo sich bald eine wunderschöne Dame, bald mehrere ansehnliche Kavaliere sehen lassen und die Vorübergehenden in einem dem Auge vorgestellten erdichteten Garten und Palast führen." — „Seid Ihr jemals droben gewesen?" fragte hier Florio rasch, aus seinen Gedanken erwachend. — „Erst vorgestern abends," entgegnete Fortunato. — „Und habt Ihr nichts Erschreckliches gesehen?" — „Nichts," sagte der Sänger, „als den stillen Weiher und die weißen rätselhaften Steine im Mondlichte umher und den weiten unendlichen Sternenhimmel darüber. Ich sang ein altes, frommes Lied, eines von jenen ursprünglichen Liedern, die wie Erinnerungen und Nachklänge aus einer heimatlichen Welt durch das Paradiesgärtlein unserer Kindheit ziehen und ein rechtes Wahrzeichen sind, an dem sich alle Poetischen später in dem älter gewordenen Leben immer wiedererkennen. Glaubt mir, ein redlicher Dichter kann viel wagen, denn die Kunst, die ohne Stolz und Frevel, bespricht und bändigt die wilden Erdengeister, die aus der Tiefe nach uns langen."

Alle schwiegen, die Sonne ging soeben auf vor ihnen und warf ihre funkelnden Lichter über die Erde. Da schüttelte Florio sich an allen Gliedern, sprengte rasch eine Strecke den anderen voraus und sang mit heller Stimme:

Hier bin ich, Herr! Gegrüßt das Licht,
Das durch die stille Schwüle
Der müden Brust gewaltig bricht
Mit seiner strengen Kuhle.

Nun bin ich frei! ich taumle noch
Und kann mich noch nicht fassen, —
O Vater, du erkennst mich doch,
Und wirst nicht von mir lassen!

Es kommt nach allen heftigen Gemütsbewegungen, die unser ganzes Wesen durchschüttern, eine stillklare Heiterkeit über die Seele, gleichwie die Felder nach einem Gewitter frischer grünen und aufatmen. So fühlte sich auch Florio nun innerlichst erquickt, er blickte wieder recht mutig um sich und erwartete beruhigt die Gefährten, die langsam im Grünen nachgezogen kamen

Der zierliche Knabe, welcher Pietro begleitete, hatte unterdes auch, wie Blumen vor den ersten Morgenstrahlen, das Köpichen erhoben. — Da erkannte Florio mit Erstaunen Fräulein Bianka. Er erschrak, wie sie so bleich aussah gegen jenen Abend, da er sie zum erstenmale unter den Zelten in reizendem Mutwillen gesehen. Die Arme war mitten in ihren sorglosen Kinderspielen von der Gewalt der ersten Liebe überrascht worden. Und als dann der heißgeliebte Florio, den dunkeln Mächten folgend, so fremd wurde und sich immer weiter von ihr entfernte, bis sie ihn endlich ganz verloren geben mußte, da versank sie in eine tiefe Schwermut, deren Geheimnis sie niemand anzuvertrauen wagte. Der kluge Pietro wußte es aber wohl und hatte beschlossen, seine Nichte weit fortzuführen und sie in fremden Gegenden und in einem anderen Himmelsstriche, wo nicht zu heilen, doch zu zerstreuen und zu erhalten. Um ungehinderter reisen zu können und zugleich alles Vergangene gleichsam von sich abzustreifen, hatte sie Knabentracht anlegen müssen.

Mit Wohlgefallen ruhten Florios Blicke auf der lieblichen Gestalt. Eine seltsame Verblendung hatte bisher seine Augen wie mit einem Zaubernebel umfangen. Nun erstaunte er ordentlich, wie schön sie war! Er sprach vielerlei gerührt und mit tiefer Innigkeit zu ihr. Da ritt sie, ganz überrascht von dem unverhofften Glücke und in freudiger Demut, als verdiene sie solche Gnade nicht, mit niedergeschlagenen Augen schweigend neben ihm her. Nur manchmal blickte sie unter den langen, schwarzen Augenwimpern nach ihm hinauf, die ganze klare Seele lag in dem Blicke, als wollte sie bittend sagen: „Täusche mich nicht wieder!“

Sie waren unterdes auf einer luftigen Höhe angelangt, hinter ihnen versank die Stadt Lucca mit ihren dunkeln Türmen in dem schimmernden Duft. Da sagte Florio, zu Bianka gewendet: „Ich bin wie neu geboren, es ist mir, als würde noch alles gut werden, seit ich Euch wiedergefunden. Ich möchte niemals wieder scheiden, wenn Ihr es vergönnt.“

Bianka blickte ihn statt aller Antwort selber wie fragend mit ungewisser, noch halb zurückgehaltener Freude an und sah recht wie ein heiteres Engelsbild auf dem tiefblauen Grunde des Morgenhimmels aus. Der Morgen schien ihnen, in langen, goldenen Strahlen über die Fläche schießend, gerade entgegen. Die Bäume standen hell angeglüht, unzählige Lerchen sangen schwirrend in der klaren Luft. Und so zogen die Glücklichen fröhlich durch die überglänzten Auen in das blühende Mailand hinunter.

Viel Lärmen um nichts.



Wenn wir Schatten euch beleidigt,
O so glaubt — und wohl verteidigt
Sind wir dann! — ihr alle schier
Habet nur geschlummert hier,
Und geschaut in Nachtgesichten
Eures eignen Hirnes Dichten.
Shakespeares Sommernachtstraum.

„Wem gehört der prächtige Palast dort unten?“ fragte Prinz Romano, auf dem schlanken Engländer nach seinen Begleitern zurückgewandt, indem sie soeben auf einer Höhe aus dem Walde hervorkamen und auf einmal eine weite, reiche Tiefe vor sich erblickten. — „Dem Herrn Publikum!“ erwiderte ein schöner Jüngling aus dem Gefolge. — „Wie! Also hier wohnt der wunderliche Kauz? Kennst du ihn denn?“ rief der Prinz verwundert aus. — „Nur dem Rufe nach,“ entgegnete der Jüngling, sichtbar verwirrt und mit flüchtigem Erröten.

Die untergehende Sonne beglänzte unterdes scharf die schönen Umrisse des Palastes; heiter und wohnlich erhob er sich über die weiten, fruchtbaren Ebenen, mit den Spiegelfenstern noch hell herüberleuchtend, während die Felder ringsum schon zu verdunkeln anfingen. Ein schöner Garten umgab das Schloß und schien im Abenddufte mit der Landschaft und dem schimmernden Strome bis weit an die fernen blauen Berge hin zusammenzufließen.

„Göttliche Ironie des Reiselebens!“ sagte der Prinz zu seinen Begleitern. „Wer von euch hätte nicht schon sattsam von diesem Publikum gehört, über ihn gelacht und sich geärgert? Es juckt mich lange in allen Talenten, ihm einmal ein Schnippchen zu schlagen, und wenn es euch recht ist, so sprechen wir heute über nacht bei ihm ein. Laßt mich nur machen, es giebt die köstlichste Novelle!“ — Der Einfall wurde von der ganzen Gesellschaft mit lautem Beifalle aufgenommen, und alle lenkten sogleich der breiten glänzenden Kunststraße zu, die nach dem Palaste zu führen schien.

Es war anmutig anzusehen, wie die bunten Reiter beim Gesange der Waldvögel langsam die grüne Anhöhe hinabzogen, bald zwischen den Bäumen verschwindend, bald wieder vom Abend-

rote hell beleuchtet. Am wohlgefälligsten aber spielten die Abendlichter über der zierlichen Gestalt jenes schönen Jünglings, der vorhin dem Prinzen den Besitzer des Palastes genannt hatte. Der muntere Bursch, soeben als ausgelernter Jäger aus der Fremde zurückkehrend, hatte sich im Gebirge verirrt. So traf ihn die Gesellschaft im Walde, welcher er sich nun auf einige Tagereisen angeschlossen. Sein frisches, fröhliches Wesen schien den ganzen bunten Trupp wunderbar zu beleben. Denn während seine Augen mit schalkischem Wohlgefallen auf den vornehmen Anführern des Zuges ruhten, führte er hinten ein unausgesetztes Witzgefecht mit den Jägern oder er sang zu allgemeinem Ergötzen die herrlichsten Jagdlieder. Der Kammerherr des Prinzen schrieb die Lieder sorgfältig auf und ärgerte sich dann, wenn der Bursch sie das nächste Mal wieder ganz anders sang, so daß er mit Notieren der Varianten gar nicht zu Ende kommen konnte. — Der Prinz aber hatte seine eigenen Pläne dabei: er gedachte sich des hübschen, gewandten Jungen in den nächsten Tagen als Pagen und Liebesboten sehr vorteilhaft zu bedienen. Die junge Gräfin Aurora nämlich, von deren poetischen Natur und Zauberschönheit bei allen Poeten im Lande groß Geschrei war, wurde aus Italien auf ihren Gütern in dieser Gegend hier erwartet, und Romano war soeben aufgebrochen, die Wunderbare kennen zu lernen und ihr auf seine Weise den Hof zu machen.

Es war schon dunkel geworden, als die Gesellschaft fröhlich schwätzend in dem Parke des Herrn Publikum anlangte. Mit Verwunderung gewahrten sie hier, je tiefer sie hineinritten, eine unerklärliche Bewegung und Unruhe; es war, als rührten die Gebüsche sich ringsumher in der Dämmerung, einzelne Figuren schlüpften hastig da und dort hervor, andere schienen erschrocken dem Schlosse zuzueilen. Jetzt sahen sie auch in dem Palaste Lichter durch die ganze Reihe der Fenster auf und nieder irren, eine halberleuchtete Krone drehte sich oben, bald noch eine und wieder eine. Auf einmal stiegen draußen mehrere Leuchtkugeln empor und ließen plötzlich in wunderbarem bleichen Lichte eine stille Gemeinde fremder Gesichter bemerken, die fast gespensterhaft aus allen Büschen hervorblickten. „Meine Nähe und unser Entschluß, hier einzusprechen, muß auf dem Schlosse verraten sein,“ sagte der Prinz mit vornehmer Nachlässigkeit; „es ist ein unbequemes Wesen um den Dichterruhm!“

In diesem Augenblicke wölbte sich ein Mondscheinregenbogen luftig vor ihnen über die Wipfel, auf dessen Höhe eine goldene Lyra, von einem Lorbeerkranze umwunden, sichtbar wurde. — „Zart — sinnig!" rief der überraschte und geschmeichelte Prinz aus, mußte aber schnell abbrechen, um seinen Engländer zu bändigen, der immer ungebärdiger um sich blickte und schnaubte, als sie unter dem glänzenden Triumphthore einzogen. Unterdes gab der unversehene Knall eines Böllers das Signal zum Abbrennen eines ausgedehnten Feuerwerkes, das plötzlich den ganzen Platz in einen feurigen Zaubergarten verwandelte. Jetzt war das Pferd nicht länger zu halten; pfeilschnell zwischen dem Sprühen und Prasseln, über Blumen und Hecken gerade fort, flog es an den Feuerrädern und Tempeln vorüber, die Begleiter konnten nicht so rasch nach, die Zuschauer aus den Büschen schrieen: „Hurra!" Mit Schrecken sah der Prinz im Fluge immer näher und näher den Palast vor sich, Fackeln am Eingange, und die Herren des Hauses mit zahlreicher Gesellschaft zum Empfange feierlich die Treppe herabsteigen. Mitten in dieser Verwirrung begann endlich das geängstigte Roß auf dem freien Rasenteppich zu bocken, und so unter den wunderlichsten Sprüngen langte der Prinz wie auf einem toll gewordenen Schaukelpferde vor dem Palaste an. — „Mein Gott!" rief ihm Herr Publikum entgegen, „lassen Sie sich herab!" — „Bitte sehr, nichts von Herablassung," erwiderte der Prinz, schon ganz schief vom Sattel hängend, während er den Hut vom Kopfe verlor. Hier wurde ein zweiter Böller gelöst, das Pferd feuerte noch einmal wütend aus, und Romano lag auf dem Sande.

Während sich dies vor dem Palaste begab, sah man zwischen den Schlaglichtern des verlöschenden Feuerwerkes eine junge Dame zu Pferde die Allee heransprengen. Die wunderbare Beleuchtung gab der hohen, schlanken Gestalt etwas Wildschönes, und ein freudiges: Ah! begrüßte von allen Seiten die Erscheinung. Ein reichgeschmückter Jockey der Dame hatte unterdes Romanos lediges Pferd ergriffen. Sie selbst aber schwang sich schnell vom Sattel und trat mit besorgten, fragenden Blicken zu dem gefallenen Prinzen. Dieser, als er die herabgebeugte Gestalt und die schönen, großen Augen zwischen den herabwallenden Locken so plötzlich über sich erblickte, erhob sich gewandt auf ein Knie vor ihr und sagte, zierlich ihre Hand küssend: „Nun weiß ich, an welchen Sternen

sich diese verzauberten Gebüsche entzündet haben!“ — Die Dame lächelte schweigend und schien unruhig und vergeblich mit den Augen jemand in dem Kreise der Umstehenden zu suchen. Prinz Romano aber sprang ohne alle Verlegenheit auf, schüttelte sich ab, reichte der Schönen seinen Arm und führte sie die breite Treppe hinan, während der etwas korpulente Herr Publikum, der gar nicht wußte, wie ihm geschah, Mühe hatte, ihnen so rasch zu folgen.

Oben aber entstand nunmehr die größte Konfusion. Durch eine glänzende Reihe hellerleuchteter Gemächer bewegte sich eine zahlreiche Versammlung in festlicher Erwartung, alle Augen waren auf das eintretende Paar gerichtet, der Prinz grüßte vornehm nach allen Seiten. Da kam plötzlich Herr Publikum atemlos nach. „Romano?“ hörte ihn der Prinz hinter sich eifrig zu den Nachfolgenden sagen; „Prinz Romano? Verfasser von — ? ich wüßte nicht — habe nicht die Ehre.“ — Die Dame sah verwundert bald den Sprechenden, bald den Prinzen an: „Wer von Ihnen beiden ist denn aber nun eigentlich der Herr Publikum?“ — „Sind Sie denn nicht seine Tochter?“ fragte der Prinz, nicht wenig erstaunt. — Hier wurden sie durch Herrn Publikum unterbrochen, der in eiliger Geschäftigkeit, mit dem seidenen Schnupftuche sich den Schweiß trocknend, der Dame seinen Arm reichte. „Konfusion, lauter Konfusion!“ sagte er voller Verwirrung: „Mondschein, Regenbogen, Böller, Mißverständnis', ein unerwarteter Gast — alles zu früh abgefeuert; sobald Sie kamen, Gnädigste, sollten sie abgebrannt werden.“ — Hiermit war er mit der Gefeierten in der Menge verschwunden, alles drängte neugierig nach. — „Wer ist die Dame?“ fragte der Prinz einen der Nachzügler. — „Die schöne Gräfin Aurora,“ war die Antwort.

Es war noch alles still im Schlosse nach dem Feste, das bis tief in die Nacht hinein gedauert hatte. Nur Prinz Romano, die Heimlichkeit der Morgenzeit benutzend, stand schon eifrig vor dem hohen Wandspiegel zwischen Kämmen, Flaschen und Büchschen, die auf allen Stühlen umherlagen. Dem Rausche einer wüst durchlebten Jugend war frühzeitig ein fataler Katzenjammer gefolgt, und sein Haupt insbesondere hatte in den mannigfachen

Raufereien mit den Leidenschaften bedeutend Haare lassen müssen. Alle diese Defekte geschickt zu decken, war heut sein erstes Tagewerk, da er leider aus Erfahrung wußte, daß vor den Augen der Damen in Auroras Alter der Lorbeerkranz die Glatze eines Dichters nicht zu verbergen vermag. — Draußen aber ging der herrlichste Sommermorgen funkelnd an allen Fenstern des Palastes vorüber, alle Vögel sangen in der schönen Einsamkeit, während von fern aus den Thälern die Morgenglocken über den Garten heraufklangen. Da vernahm der Prinz zwischen den blitzenden Gebüschen unten abgebrochen einzelne volle Guitarrenaccorde. Das konnte er niemals ohne innerliche Resonanz ertragen, die frühesten Jugenderinnerungen klangen sogleich mit an: ferne blaue Berge, Reisebilder, italienische Sommernächte, erlebte und gelesene. Auch heute vermochte er dem Zuge poetischer Kameradschaft nicht zu widerstehen, er warf Kämme und Buchsen fort und eilte die breiten, stillen Marmortreppen hinab, in den Park hinaus.

Ein frischer Morgenwind ging durch die Wipfel, aber in dem Rauschen war ringsumher kein Lautenklang mehr zu vernehmen. Der Prinz horchte, schritt dann tiefer in das taufrische Labyrinth hinein, und lauschte wieder. Da glaubte er in einiger Entfernung sprechen zu hören, als eine plötzliche Wendung des Ganges ihm einen unerwarteten Anblick eröffnete. Ein junger Mann nämlich, in leichter Reisekleidung und eine Guitarre im Arme, hatte sich soeben über den Zaun in den Garten geschwungen; ein Jäger saß noch auf dem Zaune, beide waren bemüht, einem kurzen, wohlbeleibten Manne gleichfalls herüber zu helfen. „Sind eurer nicht noch mehr dahinter?“ fragte der Jäger mit pfiffiger Miene. „Dummes Zeug!“ erwiderte der Dicke, mühsam kletternd und halb zu dem anderen gewendet; „ihr habt immer solche absonderliche Streiche im Kopfe und meint, es sei poetisch, weil's kurios ist. Da brauch' ich keinen solchen nichtswürdigen Zaun dazu, ich trage die rechte Himmelsleiter allezeit bei mir, die leg' ich an gerade in die Luft, wo mir's beliebt, und auf der klettre ich fixer hinan, als ihr alle zusammen!“ — Hier wandte sich der Fremde mit der Guitarre rasch herum, Prinz Romano blieb in höchster Überraschung wie eingewurzelt stehen.

„Mein Gott!“ rief er, „Graf Leontin — aus ‚Ahnung und Gegenwart!‘ — „Ist gleich an der Guitarre zu erkennen,“ fiel ihm der Dicke ins Wort; „er kann nicht wohl gespeist zu

haben sagen, ohne einen Griff in die Saiten dazu." — „Der Dichter Faber," sagte Leontin, den Dicken präsentierend, „noch immer der Alte; er kann, wie ein Bär, nicht ohne Brummen tanzen." — „Aber, liebe Herzensjungen," entgegnete der Prinz, „ich versteh' noch immer nicht — wie kommt ihr hierher, was wollt ihr?" — „Der schönen Aurora im Vorüberziehen ein Ständchen bringen," erwiderte Leontin. — „Ständchen?" rief Prinz Romano begeistert aus; „Morgenständchen im Garten? O da muß ich mit! wo ist ihr Schlafgemach?" — „Der Jäger da will uns weisen," sagte Leontin, „von ihm erfuhren wir's, daß die Gräfin hier ist." — „Pst! pst! wir sind schon unter der Schußweite der Fenster!" unterbrach sie Herr Faber, indem er, ungeachtet seiner Korpulenz, gebückt und voller Eifer auf den Zehen fortzog, als wollte er ein Vogelnest beschleichen. Der Jäger führte ihn unablässig in die Kreuz und Quere, der breite Dichter stolperte und schimpfte, der Jäger sprach lustig Mut zu, die anderen folgten lachend. So zog das wunderliche Häuflein zankend, schwirrend und summend durch die stille Morgenluft bis an eine Rosenhecke, wo ihr Führer sie endlich aufstellte. Die Schloßfenster leuchteten wie glänzende Augen zu ihnen herüber; Leontin griff, ohne sich lange zu besinnen, in die Saiten, Faber übernahm die Baßpartie, und sie sangen munter:

In den Wipfeln frische Lüfte,
Fern melod'scher Quellen Fall,
Durch die Einsamkeit der Klüfte
Waldeslaut und Vogelschall,
Scheuer Träume Spielgenossen,
Steigen all beim Morgenschein
Auf des Weinlaubs schwanken Sprossen
Zu dem Fenster aus und ein.
Und wir nahn noch halb in Träumen,
Und wir thun in Klängen kund,
Was da draußen in den Bäumen
Singt der weite Frühlingsgrund.
Regt der Tag erst laut die Schwingen:
Sind wir alle wieder weit —
Aber tief im Herzen klingen
Lange nach noch Lust und Leid.

„Ein scharmantes Lied!“ unterbrach sie hier der entzückte Prinz. — „Still, still,“ sagte Faber, „da wackelte eben die Gardine oben im Fenster!“ — „Wahrhaftig,“ rief Romano, „seht ihr, zwei göttliche Augen blitzten heimlich zwischen den Vorhängen hindurch!“ — Sie sangen von neuem:

Dicke Liederknospen grünen
Hier vom Wipfel bis zum Grund —
Einen Blick aus den Gardinen,
Und der Strauch bluht liebesbunt!

Jetzt öffnete sich wirklich das verhängnisvolle Fenster. — Herr Publikum, eine schneeweiße Schlafmutze auf dem Kopfe, lehnte sich breit und behaglich heraus und gähnte, als wollte er den ganzen Morgen verschlingen. Die Sänger starrten wie versteinert durch ihr Versteck in den unverhofften Rachen. „Danke, danke, meine unsichtbaren Freunde, für diese angenehme Aufmerksamkeit!“ sagte der Mäcenas oben, noch immer gähnend und mit der fetten Hand vornehm herabwinkend. „Zu viel Ehre — mein geringes Interesse an den schönen Künsten und Wissenschaften — es freut mich, daß es solche zarte Anerkennung —“ Aber Leontin ließ ihn nicht ausreden, er griff wütend in die Saiten und übersang ihn:

Was hast du für ein großes Maul,
Kannst sprechen ganz besunder;
Lob mich auch 'mal, sei nicht so faul!
Lobst sonst ja manchen Plunder.

Der ganz verdutzte Publikum, als er sich recht besann, wie ihm eigentlich geschehen, geriet über diesen unerwarteten Gruß in einen unmäßigen Zorn. „Wer that mir das!“ schrie er, „und in meinem eigenen Garten! Greift mir die impertinenten Kerls!“ — Er rief nun eine Menge von Dienern bei ihren Namen, daß er ganz blau im Gesichte wurde. Über dem Geschreie erhob sich durch den ganzen Palast, treppauf, treppab, ein verworrenes Rumoren, von allen Seiten fuhren Gesichter neugierig aus allen Fenstern, durch den stillen Garten selbst hörte man schon einzelne Stimmen suchend schweifen. Der Morgenspuk in der Rosenhecke

aber war bereits nach verschiedenen Richtungen hin zerstiebt. Leontin konnte vor Lachen fast nicht mehr weiter, der Prinz, aus Besorgnis, sich in dem fremden Hause lächerlich zu machen, fand es am geratensten, mit den anderen gleichfalls Reißaus zu nehmen; Faber dagegen, den gleich anfangs bei dem überraschenden Anblicke des ungeheuren, butterglänzenden Gesichtes im Fenster eine wunderliche Furcht ergriffen hatte, war schon ein gut Stück voraus, und keuchte und schimpfte auf Leontins unaufhörliche Narrenstreiche und auf den Jäger, der sie vor die falschen Fenster geführt. Der letztere hatte sich inzwischen verloren, Romano aber glaubte bald da bald dort in den Gebüschen neben sich kichern zu hören und Florentins, seines hübischen Jägerbürschchens, Stimme zu erkennen.

Als sie sich draußen im Walde in Sicherheit sahen, warf sich Leontin erschöpft auf dem Rasen hin, Faber ging vor ihm mit schnellen Schritten auf und nieder, sich emsig die Hände reibend, wie einer, der mit sich selbst zufrieden ist. — „Ihr seid an allem schuld, Faber," sagte Leontin; „Ihr seid schon zu schwer, Ihr fallt überall durch auf dem Glatteise der Liebe, und reißt uns mit fort." — „Was, Reißen, Durchfall!" entgegnete der vergnügte Dichter; „der Publikum hat doch seinen köstlichen Ärger weg!" Dazwischen schwor er wieder, den schuftigen Jäger durchzuprügeln, und sollt' es am jüngsten Tage sein. — „Und Sie, Durchlaucht, haben als Volontär die Retirade mitgemacht," sagte Leontin zum Prinzen. — „Was war zu thun?" erwiderte dieser, „meine Freiersfüße mußten wohl für eure Verse das Fersengeld mit bezahlen." — „Wie! Freiersfüße? wem setzen Sie darauf nach, wenn man fragen darf?" — „Dem edelsten Wilde, mein' ich, um das jemals ein Jäger Hörner angesetzt, in das jeder Weidmann geschossen ist, mit einem Worte, meine Freunde: ich möchte beinah gesonnen sein, um die Hand der schönen Gräfin Aurora zu werben." — Hier brachen Leontin und Faber, zu des Prinzen Erstaunen, plötzlich in ein unaufhaltsames Gelächter aus. „Die Gräfin Aurora?!" — riefen sie, immerfort lachend, einer nach dem anderen aus — „ebenso gut könnte man die Göttin Diana unter die Haube bringen — oder der Thetis den Verlobungsring an den rosigen Finger stecken — oder die Phantasie heiraten — und alle neun Musen dazu!"

Der empfindliche Prinz hatte unterdes mit dem vornehmsten Gesichte, das ihm zu Gebot stand, eine Lorgnette hervorgezogen und nahm die Gegend und dann die Lachenden ruhig in Augenschein. „Ich muß gestehen,“ sagte er endlich, das unerträgliche Gelächter unterbrechend, „Sie liebten doch früher eine gewisse geniale Eleganz, lieber Graf; es fiel mir schon vorhin auf, Sie in diesem wunderlichen altmodischen Aufzuge wiederzusehen. Nehmt mir's nicht übel, ihr Herren, ihr seht aus wie die Trümmer eines reduzierten Freicorps.“ — „Vortrefflich, Prinz!“ rief Leontin, „Sie haben da recht den Nagel auf den Kopf getroffen! Ja, das fliegende Corps der Jugend, dem wir angehören, ist längst aufgelöst, das Handgeld flüchtiger Küsse vergeudet; diese ästhetischen Grafen und Barone, diese langhaarigen, reisenden Maler, die genialen Frauen zu Pferde, sie sind nach allen Richtungen hin zerstreut; unsere tapfersten Anführer hat der Himmel quiesciert, ein neues, aus unserer Schule entlaufenes Geschlecht hat neue langweilige Chausseeen gezogen, und wir stehen wie vergessene Wegweiser in der alten, schönen Wildnis.“ — Der Prinz fuhr fast verlegen mit der Hand über die Stirn, er konnte ein abermaliges Gefühl von Kameradschaft mit diesem verunglückten Freicorps nicht unterdrücken. „Teuerster Graf,“ sagte er, „Sie pflegten von jeher gern zu übertreiben.“ — „Ja, Pferde, Liebe, Lust und Witz,“ erwiderte Leontin; „daher bring' ich sie nun alle ein bißchen lahm aus der Campagne zurück.“

Hier wurden sie durch Faber unterbrochen. Der ermüdete Poet hatte sich in die warme Morgensonne bequem hingelagert und fing soeben auf die furchtbarste Weise zu schnarchen an.

„Gott behüt' uns!“ — rief der erschrockene Prinz aus, indem er den Schlafenden durch die Lorgnette aufmerksam betrachtete. — „Sehen Sie doch, wie er sich nun abquält, ein gelindes Tabakschmauchen nachzuahmen — jetzt bläst er sich wieder mächtig auf; das ist ja, als wenn der Teufel die Baßgeige striche! — und nun auf einmal mit einem Schlagtriller alles wieder abgeschnappt — ich glaube, er erstickt an seinem Ärger über Herrn Publikum. Was hat er denn eigentlich mit dem?“

„Der Entschlafene,“ erwiderte Leontin, „war in der letzteren Zeit als Hofdichter beim Herrn Publikum angestellt. — Das ging auch anfangs vortrefflich, er wurde gehauen, geschnitten, gestochen, ich meine: in Stein und Kupfer, die Damen rissen sich

ordentlich um seine Romantik. Als sie nun aber nach und nach ein wenig abgerissen wurde, da war nichts weiter dahinter. Es war ein Skandal! Er konnte nicht so geschwind die neumodische klassische Toga umschlagen, verwickelte sich in der Hast mit Arm und Beine in die schottischen Plaids und gab immer mehr Blößen — ja zuletzt sagte ihm der Herr Publikum gerade auf den Kopf, er sei nun gänzlich aus der Mode geraten, ja es gebe überhaupt gar keine solche humoristische Hagestolzen, wie er, in der Wirklichkeit, er sei eigentlich ein bloßes, in Gedanken stehen gebliebenes Hirngespinst, das für nicht vorhanden zu achten. — So hatte die atemlose Zeit auch ihn übergerannt, und ich fand den abgedankten Dichter, an seiner eigenen Existenz verzweifelnd, hier im Walde unfern von meinem Schlosse wieder." — „Wie," rief der Prinz aus, „so wohnen Sie jetzt hier in der Nähe?"

„Allerdings," entgegnete Leontin. „Die spröde Welt, die wir als unser Lustrevier erobern wollten, hat uns nach und nach bis auf ein einsames Waldschloß zurückgedrängt, und die von der alten Garde thun mir die Ehre an, sich um die zerrissene Standarte der Romantik zu versammeln, die ich auf der Zinne des Kastells aufgesteckt. Dort rumoren wir auf unsere eigene Hand lustig fort, gefallen uns selbst, und ignorieren das andere. Rauschen und singen doch die Wälder noch immerfort wie in der Jugend, und jeden Frühling wirbelt die Lerche die alten Gesellen zusammen, und von Zeit zu Zeit besucht uns dort wohl noch unser schönes Waldlieb."

Hier sprang Leontin plötzlich auf, und auch der Prinz wandte, angenehm überrascht seine Blicke nach dem Felsen; denn ein wunderschöner Gesang klang auf einmal aus dem Walde zu ihnen herüber. Sie konnten etwa folgende Worte verstehen:

Lindes Rauschen in den Wipfeln,
Vöglein, die ihr fernab fliegt,
Bronnen von den stillen Gipfeln,
Sagt, wo meine Heimat liegt?

Heut im Traum sah ich sie wieder,
Und von allen Bergen ging
Solches Grüßen zu mir nieder,
Daß ich an zu weinen fing.

Ach, hier auf den fremden Gipfeln:
Menschen, Quellen, Fels und Baum,
Wirres Rauschen in den Wipfeln —
Alles ist mir wie ein Traum.

Jetzt erschien der Sänger im hellsten Glanze der Morgenlichter zwischen den Bäumen — es war Florentin, das Jägerbürschchen aus Romanos Begleitung. Er stutzte und brach schnell sein Lied ab, als er den Prinzen unten bemerkte.

„Dacht' ich's doch!“ rief Leontin, die leuchtende Erscheinung freudig anstaunend. — Faber rieb sich verwirrt die Augen. „Es träumte mir eben,“ sagte er, „ein Engel zöge singend über mich durch die Morgenluft.“ — Unterdes aber war Florentin schon bei ihnen, faßte Leontin und Faber, wie alte Bekannte, rasch bei den Händen und führte sie tiefer in den Wald hinein. — Der Prinz hörte sie untereinander lachen, dann wieder sehr eifrig und heimlich sprechen; Florentins Stimme klang immerfort wie ein Glöckchen zwischen dem Vogelsang herüber.

Als sie zurückkehrten, schienen Leontin und Faber zerstreut und unruhig, wie Leute, die plötzlich einen Anschlag gefaßt haben. „Wir müssen schnell weiter, und eine lustige Hochzeit dann!“ sagte Leontin zum Prinzen, und lud ihn noch heiter ein, ihn auf seinem Kastelle zu besuchen. Dann eilte er sogleich mit Faber den Berg hinab, wo auf einer Waldwiese ein Jäger mit ihren Pferden im Schatten ruhte.

Florentin aber war ebenso eilig im Walde wieder verschwunden.

Erstaunt und verwirrt stand nun der Prinz in der unerwarteten Einsamkeit. Da sah er unten die beiden Freunde schon fern zwischen Weinbergen und blühenden Gärten in die glänzende Landschaft hinausziehen, und Schlösser, Türme und Berge erglühten purpurn, und ein leiser Hauch wehte den Klang der Morgenglocken und Lerchensang und Düfte erquickend herauf, als läge das Land der Jugend dort in der blitzenden Ferne. Hoch oben auf den Felsen aber erschien Florentin noch einmal, schwenkte seinen Hut und sang den Fortziehenden nach:

Muntre Vögel in den Wipfeln,
Ihr Gesellen dort im Thal,
Grüßt mir von den fremden Gipfeln
Meine Heimat tausendmal!

Vom Garten des Herrn Publikum bringt der Wind unverhofft ein sonderbares, unerklärliches Gesumme zu uns herüber, es scheint nicht Mühlengebraus, nicht Katzengefecht, noch Murmeln rieselnder Bäche, sondern vielmehr das alles zusammen. Je mehr wir uns indes mit gebührender Vorsicht nähern, je deutlicher unterscheiden wir nach und nach das verworrene Geschnatter verschiedener Menschenstimmen durcheinander, von Zeit zu Zeit von dem durchdringenden Schreie eines Papageis aus den Fenstern des Palastes überkreischt. Durch eine Öffnung des Gebüsches endlich übersehen wir den schönen Gartenplatz vor dem Schlosse, wo beim lieblichen Morgenscheine viele wohlgekleidete Personen verschiedenen Alters und Standes zwischen den blühenden Sträuchern und funkelnden Strahlen der Wasserkünste zufrieden auf und nieder wandeln und plaudern, häufig im Eifer des Gespräches sich den Schweiß von der Stirn wischen und wieder plaudern. — Nur Herz gefaßt! noch einige Schritte vorwärts, und wir können alles bequem vernehmen.

„Nur das prüde Vornehmthun jener litterarischen Aristokratie nicht hinein gemengt!“ rief soeben ein langer, schlichter Mann mit grauem Überrocke und grauem Gesichte. — „Lassen Sie sich umarmen, Lieber!“ unterbricht ihn begeistert ein blonder, junger Mann, dessen volle Wangen von unverderbter Jugend strotzen; „das wär' es eben auch, was ich meine! Ja wohl, diese poetische Vornehmheit, die so gern überall das Pfauenrad der großen Welt schlägt, was ist sie anders, als jene perfide, über allen Erscheinungen, über Gutem und Bösem, mit gleichem Indifferentismus schwebende Ironie; Glatteis, auf dem jede hohe Empfindung, Tugend und Menschenwürde lächerlich ausgleiten; kalt, kalt, kalt, daß mich in innerster Seele schaudert! O über die vermessene Lüge göttlicher Objektivität! Heraus, Poet, mit deiner rechten Herzensmeinung hinter deinen elenden Objekten! Ehrlich dein Innerstes ausgesprochen! — Viele (durcheinander): Ja, gesprochen, immerzu gesprochen! — Junger Mann: Meine Herren! Sie verstehen mich nicht, ich wollte — Viele: Wir wollen nichts verstehen! — Wir wollen Natur! — Edelmut — gerührtes Familienglück! — Grauer: He, Ruhe da! das ist ja, als wär' auf einmal ein Sack voll Plunder gerissen! — Dichterin (sich hindurchdrängend): Was für Ungezogenheit! Pfui doch, Sie treten mir ja das Kleid ab! O diese starken

wilden Männerherzen! — Junger Mann: Verehrungswürdigste, in welchem Aufzuge! die Nachthaube ganz schief — und — o wer hätte Ihnen das zugetraut! — noch im fliegenden Nachtgewande. — Dichterin (sich betrachtend): O Gott! ich bitte Sie, sehen Sie ein wenig auf die andere Seite, ich verberge mich in mich selbst! — der Schmelz des jungen Tages — meine Ungeduld, meine Zerstreuung, das erste Lied der Nachtigall, ich konnt' es nicht erwarten, ich stürz' hinaus — ach, wir Dichterinnen schwärmen so gern über die engen Zwinger der Alltagswelt hinaus. Erlauben Sie! (sie nimmt das Schnupftuch des jungen Mannes, und schlägt es sich als Halstuch um). Aber erzählen Sie doch, was ist denn eigentlich los hier? — Junger Mann: Ein neuer Gedanke von der höchsten Wichtigkeit, dessen Folgen für die ganze Litteratur sich schwer berechnen lassen. Denn jede neue Idee ist wie der erste Morgenblick; erst rötet er leise die Berge und die Wipfel, dann zündet er plötzlich da, dort mit flammendem Blicke einen Strom, einen Turm in der Ferne; nun qualmen und teilen und schlingen sich die Nebel in der Tiefe, der Kreis erweitert sich fern und ferner, die blühenden Länder tauchen unermeßlich auf — wer sagt da, wo das enden will! — Nun, ich weiß, Verehrteste, Sie teilten schon längst unsere Überzeugung, daß jene überspannten künstlichen Erfindungen in der Poesie uns der Natur entfremden und nach und nach ein wunderliches, konventionelles, nirgends vorhandenes, geschriebenes Leben über dem Lebendigen gebildet, ich möchte sagen: eine Bibel über die Tradition gesetzt haben, daß wir also eilig zur Wirklichkeit zurückkehren müssen, daß — — Dichterin: Kürzer! ich bitte, fassen Sie sich kürzer, mir wird ganz flau. — Grauer: Kurz, wir machen hier soeben Novelle. Dieser Garten, der Palast, das Vorwerk, die Stallungen und Düngerhaufen dahinter sind unser Schauplatz; was da aufduckt in dem Revier, italienische Gräfin oder deutscher Michel oder anderes Vieh, wird ohne Barmherzigkeit unmittelbar aus dem Leben gegriffen. Und nun ohne weiteres Gefackel frisch zugegriffen! denn wenn ich des Morgens so kühl und nüchtern bin, da komponier' ich den Teufel und seine Großmutter zusammen! — Viele (mit großem Lärm): Bravo! Sie sind unser Mann! diese Laune, dieser Humor! — Junger Mann: Also es bleibt bei dem entworfenen Plane der Novelle. Alles einfach, natürlich: wir führen die schöne

Gräfin Aurora mit dem einzigen Manne, welcher dieser berühmten Musenhand würdig, mit unserem unvergleichlichen Herrn Publikum, langsam, Schritt vor Schritt, durch das dunkle Labyrinth des menschlichen Herzens zum Traualtare. Dieses Tappen, dieses Fliehen und Schmachten der wachsenden Leidenschaft ist der goldene Faden, an den sich von selbst, gleich Perlen, die köstlichsten Gespräche über Liebe, Schönheit, Ehe reihen — o, teuerste Freunde, ich bin so voller Abhandlungen! Engländer (mit Weltverachtung hinzutretend): Und der Sturm, der um des Herzens Firnen rast? und das Grauen, das wie der Schatten eines unsichtbaren Riesen sich über die gebrochenen Lebensträume legt? — Ich bestehe durchaus auf ein wild zerrissenes Gemüt in der Novelle! — Dichterin: Furchtbarer, ungeheurer Mann! — Grauer: Das ist gleich gemacht. Der Prinz Romano hat ganz das liederliche Aussehen eines unglücklichen Liebhabers. Er geht, wie ihr wißt, auf Freiersbeinen, die sind dünn genug, da lassen wir den englischen Sturm schneidend hindurchpfeifen. — Junger Mann: Still! da kommt die Gräfin mit Herrn Publikum. — Nun frisch daran!

Wirklich sah man die Genannten soeben aus dem Schlosse treten, in galanter Wechselrede begriffen, wie man aus der ungewohnten, besonderen Beweglichkeit des Herrn Publikum annehmen konnte, der immer sehr viel auf guten Ton hielt. Die Novellenmacher verneigten sich ehrerbietig, Publikum nickte vornehm. Gräfin Auora aber hatte heut in der That etwas von Morgenröte, wie sie zwischen den leisen Nebeln ihres Schleiers, den sie mit dem schönen Arme mannigfach zu wenden wußte, so leicht und zierlich nach allen Seiten grüßte, und ihre Blicke zündeten, zwar nicht die Turmknöpfe, aber die Sturmköpfe ringsumher. Ein Geflüster der Entzückung ging durch die Versammlung. Der Graue bemächtigte sich geschickt des fetten Ohres des Herrn Publikum. „O," rief er ihm leise zu, „dreimal selig der, dem diese Blicke gelten!" Publikum lächelte zufrieden.

Der Vorschlag der rüstigen Herren, an dem herrlichen Morgen eine Promenade in das nächste Thal vorzunehmen, wurde mit Beifall aufgenommen. Sie aber hatten ihre eigenen Gedanken bei diesem Vorschlage. Um ihre projektierte Novelle gehörig zu motivieren, sollte Herr Publikum zuerst der Gräfin mit seiner Weltmacht imponieren und sodann in der Einsamkeit der schönen

Natur Gelegenheit finden, diesen Eindruck zu benutzen, um die Überraschte mit den Blumenketten der Liebe zu fesseln. Zu diesem Zwecke lenkten sie den Spaziergang ohne weiteres aus dem Garten nach dem sogenannten praktischen Abgrunde hin. Und in der That, die Schlauen wußten wohl, was sie thaten. Denn schon im Hinabsteigen mußten der Gräfin sogleich einzelne Gestalten auffallen, die gebückt, wie Eulen, in den Felsenritzen kauerten. „Künstler, Landschafter," sagte Publikum, „die armen Teufel quälen sich vom frühesten Morgen für mich ab." Hier verbreitete er sich sofort gelehrt über die verschiedenen Tinten der Landschaftsmalerei, wäre aber dabei mit seiner Kunstkenntnis bald garstig in die Tinte gekommen, wenn die aufmerksamen Novellisten nicht zu rechter Zeit ausgeholfen hätten. Indes waren sie auf einen Felsenvorsprung aus dem Gebüsche getreten — da lag in einem weiten Thale zu ihren Füßen plötzlich ein seltsames Chaos: blanke Häuser, Maschinen, wunderliche Türmchen und rote Dächer zu beiden Seiten einer Kunststraße an den Bergeshängen überragend. Es war aus dieser Vogelperspektive, als überblickte man auf einmal eine Weihnachtsausstellung, alles rein und zierlich, alles bewegte sich, klippte und klappte, zuweilen ertönte ein Glöckchen dazwischen, zahllose Männchen eilten geschäftig hin und her, daß es einem vor den Augen flimmerte, wenn man lange in das bunte Gewirr hineinsah.

Der junge Mann trat erklärend zu der erstaunten Gräfin. „Der Puls dieses bewunderungswürdigen Umlaufes von Kräften und Gedanken ist unser hochverehrter Herr Publikum" — sagte er, während sie rasch herabstiegen — „um seinetwillen, zu seinem Besten sind alle diese Anlagen entstanden." Er begann nun eine wohlgedachte und herrlich stilisierte Abhandlung über die ernste praktische Richtung unserer Zeit, die wir aber leider nicht wiederzugeben vermögen, da man inzwischen den Grund erreicht hatte und vor dem wachsenden Lärm, den Hämmern und Klopfen kein Wort verstehen konnte.

Aurora war ganz verblüfft und wußte nicht, wohin sie in dem Getöse sich wenden sollte, als eine, wie es schien, mit Dampf getriebene ungeheuere Maschine durch die Eleganz ihres Baues ihre besondere Aufmerksamkeit auf sich zog. Sie näherte sich neugierig und bemerkte, wie hier von der einen Seite unabläßig ganze Stöße von dicken, in Schweinsleder gebundenen Folianten

in den Beutelkasten geworfen wurden, unter denen sie mit Verwunderung den Grafen Khevenhüller nebst anderen Chroniken zu erkennen glaubte. Eine große Menge zierlich gekleideter Herren, weiße Küchenschürzen vorgebunden und die feinen Hemdärmel aufgestreift, eilten auf und ab, das Schroten, Mahlen und Ausbeuteln zu besorgen, während armes, ausgehungertes Volk gierig bemüht war, den Abfall aufzuraffen. — „Das will wieder nicht vom Flecke!“ rief Herr Publikum den Arbeitern zu; „rasch, nur rasch!“ — Darauf führte er die Gräfin an das andere Ende der Maschine und es dauerte nicht lange, so spuckte ein bronzener Delphin die verarbeiteten Folianten als ein zierliches „Vielliebchen“ in Taschenformat und in Maroquin gebunden zu ihren Füßen aus. Publikum überreichte es, als das neueste vom Jahre, galant der Gräfin. Aurora wollte sich totlachen und steckte das niedliche Dingelchen in ihren Strickbeutel.

Sie hätte sich gern noch anderweit im Fabrikwesen näher instruiert, aber das Treiben auf der Kunststraße, die sie soeben betreten, nahm alle ihre Sinne in Anspruch. Das war ein Fahren, Schnurren, Reiten und Drängen! Mitten durch das Gewirr sahen sie einen Postillon mit flämischen Stiefeln und einem großen Schnurrbarte und von martialischem Ansehen, in gestrecktem Galopp auf sich zufliegen. Es war ein litterarischer Klatschkurier. Er parierte sein schäumendes Roß kunstgerecht gerade vor Herrn Publikum und überreichte ihm seine Depesche. Die Novellisten standen in höchster Spannung und murmelten geheimnisvoll untereinander. — „Schon gut,“ sagte Publikum, den Kurier mit einem leichten Kopfnicken entlassend. Darauf überflog er das Schreiben für sich, lachte einmal hell auf, rief dann: „Ha!“ und steckte die Papiere in die Tasche. Aurora aber sah ihn unverwandt an. — Sie bekam eine große Idee von dem Manne.

Inzwischen hatten die Novellisten einen Fußpfad eingeschlagen, der seitwärts aus dem praktischen Abgrunde ins Gebirge führte. Der verworrene Lärm hinter ihnen vertoste mit jedem Schritte immer mehr und mehr und Aurora atmete frisch auf, als sie nun wieder das Rauschen des Waldes und einer einsamen Wassermühle vernahm, auf welche sie zugingen. Ermüdet von dem müßigen Umherschlendern, lagerte die bunte Gesellschaft sich fröhlich auf dem Rasen. Es war ein schattenkühles, freundliches Thal, rings-

um von Bergen und Wäldern eingeschlossen, der Mühlbach murmelte über das Gestein und blinkende Kiesel durch die schöne Abgeschiedenheit, über ihnen hin flogen schimmernde Tauben säuselnd der Mühle zu, die Novellisten rieben sich freudig die Hände und hofften das beste.

Aber hier begegnete Herrn Publikum unerwartet etwas ganz Fatales. Mitten in diesem Succeß nämlich bekam er plötzlich einen Anfall seines alten Übels, der Langeweile. Er verbarg vergeblich sein wiederholtes Gähnen hinter dem seidenen Taschentuche, er versuchte etwas über die schöne Natur zu sagen, aber es wollte ihm gerade gar nichts einfallen. Endlich setzte er sich durchaus in den Kopf, auf diesem herrlichen Platze eine Kavatine zu singen, da er ein eifriger Dilettant in allen schönen Künsten war und sich besonders auf seine Stimme viel einbildete. Die Novellenmacher erschraken, denn er nahm sich beim Singen eben nicht vorteilhaft aus. Aber da half nun einmal alles nichts. Ein Diener mußte ihm ein großes Notenblatt reichen, der kurze, runde Mann stellte sich, das linke Bein ein wenig vorgeschoben, räuspernd zurecht, strich ein paarmal seinen Backenbart, und sang eine italienische verliebte Arie, wobei er den fetten Mund nach der einen Seite wunderlich abwärts zog und von Zeit zu Zeit der Gräfin über das Blatt einen zärtlichen Blick zuwarf. — Aurora sah mit einem leisen, schlauen Lächeln den Sänger unter ihren langen, schwarzen Augenwimpern halb erstaunt, halb triumphierend an, und die Novelle schien sich in der That ihrer idyllischen Katastrophe zu nähern, als auf einmal Waldhornsklänge von den Bergen unwillkommen in die schönsten Koloraturen des Sängers einfielen. — Herr Publikum brach ärgerlich ab und meinte, es seien ohne Zweifel wieder Raubschützen von des Grafen Leontin Schlosse. Unterdes kamen die Klänge immer näher und näher, von Berg zu Berg einander rufend und Antwort gebend, daß der muntere Wiederhall in allen Schlüften erwachte. Plötzlich that die Morgensonne oben im Walde einen Blitz, und Aurora sprang mit einem freudigen „Ach!“ empor. Denn auf einem Felsen über ihnen wurde auf einmal Prinz Romano in prächtiger Jagdkleidung zwischen den Bäumen sichtbar, wie ein König der Wälder, malerisch auf seine funkelnde Büchse gestützt.

Der Prinz nämlich, die sachte rieselnde Manier der Novellenmacher gründlich verachtend, hatte bei seiner Rückkehr aus dem

Walde kaum von dem Morgenspaziergange der Schloßbewohner gehört, als er sich sogleich voll romantischer Wut in seine schönsten Jagdkleider warf, mit Florentin und seinen Jägern von neuem in den Wald lief, und dort die letzteren geschickt auf den Bergen verteilte, um die Gräfin, wie wir eben gesehen, in seiner Art würdig zu begrüßen. So war er in dem günstigen Momente der ersten Überraschung oben auf dem Felsen hervorgetreten und betrachtete nun mit innerster Zufriedenheit die bunte Gruppe der Erstaunten unten im Thale. — „Sieh nur“ — sagte er zu Florentin, der ihm schelmisch über die Achsel guckte — „sieh nur die Gräfin, wie die zwei Sterne da aus der Waldesnacht zu mir herausfunkeln! es kömmt überall nur darauf an, daß man sich in die rechte poetische Beleuchtung zu stellen weiß.“ — „In der That, gnädigster Herr,“ erwiderte Florentin, „Sie nehmen sich so stellweis vortrefflich aus, es ist ein rechtes Vergnügen, Sie in der Ferne zu sehen — und wenn die Gräfin nicht zu wild ist, so muß sie wohl ein Erbarmen fühlen.“ — „Ach, was wild da!“ meinte der Prinz, „Cupido ist ein wackerer Schütze, die Sprödeste guckt doch zwischen den Fingern nach dem hübschen, nackten Bübchen hin. Laß mich nur machen!“ — Und hiermit stieg er rasch und wohlgemut den Berg hinunter. Je tiefer er aber auf den abgelegenen Fußpfaden in den Wald herabkam, je seltsamer wurde ihm zu Mute. Wunderliche Erinnerungen flogen ihn an, er glaubte die Bäume, die Felsen zu kennen, und blieb oft, sich besinnend, stehen. Jetzt wurde ein Kirchturm in der Ferne sichtbar, ein rotes Ziegeldach schimmerte plötzlich zwischen den Wipfeln aus dem Grunde herauf. — „Wie ist mir denn!“ rief er endlich ganz verwirrt aus; „hier bin ich vor langer Zeit schon einmal gewesen — gerade an einem solchen Morgen war es — da muß ein Brunnen sein: da traf ich das schöne Müllermädchen zum erstenmale — glückliche Jugendzeit! Wie manche schöne Nacht schlich da der ungekannte Wanderer zur Mühle, bis er mit dem letzten Sterne auf immer im Morgenrote wieder verschwand. — Wahrhaftig, das ist der Grund, da ist die Mühle — gerade jetzt! Verdammter Zufall!“

Währenddes ging er auf den altbekannten Pfaden immer weiter und weiter; er war wie im Traume, bunte Schmetterlinge flatterten wieder über dem stillen Grunde, der Mühlbach rauschte, die Vögel sangen lustig wie damals. Nun kamen auch die hohen

Linden, dann der Brunnen — da blieb er auf einmal fast erschrocken stehen. Denn auch sein damaliges Liebchen knieete, Wasser schöpfend, wieder am Brunnen. Als sie so plötzlich den Fremden erblickte, setzte sie langsam den Krug weg und sah ihn unter dem Strohhute lange Zeit groß an. Es waren die alten, schönen Züge, aber gebräunt und von Sorge und Arbeit wunderbar verwandelt.

„Kann ich wieder mit dir gehen?“ redete Romano sie endlich an.

„Nein,“ erwiderte sie ruhig, „ich bin längst verheiratet. — Wie ist es denn dir seitdem gegangen?“ fuhr sie fort, „es ist lange her, daß du mich verlassen hast.“ — Darauf sah sie ihn von neuem aufmerksam an, und sagte: „Du bist heruntergekommen.“

„Und weiß doch selber nicht wie!“ — entgegnete der Prinz ziemlich verlegen. Da bemerkte er, daß ihr Thränen in den Augen standen, und faßte gerührt ihre Hand, die sich aber so rauh anfühlte, daß es ihm recht in der Seele fatal war.

In demselben Augenblicke trat die Gesellschaft vom Schlosse, welche der Waldhornklang weiter in das Thal verlockt hatte, unerwartet aus dem Gebüsche, und ein zweideutiges Lachen sowie das eifrige Hervorholen der Lorgnetten zeigte, daß man die sonderbarliche Vertraulichkeit des verliebten Prinzen gar wohl bemerkt hatte. Die schöne Müllerin warf, indem sie sich wandte, einen stolzen Blick auf das vornehme Gesindel, und alle Augen folgten unwillkürlich der hohen schlanken Gestalt, als sie, den Krug auf dem Kopfe, langsam zwischen den dunkeln Schatten verschwand.

Dieses Ereignis an Amors falscher Mühle, das allerdings nicht in Romanos Rechnung gelegen, hatte bei den verschiedenen Zuschauern einen sehr verschiedenen Eindruck hinterlassen. Die Novellenmacher fühlten eine köstliche Schadenfreude, etwa wie schlechte Autoren, wenn ein Recensent einem berühmten Manne einen tüchtigen Tintenklecks anhängt. Herr Publikum, der überhaupt immer erst durch andere auf Gedanken gebracht werden mußte, schmunzelte nur und beschloß insgeheim, bei nächster schicklicher Gelegenheit einmal selbst einen einsamen Spaziergang nach der Mühle zu unternehmen. — Gräfin Aurora dagegen begegnete seitdem dem Prinzen überaus schnippisch, zeigte sich launenhaft,

und begünstigte auf eine auffallende Weise den armen Publikum, der vor lauter Wonne kaum zu Atem kommen konnte.

Romano aber benahm sich ganz und gar unbegreiflich. Ohne die geringste Spur von Gram oder Scham, schien er die Gräfin nicht mehr zu beachten, als der Anstand eben unabweislich erforderte, und trieb sich fortwährend wildlustig unter den Jägern umher, mit denen er bald nach den höchsten Wipfeln schoß, bald neue, schöne Jagdlieder einübte.

Aurora brachte einmal boshaft die Rede auf die schöne Müllerin — der Prinz lobte sogleich enthusiastisch ihre Taille und die antike Grazie, mit der sie den Krug getragen. — Die Gräfin, als er gerade im Garten war, entwickelte im Ballspiele, mit Herrn Publikum über den Rasen schwebend, die zierlichsten Formen — der Prinz ließ eben sein Pferd satteln und ritt spazieren. — Das war ein Pfiffikus! Aurora hätte weinen mögen vor verbissenem Ärger.

So war die Nacht herangekommen und versenkte Lust und Not. Einzelne Mondblicke schossen durch das zerrissene Gewölke, der Wind drehte knarrend die Wetterfahnen auf dem Schlosse, sonst herrschte eine tiefe Stille im Garten, wo Katzen und Iltis leise über die einsamen Gänge schlichen. Nur der dunkelmütige Engländer, den wir unter den Novellenmachern kennen gelernt, war noch wach und schritt tiefsinnig auf und nieder. Er liebte es, in solchen Nächten zu wandeln, wo möglich ohne Hut, mit vom Winde verworrenem Haare, und nach behaglich durchschwärmten Tagen seine Seele in der Finsternis mit Verzweiflung aufzublasen, gleichsam einen melancholischen Schnaps zu nehmen. Heute aber galt es eigentlich dem Prinzen Romano, der noch immer von seinem Spazierritte nicht wiedergekommen war. Wie eine Kreuzspinne lauerte er am Eingange des Gartens auf den Zurückkehrenden, um ihm bei so gelegener Stunde einen giftigen Stich von Eifersucht beizubringen, und ihn sodann, der Exposition wegen, als unglücklichen Liebhaber in die Novelle einzuspinnen.

Die Turmglocke im Dorfe unten schlug eben Mitternacht, da hörte er endlich ein Roß schnauben, die Hufe im Dunkeln sprühten Funken über das Gestein — es war Romano.

Kaum war er abgestiegen und in den Garten getreten, um sich nach dem Schlosse zu begeben, als ihn der Engländer, verstört und geheimnisvoll, bei beiden Händen faßte und rasch in

den finstersten Baumgang mit sich fortriß. Mit schneidender Beredsamkeit verbreitete er sich hier über die sichtlich wachsende Neigung der Gräfin Aurora zu Herrn Publikum, that Seitenblicke auf jeden ihrer verräterischen Blicke und auf ihre Worte, zwischendurch wieder ihre schöne Gestalt, ihr zauberisches Auge geschickt beleuchtend. Zu seinem Befremden aber blieb der Prinz ganz gelassen, und replizierte immer nur mit einem fast ironischen: — „Hm — ha — was Sie sagen!“ — Schon gut, eben die rechte Stimmung dieses sich selbst zerknirschende Verstummen! dachte der Engländer und fuhr nur um so eifriger fort, mit häufigem teuflischen Hohnlachen, über Liebe, Treue, Glück und Welt. — Inzwischen hatte Romano in einem entfernten Gebüsche ein leises Flüstern vernommen. Er glaubte die Stimme zu kennen und stand wie auf Nadeln, denn der Engländer wurde immer pathetischer.

„Sie sind mir langweilig, Herr!“ wandte sich da der Prinz plötzlich zu ihm. Der Überraschte starrte ihn in höchster Entrüstung an. — Währenddes aber waren sie eben an die Schwelle eines Pavillons gekommen, der Engländer trat hinein. Romano warf schnell die Thür hinter ihm zu und verschloß sie, ohne auf das Toben des melancholischen Kobolds zu achten, das nur die Fledermäuse und Krähen in den nächsten Wipfeln aufscheuchte.

Jetzt folgte der erlöste Prinz rasch den Stimmen in der Ferne. Sie schienen sich zu seinem Erstaunen an dem Flügel des Palastes zu verlieren, wo Aurora schlief. Ein Licht schimmerte noch aus ihrem Fenster und säumte das Laub der nächsten Bäume mit leisem Glanze. Romano stellte sich ins Gebüsch und wartete lange, bald an den Baum gelehnt, bald sich ungeduldig auf den Zehen erhebend. Manchmal war es ihm, als höre er oben lachen, oft glaubte er die Schatten zweier Gestalten im Zimmer deutlich zu unterscheiden. Dann verlosch auf einmal das Licht, und es wurde oben und unten so still, daß er das Bellen der Hunde aus den fernen Dörfern hören konnte. Da ging plötzlich ein Pförtchen unten, das zu Auroras Gemächern führte, sachte auf, eine männliche Gestalt schlüpfte daraus hervor, flog eilig über die Rasenplätze und Blumenbeete, und war in demselben Augenblicke in der Nacht wieder verschwunden. — „Was ist das?!“ rief der Prinz ganz verwundert aus — er glaubte in der flüchtigen Gestalt seinen Jäger Florentin erkannt zu haben. — Noch lange stand er nachdenklich still. Dann schien ihm auf

einmal ein neuer Gedanke durch die Seele zu schießen. Prächtig! herrlich! nun wird die Sache erst verwickelt und interessant!“ rief er, indem er hastig tiefer in den einsamen Garten hineinschritt und sich eifrig die Hände rieb, wie einer, der plötzlich einen großen Anschlag gefaßt hat.

Auf dem Schlosse war ein bunter, lebhafter Tag vorübergezogen. Gräfin Aurora, von Romanos Waldhornsgruß aufgeregt, war in ihrer Launenhaftigkeit plötzlich auf die Waldlust verfallen, und der galante Publikum hatte nicht versäumt, sogleich auf morgen eine große Jagd in dem nahen Waldgebirge anzuordnen. Erst spät verloste im Dorfe und auf den Gartenplätzen die fröhliche Wirrung der Zurüstungen, und noch tief bis in die Nacht hörte man einzelne Waldhornsklänge und den Gesang der vorausziehenden Jäger über den stillen Garten herüberklingen. Da saß Aurora in einem abgelegenen Gemache am halbgeöffneten Fenster und freute sich der schönen, sternklaren Nacht über den Wäldern und Bergen draußen, die für morgen das herrlichste Jagdwetter zu verkünden schien. Sie hatte sich hinter die Fenstergardine verborgen, sehr leise mit ihrer Kammerjungfer plaudernd. Sie schienen noch jemand zu erwarten und blickten von Zeit zu Zeit in den Garten hinaus. — „Horch,“ sagte die Gräfin, „ist das der Wald, der so rauscht? Es ist recht verdrießlich, ich hatte mir schon alles so lustig ausgesonnen für morgen, und nun wird mir ordentlich angst; die dummen, alten Bäume vor dem Hause, die finsteren Berge, die stille Gegend: es sieht alles so ernsthaft und anders aus, als man sich's bei Tage denkt — wo er auch gerade heute bleibt!“ — „Wer denn!“ sagte die Kammerjungfer schalkhaft, „der spröde Prinz?“ — „Hm, wenn ich just wollte —“ erwiderte Aurora.

Hier wurden sie durch eine Stimme unter dem Fenster unterbrochen. Es war ein Jäger, der so spät noch seine Flinte zu putzen begann und fröhlich dazu sang:

Wir waren ganz herunter,
Da sprach Diana ein,
Die blickt so licht und munter,
Nun geht's zum Wald hinein!

„Da meint er mich!“ flüsterte die Gräfin. — Der Jäger aber sang von neuem:

> Im Dunkeln Äuglein funkeln,
> Cupido schleichet leis,
> Die Bäume heimlich munkeln —
> Ich weiß wohl, was ich weiß!

„Was will der davon wissen, der Narr!“ sagte Aurora erschrocken; „kommen wir fort, ich fürchte mich beinahe.“ — Die Kammerjungfer schüttelte bedenklich ihr Köpfchen, indem sie vorsichtig oben das Fenster wieder schloß.

Währenddes ritt der Prinz Romano — wir wissen nicht weshalb — beim hellsten Mondenscheine ganz allein mitten durch die phantastische Einsamkeit des Gebirges dem Schlosse des Grafen Leontin zu. Vor Heimlichkeit und Eile hatte er, ohne einen Führer mitzunehmen, nach den Beschreibungen der Landleute den nächsten Waldpfad eingeschlagen. Die Wälder rauschten durch die weite Stille, aus der Ferne hörte man nur den dumpfen Schlag eines Eisenhammers, von Zeit zu Zeit stutzte sein Pferd schnaubend. Bald aber teilten sich die Wege in den verschiedensten Richtungen, die betretenen schienen weit abzuführen, die wilderen verloren sich ganz und gar im Gesteine. Manchmal glaubte er Hundegebell aus den Thälern zu vernehmen, aber wenn er hinablenken wollte, stand er plötzlich vor jähen finsteren Abgründen, bis er zuletzt sich selbst eingestehen mußte, sich gänzlich verirrt zu haben.

„Desto schöner!“ rief er aus, stieg ab, band sein Pferd an einen Baum und streckte sich auf den Rasen hin, um die Morgendämmerung abzuwarten. Wie manche schöne Sommernacht, dachte er, habe ich auf meinen Jugendfahrten schon so verbracht und in der dichterischen Stille, heimlich bildend, den grauen Vorhang angestarrt, hinter dem die frischen Morgen, blitzenden Ströme und duftigen Thäler des reichen, unbekannten Lebens vor mir aufsteigen sollten. — Ein naher Bach plauderte verwirrend in seine Gedanken herein, die Wipfel über ihm rauschten einförmig immer fort und fort, so schlummerte er endlich ein, und der Mond warf seine bleichen Schimmer über die schöne wüste Gestalt, wie über die Trümmer einer zerfallenen verlorenen Jugend.

Da träumte ihm, er stände auf dem schönen Neckargebirge von Heidelberg. Aber der Sommer war vorbei, die Sonne war lange untergegangen, ihn schauerte in der herbstlichen Kühle. Nur das Jauchzen verspäteter Winzer verhallte noch, fast wehmütig, in den Thälern unten, von Zeit zu Zeit flogen einzelne Leuchtkugeln in die stille Luft. Manche zerplatzte plötzlich in tausend Funken und beleuchtete im Niederfallen langvergessene wunderschöne Gegenden. Auch seine ferne Heimat erkannte er darunter, es schien schon alles zu schlafen dort, nur die weißen Statuen im Garten schimmerten seltsam in dem scharfen Lichte. Dann verschlang die Nacht auf einmal alles wieder. Über die Berge aber ging ein herrlicher Gesang, mit wunderbaren, bald heiteren, bald wehmütigen Tönen. Das ist ja das alte, schöne Lied! dachte er, und folgte nun bergauf, bergab den Klängen, die immerfort vor ihm herflohen. Da sah er Dörfer, Seeen und Städte seitwärts in den Thälern liegen, aber alles so still und bleich im Mondscheine, als wäre die Welt gestorben. So kam er endlich an ein offenes Gartenthor, ein Diener lag auf der Schwelle ausgestreckt wie ein Toter. — Desto besser, so schleich' ich unbemerkt zum Liebchen, sagte er zu sich selbst, und trat hinein. Dort regte sich kein Blättchen in allen Bäumen den ganzen weiten Garten entlang, der prächtig im Mondscheine glänzte, nur ein Schwan, den Kopf unter dem Flügel versteckt, beschrieb auf einem Weiher, wie im Traume, stille, einförmige Kreise; schöne nackte Götterbilder waren auf ihren Gestellen eingeschlafen, daß die steinernen Haare über Gesicht und Arme herabhingen. — Als er sich verwundert umsah, erblickte er plötzlich ihre hohe und anmutige Gestalt verlockend zwischen den dunkeln Bäumen hervor. Geliebteste! rief er voll Freude, dich meint' ich doch immer nur im Herzensgrunde, dich mein' ich noch heut! — Wie er sie aber verfolgte, kam es ihm vor, als wäre es sein eigener Schatten, der vor ihm über den Rasen herfloh und sich zuletzt in einem dunkeln Gebüsche verlor. Endlich hatte er sie erreicht, er faßte ihre Hand, sie wandte sich. — Da blieb er erstarrt stehen — denn er war es selber, den er an der Hand festhielt. — Laß mich los! schrie er, du bist's nicht, es ist ja alles nur ein Traum! — Ich bin und war es nimmer, antwortete sein gräßliches Ebenbild, du wachst nur jetzt und träumtest sonst. — Nun fing das Gespenst mit einer grinsenden Zärtlichkeit ihn zu liebkosen an. Entsetzt floh er

aus dem Garten, an dem toten Diener vorüber, es war, als streckten und dehnten sich hinter ihm die erwachten Marmorbilder, und ein widerliches Lachen schallte durch die Lüfte. — Als er atemlos wieder im Freien anlangte, befand er sich auf einem sehr hohen Berge unter dem unermeßlichen Sternenhimmel. Aber die Sterne über ihm schienen sich sichtbar durcheinander zu bewegen; allmählich wuchs und wuchs oben ein Brausen, Knarren und Rücken, endlich flog der Mond in einem großen Bogen über den Himmel, die Milchstraße drehte sich wie ein ungeheures Feuerrad, erst langsam, dann immer schneller und wilder in entsetzlichem Schwunge, daß er vor Schwindel zu Boden stürzte. Mitten durch das schneidende Sausen hörte er eine Glocke schlagen, es war, als schlüg' es seine Todesstunde. Da fiel ihm ein, daß es eben Mitternacht sei. Das ist's auch, dachte er, da stellt ja der liebe Gott die Uhr der Zeit. — Und als er wieder aufblickte, war alles finster geworden, nur das Rauschen eines weiten Sternenmantels ging noch durch die Einsamkeit des Himmels, und auch den Gesang, als sängen Engel ein Weihnachtslied, hörte er wieder hoch in den Lüften so über alle Beschreibung freudig erklingen, daß er vor tiefer Lust und Wehmut aufwachte.

Er konnte sich zwischen den Bäumen und Bergen gar nicht wieder zurechtfinden und blickte verstört in der fremden Gegend umher. Da lag weit und breit alles so still im schönsten Mondglanze. Zu seinem großen Erstaunen aber glaubte er auf der Waldwiese unter sich den Jäger Florentin zu bemerken. Er schien an einem Bache sich zu waschen, seine dunklen Locken verschatteten sein Gesicht, der Mondschein spielte, wie liebestrunken, über den schönen, entblößten Nacken und die Schultern des Jünglings. Dann horchte Florentin plötzlich auf, denn von den Bergen ließ sich derselbe Gesang wieder vernehmen, den der Prinz schon im Traume gehört hatte.

Romano schloß verwirrt die Augen, um die lieblichen Traumbilder nicht zu verscheuchen. Da war es ihm, als höre er durch die Stille der Nacht den jungen Jäger zwischen dem Flüstern der Wipfel und Blätter unten mit jemand sprechen. Als er die Augen wieder aufschlug, sah er, wie soeben ein fremder Mann, mit langem weißen Bart und weitem faltigen Mantel von dem Jüngling fortschritt. Ihn graute fast, denn der Alte kam ihm bekannt vor, er glaubte den alten, wahnsinnigen Harfner aus

„Wilhelm Meister" zu erkennen. Betroffen und erschüttert sprang er nun auf. Da flog auch Florentin schon über die tauige Wiese, und alles war wie ein Elfenspuk auf einmal zerstoben. Nur der Gesang verhallte noch in der weitesten Ferne, und aus dem Zwielichte des anbrechenden Morgens ragten die Türme eines alten Schlosses traumhaft über den Wald hervor.

„Was für ein Phantast ist doch die Nacht!" — sagte der Prinz zu sich selbst, noch immer in das mondbeglänzte Thal hinabstarrend. „Und das ist wohl gar schon Leontins verwünschtes Schloß!" rief er dann freudig aus, schüttelte schnell die schwülen Träume ab, schwang sich wieder auf sein Roß und ritt wohlgemut der neuen Erscheinung zu.

Die Wälder in der Runde rauschten noch verschlafen, in den Thälern aber krähten die Hähne, und hin und her blitzten schon Ströme und einzelne Dächer im Morgenlichte auf. So war er lange, in sich selbst versunken, den alten Türmen entgegengeritten, die sich immer höher aus dem stillen Grau erhoben, als er plötzlich hinter einem dichten, unzugänglichen Gebüsche vor sich sehr heftig reden hörte. Er hielt einen Augenblick an und vernahm deutlich die Worte:

„Wo führst du mich hin, aus Grau durch Nacht zur Hölle? Ich geh' nicht weiter — hier endest du, und alles bricht zusammen!" — Eine andere Stimme, wie es schien, rief nun, wie aus tiefstem Weh: „Erbarmen!"

Romano stutzte. Verwirrt noch, wie er war, von der schlaflosen träumerischen Nacht, schien ihm dies ein unverhofftes, preiswürdiges Abenteuer. Er faßte sich ein Herz und rief in das Gebüsch hinein: „Zurück, Vermessener, wer du auch seist! Die mordbrütende Nacht schlägt über dir ihren dunkeln Mantel auseinander und das Auge Gottes blickt wieder durch die Welt!"

Hierauf wurde auf einmal alles still, und der Prinz, dadurch ermutigt, wiederholte seinen Donnerruf.

Der Unbekannte hinter dem Busche aber schien inzwischen durch die Zweige die Gestalt des Reiters ins Auge gefaßt zu haben, die in ihrem überwachten Zustande auf dem müden Rosse allerdings an Don Quixote gemahnte. Dies mochte ihm Mut einflößen, und er erwiderte plötzlich mit kecker, gewaltiger Stimme: „Verwegener! greife nicht in das Rad fremder Verhängnisse! Weiche von mir, so dir dein Leben teuer ist!"

Nach dieser Stimme schien es ein grober, massiver Kerl zu sein. Der Prinz geriet in einige Verlegenheit, er war unbewaffnet und auf keine Weise auf solche unerwartet entschlossene Antwort gefaßt gewesen. Während er aber noch so nachsann, was hier zu thun oder zu lassen, erhob der Unsichtbare schon wieder seine Stimme. „Hoho!" rief er, „Morgenstunde hat Blut im Munde. Das Messer ist gewetzt, das Wild umsetzt, ein reicher Fang, hussa zum letzten Gang!"

Jetzt schien er durch das Gebüsch hervorbrechen zu wollen. Romano wandte sein Pferd, aber es verwickelte sich zwischen Wurzeln und Sträuchern, er konnte weder vor- noch rückwärts. Zum Glücke bemerkte er soeben in der Nähe einige Hirten, und schrie aus Leibeskräften: „Zu Hilfe! zu Hilfe! Räuber, Mörder! faßt den Kerl, bindet ihn!"

Die Hirten, junge fröhliche Burschen, ließen sich das nicht zweimal sagen; sie sprangen rasch herbei, und es entspann sich hinter dem Gebüsche ein verworrenes Trampeln, Balgen und Schimpfen. Als der Prinz sich nun vorsichtig wieder näherte, hatten sie den Wilden schon beim Kragen, einen kurzen, dicken Mann, der in größter Wut nach allen Seiten um sich stieß.

„Nun, das ist gar das Unglaublichste! Herr Faber!" — rief Romano voller Erstaunen aus. Es war in der That niemand anders, als der alte Dichter. — „Das kommt von Euern tollen Streichen!" schrie er dem Prinzen entgegen; „schon am nüchternen Morgen seid Ihr im romantischen Thran!" — In dem Getümmel flogen seine Manuskripte auf dem Rasen umher. Da verstand er keinen Spaß; außer sich vor Zorn, versetzte er mit unglaublicher Behendigkeit dem einen eine tüchtige Ohrfeige. Aber die Hirten ließen sich nicht irre machen. Sie hatten lange genug auf eine Gelegenheit gewartet, an dem Poeten einmal ihr Mütchen zu kühlen, der ihnen in seinem vornehmen, gelehrten Müßiggange von jeher ein Ärgernis war. Und so schleppten sie ihn denn, trotz aller Gegenrede, in einem Anfalle handgreiflichen Humores als Arrestanten nach dem Schlosse zu.

Es war ein wunderlicher Zug. Faber, da er sich überwältigt sah, erschöpfte sich in wütenden Vergleichungen zwischen jungen Sauschlingeln und alten Hauklingen, die beide ungeschliffen seien, zwischen Bauern und Walnußbäumen, die am besten gediehen, wenn man mit Knitteln nach ihnen schmisse. Dazwischen rief er wieder lachend

dem Prinzen zu: „Aber Ihr habt Euch trefflich gefürchtet vor mir!" — „Ja wohl, schon gut, mein Lieber!" erwiderte Romano und hielt jedesmal sein Pferd an, wenn der Gefangene sich umwandte; denn er hatte insgeheim die Meinung gefaßt, daß Herr Faber an periodischem Wahnsinne leide und eben seinen Anfall habe.

Über dem Lärm und Gezänk in der frühen Morgenstille wurde alles wach, wo sie vorüberzogen. Hunde bellten, Bauernköpfe fuhren verschlafen und verwundert aus den kleinen Fenstern.

So waren sie, um eine Bergecke tretend, plötzlich an eine hohe Felsenwand gekommen, von der Leontins alte Burg fast senkrecht herabschaute. In dem einen Erker flog rasch ein Fenster auf. Eine wunderschöne Frauengestalt, noch halb entkleidet, wie es schien, den Busen von den herabringelnden Locken verhüllt, bog sich neugierig über den Abgrund hinaus und bedeckte mit der kleinen, weißen Hand die Augen vor der Morgensonne. Die Hirten schienen sich auf einmal ihres Unterfangens zu schämen, und hatten bei der schönen Erscheinung ihren Gefangenen blöde losgelassen. — „Ich appelliere, als ein Dichter, von dem Gerichte der Pairs und vom Hause der Gemeinen an den hohen Minnehof!" rief der befreite Faber zu seiner Retterin hinauf. — „Aber was brecht Ihr denn so wütend den Tag an? ist denn ein ganzer Sommertag nicht lang genug zu Narrenstreichen?" schallte die liebliche Stimme, wie aus Morgenlüften, zu ihnen hernieder. — Faber aber trat vor die gewaltigen Schranken, sich feierlich verteidigend, und es kam nun heraus, daß er, vom Hundgetöne und Hörnergeheule aus Schlaf und Schloß getrieben, in der Morgeneinsamkeit des Waldes an seinem neuen Trauerspiele habe weiter dichten wollen und eben daraus eine Stelle recitierte, als der Prinz ankam, den er sogleich erkannt und, das Mißverständnis bemerkend, ihn mit trefflichem Erfolge ins Bockshorn zu jagen versucht habe.

Darüber wurde die Dame erst den Fremden gewahr. Sie warf erschrocken einen fragenden Blick auf ihn, schloß dann schnell das Fenster, und die freudige Erscheinung, deren Züge Romano vor dem blendenden Sonnenglanze nicht zu erkennen vermochte, war plötzlich, wie ein Morgentraum, wieder verschwunden. — Auch die Hirten hatten sich währenddes im Grünen verlaufen; Herr Faber dagegen war schon weit fort und haschte eifrig die verlorenen Blätter seines Trauerspieles, die der Morgenwind wie Schmetterlinge mutwillig umhertrieb. Und so sah sich denn Ro-

mano in der feierlichen Morgenstille auf einmal wieder einsam vor dem fremden, rätselhaften Schlosse, noch immer in das funkelnde Fenster hinaufstarrend, als plötzlich einer seiner vertrautesten Jäger in gestrecktem Galopp über den Waldgrund dahergeflogen kam. „Was bringst du?" rief ihm Romano gespannt entgegen. — „Sie haben sich nach der anderen Seite des Gebirges gewandt, es ist alles verloren!" erwiderte der Jäger atemlos. — „Wissen es die anderen? Rücken deine Gesellen nach?" — „Nein, denn der Graf Leontin ist nicht im Schlosse." — „Nicht zu Hause?!" rief der Prinz, „so führe mich rasch zu ihm!"

Hiermit setzte der Jäger die Sporen wieder ein, Romano sprengte nach, und der Wächter, der eben von der Schloßwarte den Tag anblies, sah verwundert die beiden fremden Reiter unten in die beglänzte Landschaft hinausjagen.

Schöne, fröhliche Jugendzeit, was tauchst du wie ein wunderbares Land im Traume wieder vor mir auf! Die Morgenglocken tönen von neuem durch die weite Stille, es ist, als hört' ich Gottes leisen Tritt in den Fluren, und ferne Schlösser erst und Burgen hängen glühend über dem Zauberdufte. Wer ahnt, was das geheimnisvolle Rauschen der verträumten Wälder mir verkünden will? — ich höre die Ströme unten gehen, und weiß nicht, wohin sie ziehen, ich bin so voller Glanz und Klang und Liebe, und weiß noch nicht, wo mein künftiges Liebchen wohnt! — Da über die Berge, zwischen den ersten Morgenlichtern sehe ich einen jungen rüstigen Gesellen wandern, einen grünen Eichenzweig auf dem Hute, die braunen Locken vom Taue funkelnd, so frisch und keck, als ging's ins Paradies. Und mir ist, als müßt' ich alles liegen lassen und wieder mitreisen, als nun die Sonne plötzlich die schimmernden Abgründe aufdeckt und der Gesell im Wandern in die Thäler hinabsingt:

Vom Grund bis zu den Gipfeln,
Soweit man sehen kann,
Jetzt blüht's in allen Wipfeln,
Nun geht das Wandern an:

Die Quellen von den Klüften,
Die Ström' auf grünem Plan,
Die Lerchen hoch in Lüften,
Der Dichter frisch voran.

Und die im Thal verderben
In trüber Sorgen Haft,
Er möcht' sie alle werben
Zu dieser Wanderschaft.

Und von den Bergen nieder
Erschallt sein Lied ins Thal,
Und die zerstreuten Brüder
Faßt Heimweh allzumal.

Da wird die Welt so munter
Und nimmt die Reiseschuh,
Sein Liebchen mitten drunter
Die nickt ihm heimlich zu.

Und über Felsenwände
Und auf dem grünen Plan
Das wirrt und jauchzt ohn' Ende —
Nun geht das Wandern an!

Nun aber war es wirklich, als würde das Lied auf einmal lebendig; denn Stimmen ließen sich plötzlich im Walde vernehmen, einzelne Jäger erschienen bald da, bald dort, im Morgenglanze an den Klippen hängend und wieder verschwindend, dazwischen lange, gezogene Waldhornsklänge bis weit in die fernsten Schlüfte hinein, lustiges Hussa, Roßgewieher, Schüsse und Hundegebell, und über den grünen Plan unten sprengte eine Frauengestalt in prächtigem Jagdkleide, mit den hohen Federn ihres grünsammetnen Baretts sich in den heiteren Morgenlüften zierlich auf dem Zelter wiegend und fröhlich nach der glänzenden Reiterschar ihrer Begleiter zurückgewandt, von der bei jedem ihrer Worte ein beifälliges, entzucktes Lachen heraufschallte. — Dem Wanderer aber flog bei dem unerwarteten Anblicke eine leuchtende Erinnerung durch die Seele, die ganze Erscheinung war ihm wie eine wunderbare Verheißung; er schwenkte jauchzend seinen Hut über den Vorüberziehenden und blickte ihnen nach, bis sie alle im Walde wieder verschwunden waren. „Seht ihr ihn?“ sagte Gräfin Aurora heimlich vergnügt zu Herrn Publikum — denn niemand anders waren die Jagenden unten — „seht ihr den Prinzen Romano

oben? Ich wußt' es wohl, daß er nicht lange wegbleiben wird. Aber was geht es mich an! wir thun, als hätten wir ihn nicht bemerkt." — „Vortrefflich, Göttliche! — gewiß romantische Flausen wieder — verdammtes Beest!" erwiderte Publikum in tausend Nöten, ängstlich den straubigen Hals seines unruhigen Kleppers streichelnd, der soeben zum Schrecken des furchtsamen Reiters mit weit vorgestreckten Nustern in die frische Morgenluft hinauswieherte.

So waren sie von neuem auf einen freien, grünen Platz gekommen, als plötzlich vor ihnen ein verworrenes Geschrei aus dem Walde brach; mehrere Schusse fielen auf einmal, und ein wütender Eber, von wilden Ruden gehetzt, mit den gefletschten Hauern, Schaum und Blut und Überreste des durchbrochenen Netzes nach allen Seiten um sich schleudernd, stürzte gerade auf die Reiter los. Nun war es nicht anders, als ob ein Wirbelwind durch einen Trödelmarkt führe; Hute, Tüche und Federn flatterten mit einemmale auf dem Rasen umher, die scheugewordenen Pferde drängten und bäumten, hallo und Angstgeschrei dazwischen; Aurora war mit ihrem Gewande in einen mutwilligen Strauch geraten, das schönste Knie blitzte blendend durch das Getümmel. Vor allen aber sah man Herrn Publikum wie einen zusammengerollten dicken Knäuel, den Hals seines Pferdes umklammernd, weithin über den Anger fliegen; die kecken Novellisten feuerten tapfer drein, aber jeder Schuß klatschte so wunderlich in der Luft, daß jedesmal die Jäger in der Runde laut auflachten.

Unterdes war das Ungetüm, mit der verbissenen Meute an den Fersen, pfeilschnell vorübergeschossen. Die Zersprengten sammelten sich wieder, man atmete tief auf, lachte und scherzte; jeder wollte zum Schutz der Damen besonderen Mut bewiesen haben. Auch den unaufhaltsamen Publikum hatten die Wildtreiber im Gehölze wieder aufgefangen. Er war ganz außer sich vor Zorn, mit nie gesehener Beweglichkeit bald sein Halstuch lüftend, bald nach allen Seiten schnell ausspuckend, schimpfte er auf seine Leute, die ihm so ein tolles, unbändiges Roß gegeben, auf das liederliche Zaumzeug und das ganze dumme, rohe Jagdvergnügen. „Wer that das?" rief er endlich, rot und blau im Gesichte wie ein kalekutischer Hahn. „Wer that das?" gellerten die nun aus Gefälligkeit gleichfalls entrüsteten Novellisten nach.

Und so mit Hall und Wiederhall, dem keine Antwort folgte, vertoste endlich der ganze Schwarm im Walde wieder.

Die Jäger wußten recht gut, wer es gethan, sie mochten's aber nicht verraten. Florentin hatte die Flinten für die Litteratoren blind geladen und soeben den umstellten Eber heimlich aus dem Garne gerade auf die Herrschaften losgelassen.

Weit davon fanden späterhin einige von ihnen das mutwillige Jägerbürschchen mitten im wildesten Gebirge, Pferd und Reiter atemlos und fast taumelnd vor übergroßer Ermüdung. Er hörte kaum auf ihre Erzählung von dem Erfolge seines Schwankes. „Was kümmert's mich!" unterbrach er sie heftig, wie ein überlaunisches Kind; „es ist mir alles verdreht und verdrießlich, ich mag nicht mehr jagen! ich mag nicht mehr reiten! ich will allein sein! Ich bitt' euch, ihr lieben, närrischen, langweiligen Leute, laßt mich allein!" — Und kaum hatten die Jäger kopfschüttelnd ihn wieder verlassen, so warf er sich in die Einsamkeit vom Pferde in das hohe Gras, und weinte bitterlich — leichte Wolken flogen eilig über das stille, enge Waldthal fort, in weiter Ferne verhallte noch das Lied des fremden Wanderers auf den Höhen.

Es war schon dunkel geworden, da schritt der wandernde Sänger noch immer rüstig durch den Wald. Er blieb soeben ungewiß an einem Kreuzwege stehen, als er plötzlich Stimmen und Pferdetritte in der Ferne hinter sich vernahm. Sie schienen sich in stolpernder Eile zu nähern, und bald konnte er deutlich unterscheiden, was sie sprachen. — „Das kommt bei den Schnurren heraus," sagte der eine: „Zeit und Mühe verloren, und wenn es lange so dauert, verlier' ich meine Beine dazu, denn sie hängen mir nur noch wie ein paar ausgestopfte Lederhosen am Leibe." — „Du hast sonst einen feinen Verstand," entgegnete der andere; „aber wenn du einmal hungrig wirst, bist du ganz gemein und unerträglich. Da wirst du ganz Magen mit einigen schlotterigen Darmkanälen von Gedanken, die von keinem Dufte träumen, als dem eines Schweinebratens, und von keinem Innerlichen, als dem einer dicken Blutwurst."

Jetzt kamen — als ob sie den verlorenen Tag suchten — zwei Männer, jeder sein Pferd hinter sich am Zügel führend, zum

Vorscheine, in denen wir sogleich den Prinzen Romano und seinen Jäger wiedererkennen. Sie hatten im blinden Eifer immer über das Ziel hinausgeschossen, den Grafen Leontin überall verfehlt, und kehrten nun ermüdet und verdrießlich von der vergeblichen Irrfahrt zurück. — Kaum erblickte Romano den Fremden, als er ihm mit übertriebener Tapferkeit, womit Erschrockene wieder erschrecken wollen, ein furchtbares Halt! zurief. Dann, nach und nach näher tretend und ihn vom Kopfe bis zu den Fußen betrachtend, fragte er ihn endlich gelassener, ob er den Grafen Leontin kenne, und ihm vielleicht in diesem Walde begegnet sei? — „Ich kenne ihn nicht," erwiderte der Wanderer, „aber ich möchte ihm wohl begegnen. Im letzten Dorfe sagte man mir, er sei soeben von einer Jagd heimgekehrt, und ich gedenke noch heut auf seinem Schlosse, von dem ich schon viel Seltsames gehört, einzusprechen."

Das wollte eben Romano auch, und sie beschlossen nun, die Fahrt gemeinschaftlich fortzusetzen. — Die Pferde waren müde, der Weg uneben, so wanderten denn alle zu Fuß nebeneinander hin; der Tritt der Rosse an den Steinen und Wurzeln schallte durch die weite Stille, über ihnen blitzten die Sterne im dunklen Laube, oft sahen sie einander von der Seite schweigend an, um die Signatur der unbekannten Gesichter bei flüchtigem Mondblicke zu erraten. — Der heitere fremde Wanderer brach zuerst das Schweigen. Mit der glücklichen Unbefangenheit der Jugend erzählte er, während sie so durch die Nacht fortzogen, mancherlei aus seinem früheren Lebenslaufe Er nannte sich Willibald. Der Sturm der Zeit, der so viele Sterne verlöscht und neue entzündet, hatte auch den Stammbaum seines alten, berühmten Geschlechtes zerzaust, seine Eltern starben an gebrochenem Stolze, ihre Güter und seine Heimat waren längst an andere Besitzer gekommen, die er nicht einmal dem Namen nach kannte. Aber Unglück giebt einen tiefen Klang in einem tüchtigen Gemüte und hatte auch ihn frühzeitig durch den tragischen Ernst des Lebens der Poesie zugewendet. Mit freudigem Schauer fühlte er sich bald einer anderen wunderbaren Adelskette angehörig, über welche die Zeit keine Gewalt hat, und rasch Konnexionen, Brotperspektiven und allen Plunder, der das Gemeine bändigt, von sich abschüttelnd, zog er nun eben arm, aber frei und vergnügt in die Welt, wie in sein weites, fröhliches Reich hinaus. Nur

seine schöne Heimat, die am Ausgange dieses Gebirges lag und an der seine Seele mit aller Macht jugendlicher Erinnerung hing, wollte er noch einmal wiedersehen und dann sich nach Italien wenden.

Während dieser Mitteilung hatten die Wanderer kaum bemerkt, daß ein furchtbares Gewitter im Anzuge war. Bald aber hallte der Donner immer vernehmlicher zwischen den dunklen Bergen herauf, ferne Blitze erleuchteten oft wunderbare Abgründe neben ihnen, die sich sogleich wieder schlossen. Willibald schaute freudig in die prächtige Nacht. Romano dagegen, der von frühester Jugend an seine Katzennatur bei Gewittern nicht überwinden konnte, wurde immer unruhiger. Er drückte bei jedem Blitze die Augen fest zu, er versuchte ein paarmal zu singen, aber es half alles nichts; er mußte sich entweder der Länge nach auf die Erde hinstrecken oder unausgesetzt laut reden. Glücklicherweise fiel ihm soeben ein seltsames Abenteuer ein, das ihm früher einmal in einer solchen Gewitternacht begegnet. Und ohne danach zu fragen, ob Willibald ihn höre, ging er so dicht als möglich neben ihm her und hub, schnell fortschreitend und sich nach und nach immer mutiger sprechend, sogleich folgendermaßen zu erzählen an:

„Als ich nach den unglücklichen Kriegen meinem heimkehrenden Regimente nacheilte, erlebte ich eine ähnliche Nacht und in dieser Nacht wunderbare Dinge, vor denen uns heute der Himmel bewahren möge! Ich hatte nämlich damals, um sicherer und fröhlicher zu reisen, mich einem desselben Weges ziehenden Reiterhäuflein angeschlossen, mit dem ich an einem heiteren Sommerabende auf einem von Bergen eingeschlossenen Wiesenthale anlangte. Ein Dorf war in dem nächsten Umkreise nicht zu erblicken, dagegen hatte ein altes, schwerfälliges Schloß, das ganz einsam auf einem der Hügel emporragte, schon in der Ferne meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Da die Nacht bereits hereingebrochen und in dem Schlosse schwerlich für so viele Pferde gehöriges Unterkommen zu finden war, so beschloß der Trupp, die schöne Nacht im Freien zuzubringen. Mir aber war ein unnützer Bivouak mit seinen alle Glieder durchrieselnden Morgenschauern eben nicht sehr gelegen, außerdem hätte ich gern die nähere Bekanntschaft des Schlosses gemacht, das recht geheimnisvoll durch die Nacht herschaute. Ich ritt daher mit mehr abenteuerlicher Neugier, als Vorsicht, nur von meinem Bedienten begleitet, nach der Burg hin.

Das Thor war geschlossen. Wir klopften lange vergeblich. Endlich, als mein sonst phlegmatischer Bediente, dem überhaupt dieses Abenteuer nicht willkommen war, sich erboste und mit seinem Säbelgriff so unermüdlich anhämmerte, daß es dumpf durch das alte Gemäuer wiederhallte, knarrte eine Thür und wir sahen den Schein eines sich von innen nahenden Lichtes über die Mauern schweifen. Das Thor wurde nicht ohne große Anstrengung geöffnet und ein alter Mann, der das Ansehen eines Dieners hatte, trat mit weit vorgestreckter, brennender Kerze hastig hervor, beschaute uns in höchst gespannter, fast trotziger Erwartung von oben bis unten und fragte dann sichtbar beruhigter und mit einem Gemische von Verlegenheit und Ironie: was diesem Schlosse die Ehre eines so späten Besuches verschaffe? Ich eröffnete ihm meinen Wunsch, hier zu übernachten. — „Das wird nicht gut angehen," sagte der Alte. „Die Herrschaft," setzte er mit einer seltsamen Miene hinzu, „die Herrschaft schläft schon lange." — „Nun, so laß sie schlafen," erwiderte ich, „wir sind genügsam und es gilt auch nur bis zu Tagesanbruch."

Der Alte schien sich einen Augenblick zu besinnen, maß uns noch einmal mit scharfen Blicken, und wies dann endlich meinem Bedienten einen vom Thore weit abgelegenen Stall an, wo der übelgelaunte Knappe, etwas von elendem Hundeloche u. s. w. unter dem Barte murmelnd, die ermudeten Pferde hineinzog. Darauf führte mich unser Schloßwart, stillschweigend voranleuchtend, über den weiten, gepflasterten Hof, eine steinerne Treppe hinauf, welche, wie ich bei dem flüchtigen Scheine der Kerze bemerken konnte, nicht im besten Stande zu sein schien. Wir traten in ein altes Gemach, worin zu meinem Erstaunen ein fertiges Bett und alles zum Empfange eines Gastes eingerichtet war. „Ihr seid nicht unvorbereitet, wie ich sehe," sagte ich lächelnd zu dem Alten. — „Das bringen die häufigen Durchmärsche so mit sich," erwiderte dieser und entfernte sich schnell, kehrte aber bald mit einer Flasche Wein und einem kalten, ziemlich knappen Imbisse wieder zurück. Ich wollte nach dem Namen und sonstigen näheren Verhältnisse der Schloßbewohner fragen; aber der Alte entschlüpfte mir gewandt mit einem tiefen Bücklinge und ließ sich nicht wieder sehen.

Ich hatte nun Muße genug, mich in meiner sonderbaren Behausung genau umzusehen. Das einfache Feldbett, ein altmodischer, mit Leder überzogener und mit gelben Nägeln verzierter,

ziemlich wackeliger Lehnstuhl und ein ungeheuerer Tisch von gleicher Beschaffenheit machten das ganze Stubengerät aus. In dem hohen Bogenfenster schienen oben mehrere kleine Scheiben zu fehlen. Die Wände waren nur noch zum Teil mit schweren, an manchen Stellen von oben bis unten aufgerissenen Tapeten bedeckt, von denen mich halb verblichene, lebensgroße Bilder bei dem ungewissen Lichte der Kerze fast schauerlich anblickten. Alles erregte das wehmütigste Gefühl vergangener Herrlichkeit. — Ich legte mich in das Fenster, das auf das Thal hinausging, aus welchem ich gekommen war. Es blitzte von fern, unten sah ich die Feuer des Bivouaks und konnte in der grellen Beleuchtung die Gestalten der darum gelagerten Reiter unterscheiden, von denen von Zeit zu Zeit ein fröhliches Lied und das Wiehern einzelner Rosse durch die mondhelle Nacht herüberschallte.

Da fiel es mir aufs Herz, daß ich heut, wider meine sonstige Gewohnheit, vergessen hatte, vor allem anderen nach meinen Pferden zu sehen. Ich ging daher noch einmal in den Hof hinunter. In dem unwirtlichen, halbverfallenen Stalle fand ich meinen Bedienten im tiefsten Schlafe und die Pferde so sicher und gut aufgehoben, als es hier die Umstände erlaubten. Ich lehnte die alte Thür wieder an, konnte aber auf dem Rückwege nicht unterlassen, einen Augenblick in dem geräumigen Hofe zu verweilen und den wunderlichen Bau genauer zu betrachten, dessen Umrisse im Mondscheine nur um desto schärfer hervortraten. Das Schloß bildete ein vollständig geschlossenes Viereck, an dessen innerer Seite eine, von mancherlei kleinen Treppen und Erkern verworren unterbrochene, steinerne Galerie herumlief, auf welche die Thüren, zum Teil auch einzelne Fenster der Gemächer hinausgingen. Eine Totenstille herrschte in dem ganzen finsteren Baue, nur die verrosteten Wetterhahne drehten sich knarrend im Winde, der sich jetzt heftiger erhoben hatte und schwere, dunkle Wolken über den einsamen Hof hinwegtrieb. Indem ich eben wieder die große Treppe hinaufsteigen wollte, bemerkte ich einen schwachen, flüchtigen Lichtschimmer, der von dem entgegengesetzten Flügel des Schlosses herüberzukommen schien. Ich scheute nicht die Mühe, auf kleinen, zum Teil schwankenden Stiegen zu jenem Teile der Galerie zu gelangen, und überzeugte mich nun bald, daß das Licht aus einem zwar ängstlich, aber doch nicht sorgsam genug verhangenen Fenster hervorbrach, welches auf die Galerie hinaussah. Ich blickte

durch die kleine Öffnung und sah mit Entsetzen mitten im Gemache auf einem köstlichen Teppiche einen schönen, mit einem langen, grünen Gewande und blitzenden Gürtel geschmückten, weiblichen Leichnam ausgestreckt, die Hände über der Brust gefaltet, das Gesicht mit einem weißen Tuche bedeckt. Der alte Schloßwart, den Rücken nach dem Fenster gewendet, war im Hintergrunde beschäftigt, eine mattlodernde Lampe in Ordnung zu bringen, während er, wie es schien, Gebete leise vor sich hermurmelte. Mich schauderte bei diesem unerwarteten Anblicke, mir fielen die Worte des Alten wieder ein: Die Herrschaft schläft.

„Wahrhaftig!“ unterbrach hier Willibad lächelnd den Erzähler, „Sie hoffmannisieren recht wacker.“ — Indem aber blitzte es soeben wieder. Romano blieb die Antwort schuldig, drückte die Augen ein und fuhr eifrig und überlaut zu erzählen fort:

„Ich eilte nun in der ersten Bestürzung fort nach meinem Schlafgemache, um meine Waffen zu holen und hier vielleicht ein schauderhaftes Verbrechen an das Tageslicht zu bringen. Indes, noch ehe ich über die verschiedenen Treppen und verwickelten Gänge den anderen Schloßflügel erreichte, besann ich mich, wie nutzlos mein Unternehmen jetzt im Finstern, in einem mir gänzlich unbekannten Hause sein müßte, dessen vielfache Ausgänge und Erker den kundigen Bewohnern tausend Schlupfwinkel darboten. Ich beschloß daher nach einigem Nachdenken den Tag abzuwarten und bis dahin ein wachsames Auge auf alles zu haben, was in dem Schlosse vorgehen möchte.

Zu diesem Behufe ließ ich die Thür meines Gemaches offen, aus welchem ich einen Teil der Galerie und den ganzen Hof übersehen konnte. — Draußen im Felde waren die Stimmen der Reiter verschollen und die Wachtfeuer ausgelöscht. Der Sturm erhob sich immer stärker und ging mit entsetzlichen Jammertönen durch das alte Gemäuer. Auch meine Kerze war unterdes ausgebrannt. — Gespannt und auf jeden Laut aufhorchend, setzte ich mich daher völlig angekleidet auf mein Bett und malte mir auf den dunklen Grund der Nacht wilde phantastische Bilder aus.

Eine schauerliche Vorstellung reihte sich verworren an die andere, bis ich endlich, der Ermüdung erliegend, in unruhigen Träumen einschlummerte. Plötzlich fuhr ich von meinem Lager auf, von einem heftigen Donnerschlage aufgeschreckt. Ich sprang an die Stubenthür, von der mich ein kalter Wind anblies. Es

war ein furchtbares Gewitter, so recht ingrimmig, ohne Regen. Eine dicke Finsternis verhüllte Schloß, Hof und Himmel. — Hier zuckte von neuem ein Blitz leuchtend über die ganze Gegend, und Leontins Schloß, wie in Feuer getaucht, stand auf einmal vor ihnen über dem Walde. — „In der That,“ sagte Romano erstaunt, „wüßte ich nicht — gerade so sah damals das Spukschloß aus! — Doch eilen wir, unser Weg und meine Geschichte sind gleich zu Ende.“ Er fuhr wieder fort:

„Wie ich nun so aus der Thür in das Dunkel hinausstarre, schlängelt sich plötzlich ein Blitz über den Zinnen und ich erblickte mit Grausen in der Thür, welche aus dem gegenüberstehenden Schloßflügel auf den Hof hinausführte, das tote Fräulein mit demselben grünen Gewande und funkelnden Gürtel, wie ich sie in jenem Gemache gesehen, stumm und regungslos aufgerichtet, das Gesicht leichenweiß und unbeweglich; über den Rücken wallte ein langer, dunkler Mantel herab. Neben ihr stand eine hohe Gestalt, in einem gleichfalls dunklen, weiten Mantel tief verhüllt.

Die Finsternis verschlang sogleich wieder die flüchtige Erscheinung. Ich heftete meine Blicke durchdringend und unausgesetzt auf den grauenvollen Punkt, als nach einer geraumen Pause abermals einer von jenen langen oder vielmehr sich unaufhörlich wiederholenden Blitzen erfolgte, wo sich gleichsam der ganze Himmel wie ein rotes Auge aufzuthun scheint und eine gräßliche Beleuchtung über die stille Erde umherwirft.

Da sah ich, wie das Fräulein mit dem entsetzlich starren Gesicht, die andere dunkle Gestalt und noch ein dritter Vermummter, in welchem ich den alten Schloßwart zu erkennen glaubte, sich im Hofe ohne ein Wort miteinander zu wechseln, feierlich auf drei schwarze Rosse erhoben, deren Mähnen, sowie die Enden der weiten, faltigen Mäntel in dem Gewitterwinde wild umherflatterten. Lautlos, wie ein Leichenzug, bewegte sich darauf die seltsame Erscheinung durch das geöffnete Schloßthor, den Hügel hinab, immer tiefer weiter.“

„Was ist das?“ schrie hier Romano plötzlich voll Entsetzen auf. Auch Willibald stutzte, betroffen in die Ferne hinausstarrend. Das wilde Wetterleuchten hatte das Schloß vor ihnen wieder grauenhaft erhellt, und im Thore erblickten sie deutlich die Leichenbraut mit dem grünen Gewande und funkelnden Gürtel, zwei

dunkle Gestalten neben ihr, lautlos auf drei schwarzen Rossen, die faltigen Mäntel im Winde flatternd, als wollten sie eben wieder ihren nächtlichen Auszug beginnen.

„Nun, das ist der wunderlichste Ausgang Ihrer Geschichte!“ sagte Willibald, sich schnell fassend, als die zurückkehrende Finsternis auf einmal alles wieder bedeckt hatte. — „Ausgang?“ rief Romano ganz verstört, „sahen Sie denn nicht, wie sie entsetzlich immer fortspielt?“ — „Aber erfuhren Sie denn damals nicht —?“ — „Nein, nein“, erwiderte der Prinz hastig; „kehrte ich doch am Morgen das ganze Haus um, alles leer, wust, verfallen, ohne Fenster und voll Schutt, hohes Gras auf dem gepflasterten Hofe; die Bauern sagten nachher, das Schloß sei seit hundert Jahren nicht mehr bewohnt.

Währenddes hatte Willibald den Prinzen unter den Arm gefaßt und riß ihn über Stock und Stein durch die Finsternis mit sich fort. Der heftige Gewitterwind blies an den Felsennasen um sich her, zwischendurch hörten sie ein verworrenes Gemurmel, wie von vielen Stimmen, und immer stärker, je näher sie dem Schlosse kamen; zuweilen war es ihnen, als schweife der Wiederschein einer Fackel flüchtig über das alte Gemäuer der Burg.

So standen sie, ehe sie's dachten, vor dem Thore. Die gespenstischen Reitergestalten waren verschwunden. Der erste aber, der ihnen entgegentrat, war der alte, geheimnisvolle Diener, eine brennende Kerze vorhaltend und die Eindringenden trotzig betrachtend. — Da hielt sich Romano nicht länger, seine Einbildung war von dem raschen Gange, dem Sturme und den wilden Erscheinungen bis zum Wahnsinne empört. „Schläft deine Herrschaft noch immer, verfluchter alter Daniel!“ rief er außer sich, den Alten an der Brust fassend. Dieser, voll Zorn über den unerwarteten Überfall, faßte ihn sogleich wieder und rang mit ihm. Willibald sprang erschrocken dem bedrängten Prinzen zu Hilfe, große Hunde schlugen an, eine wachsende Bewegung erwachte tief in dem dunklen Thorwege.

„Was macht ihr wieder für höllischen Lärm, ihr Phantasten!“ donnerte da eine Stimme aus dem Hintergrunde dazwischen. Ein hoher, schöner Mann im langen, faltigen Reitermantel, die von allen Seiten an ihn heraufspringenden Doggen beschwichtigend, trat plötzlich hervor. — „Graf Leontin!“ rief

Romano aus, seinen Daniel schnell loslassend — beide sahen einander eine Zeitlang erstaunt an.

Endlich nahm der ganz verwirrte Prinz wieder das Wort. „Wer," fragte er, „ritt vor kurzem hier ins Thor?" — „Ich, von der Jagd, wo uns die Nacht und das greuliche Wetter überraschte!" erwiderte Leontin. — „Aber ich sah doch alles ebenso vor langer Zeit im wüsten Schlosse an der Donau, diesen Alten, beim Wiederscheine der Blitze die vermummten Reiter im Thore." — Hier brach Leontin plötzlich in ein unmäßiges Gelächter aus. „Wie!" rief er, „Sie waren es? Wer konnte auch in dem verrufenen Schlosse so spät noch Gäste erwarten! Die Verlegenheit war groß, Sie nahmen das Zimmer ein, das der Alte heimlich für uns bereitet hatte." — „Und das Fräulein in der Mitte," fuhr Romano fort, „mit dem totenbleichen, schönen, starren Gesichte." „Freilich," versetzte Leontin, noch heftiger lachend; „wir trauten dem unbekannten Gaste nicht und hatten Larven vorgesteckt, denn ich entführte eben damals meine Julie."

Das hatte der wundersüchtige Romano am allerwenigsten erwartet, er verachtete im Herzen diese nüchterne Auflösung, und folgte schweigend dem heiteren Leontin, der nun die unverhofften Gäste, als eine köstliche Ausgeburt dieser kreisenden Nacht, in seine Burg führte. Der alte Diener ging mit seiner Kerze voran, leise etwas von verrückten Prinzen in den Bart murmelnd und manchmal noch einen wütenden Blick auf Romano zurückschleudernd. So schritten sie durch einen ganz wüsten Schloßflügel, die hohen Fensterbogen standen leer, der flackernde Schein der Kerze schweifte flüchtig über die Stuccatur an den Decken der verfallenen Gemächer; zwischen zerrissenen Fahnen, die im Zugwinde flatterten, starrten ganz gewappnete Ritterbilder die Vorübereilenden gespenstisch aus den geschlossenen Visieren an. Über eine enge Wendeltreppe gelangten sie dann auf eine steinerne Galerie, die am Innern des Schlosses fortzulaufen schien und von der man den Burghof überblicken konnte. Dort sah es wie ein Schlupfwinkel von Räubern oder Schmugglern aus: verworrene Stimmen durcheinander, Windlichter, in dem steinernen Springbrunnen sich spiegelnd, Rosse, lechzende Hunde, Jäger und Waffen, alles von Zeit zu Zeit vom bleichen Wiederscheine der Blitze, wie in wilden Träumen, wunderbar erleuchtet.

Endlich traten sie in einen ungeheueren Saal, in dessen

Mitte Herr Faber ganz allein an einem großen, runden Tische saß und unmäßig speiste, ohne aufzusehen und die Kommenden sonderlich zu beachten. Ein Fenster mußte irgendwo schlecht verwahrt sein, denn das einzige Licht auf dem Tische wehte und warf ungewisse Scheine über die Ahnenbilder an den Wänden und in den hinteren dämmernden Raum des Saales, wo eine unkenntliche Gestalt auf der Erde zu liegen schien; mit Erstaunen glaubte Romano, als er genau hinblickte, den wahnsinnigen Harfner wiederzuerkennen, der dort über seiner Harfe eingeschlafen war. — In einer Fensternische aber saß eine junge, schöne Frau, mit einer Guitarre im Arme, in die vom Gewitter beleuchtete Gegend hinausschauend. Sie hörten sie im Eintreten eben noch singen:

Aus der Heimat hinter den Blitzen rot
Da kommen die Wolken her,
Aber Vater und Mutter sind lange tot,
Es kennt mich dort keiner mehr.
Wie bald, wie bald kommt die stille Zeit,
Da ruhe ich auch, und über mir
Rauschet die schöne Waldeinsamkeit
Und keiner mehr kennt mich auch hier.

„Schon wieder das Lied!“ rief ihr Leontin zu, seine Brauen finster zusammenziehend. Da sprang sie schnell auf. „Es ist schon wieder vorüber,“ sagte sie, und fiel ihm heiter um den Hals. — „Das ist die Leichenbraut mit dem funkelnden Gürtel!“ — so stellte Leontin seine Gemahlin Julie lächelnd dem Prinzen vor. Sie errötete, und Romano erkannte sogleich die schlanke Gestalt wieder, die er schon heute am frühen Morgen im Erker erblickt hatte. Mit romanesker Galanterie sagte er, fein auf ihr wehmütiges Lied anspielend: sie sei ein zarter Waldhornslaut, berufen, weithin in den Thälern den Frühling zu wecken, nicht aber an den finsteren Tannenwipfeln dieser starren Waldeinsamkeit ihren melodischen Zauber zu verhauchen. — Sie sah ihn mit den frischen, klaren Augen groß an, lachte ihm, als er fertig war, geradezu ins Gesicht und wandte sich dann ohne weiteres, um in der verworrenen Wirtschaft zur Aufnahme der späten Gäste das Nötige zu besorgen.

Romano sah ihr nicht ohne einige Empfindlichkeit nach, als seine Blicke zufällig an der gegenüberstehenden Wand auf ein Porträt fielen, das seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Es war ein überaus schönes Mädchengesicht, mutwillig aus einer seltsamen phantastischen Tracht hervorguckend, als fragt' es ihn neckend: Kennst du mich? — Er wußte es, er hatte diese wunderbaren Züge oft gesehen, und konnte sich doch durchaus nicht besinnen Voll Neugierde fragte er endlich den Grafen Leontin. — „Weitläufige Verwandtschaft," erwiderte dieser flüchtig, mit sichtbarer Verlegenheit. Er schien die Fremden von dem Bilde ablenken zu wollen und nötigte sie eilig zum Niedersetzen; aber jeder der altväterischen Stühle, sowie er ihn ergriff, ließ, der eine die Lehne, der andere ein Bein fahren. — „Ich sitze auf dem guten" — sagte Faber, ruhig weiter essend, und Leontin bat nun lachend seine Gäste, lieber mit ihm auf die Galerie hinauszukommen, wo es an handfesten steinernen Bänken nicht fehle.

So lagerte sich denn die ganze Gesellschaft abenteuerlich genug unter den Spitzbogen des alten Altans; ein schwerfälliger Tisch, Weinflaschen und Gläser wurden mit bedeutendem Lärme herbeigeschafft, auch Julie und Faber — letzterer zu Romanos großem Verdrusse mit einer langen, qualmenden Tabakspfeife — fanden sich wieder ein, und vielfach bewegtes Gespräch bewegte bald den wunderlichen Kreis. Unten im Hofe aber war währenddes schon alles still geworden, auch das Gewitter hatte sich verzogen, es blitzte nur noch in weiter Ferne, und über dem verfallenen Schloßflügel sah man von allen Seiten die wunderbare Gegend im Mondscheine wieder heraufglänzen.

Leontins unverwüstliche Heiterkeit und sein guter Wein, der nicht geschont wurde, überwanden bald alle Müdigkeit, und man beschloß einmütig, den kurzen noch übrigen Teil der schönen Nacht hier zusammenzubleiben. Ein jeder mußte nun eine Novelle aus seinem Leben zum besten geben. Die Reihe traf zuletzt Willibald, der von dieser märchenhaften Umgebung tief aufgeregt schien Mit besonderem Behagen setzten sich die anderen den schönen, klaren Augen des Wanderdichters gegenüber, als dieser endlich folgendermaßen zu erzählen begann:

„In den Herbstferien wanderte ich als Student mit mehreren fröhlichen Gesellen aus Halle nach dem Harzgebirge. Ich gedenke noch heute mit eigenem Vergnügen des frischen, kühlen Morgens,

wie wir vor Tagesanbruch durch die alten, stillen Gassen zogen und hinter den noch fest zugezogenen Fenstervorhängen unsern eingebildeten Liebchen, die wir kaum einmal im Leben von fern gesehen hatten, unser Ade! zuriefen. Die Jugend, sagt man, blicke die Welt anders an als andere vernünftige Leute, sehe im funkelnden Walde Diana vorübersprengen, und aus den Strömen schöne Nixen wunderbar grüßend auftauchen. Ich aber bilde mir ein, aus jungen Philistern werden alte Philister, und wer dagegen einmal wahrhaft jung gewesen, der bleibt's zeitlebens. Denn das Leben ist ja doch nur ein wechselndes Morgenrot, die Ahnungen und Geheimnisse werden mit jedem Schritte nur größer und ernster, bis wir endlich von dem letzten Gipfel die Wälder und Thäler hinter uns versinken und vor uns im hellen Sonnenscheine das andere Land sehen, das die Jugend meinte.

Diesmal war es indes nur der kurze, bunte Reisetag, der dämmernd hinter uns versank, als wir fröhlich auf dem heiteren Stufenberge rasteten. Die Abendsonne funkelte noch in den Fenstern des Wirtshauses, vor welchem wir über die Buchenwipfel die glänzende Landschaft und weiterhin das Vorgebirge des Harzes überschauten, das sich schon rätselhaft mit Abendnebeln zu bekränzen anfing. Mir fielen alle alten, schönen Sagen dieser romantischen Gegend ein, und ich dichtete die wunderlichsten Reiseabenteuer in das wachsende Dunkel hinein. Auf dem grünen Rasenplatze vor dem Wirtshause sang ein Mädchen wie ein Waldvöglein zur Harfe; fremde Wanderer kamen und schieden; wir aber hatten uns dicht am Abhange um einen, mit Weinflaschen wohlbesetzten Tisch gelagert, und meine Gefährten ermangelten nicht, ihre Schätzchen, die sie zu Hause hatten oder nicht hatten, hoch leben zu lassen. Mir kam das in diesem Augenblicke unbeschreiblich abgeschmackt vor, in meiner Seele leuchtete auf einmal ein Bild wunderbarer Schönheit wieder auf, das ich oft im Traume gesehen, und seitdem auf manchem alten, schönen Bilde wiederzuerkennen geglaubt hatte. Vom Weine und dem Rauschen der Wälder und Thäler unter uns wie von unsichtbaren Flügeln gehoben, sprang ich plötzlich auf; die untergehende Sonne warf eben ihr purpurnes Licht über die Gegend: ich trank aus voller Seele auf das Wohl meiner künftigen Geliebten, warf meinen Ring in das leere Glas, und schleuderte

Glas und Ring in funkelndem Bogen weit in das Abendrot hinaus.

Da aber begab sich's wunderbar. Denn in demselben Augenblicke sahen wir unten eine Dame auf einem jener rehfüßigen arabischen Zelter über den grünen Plan sprengen, als flöge eine reizende Huri, im Abendwinde von bunten Shawls und reichen, schwarzen Locken umflattert, über die Oase der beglänzten Landschaft. Sie wandte sich lautlachend nach zwei jungen Reitern zurück, vor denen sie, wie zum Scherze, nach dem Saume des Waldes entfloh, wo eine andere Dame die Flüchtigen zu erwarten schien.

Da bemerkte sie den Blitz meines Ringes in der Luft. Sie schaute erstaunt zu mir herauf; im selben Momente that die untergegangene Sonne noch einen feuerroten Blick über die ganze Gegend, und wir sahen die Reitergestalten nur noch wie bunte, sich jagende Schmetterlinge über den stillen, ernsten Grund dahinschweben.

Meine Reisegesellen feuerten der schönen Reiterin munter gute und schlechte Witze nach, verglichen sie mit einer Bacchantin, mit Luna und Fortuna, bis sie zuletzt darüber untereinander in ein gelehrtes mythologisches Gezänk gerieten. Mich ärgerte das Geschwätz, aber ich hütete mich wohl, mit darein zu reden, denn mein Anschlag war gefaßt. Und als sie sich alle endlich zur Ruhe begeben hatten, bezeichnete ich ihnen mit Kreide auf der Thür den Ort, wo ich morgen abend wieder mit ihnen zusammentreffen wollte, und stieg beim prächtigsten Mondscheine den Berg hinab.

Ich hatte mir den Platz genau gemerkt, wo die Reiterin mit ihrem Gefolge verschwunden war; es gab nur einen Weg, ich schritt bald in tiefem Waldesdunkel, bald über hellbeschienene Wiesen frisch und fröhlich fort und kam endlich an ein einsames Gasthaus, das im klaren Mondscheine am Ausgange des Waldes lag. Es war alles unendlich still ringsumher, doch glaubte ich unten im Hause noch Stimmen zu vernehmen. Ich klopfte an, die Wirtsleute waren noch wach, und ich erfuhr zu meiner unbeschreiblichen Freude, daß wirklich zwei Damen zu Pferde, die eine jung, schön, mit langen, wallenden Locken, nebst ihren Begleitern hier eingekehrt, und in den oberen Zimmern übernachteten, wo sie sich aber bereits der Ruhe überlassen hatten, um morgen mit Tagesanbruch den Roßtrapp zu besteigen.

Bei dieser Nachricht blitzte mir ein Gedanke durch die Seele. Ich erkundigte mich sogleich nach dem für die Damen bestimmten Führer, einem jungen, schlanken Burschen von meiner Größe, und überredete ihn mit Hilfe eines großen Teiles meiner kleinen Barschaft, mir auf einen halben Tag seinen Knittel und Wanderstecken abzutreten. Ich kannte den Weg nach dem Roßtrapp von einer früheren Reise sehr genau und beschloß, in dieser Verkleidung morgen die Damen zu führen.

Die Stuben im Hause waren alle besetzt, ich bestieg daher ohne weiteres den Heuboden für die wenigen Stunden der warmen Nacht. Aber ich hatte keine Rast vor fröhlichen Gedanken, und setzte mich wie ein träumender Vogel auf die obersten Sprossen der Leiter in das Dachfenster. Da lag der weite, stille Kreis von Bergen im hellen Mondscheine vor mir, zahllose Sterne flimmerten, und das Zirpen der Heimchen schallte von den fernen Wiesen durch die große Einsamkeit herüber.

Endlich hielt ich's nicht länger aus, ich stieg wieder herab, wandelte eine Zeitlang hinter dem Gebüsche vor den beglänzten Fenstern des Wirtshauses auf und nieder und begann zuletzt mit großer Lust ein Ständchen zu singen, das ich vor mehreren Jahren an meine künftige Geliebte gedichtet hatte. Es dauerte auch nicht lange, so glaubte ich oben einige Bewegungen zu bemerken. Aber wer beschreibt meinen Schrecken, als sich nun plötzlich leise das Fenster öffnete und eine gar nicht mehr junge, dickliche Dame mit zahllosen Papilloten um den Kopf, breit und behaglich sich herauslehnte!

„Ei, ei," lispelte sie, ohne mich zu sehen, mit fetter Stimme zu mir herab; „ist das wohl fein, müde Reisende in der süßesten Ruhe zu stören?" — „Ei, ei, daß dich —!" dachte auch ich unten, und sang in meiner Herzensangst nur um so lauter fort. — Die Dame hustete oben ein paarmal heimlich genug. „Man will sich nicht zeigen, wie's scheint!" sagte sie dann empfindlich. Hinter den Gardinen aber glaubte ich noch eine andere weibliche Gestalt lachend und lauschend zu gewahren. — Voller Ärger sang ich nun mein langes Lied bis zu Ende, und verzweifelt wieder vom Anfange an. — „Ach, das ist ja ennuyant, das ewige Gesinge!" rief jetzt die Dame, da das Ding kein Ende nehmen wollte, und schmiß mir droben das Fenster vor der Nase zu."

Hier wurde der Erzähler durch ein lautes Auflachen der Gräfin Julie unterbrochen, die schon vorhin einigemal heimlich gekichert hatte. — „Was haben Sie denn?" fragte er die Schöne, „mir war es eben nicht sonderlich zum Lachen." — „Nichts, nichts," entgegnete Julie errötend und beschwichtigend, „nur weiter, weiter!" — Willibald sah sie erstaunt an und fuhr nach einer Pause wieder fort:

„Es war und blieb nun auf einmal alles mäuschenstill im ganzen Hause. — ‚Und ich bekomme dich doch zu sehen, mein sprödes Lieb!' sagte ich zu mir selbst, bestieg halb lachend, halb ärgerlich über das verunglückte Ständchen meinen Heuboden wieder, wickelte mich vergnügt in das Heu und meine verliebte Gedanken, und war bald fest eingeschlafen.

Aber wie erschrak ich, als ich erwachte und mir durch alle Luken und Ritzen des Daches die Morgensonne schon hell in die Augen schien. Ich fuhr hastig in meine geborgten Bauernkleider und eilte hinunter. Die Wirtsleute lachten mich über meine städtische Langschläferei tüchtig aus und erzählten, wie sie Mühe gehabt, die wegen der Saumseligkeit des Führers unwilligen Fremden zu begütigen. Während der Wirt mich endlich wecken wollte, seien die Damen bereits aufgebrochen; wenn ich aber auf den Fußsteigen, wie ich behauptete, genau Bescheid wisse, könne ich sie sehr bald einholen. Hier war keine Zeit zu verlieren, ich ergriff meinen langen Stab und kletterte, ohne mich erst auf die Fußsteige einzulassen, den steilen Berg gerade hinan. Bald hörte ich auch wirklich Stimmen in der Ferne, sie schienen eine andere Richtung genommen zu haben, als die Reisenden gewöhnlich einzuschlagen pflegen. Ich sprang, glitt und schurrte über Stock und Stein, nur eine jähe Kluft trennte mich noch von ihnen, ich setzte meinen Stecken ein und schwang mich mit einem gewaltigen Satze über Kluft und Gebüsch auf den Rasenabhang hinaus, wo die Wanderer eben zu rasten schienen.

Alle fuhren mit einem Schreie auf, als ich so plötzlich, wie vom Himmel, unter sie niederfuhr. Die schöne Reiterin stand zunächst und betrachtete mich lange schweigend von oben bis unten. Fast hätte ich sie nicht wieder erkannt, so gar nicht bacchantisch oder amazonenhaft, so milde still und über alle Beschreibung schön erschien sie heut. Auch die ältere Dame ruhte sehr erhitzt und hustend auf einem Baumstamme, und rief mir zu: Wenn ich hier

die Wege kennte, sollte ich bei ihnen bleiben und sie auf dem allernächsten hinaufführen. Beide schienen in mir den nächtlichen Sänger nicht zu ahnen, und ich hütete mich, wie ihr wohl denken könnt, mich zu verraten.

Ich werde es niemals vergessen, wie heiter die schlanke Gestalt meiner jungen Dame, die jetzt dicht am grünen Abhange stand, sich auf dem himmelblauen Hintergrunde abzeichnete, und als sie darauf, zweien neben ihr stehenden jungen Männern die fernen Städte und Dörfer nennend, in die unermeßliche Aussicht hinauswies, da war es, als zöge ihr Rosenfinger eben erst die silbernen Ströme, die duftigen Fernen und die blauen Berge dahinter, und vergolde Seeen, Hügel und Wälder, und alle rauschten und jauchzten wie frühlingstrunken zu der Zauberin herauf.

Ich aber jauchzte am fröhlichsten in mich hinein, als sich der bunte Zug nun endlich in Bewegung setzte. Ich schritt voran, und hinter mir in der morgenheiteren Einsamkeit die Schöne, zwischen dem Waldesrauschen und Vogelschalle mit der lieblichsten Stimme plaudernd und scherzend. Nun waren mir zwar die beiden jungen Begleiter gleich von Anfang gar nicht recht gewesen, aber ich bemerkte bald, wie sie mit ihnen nur wunderlich spielte und häufig auf die zierlichste Weise ihr Pantöffelchen über sie schwang. Ja, als das ältere Frauenzimmer von neuem ausruhen mußte, gab sie ihnen geradezu auf, bei der Dame zurückzubleiben, sie selbst wollte unterdes voraus. Hiermit flog sie wie ein Reh über den grünen Plan, und ehe sie im Gebüsche verschwand, wandte sie sich noch einmal zurück und streifte mich mit einem flüchtigen Blicke, daß es mir recht durch die Seele drang.

So rasch ich nachfolgte, konnte ich sie doch erst am Gipfel des Roßtrapps wieder erreichen. Hier fand ich sie zu meinem Entsetzen auf dem letzten überhangenden Felsen sitzen, vergnügt mit den roten Reiseschuhen über dem schwindelerregenden Abgrunde baumelnd. Wie einen Nachtwandler auf dem Rande der Zinne, wagte ich sie nicht anzureden. Sie aber hatte mich kaum erblickt, als sie, die reichen Locken aus der Stirn schüttelnd, mir zurief: „Da möcht' ich gern hinunter. Ein rechter Führer muß jeden Steg kennen, führ' mich geschwind hinab, ehe die anderen nachkommen."

Ich kannte in der That einen Pfad zu den Schlünden, und, ohne das Wagstück zu bedenken, nickte ich ihr zu und machte

mich auf den Weg. Das schien ihr zu gefallen, sie sah mich einen Augenblick überrascht und verwundert an, dann sprang sie schnell auf und folgte. — Nun aber war mir's wie im Traume, als so auf einmal das wunderschöne Mädchen, allein mit mir, an jähen Abgründen vorüber von Fels zu Fels in die lautlose Öde hinabstieg, und wie in einem Zauberbrunnen das Himmelblau über uns immer dunkler wurde, immer finsterer das wilde Grün, immer vernehmlicher von unten das Brausen der Bäche in der endlosen Einsamkeit. — Einmal reichte ich ihr helfend die Hand, sie wollte mich erst mit der rechten fassen, zog sie aber errötend schnell wieder zurück und gab die andere. „Du magst mir auch der rechte Arbeiter sein," sagte sie, „hast ja Hände wie ein Mädchen." — Jetzt sprang ich über einen tiefen Felsen auf die gegenüberstehende Klippe, sie mußte mir nach. Der Platz war eng, ich breitete beide Arme ihr entgegen, und als sie mir so an die Brust flog, daß mich ihr Atem berührte und ihre Locken mich verhüllten, da umschlang ich sie fest und drückte einen brennenden Kuß auf ihren schönen Mund.

„Pfui!" rief sie, sich hastig losmachend und den Mund wischend; „siehst du, mit deinen dummen Flausen hast du den rechten Weg verfehlt! Dort geht's hinaus!" — Hiermit war sie mir lachend auf einmal in dem verworrenen Gebüsche entschwunden. Mit Erstaunen glaubte ich, als sie schnell die Zweige auseinanderbog, an ihrer rechten Hand meinen Ring zu bemerken, den ich vom Stufenberge hinabgeworfen hatte.

Verblufft, ratlos, recht im innersten Herzen verwirrt, stand ich nun in der Wildnis. Vergebens suchte ich meine Schöne wieder zu erhaschen, oft glaubte ich ihr schon ganz nahe zu sein, da tauchte sie mit unbegreiflicher Kühnheit plötzlich fern über den Wipfeln auf, um sich, wie ein Waldvöglein, gleich wieder in dem Grün zu versenken. Dann hörte ich ihr liebliches Lachen herüberschallen, sie winkte und rief mich immerfort neckend, bald da bald dort, bald unter mir, bald über mir. Dazwischen rauschten die verborgenen Wasser, verirrte glänzende Schmetterlinge flatterten wie abgewehte Blutenflocken taumelnd an meinem Hute vorüber zum Abgrunde, nur zuweilen noch klang Vogelschall von dem morgenhellen Borde der Felsen herunter — es war mir, als sei ich in dieser Abgeschiedenheit in ein wahnsinniges Märchen wunderbar verstrickt.

Endlich glaubte ich meine Schöne wieder in der Tiefe zu vernehmen, als ich sie plötzlich mit lautem Lachen wie einen Elfen hoch über mir schwebend auf der obersten Zinne des Berges erblickte, die wir vorhin verlassen. Da erwachte in mir der ganze herbe Jünglingsstolz verschmähter Liebe, ich warf meinen Wanderstecken weit von mir, daß er an den Felsen zersprang, und wandte mich zürnend völlig in den Abgrund.

Das schien sie nicht erwartet zu haben. Wenigstens kam sie mir, als ich noch einmal hinaufblickte, auf einmal bleich und erschrocken vor, ja im eiligen Niedersteigen, zwischen dem Rauschen der Wipfel und Bäche, war es mir zu meinem größten Erstaunen, als nannte sie wiederholt meinen eigenen Namen, als rief sie mir, wie aus tiefster Seele nach: Mein lieber, lieber Willibald!

So thöricht ist ein Verliebter! Dieser vertrauliche Ruf wandte mir ganz das Herz um. Ich erklomm von neuem mühselig den Berg, ich suchte, rief nach allen Weltgegenden hinaus, aber es blieb alles still in der Runde, und nirgends war eine Spur von der wunderlichen Gesellschaft mehr wiederzufinden. — Ermüdet kam ich am Ende auf den abenteuerlichsten Umwegen unerwartet zu demselben einsamen Wirtshause, von dem ich am Morgen ausgegangen: über dem Walde war wieder der ferne Kirchturm zu sehen, rechts der Stufenberg in stillem Abendscheine; und ganz verwirrt wußte ich nicht, wie mir geschehen, als nun die Leute im Hause, da ich nach der Schönen fragte, mich groß und verwundert ansahen. Eine Gesellschaft, wie ich sie beschrieb, hatte hier gar nicht übernachtet; eine ältliche, etwas starke Dame, sagten sie, und ein hübsches, blondhaariges Mädchen seien zwar, bloß in Begleitung eines Reitknechtes, heute früh von hier weiter gewandert, aber mein wunderbares Waldlieb mit den reichen schwarzen Locken wollte kein Mensch gesehen haben.

Ich sah sie niemals wieder. Ihr Bild aber blieb seitdem leuchtend in meiner Seele, und als ich nun einsam heimwanderte, hatte der Herbst schon seine Sommerfäden über die Felder gespannt, wie goldene Saiten im Morgenglanze, die bei jedem Windeshauche einen wehmütigen Klang über die Erde gaben."

Hier endigte Willibald seine Erzählung und bemerkte erst jetzt, daß alle seine Zuhörer, von der Anstrengung des vorigen Tages überwältigt, fest eingeschlafen waren. Wie Tote lagen die Männer mit den bleichen, scharfgezeichneten Gesichtern umher,

Julie war auf Leontins Schoß gesunken, seine Kniee mit ihren herabwallenden Locken verhüllend. Draußen aber glänzte herrlicher Mondschein über der leise rauschenden Gegend, nur einzelne Damhirsche weideten unten am Fuße des alten Schlosses. Willibald blickte wunderbar bewegt in die weite Einsamkeit hinaus, es war ihm alles wie ein Zaubermärchen hier, als müßte sein verlorenes Lieb ihm wieder irgend ein Zeichen geben in dieser prächtigen Mondnacht.

Als der Turmwächter bei Anbruch des Tages hoch über den Schlummernden sein geistliches Lied durch die stillen Lüfte sang, erhob sich unten allmählich einer nach dem anderen, in die falbe Morgenkühle schauend.

Romano aber sprang verstört und erschrocken auf, plötzlich des eigentlichen Zweckes seines Besuches gedenkend, den er über den nächtlichen Erzählungen gänzlich vergessen hatte. Ohne Zeitverlust führte er nun den Grafen Leontin in den entlegensten Teil der Galerie, wo beide lange Zeit sehr lebhaft miteinander sprachen und endlich in größtem Eifer nach dem Hofe eilten. Niemand wußte, was sie vorhatten, aber im ganzen Hause entstand auf einmal ein verworrenes Durcheinanderrennen, Briefe wurden geschrieben, Boten zu Pferde abgeschickt, und bald darauf sah man den Prinzen und Leontin selbst, jeden in verschiedenen Richtungen, in den Wald hinaussprengen. — Auch Willibald, den die Sehnsucht nach seiner Heimat aus diesem unbehaglichen Rumore forttrieb, hatte sich währenddes wieder aufgemacht. Julie sah ihn aus ihrem Fenster schon in der Ferne wandern. Sie hätte ihm so gern noch gesagt, daß sie selbst es war, die mit ihrer Begleiterin in dem einsamen Wirtshause sein Ständchen belauscht, und daß sie gar wohl wisse, wer und wo seine Schöne vom Roßtrapp sei. — Aber sie winkte ihm vergeblich mit dem Schnupftuche nach, er war schon in dem taufunkelnden Morgenschimmer versunken.

Wir aber lassen den Glücklichen wandern und wenden uns aus dem Morgenrote nach dem dunklen Gebirge zurück, wo wir Publikums Jagd verlassen haben. Der Abend sinkt schon nieder auf die stillen Schlufte, da finden wir den Troß in einem ab-

gelegenen Thale, ein altes Jägerhaus, wie Bienen im Abendgolde, mit verworrenem Gesumme umschwärmend. Drin wird tüchtig gekocht, denn so oft die Thür sich öffnet, sieht man eine große Flamme lodern und dicken Bratenduft herausqualmen. Vor der Thür sitzen Aurora und Herr Publikum einträchtig beisammen, über dessen Haupt sich das Hirschgeweih am Gesimse des Hauses recht stattlich ausnimmt. Er hat Auroras Hand gefaßt, sie läßt sie ruhig in der seinen, da es schon kühl wird, aber ihre Gedanken sind offenbar nicht bei der Hand, sie schaut halb langweilig, halb verdrießlich vor sich hin. Währenddes sind die besorgten Novellenmacher fleißig bemüht, den Honigseim poetischer Reden zu ihrem Hochzeitsfladen zusammenzukneten. Am zierlichsten unter ihnen drückt sich dabei der schwungreiche junge Mann aus. Aber da begegnet ihm unerwartet etwas Außerordentliches. Denn indem er zur Gräfin von der Liebe spricht und immer wieder spricht, hat er sich auf einmal selbst in sie verliebt, von unmerkbarem Händedrücken, worüber sie jedesmal mit leisem Lächeln quittiert, durch das allmählich wachsende Feuerwerk loser Schwärmereien und günstiger Blicke gerät er endlich ganz in den holden Wahnsinn. Vergebens treten die Novellisten, denen er wie eine tolle Hummel ihr Novellengespinst zu zerarbeiten droht, ihm heimlich auf die große Zehe, der Schrei des Schmerzes macht seinen sententiösen Paroxismus nur noch pikanter; der erschrockene Publikum, der gar nicht weiß, was los ist, fängt an sich vor ihm zu fürchten, da ergreift endlich der Graue den Rasenden ohne weiteres beim Kragen, und der ganze Haufen wälzt sich mit ihm in das Jägerhaus, wo man durch die heftig hinter ihnen zugeworfene Thür noch einen bedeutenden Lärm vernimmt.

Unterdes aber hatte ein Jäger vor Herrn Publikum und die Gräfin ein wohlbesetztes Tischchen hingestellt. Da war es um Publikum geschehen. Er band sich feierlich eine große Serviette wie zum Rasieren unter das Kinn, stülpte die Ärmel auf, setzte sich, ein paarmal beide Ellbogen erhebend, breit und behaglich zurecht, und begann sogleich mit ebensoviel Ernst als Fertigkeit mit den Kinnbacken zu mahlen. Aurora versuchte mehreremal ein witziges Gespräch anzuknüpfen. Aber beim Essen verstand er keinen Spaß; unaufhörlich nach allen Seiten hin Fleisch, Pfeffer, Salz zulangend, gab er nur halbe oder gar

keine Antwort. Er schien ganz eine dicke, fette Zunge voll Wohlgeschmack geworden zu sein, und bemerkte nicht einmal, wie die Gräfin, das gerümpfte Näschen vornehm aufwerfend, endlich rasch aufstand und empfindlich sich allein in den nahen Wald begab, um hier auf einem kurzen Spaziergange ihren Verdruß abzukühlen.

Die Dämmerung war schon hereingebrochen, nur einzelne Vögel sangen noch tiefer im Gebirge, die Abendluft spielte leise in allen Blättern. Da hörte sie auf einmal ein Geräusch und bald darauf Gesang in der Ferne. Sie trat neugierig näher und wurde endlich eine dunkle Gestalt gewahr, halb versteckt hinter Felsen und Gebüsch. „Wußt' ich's ja doch!" sagte sie, heimlich in sich hineinlachend. — Und sie irrte sich wirklich nicht in dem Karbonaromantel, an dem sie sogleich den Prinzen Romano wieder erkannte.

Der anschlägische Prinz umkreisete schon lange das Jägerhaus, wie der Fuchs den Taubenschlag. Da er aber von den Strapazen der vergangenen Nacht plötzlich heiser geworden, so hatte sich Leontin hinter ihm unter den Mantel verborgen und sang und agierte nun für ihn aus dem faltigen Karbonaro heraus. Bald aber fand Romano die Aktion übertrieben, das Lied nicht zart genug. Leontin verteidigte sich, darüber bekamen sie unter dem Mantel Händel und gerieten miteinander, erst leise, dann immer heftiger, in einen lebhaften Wortwechsel über das schicklichste Metrum für ein Ständchen. — Aurora stutzte; aber als sie auf einmal vier Arme aus dem Mantel sich hervorarbeiten sah, ergriff sie ein Grauen und sie stürzte unaufhaltsam nach dem Jägerhause zurück. Da brach Romano plötzlich hervor, Leontin hatte kaum Zeit, in größter Eile zu entfliehen.

Die atemlose Gräfin schrie laut auf, da der Prinz, der mit seinen langen Beinen ihr den Vorsprung abgewonnen hatte, auf einmal zierlich auf einem Kniee vor ihr lag. „Mit wem sprachen Sie soeben?" fragte die Erschrockene, noch immer ängstlich um sich her blickend. — „Mit mir selbst im Traume von dir!" — „Es lief doch aber jemand fort von Ihnen?" — „Mein Schatten wahrscheinlich." — „Ach, es scheint ja weder Sonne noch Mond!" — „Desto besser, so belauscht uns nur Venus vom Himmel." — „Und vier Arme leibhaftig!" — „O, hätt' ich deren viertausend vierhundert und vierundvierzig, dich zu umschlingen!"

Das klang der Gräfin denn doch gar zu appetitlich. Sie hob mit einem zärtlichen Blicke den Prinzen vom Rasen auf, der nicht versäumte, sogleich seine Kniescheibe sorgfältig abzustäuben. Er bat die Reizende, sich noch ein Weilchen im Walde zu ergehen, sie nickte schlau mit dem schönen Köpfchen, und so wandelten denn die Glücklichen unbelauscht nebeneinander her.

Romano hatte mit malerischer Nachlässigkeit seinen Mantel halb über die Achsel zurückgeschlagen, er sprach von dem Bade in den kosenden Abendlüften, von den Dämmerlauben des Gemütes, von den nackten Bübchen, die in dem luftigen Laube zielen. Aber die nackten Bübchen guckten schon aus Auroras Augen, sie gingen so unbedenklich in alle diese Dämmerlauben ein, und wenn es so fortwährte, blieb fast nichts mehr zu erobern an ihr. — Das war dem Prinzen gar nicht recht; er hatte sich's so schön ausgesonnen, allen Aufwand steigender Verführungskunste, die Schnöde allmählich poetisch zu verlocken — er war ganz verstimmt.

Auf einmal stand Aurora still. „Ich höre keine Stimme mehr vom Jägerhause," sagte sie, nach allen Seiten umschauend, „wir haben uns verirrt." — „Hat keine Not," erwiderte Romano, „mir leuchten zwei helle Sterne auf dem stillen Meere der Nacht." — Hiermit bog er schnell vom Wege auf einen freien Platz hinaus, wo Aurora mit Erstaunen einen Reitknecht mit zwei zierlich aufgezäumten Pferden erblickte. — „Mein Bursch kann zu Fuß wandern," sagte der Prinz, „und wenn Sie sich meines Rößleins bedienen wollen, so besteig' ich das seinige und führe Sie bequem und lustig heim."

Die ermüdete Gräfin, um bei längerem Ausbleiben Aufsehen im Jägerhause zu verhüten, nahm den Vorschlag an, und so ritten sie bald vertraulich plaudernd in die warme Nacht hinein. Aber die Venus ging unter, der Mond ging auf, und sie ritten noch fort und immerfort.

„Wo führen Sie mich hin?" sagte endlich die Gräfin wieder; „da hör' ich einen Eisenhammer in weiter Ferne." — „Wird Amors Mühle sein," meinte der Prinz, „die arbeitet am lustigsten in solcher Stunde." — Mein Gott, ich glaube gar, der will mich entführen, dachte Aurora bei sich, senkte nachdenklich das Köpfchen und wiegte sich mit einem angenehmen, schauerlichen Gefühle in der Erinnerung aller nächtlichen Entführungs-

geschichten, die sie in den schmierigen, halbzerlesenen Romanen aus der Leihbibliothek so oft in Gedanken mitgemacht hatte.

Unterdes wechselten neben ihnen unbekannte Gegenden und Abgründe rätselhaft im dämmernden Mondlichte, da stutzten plötzlich die schnaubenden Rosse; vor ihnen schoß auf einmal eine wunderliche Gestalt Burzelbäume quer über den Weg, eine zweite folgte, und noch eine, andere standen seitwärts am Wege auf den Köpfen und verschwanden schnell, wie sich die Reiter nahten. — „Das kommt bei dem dummen Zeuge heraus!“ — brach da die heftig erschrockene Gräfin plötzlich los; „ich möcht' auch in aller Welt nur wissen, was es hier zu entführen giebt! Ich habe weder einen tyrannischen Vater, noch eine geizige Tante, ich bin ganz frei, ich kann jeden Augenblick heiraten!“ — Romano schwieg ganz still, denn ihm fing selbst an angst zu werden vor den unerklärlichen Erscheinungen. War ihm bei hellem Tage ein gewöhnliches Rendezvous zu gemein gewesen, so verwünschte er nun insgeheim seine unüberwindliche Sucht nach genialen Abenteuern und wäre am liebsten wieder umgekehrt.

In großer Verlegenheit spähte er soeben nach allen Seiten umher, als sich plötzlich eine Rakete prasselnd und sprühend über dem dunklen Walde emporriß. „Dorthin, dorthin!“ rief Romano voll Freude und drückte die Sporen ein, daß die erstaunte Gräfin kaum folgen konnte.

Wie im Fluge erreichten sie nun bald einen einsamen, rings von Felsen eingeschlossenen Platz, von dessen anderem Ende ihnen ein Gemäuer entgegenschimmerte. Es war eine Waldkapelle, das verabredete Ziel Romanos, wo er seine schöne Beute einstweilen verbergen und mit Leontin das weitere beraten wollte. — Mehrere Windlichter bewegten sich an der Klause und beleuchteten wunderbar den Rasen, die Steine und Felsen in der nächtlichen Einsamkeit. Da schoß der Gräfin auf einmal das Blatt — mit klopfendem Herzen sah sie unverwandt in das Spiel der wandelnden Lichter. Romano aber stutzte, er konnte durchaus nicht begreifen, wozu Leontin, allem Geheimnisse zum Trotze, so viele Personen hier versammelt hatte. Und als er nun, indem er näher kam, immer mehr fremde Gesichter erblickte, lauter festlich geschmückte Leute, als er dann auch Leontin darunter erkannte, einen Klapphut unter dem Arme und einen dicken Blumenstrauß vor der Brust, ja als endlich gar ein Geistlicher

mit einer Kerze in der Hand majestätisch den Haufen teilte, da wurde Romanos Gesicht immer länger und länger vor wachsendem Grausen.

Unterdes hatte Leontin schon die Gräfin vom Pferde gehoben, die sehr heiter und gemütlich war, und sich hier sogleich recht wie zu Hause zu befinden schien. Auch Romano stieg verwirrt und zögernd ab. Da trat der Geistliche, von dem er kein Auge verwandte, feierlich hervor und redete die Neuangekommenen folgendermaßen an:

„Hochverehrte! Sie stehen hier soeben in dem tugendhaften Begriffe, das angenehme Bündnis Ihrer Herzen mit dem süßen Mundlacke des Jawortes zu versiegeln. Indem wir daher, Vielverliebte, in diesem feierlichen Augenblicke gleichsam mit einem Fuße schon das Bett der Ehe besteigen, lassen Sie uns dasselbe noch einmal mit gebührendem Ernste betrachten! — Es ist ein Himmelbett — denn die schönsten Engel predigen hinter seiner Gardine. Es ist ein Thronbett — denn gekrönte Häupter ruhen darauf. Es ist ein Paradebett, auf dem verblichene Junggesellen im erhabensten Schmucke stiller Männerwürde, will sagen: in langem, damastenen Schlafrocke und blendendweißer Zipfelmütze ausgestellt werden, zum Hohne und heimlichen Neide jener schäbigen Rotte von verwegenen Hagestolzen und Familienglücksverächtern. — Ja du, vergangener Junggesell, gerührter Bräutigam! über dessen ehrwürdigem Scheitel endlich die Aurora deiner letzten Liebe aufgegangen, der —“

Hier stockte er plötzlich — seine Augen suchten rings in dem Kreise umher, Romano war nirgends zu sehen. — Ein verworrenes Gemurmel ging bei dieser unerwarteten Entdeckung durch die ganze Versammlung, Leontin wurde unruhig, man suchte in der Kapelle, man rief laut nach den verschiedensten Richtungen, alles vergeblich. Endlich hörten sie von einem Jäger, daß der Prinz gleich zu Anfang der Rede, während alle Blicke auf den Prediger und die schöne Braut gerichtet waren, unbemerkt fortgeschlichen, im nahen Gebüsche sich in verstörter Hast auf ein Pferd geworfen und wie besessen in den Wald hinausgesprengt sei. — Späterhin erfuhr Leontin, wie er mitten in derselben Nacht ganz verwirrt auf Publikums Schloß angekommen, seine Leute eilig geweckt, und im unaufhaltsamen Entsetzen vor dem Ehestande zu allgemeinem Erstaunen noch vor Tagesanbruch abgereist sei, ohne daß jemand erraten konnte, wohin er sich gewendet.

Das war ein Strich durch die ganze Narrenrechnung. Die Gäste sahen in ihren feierlichen Hochzeitskleidern einer den anderen spöttisch an, Leontin lachte unmäßig, mehrere erbosten sich über die Mücken, die sie durch ihre ganz unnützen Eskarpins stachen. Am ungebärdigsten aber war der Geistliche, der in dieser Verwirrung Bart, Kappe und Salbung verloren hatte. Er beteuerte, es sei unter solchem Volke leichter pokulieren als kopulieren und schwur, seine Rede, die eben erst witzig werden sollte, bis zu Ende zu halten, und wenn er sie an die Bäume richten müßte. Bei diesen Worten blickte ihn Aurora schärfer an — sie traute ihren Augen nicht: es war der ihr wohlbekannte Poet Faber! — Da brach plötzlich ihre bisher nur mit Mühe verhaltene übelste Laune los. Sie schimpfte, ohne weiter mehr nach Grazie zu fragen, auf die Phantasten, die ihr durch ihre Tollheiten die Haube dicht überm Kopfe wegpariert hatten, aber sie frage, meinte sie, wenig danach, sie wolle auch ohne solche Flausenmacher doch unter die Haube kommen, es gebe noch andere reiche und würdige Leute, die sie besser zu schätzen wüßten.

Sie war noch lange nicht mit allem fertig, was sie auf dem Herzen hatte, als sie zu ihrem Erstaunen sich auf einmal allein auf dem Platze erblickte. Hochrot vor Ärger, ließ sie sich mit gezwungenem Stolze auf der Rasenbank vor der Klause nieder, sie konnte nicht begreifen, welche neue Narrheit plötzlich wieder in die wunderliche Gesellschaft gefahren. Sie sah Leontin und seine Spießgesellen in großem Eifer durcheinanderrennen, die Herren gürteten ihre Hirschfänger um, Leontin schien heimlich und leise Befehle zu erteilen, und in wenigen Minuten hatte sich alles in den nahen Wald verlaufen. Jetzt hörte sie nur noch hin und her Gewisper unter den dunklen Bäumen, manchmal war es ihr, als vernähme sie von fern Pferdegetrappel, dann wieder alles totenstill — fast fing sie sich im Ernste zu fürchten an.

Plötzlich geschieht ein Schrei im Walde, mehrere Pistolen werden abgefeuert, zwischen dem Geknatter Degengeklirr und fremde Stimmen, immer näher und näher, und mit großem Lärme stürzt endlich der ganze verworrene Haufe vom Walde gerade auf die Klause her.

Aurora, die sich erschrocken in die Kapelle zurückgezogen hatte, bemerkte durch das Fenstergitter, daß Leontin und die Seinigen mehrere Gefangene einbrachten; aber wie groß war ihr

Erstaunen, als sie mitten darunter einen Mann zu gewahren glaubte, der, außer sich vor Zorn, schimpfend und vergeblich mit Arm und Beinen zerrend, von vier handfesten Jägern auf den Schultern wie im Triumphe einhergetragen wurde. — „Er raisonniert noch, bindet ihn, knebelt ihn!" rief der nacheilende Faber, der jetzt ein besonders martialisches Ansehen hatte. Über den Spektakel kam auch Leontin mit einer Fackel herbei, beleuchtete den geängstigten Gefangenen und prallte bei seinem Anblicke erschrocken zurück. — „Unmöglich!" rief er aus, „Sie sind es, Herr Publikum? mitten in der Nacht ohne Schlafrock! Ich hoffe doch nicht, daß einen soliden Mann etwa gar der Klang zierlicher Pantöffelchen verlockt hat — wir glaubten uns hier in der Geisterstunde plötzlich von Räubern überfallen." — „Pantöffelchen! Räuber! Das ist es gerade!" erwiderte der atemlose Publikum, den die Jäger unterdes respektvoll losgelassen hatten; „der Prinz Romano hat die Gräfin Aurora entführt, wir setzen soeben dem Räuber nach." — Aber Leontin, der, durch einen Jäger von der unerwarteten Ankunft Publikums benachrichtigt, den ganzen Rumor angezettelt hatte, hörte auf nichts, sondern rannte in einem Anfalle wütender Courtoisie bald zu den gleichfalls eingefangenen Novellisten, bald zu ihrem dicken Meister, überall das räuberische Mißverständnis entschuldigend, und stülpte zuletzt gegen plötzliche Erkältung dem letzteren die weiße Nachtmütze eines Jägers auf den Kopf. Der schlaue Publikum ließ alles geduldig über sich ergehen, denn er hatte insgeheim eine ebenso große Abneigung als unüberwindliche Furcht vor der phantastischen Grobheit des Grafen, er lobte und belachte jeden seiner Einfälle, und schrie ihn in seiner Herzensangst vor den empörten Novellenmachern als ein echtes Kunstgenie aus.

Währenddes aber war auch Aurora aus ihrer Klause gebrochen und schien plötzlich, wie eine Fee die Menge teilend, in dem Kreise der Fackeln. — „Auf ewig!" sagte sie feierlich zu dem überraschten Publikum, ihm die schöne Hand reichend, die dieser mit inbrünstigen Küssen bedeckte. Ein freudiges Ach! ging durch die Runde der erstaunten Novellisten. Aurora aber blickte triumphierend über den breiten Rücken des küssenden Publikums nach Leontin und seinen Gesellen hin, als wollte sie sagen: „Nun, seht ihr wohl?!"

Jetzt hatte auch Publikum wieder Mut gewonnen und be-

fahl sogleich nach den ersten Verständigungen mit einem vornehmen Tone, nach seinem Schlosse aufzubrechen. Vergebens versprach Leontin, zum Polterabende Herrn Publikum mit einem Pistole den Zipfel seiner Schlafmütze vom Kopfe zu schießen, den Wald anzuzünden, ja sie alle miteinander betrunken zu machen.

Der glückliche Bräutigam, der in seiner Seligkeit ganz vergaß, seine Nachthaube abzunehmen, bedauerte mit hoffärtiger Herablassung Leontins Einsamkeit, die zu solchem Feste keine passenden Mittel böte; wenn es aber der Gräfin Julie an irgendeinem Agrement fehlen sollte, so möge sie sich nur immer nachbarlich und vertrauensvoll an seine künftige Gemahlin, die Gräfin Aurora, wenden. — „Köstlich!“ entgegnete Leontin, „meiner Julie kommt manchmal der Einfall, in vollem neumodischen Kopfputze auf die Jagd zu reiten, sie wird sich dann, wenn Sie erlauben, von der Gräfin Aurora frisieren lassen, ich weiß, die versteht das wie keine andere. Nadeln mit doppelten Spitzen will ich schon selbst dazu mitbringen.“ — Da wandte sich Herr Publikum mit einer kalten Verbeugung, schlug im Weggehen auf seinem Bauche dem Leontin noch heimlich und vorsichtig, damit er's nicht bemerkte, ein Schnippchen, und bestieg mit seinem Gefolge die bereits vorgeführten Rosse.

Leontin sah ihnen lange kopfschüttelnd nach. Plötzlich schien ihm ein Gedanke zu kommen, er verfolgte pfeilschnell die Reiter. „Aber hört doch!“ rief er, „seid ihr denn wirklich toll? ihr seid ja abscheulich angeführt. So hört doch!“

Die Glücklichen hörten jedoch nicht mehr. — Faber hatte unterdes eine Violine ergriffen und geigte dem Zuge lustig nach, Raketen wurden geworfen, die Jäger lösten die für Romanos Kopulation herbeigeschafften Kanonen, die ein entsetzliches Geböller in den nächtlichen Schlüften machten. — Herr Publikum aber mit seiner Schlafmütze, Aurora und die Novellisten zogen alle vergnügt von dannen, um ihre Novelle mit einer weitläufigen Hochzeit zu beschließen.

In derselben angenehmen Jahreszeit hatte Schreiber dieses das Glück, mehrere der denkwürdigen Personen dieser Geschichte selbst kennen zu lernen. Als nämlich die Kunde von der ebenso

unglaublichen als für uns Poeten erwünschten Verbindung zwischen Herrn Publikum und der berühmten Gräfin Aurora von Stadt zu Stadt erscholl, war auch ich aufgebrochen, um zum Hochzeitsfeste dem Herrn Publikum eine mit besonderem Fleiße von mir ausgearbeitete Novelle persönlich zu verehren. In meinem neuen engen Fracke, der meiner sonst ganz hübschen, aber etwas langen und schmalen Figur ein noch knapperes Ansehen gab, mein Manuskript fest unter den Arm geklemmt, strich ich zufrieden über Land, und memorierte unterwegs laut die recht schön ausgedachte Anrede, womit ich das Werkchen überreichen wollte.

Aber wie es den Dichtern oft zu gehen pflegt, daß sie überall zu spät kommen, wo es etwas Gutes giebt, so gewahrte ich auch mit nicht geringem Schrecken, als ich bei einbrechender Nacht an Publikums Palaste anlangte, daß die Hochzeit eben schon im vollen Gange war. Das ganze Schloß flimmerte von Kronleuchtern, Trompeten raseten, Tanzende schleiften in wechselndem Glanze an den Fenstern vorüber, während andere Paare, heimlich plaudernd, sich in die stille Nachtluft hinauslehnten. Unten rannten viele Bedienten mit prächtig duftenden Gerichten an mir vorbei und mochten mich, mit einem Pakete unterm Arme, wohl für einen vacierenden Musikanten halten. Die Musik aber schlang sich immer wehmütiger durch die schirmenden Wipfel über mir, ich lehnte mich an einen Baum und gedachte der besseren Tage meiner fröhlichen Jugendzeit; neue Gedichte tauchten aus den Klängen in meiner Seele auf und ich war im besten Zuge, mein Manuskript, Publikum und alles zu vergessen, weshalb ich eigentlich hierher gewandert war.

Da hörte ich plötzlich in einiger Entfernung ein leises Geräusch unten am Schlosse und bald darauf sagte eine liebliche Stimme: „Aber wenn mich die ganze gebildete Welt so findet, so muß es doch auch wirklich so sein! Und ich brauche Sie nun nicht weiter mehr und verbitte mir von nun an alle Hofmeisterei.“ „O du Verblendete!“ entgegnete eine andere Stimme; „so fahre denn hin! ich wende meine Hand von dir und lasse dich in der Gewalt der Philister.“ — Hier streifte ein Lichtstrahl aus dem Fenster über das Gebüsch, ein wunderschönes Frauenbild mit Diadem und funkelndem Geschmeide blitzte plötzlich aus der Nacht auf und war in demselben Augenblicke auch wieder verschwunden.

Geblendet starrte ich noch hin, als sich auf einmal in derselben Gegend ein großer Lärm erhob. „Dort lief er hin!“ rief eine zornige Stimme. Es war der junge Mann von den Novellenmachern, wie ich späterhin erfuhr. Er hatte einen verliebten, jungen Fant das Haus umschleichen gesehen, den er soeben mit gezogenem Degen zu verfolgen schien. Aber in seiner moralischen Wut rannte der Tugendheld bei der Dunkelheit einen Bedienten mit einer großen Pastete über den Haufen und hatte gleich darauf sich selbst mit dem Degen am eigenen Rockschoße an einem Baume festgespickt.

Indem ich ihm eilig zu Hilfe springen will, bricht plötzlich ein feines Jägerbürschchen wie ein gehetztes Reh durch das Gebüsch und stürzt atemlos gerade in meine Arme. Und eh' ich mich noch besinnen kann, drängt er mich, öfters scheu zurückblickend, in wunderlichem Ungestüme über Beete und Bäume mit sich fort. — „Aber was soll's denn?!“ rief ich endlich tiefer im Garten aus. — Da stutzte das Bürschchen, das mich wahrscheinlich verkannt hatte, und sah mich von oben bis unten verwundert an. „Wer bist du denn eigentlich?“ fragte er dann, „und was wolltest du hier?“ — Ich berichtete ihm nun mit kurzen Worten meinen Namen, Metier, und den Zweck meiner Reise. Darüber wollt' er sich auf einmal tot lachen, und lachte immer unvernünftiger, je mehr ich meine gerechte Empfindlichkeit zeigte. „Die Anrede,“ sagte er, „mußt du an mich halten, ich werde dir zeigen, wie du dazu agieren sollst. — Aber die Hochzeit! — Ich will ja eben auch heiraten.“

Unterdes waren wir an den Ausgang des Parks gekommen, zwei gesattelte Pferde standen dort am Zaune. „Nur schnell, schnell!“ rief er wieder, „du kannst doch reiten? Ich muß rasch fort, und fürcht' mich so allein.“ — Ich wußte in der Eile gar nicht, wie mir geschah, er schob mich geschwind auf das eine Pferd hinauf, schwang sich auf das andere, und eh' ich mich's versah, ging's pfeilschnell in die weite Nacht hinaus.

Draußen klang die Tanzmusik uns noch lange über die stillen Felder nach, das Schloß lag wie eine feuerige Insel über dem dunklen Walde. Ich betrachtete öfters den lustigen Jäger von der Seite und verwunderte mich über seine große Schönheit. Da hört' ich auf einmal aus dem fernen Gebüsche im Vorüberreiten einen überaus lieblichen Gesang erschallen, es war, als ob der Mondschein klänge:

Bleib bei uns! wir haben den Tanzplan im Thal
Bedeckt mit Mondesglanze,
Johanniswürmchen erleuchten den Saal,
Die Heimchen spielen zum Tanze.

Ich konnte durchaus niemanden erblicken. Aber Florentin — so nannte sich das Jägerburschchen — antwortete ihnen zu meinem Erstaunen und zankte sich ordentlich mit den wunderlichen Musikanten. „Warum nicht gar!“ rief er fast unwillig nach dem Walde gewendet aus; „jetzt hab' ich keine Zeit, heut laßt mich in Frieden. Was wißt ihr von meiner Not!“ — Wälder, Wiesen und Dörfer flogen unterdes im hellen Mondscheine vorüber, aus den Gebüschen sang es von neuem hinter uns drein:

Stachelbeer' weiß es und stichelt auf dich —
Will — Willi — wir verraten es nicht —
Sie sagt' es dem Bächlein im Grunde,
Das hörten die Bäume und wundern sich,
Das Bächlein macht' auf sich zur Stunde
Und plaudert' es durch den ganzen Wald:
Will — Willi — Willibald! —

Die Sterne fingen schon an zu verlöschen, als wir nach dem tollen Ritte an einem Schlosse im Gebirge endlich halt machten. Ein Brunnen plätscherte verschlafen vor dem stillen Hause, auf dem steinernen Geländer schlief ein Storch auf einem Beine und fuhr über dem Geräusche, das wir machten, erschrocken mit dem Kopfe unter den Flügeldecken hervor, uns mit den kleinen Augen verwundert ansehend. Florentin aber that hier sogleich wie zu Hause. „Ach nein, lieber Adebar, es ist noch lange Zeit, uns was zu bringen!“ sagte er, den Vogel streichelnd, der vergnügt seine Federn aufschüttelte und mit den Flügeln schlug. Dann klopfte er eilig an ein Fenster des Schlosses. Es wurde von innen geöffnet, ein hübsches Mädchen steckte erstaunt das Köpfchen hervor. — „War er hier?“ fragte Florentin hastig. — „Niemand!“ war die Antwort. — Da wandte sich Florentin wieder zu mir, er schien sehr bestürzt. Das Mädchen schloß mit einem Seitenblicke nach mir herüber ihr Fenster, mein Begleiter aber zog rasch

einen Schlüssel aus der Tasche und öffnete die Hauptthür des Schlosses. — Wir betraten schweigend eine unabsehbare Reihe prächtiger Gemächer, wo die durch rotseidene Gardinen brechende Dämmerung kaum noch die Schildereien erraten ließ, die in vergoldeten Rahmen an den Wänden umherhingen, der getäfelte Fußboden glänzte in dem ungewissen Schimmer, eine Flötenuhr in einem der letzten Zimmer begann ihr Spiel und schallte fast geisterartig durch diese Einsamkeit.

Da stieß Florentin in einem der Säle eine Mittelthür auf; sie schien nach dem Garten zu gehn, denn eine duftige Kühle quoll uns plötzlich erfrischend entgegen. Jenseit ging soeben der Mond hinter den dunklen Bergen unter, von der anderen Seite flog schon eine leise Röte über den ganzen Himmel, die geheimnisvolle Gegend aber lag unten wunderbar bleich in der Dämmerung, nur im Thale fern blitzte zuweilen schon ein Strom auf. Vor uns schienen verborgene Wasserkünste zu rauschen, eine Nachtigall tönte manchmal dazwischen wie im Traume.

Florentin hatte sich auf die Schwelle des Schlosses gesetzt, schaute, den Kopf in die Hand gestützt, in die Gegend hinaus und sang:

Es geht wohl anders, als du meinst,
Derweil du rot und fröhlich scheinst,
Ist Lenz und Sonnenschein verflogen,
Die liebe Gegend schwarz umzogen;
Und kaum hast du dich ausgeweint,
Lacht alles wieder, die Sonne scheint —
Es geht wohl anders, als man meint.

Hier brach er plötzlich selbst in Weinen aus. Ich wußte mir gar keinen Rat mit ihm, er war ganz untröstlich und lachte wieder dazwischen, so oft ich ihn mit angemessenen Worten zu beruhigen suchte. „Nein, nein," rief er dann von neuem schluchzend, „es ist alles vorbei, ich hätte ihn über den Possen nicht so gehen lassen sollen, nun ist er auf immer verloren!" — „Aber wer denn?" fragte ich schon halb unwillig. — Da hob er auf einmal, gespannt in die Ferne hinaushorchend, das Köpfchen, daß ihm die Thränen wie Tau von den schönen Augen sprühten, sprang dann rasch auf und war, eh' ich's mich versah, in dem Garten verschwunden.

Betroffen folgte ich seiner Spur im tauigen Grase; einzelne Schlaglichter fielen schon durch die Wipfel, von fern hörte ich zwischen dem Schwirren früherwachter Lerchen einen schönen Gesang durch die stille Luft herübertönen. Endlich, nach langem Umherirren, vernahm ich ganz in der Nähe Florentins munteres Geplauder wieder. Aber wie erstaunte ich, als ich, plötzlich aus dem Gebüsche hervortretend, einen fremden Mann am Abhange des Gartens vor mir ruhen sah. Auf seinem Ränzel ihm zu Füßen saß Florentin, er hatte das Köpfchen vor sich auf den Wanderstab des Fremden gestützt und sah diesem überaus fröhlich ins Gesicht. Bunte Vögel pickten vor ihnen auf dem Rasen und guckten aus allen Zweigen und machten lange Hälse, um den Fremden zu sehen. Hinter den fernen, blauen Bergen aber ging soeben die Sonne auf und blitzte so morgenfrisch über die Landschaft und den Garten, daß die Wasserkunste sich wie jauchzend aus den Gebüschen emporschwangen.

Jetzt erst, in der Blendung, besann ich mich recht. „Willibald!" rief ich voller Erstaunen. — Er war der Fremde, ich kannte ihn noch von Halle her und hatte einmal mit ihm eine Fahrt nach dem Harze gemacht, von der er nachher viel Wunderbares zu erzählen wußte. — Er wandte sich bei dem Klange meiner Stimme schnell herum. „Auch du! — und hier mein liebes Liebchen vom Roßtrapp!" sagte er, auf Florentin weisend.

„Wie! dieser — diese — dieses, Florentin? wessen Geschlechtes eigentlich?"

„Gräflichen, mein Guter, Namens Aurora."

„Was! die hält ja eben Hochzeit mit Herrn Publikum!"

„Ach, das ist meine gewesene Jungfer," lachte der nunmehr gewesene Florentin; „ich gab sie für mich aus, um die tollen Freier zu foppen, und nun haben sie sich wahrhaftig geheiratet! Mich merkte keiner, nur der spitzige Romano hätte mich bald an meinem Bilde erkannt, das der unvorsichtige Leontin in seinem alten Rittersaale hängen ließ." — „Aber sieh nur, wie schön!" — wandte sie sich wieder zu Willibald, bald ihn, bald die Gegend betrachtend, daß man nicht wußte, wen sie eigentlich meine. „Ich kaufte das Gut nur für dich, nun ist alles wieder dein — und ich dazu," fuhr sie errötend und ihr Gesicht an seine Brust verbergend leise fort; „und nun brechen wir bald zusammen nach Italien auf, ich sehne mich schon recht nach meiner Heimat!"

Hier hob plötzlich der Morgenwind ein gut Teil meiner Novelle aus der Rocktasche. Sie hatte sogleich die flatternden Papiere erhascht und blätterte auf ihrem Kniee, bald lachend, bald kopfschüttelnd darin. „Nein, nein," sagte sie dann zu mir, „das ist nichts, schreibe lieber unsere Geschichte hier auf, die Bäume blühen ja gerade und alle Vögel singen, soweit man hören kann."

Und nun ging es lustig her auf dem Schlosse. Gräfin Aurora erzählte mir alles, wie es sich begeben, von Anfang bis zu Ende. Ich aber sitze vergnügt in dem prächtigen Garten, einen Teller mit frischen Pfirsichen neben mir, die sie zum Andenken mit ihren kleinen, weißen Zähnchen angebissen; die Morgenluft blättert lustig vor mir in den Papieren, seitwärts weiden Damhirsche im schattigen Grunde und indem ich dieses schreibe, ziehen unten Aurora und Willibald soeben durch die glänzende Landschaft nach Italien fort, ich höre sie nur noch von fern singen:

Und über die Felsenwände
Und auf dem grünen Plan
Das wirrt und jauchzt ohn' Ende,
Nun geht das Wandern an!

Eine Meerfahrt.



Es war im Jahre 1540, als das valencische Schiff Fortuna die Linie passierte und nun in den Atlantischen Ocean hinausstach, der damals noch einem fabelhaften Wunderreiche glich, hinter dem Kolumbus kaum erst die blauen Bergesspitzen einer neuen Welt gezogen hatte. Das Schiff hatte eben nicht das beste Aussehen, der Wind pfiff wie zum Spotte durch die Löcher in den Segeln, aber die Mannschaft, lumpig, tapfer und allezeit vergnügt, fragte wenig danach, sie fuhren immerzu und wollten mit Gewalt neue Länder entdecken. Nur der Schiffshauptmann Alvarez stand heute nachdenklich an den Mast gelehnt, denn eine rasche Strömung trieb sie unaufhaltsam ins Ungewisse von Amerika ab, wohin er wollte. Von der Spitze des Verdeckes aber schaute der fröhliche Don Antonio tiefaufatmend in das fremde Meer hinaus, ein armer Student aus Salamanca, der von der Schule neugierig mitgefahren war, um die Welt zu sehen. Dabei hatte er heimlich noch die Absicht und Hoffnung, von seinem Oheim Don Diego Kunde zu erhalten, der vor vielen Jahren auf einer Seereise verschollen war und von dessen Schönheit und Tapferkeit er als Kind soviel erzählen gehört, daß es noch immer wie ein Märchen in seiner Seele nachhallte. — Ein frischer Wind griff unterdes rüstig in die geflickten Segel, die künstlich geschnitzte, bunte Glücksgöttin am Vorderteile des Schiffes glitt heiter über die Wogen, den wandelbaren Tanzboden Fortunas. Und so segelten die kühnen Gesellen wohlgemut in die unbekannte Ferne hinaus, aus der ihnen seltsame Abenteuer, zackiges Gebirge und stille, blühende Inseln wie im Traume allmählich entgegendämmerten. Schon zwei Tage waren sie in derselben Richtung fortgesegelt, ohne ein Land zu erblicken, als sie unerwartet

in den Zauberbann einer Windstille gerieten, die das Schiff fast eine Woche lang mit unsichtbarem Anker festhielt. Das war eine entsetzliche Zeit. Der hagere, gelbe Alvarez saß unbeweglich auf seinem ledernen Armstuhle und warf kurze, scharfe Blicke in alle Winkel, ob ihm nicht jemand guten Grund zu ordentlichem Zorne geben wollte, die Schiffsleute zankten um nichts vor Langeweile, dann wurde oft alles auf einmal wieder so still, daß man die Ratten im unteren Raume schaben hörte. Antonio hielt es endlich nicht länger aus und eilte auf das Verdeck, um nur frische Luft zu schöpfen. Dort hingen die Segel und Taue schlaff an den Masten, ein Matrose mit offener, brauner Brust lag auf dem Rücken und sang ein valencianisches Lied, bis auch er einschlief. Antonio aber blickte in das Meer, es war so klar, daß man bis auf den Grund sehen konnte, das Schiff hing in der Öde wie ein dunkler Raubvogel über den unbekannten Abgründen, ihm schwindelte zum erstenmale vor dem Unternehmen, in das er sich so leicht gestürzt. Da gedachte er der fernen, schattigen Heimat, wie er dort als Kind an solchen schönen Sommertagen mit seinen Verwandten oft vor dem hohen Schlosse im Garten gesessen, wo sie nach den Segeln fern am Horizonte aussahen, ob nicht Diegos Schiff unter ihnen. Aber die Segel zogen wie stumme Schwäne vorüber, die Wartenden droben wurden alt und starben, und Diego kam nicht wieder, kein Schiffer brachte jemals Kunde von ihm. — Das Angedenken an diese stille Zeit wollte ihm das Herz abdrücken, er lehnte sich an den Bord und sang für sich:

Ich seh' von des Schiffes Rande
Tief in die Flut hinein:
Gebirge und grüne Lande,
Der alte Garten mein,
Die Heimat im Meeresgrunde,
Wie ich's oft im Traum mir gedacht,
Das dämmert alles da drunten
Als wie eine prächtige Nacht.

Die zackigen Türme ragen,
Der Türmer, er grüßt mich nicht,
Die Glocken nur hör' ich schlagen
Vom Schloß durch das Mondenlicht,

Und den Strom und die Wälder rauschen
Verworren vom Grunde her,
Die Wellen vernehmen's und lauschen
So still übers ganze Meer.

Don Diego auf seiner Warte
Sitzet da unten tief,
Als ob er mit langem Barte
Über seiner Harfe schlief.
Da kommen und gehn die Schiffe
Darüber, er merkt es kaum,
Von seinem Korallenriffe
Grüßt er sie wie im Traum.

Und wie er noch so sann, kräuselte auf einmal ein leiser Hauch das Meer immer weiter und tiefer, die Segel schwellten allmählich, das Schiff knarrte und reckte sich wie aus dem Schlafe und aus allen Luken stiegen plötzlich wilde, gebräunte Gestalten empor, da sie die neue Bewegung spürten, sie wollten sich lieber mit dem ärgsten Sturme herumzausen, als länger so lebendig begraben liegen. Auf einmal schrie es Land! vom Mastkorbe, Land, Land! Antonio kletterte in seinem buntseidenen Wams wie ein Papagei auf der schwankenden Strickleiter den Hauptmast hinan, er wollte das Land zuerst begrüßen. Alvarez eilte nach seiner Karte, da war aber alles leer auf der Stelle, wo sie soeben sich befinden mußten. Baccalaureus, Herzensjunge! schrie er herauf, schaff mir einen schwarzen Punkt auf die Karte hier, ich mach dich zum Doktor drin, was siehst du? — Ein blauer Berg taucht auf, rief Antonio hinab, jetzt wieder einer — ich glaub' es sind Wolken, es dehnt sich und steigt im Nebel wie Turmspitzen. — Nein, jetzt unterscheide ich Gipfel, o wie das schön ist! und helle Streifen dazwischen in der Abendsonne, unten dunkelt's schon grün, die Gipfel brennen wie Gold. — Gold? rief der Hauptmann und hatte sein altes Perspektiv genommen, er zielte und zog es immer länger und länger, er schwor, es sei das reiche Indien, das unbekannte große Südland, das damals alle Abenteurer suchten.

In diesem Augenblicke aber waren plötzlich alle Gesichter erbleichend in die Höhe gerichtet: ein dunkler Geier von riesen=

hafter Größe hing mit weit ausgespreizten Flügeln gerade über dem Schiffe, als könnt' er die Beute von Galgenvögeln nicht erwarten. Bei dem Anblicke ging ein Gemurmel, erst leise, dann immer lauter, durch das ganze Schiff, alle hielten es für ein Unglückszeichen. Endlich brach das Schiffsvolk los, sie wollten nicht weiter und drangen ungestüm in den Hauptmann, von dem verhängnisvollen Eilande wieder abzulenken. Da zog Alvarez heftig seinen funkelnden Ring vom Finger, lud ihn schweigend in seine Muskete und schoß nach dem Vogel. Dieser, tödlich getroffen, wie es schien, fuhr pfeilschnell durch die Lüfte, dann sah man ihn taumelnd immer tiefer nach dem Lande hin in der Abendglut verschwinden. Meld' dem Lande, daß sein Herr kommt — sagte Alvarez nachschauend, auf seine Muskete gestützt — und wer mir den Ring wiederbringt, soll Statthalter des Reiches sein! — Hat sich was wiederzubringen, brummte einer, der Ring war nur von böhmischen Steinen!

Indem aber fing die Luft schon zu dunkeln an, man beschloß daher, den folgenden Tag abzuwarten, bevor man sich der unbekannten Küste näherte. Die Segel wurden eiligst eingezogen, die Anker geworfen und auf Bord und Masten Wachen ausgestellt. Aber keiner konnte schlafen vor Erwartung und Freude, die Matrosen lagen in der warmen Sommernacht plaudernd auf dem Verdecke umher, Alvarez, Antonio und die Offiziere saßen zusammen vorn auf Fortunas Schopfe, unter ihnen schlugen die Wellen leise ans Schiff, während fern am Horizonte die Nacht sich mit Wetterleuchten kühlte. Der vielgereiste Alvarez erzählte vergnügt von seinen früheren Fahrten, von ganz smaragdenen Felsenküsten, an denen er einmal gescheitert, von prächtigen Vögeln, die wie Menschen sängen und die Seeleute tief in die Wälder verlockten, von wilden Prinzessinnen auf goldenen Wagen, die von Pfauen gezogen würden. — Wer da! rief da auf einmal eine Wache an, alles sprang rasch hinzu. Wer da, oder ich schieße! schrie der Posten von neuem. Da aber alles stille blieb, ließ er langsam seine Muskete wieder sinken und sagte nun aus, es sei ihm schon lange gewesen, als hörte er in der See flüstern, immer näher, bald da bald dort, dann habe plötzlich die Flut ganz in der Nähe aufgerauscht. Alle lauschten neugierig hinaus, sie konnten aber nichts entdecken, nur einmal war's ihnen selber, als hörten sie Ruderschlag von ferne. — Unterdes aber war der Mond

aufgegangen und sie bemerkten nun, daß sie dem Lande näher waren, als sie geglaubt hatten. Dunkle Wolken flogen wechselnd darüber, der Mond beleuchtete verstohlen ein Stück wunderbares Gebirge mit Zacken und jähen Klüften, immer höher stieg eine Reihe Gipfel hinter der anderen empor, der Wind kam vom Lande, sie hörten drüben einen Vogel melancholisch singen und ein tiefes Rauschen dazwischen, sie wußten nicht, ob es die Wälder waren oder die Brandung. So starrten sie lange schweigend in die dunkle Nacht, als auf einmal einer den andern flüsternd anstieß. Sirenen! hieß es da plötzlich von Mund zu Munde, seht da, ein ganzes Nest von Sirenen! — und in der Ferne glaubten sie wirklich schlanke, weibliche Gestalten in der schimmernden Flut spielend auftauchen und wieder verschwinden zu sehen. — Die erwisch ich! rief Alvarez, der sich indes rasch mit Degen, Muskete und Pistolen schon bis an die Zähne bewaffnet hatte und eiligst auf der Schiffsleiter in das kleine Boot hinabstieg. Antonio folgte fast unwillkürlich. — Gott schütz', der Hauptmann wird verliebt, bindet ihn! riefen da mehrere Stimmen verworren durcheinander. Alle wollten nun die tolle Abfahrt hindern, da sie aber das Boot festhielten, zerhieb Alvarez zornig mit seinem Schwerte das Tau und die beiden Abenteurer ruderten allein in den Mondglanz hinaus. Die zurückkehrende Flut trieb sie unmerklich immer weiter dem Lande zu, ein erquickender Duft von unbekannten Kräutern und Blüten wehte ihnen von der Küste entgegen, so fuhren sie dahin. Auf einmal aber bedeckte eine schwere Wolke den Mond und als er endlich wieder hervortrat, war See und Ufer still und leer, als hätte der fliegende Wolkenschatten alles abgefegt. Betroffen blickten sie umher, da hatten sie zu ihrem Schrecken hinter einer Landzunge nun auch ihr Schiff aus dem Gesichte verloren. Die wachsende Flut riß sie unaufhaltsam nach dem Strande, das Ufer, wie sie so pfeilschnell dahinflogen, wechselte grauenhaft im verwirrenden Mondlichte, auf einsamem Vorsprunge aber saß es wie ein Riese in weiten, grauen Gewändern, der über dem Rauschen des Meeres und der Wälder eingeschlafen. — Diego! sagte Antonio halb für sich. — Alvarez aber, in Zorn und Angst, feuerte wütend sein Pistol nach der grauen Gestalt ab. In demselben Augenblicke stieß das Boot so hart auf den Grund, daß der weiße Gischt der Brandung hoch über ihnen zusammenschlug. Alvarez schwang sich kühn auf einen

Uferfels, den erschrockenen Antonio gewaltsam mit sich emporreißend, hinter ihnen zerschellte das Boot in tausend Trümmer. Aber so zerschlagen und ganz durchnäßt, wie er war, kletterte der Hauptmann eilig weiter hinan, und auf dem ersten Gipfel zog er sogleich seinen Degen, stieß ihn in den Boden und nahm feierlich Besitz von diesem Lande mit allen seinen Buchten, Vorgebirgen und etwa dazu gehörigen Inseln. Amen! sagte Antonio, sich das Wasser von den Kleidern schüttelnd, nun aber wollt' ich, wir wären mit Ehren wieder von dieser fürstlichen Höhe hinunter, ich gebe Euch keinen Pfeffersack für Euer ganzes zukünftiges Königreich! — Zukünftiges? erwiderte Alvarez, das ist mir just das liebste dran! Mit Kron' und Scepter auf dem Throne sitzen, Audienz geben, mit den Gesandten parlieren: was macht unser Herr Vetter von England u. s. w.? Langweiliges Zeug! Da lob' ich mir einen Regenbogen, zweifelhafte Türme von Städten, die ich noch nicht sehe, blaues Gebirge im Morgenscheine, es ist, als ritt'st du in den Himmel hinein; kommst du erst hin, ist's langweilig. Um ein Liebchen werben ist scharmant; heiraten: wiederum langweilig! Hoffnung ist meine Lust, was ich liebe, muß fern liegen wie das Himmelreich.

Soll Fortuna mir behagen,
Will ich über Strom und Feld
Wie ein schlankes Reh sie jagen
Lustig, bis ans End' der Welt!

Eigentlich aber sang er mit seiner heiseren Stimme nur, um sich selber die Grillen zu versingen, denn ihre Lage war übel genug. Zu den Ihrigen wieder sich zurückzufinden, konnten sie nicht hoffen, ohne sich ihnen durch Signale kund zu geben; Feuer anzünden aber, schießen oder sonstigen Lärm machen, wollten sie nicht, um das wilde Gesindel nicht gegen sich aufzustören, das vielleicht in den umherliegenden Klüften nistete. Da beschlossen sie endlich, einen der höheren Berggipfel zu besteigen, dort wollten sie sich erst umsehen und im schlimmsten Falle den Morgen abwarten. Als sie nun aber in solchen Gedanken immer tiefer in das Gebirge hineingingen, kam ihnen nach und nach alles gar seltsam vor. Der Mondschein beleuchtete wunderlich Wälder, Berge und Klüfte, zuweilen hörten sie Quellen aufrauschen, dann wieder tiefe, weite Thäler, wo hohe Blumen und

Palmen wie in Träumen standen. Fremde Rehe grasten auf einem einsamen Bergeshange, die reckten scheu ihre langen, schlanken Hälse empor, dann flogen sie pfeilschnell durch die Nacht, daß es noch weit zwischen den stillen Felswänden donnerte.

Jetzt glaubte Antonio in der Ferne ein Feuer zu bemerken. Alvarez sagte: Wo in diesen Ländern eine reiche Goldader durchs Gebirge ginge, da gebe es oft solchen Schein in stillen Nächten. Sie verdoppelten daher ihre Schritte, leis und vorsichtig ging es über mondbeglänzte Heiden, das Licht wurde immer breiter und breiter, schon sahen sie den Wiederschein jenseit an den Klippen des gegenüberstehenden Berges spielen. Auf einmal standen sie vor einem jähen Abhange und blickten erstaunt in ein tiefes, rings von Felsen eingeschlossenes Thal hinab; kein Pfad schien zwischen den starren Zacken hinabzuführen, die Felswände waren an manchen Stellen wunderbar zerklüftet, aus einer dieser Klufte drang der trübe Schein hervor, den sie von weitem bemerkt hatten. Zu ihrem Entsetzen sahen sie dort einen wilden Haufen dunkler Männer, Windlichter in den Händen, abgemessen und lautlos im Kreise herumtanzen, während sie manchmal dazwischen bald mit ihren Schilden, bald mit den Fackeln zusammenschlugen, daß die sprühenden Funken sie wie ein Feuerregen umgaben. Inmitten dieses Kreises aber, auf einem Moosbette, lag eine junge, schlanke Frauengestalt, den schönen Leib ganz bedeckt von ihren langen Locken, und Arme, Haupt und Brust mit funkelnden Spangen und wilden Blumen geschmückt, als ob sie schliefe, und so oft die Männer ihre Fackeln schüttelten, konnten sie deutlich das schöne Gesicht der Schlummernden erkennen.

Es ist Walpurgis heut, flüsterte Alvarez nach einer kleinen Pause, da sind die geheimen Fenster der Erde erleuchtet, daß man bis ins Centrum schauen kann. — Aber Antonio hörte nicht, er starrte ganz versunken und unverwandt nach dem schönen Weibe hinab. Vermaledeiter Hexensabbath ist's, sagte der Hauptmann wieder, Frau Venus ist's! In dieser Nacht alljährlich opfern sie ihr heimlich, ein Blick von ihr, wenn sie erwacht, macht wahnsinnig. – Antonio, so verwirrt er von dem Anblicke war, ärgerte doch die Unwissenheit des Hauptmannes. Was wollt Ihr? entgegnete er leise, die Frau Venus hat ja niemals auf Erden wirklich gelebt, sie war immer nur so ein Symbolum der heidnischen Liebe, gleichsam ein Luftgebild, eine Chimäre. Horatius

sagt von ihr: Mater saeva cupidinum. — Sprecht nicht lateinisch hier, das ist just ihre Muttersprache! unterbrach ihn Alvarez heftig und riß den Studenten vom Abgrunde durch Hecken und Dornen mit sich fort. Der Teufel, sagte er, als sie schon eine Strecke fortgelaufen waren, der Teufel — Wollt sagen: der — nun, Ihr wißt schon, man darf ihn heut nicht beim Namen nennen — der hat für jeden seine besonderen Finten, unsereins faßt er geradezu beim Schopfe, eh' man sich's versieht, euch Gelehrte nimmt er säuberlich zwischen zwei Finger, wie eine Prise Tabak.

Unter diesem Diskurse stolperten sie, von Schweiß triefend, im Dunkeln über Stock und Stein, einmal kam's ihnen vor, als flöge eine Mädchengestalt über die Heide, aber der Hauptmann drückte fest die Ohren an. So waren sie in größter Eile, ohne es selbst zu bemerken, nach und nach schon wieder tief ins Thal hinabgekommen, als ihnen plötzlich ein: Halt, wer da! entgegenschallte. Da war es ihnen doch nicht anders, als ob sie eine Engelsposaune vom Himmel anbliese! — He, Landsmann, Kameraden, hollaho! schrie Alvarez aus vollem Halse; sie traten aus dem Walde und sahen nun die Schiffsmannschaft auf einer Wiese am Meere um Feldfeuer gelagert, die warfen so lustige Scheine über die Gestalten mit den wilden Bärten, breit aufgekrempten Hüten und langen Flinten, daß Antonio recht das Herz im Leibe lachte.

Alvarez aber, noch ganz verstört von der verworrenen Nacht, trat sogleich mitten unter die Überraschten und erzählte, wie sie eben aus dem Venusberge kämen und die Frau Venus auf diamantenem Throne gesehen hätten, was sie da erlebt, wollt' er keinem wünschen, denn er müßte gleich toll werden darüber. — Kerl, warum senkst du die Hellebarde nicht, wenn dein Hauptmann vor dir steht? fuhr er dazwischen die Schildwache an, die sich neugierig ebenfalls genähert hatte. Der Soldat aber schüttelte den Kopf, als kennte er ihn nicht mehr. Da trat der Schiffslieutenant Sanchez keck aus dem Gedränge hervor, er trug das Hauptmannszeichen an seinem Hute. Es sei hier alles in guter Ordnung, sagte er zu Alvarez, er habe sie verlassen in der Not und Fremde, auch hätten sie sein Boot zertrümmert gefunden, da habe die Mannschaft nach Seegebrauch einen neuen Anführer gewählt, er sei jetzt der Hauptmann! — Was, schrie Alvarez, Hauptmann geworden, wie man einen Handschuh um-

dreht, wie ein Pilz über nacht? — Der schlaue Sanchez aber lächelte sonderbar. Über nacht? sagte er, könnt Ihr etwa im Venusberge wissen, was es an der Zeit ist? Oho, wie lange denkt Ihr denn, daß Ihr fort gewesen, nun? — Alvarez war ganz betreten, die furchtbare Sage vom Venusberge fiel ihm jetzt erst recht aufs Herz, er traute sich selber nicht mehr. — Wißt Ihr denn nicht, sagte Sanchez, ihm immer dreister unter das Gesicht tretend, wißt Ihr nicht, daß mancher als schlanker Jungling in den Venusberg gegangen und als alter Greis mit grauem Barte zurückgekommen, und meinte doch, er sei nur ein Stündlein oder vier zu Biere gewesen, und keiner im Dorfe kannte ihn mehr, und — wie er aber dem Alvarez so nahe trat, gab ihm dieser auf einmal eine so derbe Ohrfeige, daß der Hauptmannshut vom Kopfe fiel, denn er hatte sich unterdes rund umgesehen und wohl bemerkt, daß die anderen kaum um ein paar Stunden älter geworden, seitdem er sie verlassen. Sanchez griff wütend nach seinem Degen, Alvarez auch, die anderen drängten sich wild heran, einige wollten dem alten Hauptmanne, andere dem neuen helfen. Da sprang Antonio mitten in den dichtesten Haufen, die Streitenden teilend. Seid ihr Christen? rief er, blickt um euch her, auf was habt ihr eure Sach' gestellt, daß ihr so übermütig seid? Diese alten, starren Felsen, die nur mit den Wolken verkehren, fragen nichts nach euch und werden sich eurer nimmermehr erbarmen. Oder baut ihr auf die Nußschale, die da draußen auf den Wellen schwankt? Der Herr allein thut's! Er hat uns mit seinen himmlischen Sternen durch die Einsamkeit der Nächte nach einer fremden Welt herübergeleuchtet und geht nun im stillen Morgengrauen über die Felsen und Wogen, daß es wie Morgenglocken fern durch die Lüfte klingt, wer weiß, welchen von uns sie abrufen — und anstatt niederzusinken im Gebete, laßt ihr eure blutdürstigen Leidenschaften wie Hunde gegeneinander los, daß wir alle davon zerrissen werden. Er hat recht! sagte Alvarez, seinen Degen in die Scheide stoßend. Sanchez traute dem Alvarez nicht, doch hätte er auffahren mögen vor Ärger, und wußte nicht, an wem er ihn auslassen sollte. Ihr seid ein tapferer Ritter Rhetorio, sagte er, habt Ihr noch mehr so schöne Sermone im Halse? — Ja, um jeden frechen Narren damit zu Grabe zu sprechen, entgegnete Antonio. — Oho, rief Sanchez, so müßt Ihr Feldpater werden, ich will Euch

die Tonsur scheren, mein Degen ist just heute haarscharf. Da fuhr Alvarez auf: Wer dem Antonio ans Leder wolle, müsse erst durch seinen eigenen Koller hindurch. Aber Antonio hatte schon seinen Degen gezogen, trat mit zierlichem Anstande vor und sagte zum Lieutenant, daß sie die Sache als Edelleute abmachen wollten. Alvarez und mehrere andere begleiteten nun die beiden weiterhin bis zum Saume des Waldes, die Schwerter wurden geprüft und der Kampfplatz mit feierlichem Ernste umschritten. Die Palmen streckten ihre langen Blätter und Fächer verwundert über die fremden Gesellen hinaus. Gar bald aber blitzte der Mond in den blanken Waffen, denn Sanchez griff sogleich an und verschwor sich im Fechten, Antonio solle seinen Degen hinunterschlucken bis an den Griff. Der Student aber wußte schöne, gute Hiebe und Finten von der Schule zu Salamanca her, parierte künstlich, maß und stach und versetzte dem Prahlhanse, ehe er sich's versah, einen Streich über den rechten Arm, daß ihm der Degen auf die Erde klirrte. Nun faßte Sanchez das Schwert mit der Linken und stürzte in blinder Wut von neuem auf seinen Gegner; er hätte sich selbst Antonios Degenspitze in den Leib gerannt, aber die anderen unterliefen ihn schnell und warfen ihn rücklings zu Boden, denn jetzt erst bemerkten sie, daß er schwer betrunken war. In der Hitze des Kampfes hatte er völlig die Besinnung verloren, sie mußten ihn an die Lagerfeuer zurücktragen, wo sie nun seine Wunden verbanden. Da hielt er sich für tot und fing sich selber ein Grablied zu singen an, aber es wollte nicht stimmen, er sah ganz unkenntlich aus, bis er endlich umsank und fest einschlief. — Das ist gut, er hat die Rebellion mit seinem Blute wieder abgewaschen, sagte Alvarez vergnügt, denn alle waren dem Lieutenant gewogen, weil er Not und Lust brüderlich mit seinen Kameraden teilte und in der Gefahr allezeit der erste war.

Unterdes aber hatte die Schiffsmannschaft eilig bunte Zelte aufgeschlagen und plauderte und schmauste vergnügt. Antonio mußte auf viele Gesundheiten fleißig Bescheid thun, sie erklärten ihn alle für einen tüchtigen Kerl. Dazwischen schwirrte eine Zither vom letzten Zelte, der Schiffskoch spielte den Fandango, während einige Soldaten auf dem Rasen dazu tanzten. Von Zeit zu Zeit aber rief Alvarez den Schildwachen zu, auf ihrer Hut zu sein, denn weit in der Nacht hörte man zuweilen ein

seltsames Rufen im fernen Gebirge. Nach einer Stunde etwa erwachte der Lieutenant plötzlich und sah verwirrt bald seinen Arm an, bald in der fremden Runde umher, aber er verwunderte sich nicht lange, denn dergleichen war ihm oft begegnet. Vom Meere wehte nun schon die Morgenluft erfrischend herüber, ihn schauerte innerlich, da faßte er einen Becher mit Wein und that einen guten Zug; dann sang er, noch halb im Taumel, und die anderen stimmten fröhlich mit ein:

Ade, mein Schatz, du mocht'st mich nicht,
Ich war dir zu geringe,
Und wenn mein Schiff in Stücken bricht,
Hörst du ein süßes Klingen,
Ein Meerweib singt, die Nacht ist lau,
Die stillen Wolken wandern,
Da denk an mich, 's ist meine Frau,
Nun such dir einen andern.

Ade, ihr Landsknecht', Musketier'!
Wir ziehn auf wildem Rosse,
Das bäumt und überschlägt sich schier
Vor manchem Felsenschlosse,
Lindwürmer links bei Blitzesschein,
Der Wassermann zur Rechten,
Der Haifisch schnappt, die Möwen schrein —
Das ist ein lustig Fechten!

Streckt nur auf eurer Bärenhaut
Daheim die faulen Glieder,
Gott Vater aus dem Fenster schaut,
Schickt seine Sündflut wieder.
Feldwebel, Reiter, Musketier,
Sie müssen all ersaufen,
Derweil auf der Fortuna wir
Im Paradies einlaufen.

Hier wurden sie auf einmal alle still, denn zwischen den Morgenlichtern über der schönen Einsamkeit erschien plötzlich auf einem Felsen ein hoher Mann, seltsam in weite, bunte Gewande

gehüllt. Als er in der Ferne das Schiff erblickte, that er einen durchdringenden Schrei, dann, beide Arme hoch in die Lüfte geschwungen, stürzte er durch das Dickicht herab und warf sich unten auf seine Kniee auf den Boden, die Erde inbrünstig küssend. Nach einigen Minuten aber erhob er sich langsam und überschaute verwirrt den Kreis der Reisenden, die sich neugierig um ihn versammelt hatten, es war ein Greis von fast grauenhaftem, verwilderten Ansehen. Wie erschraken sie aber, als er sie auf einmal spanisch anredete, wie einer, der die Sprache lange nicht geredet und fast vergessen hatte. Ihr habt euch, sagte er, alle sehr verändert in der einen langen Nacht, daß wir uns nicht gesehen. Darauf nannte er mehrere unter ihnen mit fremden Namen und erkundigte sich nach Personen, die ihnen gänzlich unbekannt waren.

Die Umstehenden bemerkten jetzt mit Erstaunen, daß sein Gewand aus europäischen Zeugen bunt zusammengeflickt war, um die Schultern hatte er phantastisch einen köstlichen, halbverblichenen Teppich wie einen Mantel geworfen. Sie fragten ihn, wer er sei und wie er hierher gekommen? Darüber schien der Unbekannte in ein tiefes Nachsinnen zu versinken. In Valencia, sagte er endlich halb für sich leise und immer leiser sprechend, in Valencia zwischen den Gärten, die nach dem Meere sich senken, da wohnt ein armes, schönes Mädchen und wenn es Abend wird, öffnet sie das kleine Fenster und begießt ihre Blumen, da sang ich manche Nacht vor ihrer Thür. Wenn ihr sie wiederseht, sagt ihr — daß ich — sagt ihr — Hier stockte er, starr vor sich hinsehend, und stand wie im Traume. Alvarez entgegnete: Das Mädchen, wenn sie etwa seine Liebste gewesen, müsse nun schon hübsch alt oder längst gestorben sein. — Da sah ihn der Fremde plötzlich mit funkelnden Augen an. Das lügt Ihr, rief er, sie ist nicht tot, sie ist nicht alt! — Wer lügt? entgegnete Alvarez ganz hitzig. — Elender, erwiderte der Alte, sie schläft nur jetzt, bei stiller Nacht erwacht sie oft und spricht mit mir. Ich dürfte nur ein einz'ges Wort ins Ohr ihr sagen und ihr seid verloren, alle verloren. — Was will der Prahlhans? fuhr Alvarez von neuem auf.

Sie wären gewiß hart aneinander geraten, aber der Unbekannte hatte sich schon in die Klüfte zurückgewandt. Vergeblich setzten ihm die Kühnsten nach, er kletterte wie ein Tiger, sie

mußten vor den entsetzlichen Abgrunden still stehen; nur einmal noch sahen sie seine Gewänder durch die Wildnis fliegen, dann verschlang ihn die Öde.

Wunderbar — sagte Antonio, ihm in Gedanken nachsehend — es ist, als wäre er in dieser Einsamkeit in seiner Jugend eingeschlummert, den Wechsel der Jahre verschlafend und spräch' nun irre aus der alten Zeit. — Hier wurden sie von einigen Schiffssoldaten unterbrochen, die währenddes einen Berggipfel erstiegen hatten und nun ihren Kameraden unten unablässig zuriefen und winkten. Alles kletterte eilfertig hinauf, auch Alvarez und Antonio folgten und bald hörte man droben ein großes Freudengeschrei und sah Hüte, Degenkoppeln und leere Flaschen durcheinander in die Luft fliegen. Denn von dem vorspringenden Berge sahen sie auf einmal in ein weites, gesegnetes Thal wie in einen unermeßlichen Frühling hinein. Bluhende Wälder rauschten herauf, unter Kokospalmen standen Hütten auf lustigen Auen, von glitzernden Bächen durchschlängelt, fremde, bunte Vögel zogen daruber wie abgewehte Blütenflocken. — Vivat der Herr Vicekönig Don Alvarez! rief die Schiffsmannschaft jubelnd und hob den Hauptmann auf ihren Armen hoch empor. Dieser, auf ihren breiten Schultern sich zurecht setzend, nahm das lange Perspektiv und musterte zufrieden sein Land.

Der Student Antonio aber saß doch noch höher zwischen den Blättern einer Palme, wo er mit den jungen Augen weit über Land und Meer sehen konnte. Es war ihm fast wehmütig zu Mute, als er in der stillen Morgenzeit unten Hähne krähen hörte und einzelne Rauchsäulen aufsteigen sah. Aber die Hähne krähten nicht in den Dörfern, sondern wild im Walde und der Rauch stieg aus fernen Kratern, zur Warnung, daß sie auf unheimlichem, vulkanischen Boden standen.

Plötzlich kam ein Matrose atemlos dahergerannt und erzählte, wie er tiefer im Gebirge auf Eingeborene gestoßen, die wären anfangs scheu und trotzig gewesen, auf seine wiederholten Fragen aber hätten sie ihn endlich an ihren König verwiesen und ihm das Schloß desselben in der Ferne gezeigt. — Er führte die anderen sogleich höher zwischen den Klippen hinauf und sie erblickten nun wirklich gegen Osten hin wunderbare Felsen am Strande, seltsam zerrissen und gezackt gleich Türmen und Zinnen. Unten schien ein Garten wie ein bunter Teppich sich auszubreiten, von

dem Felsen aber blitzte es in der Morgensonne, sie wußten nicht, waren es Waffen oder Bäche; der Wind kam von dort her, da hörten sie es zuweilen wie ferne Kriegsmusik durch die Morgenluft herüberklingen.

Einige meinten, man müsse den wilden Landsmann wieder aufsuchen, als Wegweiser und Dolmetsch, aber wer konnte ihn aus dem Labyrinthe des Gebirges herausfinden, auch schien es thöricht, sich einem Wahnsinnigen zu vertrauen, denn für einen solchen hielten sie alle den wunderlichen Alten. Alvarez beschloß daher, die Verwegensten zu einer bewaffneten, feierlichen Gesandtschaft auszuwählen, er selbst wollte sie gleich am folgenden Morgen zu der Residenz des Königs führen, dort hofften sie nähere Auskunft von der Natur und Beschaffenheit des Landes und vielleicht auch über den rätselhaften Spanier zu erhalten.

Das war den abenteuerlichen Gesellen eben recht, sie schwärmten nun in aller Eile wieder den Berg hinab und bald sah man ihr Boot zwischen dem Schiffe und dem Ufer hin und her schweben, um alles Nötige zu der Fahrt herbeizuholen. Auf dem Lande aber wurde das kleine Lager schleunig mit Wällen umgeben, einige fällten Holz zu den Pallisaden, andere putzten ihre Flinten, Alvarez stellte die Wachen aus, alles war in freudigem Alarm und Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. — Mitten in diesen Vorbereitungen saß Antonio in seinem Zelte und arbeitete mit allem Fleiße eine feierliche Rede aus, die der Hauptmann morgen an dem wilden Hofe halten wollte. Der Abend dunkelte schon wieder, draußen hörte er nur noch die Stimmen und den Klang der Äxte im Walde, seine Rede war ihm zu seiner großen Zufriedenheit geraten, er war lange nicht so vergnügt gewesen.

Die Sonne ging eben auf, das ganze Land schimmerte wie ein stiller Sonntagsmorgen, da hörte man ein Kriegslied von ferne herüberklingen, eine weiße Fahne mit dem castilianischen Wappen flatterte durch die grüne Landschaft. Don Alvarez war's, der zog schon so früh mit dem Häuflein, das er zu der Ambassade ausgewählt, nach der Richtung ins Blaue hinein, wo sie gestern die Residenz des Königs erblickt hatten. Die Schalksnarren hatten sich zu dem Zuge auf das allervortrefflichste ausgeputzt. Voran mit der Fahne schritt ein Trupp Soldaten, die Morgensonne

vergoldete ihnen lustig die Bärte und flimmerte in ihren Hellebarden, als hätten sich einige Sterne im Morgenrote verspätet. Ihnen folgten mehrere Matrosen, welche auf einer Bahre die für den König bestimmten Geschenke trugen: Pfannen, zerschlagene Kessel und was sonst die Armut an altem Gerümpel zusammengefegt. Darauf kam Alvarez selbst. Er hatte, um sich bei den Wilden ein vornehmes Ansehen zu geben, den Schiffsesel bestiegen, eine große Allongenperücke aufgesetzt und einen alten, weiten Scharlachmantel umgehängt, der ihn und den Esel ganz bedeckte, so daß es aussah, als ritt' der lange, hagere Mann auf einem Steckenpferde über die grüne Au. Der dicke Schiffskoch aber war als Page ausgeschmückt, der hatte die größte Not, denn der frische Seewind wollte ihm alle Augenblick das knappe Federbarett vom Kopfe reißen, während der Esel von Zeit zu Zeit gelassen einen Mund voll frischer Kräuter nahm. Antonio ging als Dolmetsch neben Alvarez her, denn er hatte schon zu Hause die indischen Sprachen mit großem Fleiße studiert. Alvarez aber zankte in einem fort mit ihm; er wollte in die Rede, die er soeben memorierte, noch mehr Figuren und Metaphern haben, gleichsam einen gemalten Schnörkel vor jeder Zeile. Dem Antonio aber fiel durchaus nichts mehr ein, denn der steigende Morgen vergoldete rings um sie her die Anfangsbuchstaben einer wunderbaren, unbekannten Schrift, daß er innerlich still wurde vor der Pracht.

Ihre Fahrt ging längs der Küste fort, bald sahen sie das Meer über die Landschaft leuchten, bald waren sie wieder in tiefer Waldeinsamkeit. Der rüstige Sanchez streifte unterdes jägerhaft umher.

Kaum hatte der Zug die Gebirgsschluchten erreicht, als ein Wilder, im Dickicht versteckt, in eine große Seemuschel stieß. Ein zweiter gab Antwort und wieder einer, so lief der Schall plötzlich von Gipfel zu Gipfel über die ganze Insel, daß es tief in den Bergen wiederhallte. Bald darauf sahen sie's hier und da im Walde aufblitzen, bewaffnete Haufen mit hellen Speeren und Schilden brachen in der Ferne aus dem Gebirge wie Waldbäche und schienen alle auf einen Punkt der Küste zuzueilen. Antonio klopfte das Herz bei dem unerwarteten Anblick. Sanchez aber schwenkte seinen Hut in der Morgenluft vor Lust. So rückte die Gesandtschaft unerschrocken fort; die Hütten, die sie seitwärts

in der Ferne sahen, schienen verlassen, die Gegend wurde immer höher und wilder. Endlich, um eine Bergesecke biegend, erblickten sie plötzlich das Ziel ihrer Wanderschaft: den senkrechten Fels mit seinen wunderlichen Bogen, Zacken und Spitzen, von Bächen zerrissen, die sich durch die Einsamkeit herabstürzten, dazwischen saßen braune Gestalten, so still, als wären sie selber von Stein, man hörte nichts, als das Rauschen der Wasser und jenseit die Brandung im Meere. In demselben Augenblicke aber that es einen durchdringenden Metallklang wie auf einen großen Schild, alle die Gestalten auf den Klippen sprangen plötzlich rasselnd mit ihren Speeren auf und rasch zwischen dem Waldesrauschen, den Bächen und Zacken stieg ein junger, hoher, schlanker Mann herab mit goldenen Spangen, den königlichen Federmantel um die Schultern und einen bunten Reiherbusch auf dem Haupte, wie ein Goldfasan. Er sprach noch im Herabkommen mit den anderen und rief den Spaniern gebieterisch zu. Da aber niemand Antwort gab, blieb er auf seine Lanze gestützt vor ihnen stehen. Alvarez' Perücke schien ihm besonders erstaunlich, er betrachtete sie lange unverwandt, man sah fast nur das Weiße in seinen Augen.

Antonio war ganz konfus, denn zu seinem Schrecken hatte er schon bemerkt, daß er trotz seiner Gelehrsamkeit kein Wort von des Königs Sprache verstand. Der unverzagte Alvarez aber fragte nach nichts, er ließ die Tragbahre mit dem alten Gerümpel dem Könige vor die Füße setzen, rückte sich auf seinem Esel zurecht und hielt sogleich mit großem Anstande seine wohlverfaßte Anrede, während einige andere hinten feierlich die Zipfel seines Scharlachmantels hielten. Da konnte sich der König endlich nicht länger überwinden, er rührte neugierig mit seinem Speer an Alvarez' Perücke, sie ließ zu seiner Verwunderung und Freude wirklich vom Kopfe des Redners los und, mit leuchtenden Augen zurückgewandt, wies er sie hoch auf der Lanze seinem Volke. Ein wildes Jauchzen erfüllte die Luft, denn ein großer Haufe brauner Gestalten hatte sich unterdes nachgedrängt, Speer an Speer, daß der ganze Berg wie ein ungeheurer Igel anzusehen war.

Der König hatte unterdes gewinkt, einige Wilde traten mit großen Körben heran, der König griff mit beiden Händen hinein und schüttete auf einmal Platten, Körner und ganze Klumpen

Goldes auf seine erstaunten Gäste aus, daß es lustig durcheinanderrollte. Da sah man in dem unverhofften Goldregen plötzlich ein Streiten und Jagen unter den Spaniern, jeder wollte alles haben und je mehr sie lärmten und zankten, je mehr warf der König aus, ein spöttisches Lächeln zuckte um seinen Mund, daß seine weißen Zähne manchmal hervorblitzten, wie bei einem Tiger. Währenddes aber schwärmten die Eingeborenen von beiden Seiten aus den Schluchten hervor, mit ihren Schilden und Speeren die Raufenden wild umtanzend.

Da war Alvarez der erste, der sich schnell besann. Ehre über Gold und Gott über alles! rief er, seinen Degen ziehend und stürzte in den dicken Knäuel der Seinigen, um sie mit Gewalt auseinander zu wirren. Christen, schrie er, wollt ihr euch vom Teufel mit Gold mästen lassen, damit er euch nachher die Halse umdreht, wie Gänsen? Seht ihr nicht, wie er mit seiner Leibgarde den Ring um euch zieht? — Aber der Teufel hatte sie schon verblendet; um nichts von ihrem Golde zurückzugeben, entflohen sie einzeln vor dem Hauptmanne, sich im Walde verlaufend mit den lächerlich vollgepfropften Taschen. Nur einige alte Soldaten sammelten sich um Alvarez und den Lieutenant. Die Eingeborenen stutzten, da sie die bewegliche Burg und die Musketen plötzlich zielend auf sich gerichtet sahen, sie schienen den Blitz zu ahnden, der an den dunklen Röhren hing, sie blieben zaudernd stehen. So entkam der Hauptmann mit seinen Getreuen dem furchtbaren Kreise der Wilden, ehe er sich noch völlig hinter ihnen geschlossen hatte.

In der Eile aber hatte auch dieses Häuflein den ersten besten Pfad eingeschlagen und war, ohne es zu bemerken, immer tiefer in den Wald geraten. Der nahm kein Ende, die Sonne brannte auf die nackten Felsen und als sie sich endlich senkte, hatten sie sich gänzlich verirrt. Jetzt brach die Nacht herein, ein schweres Gewitter, das lange in der Ferne über dem Meere gespielt, zog über das Gebirge; den armen Antonio hatten sie gleich beim Anbruche der Dunkelheit verloren. So stoben sie wie zerstreute Blätter im Sturme durch die schreckliche Nacht, nur die angeschwollenen Bäche rauschten zornig in der Wildnis, dazwischen das blendende Leuchten der Blitze, das Schreien der Wilden und die Signalschüsse der Verirrten aus der Ferne. — Horcht, sagte Sanchez, das klingt so hohl unter den Tritten, als ginge

ich über mein Grab und die Wetter breiteten sich drüber wie schwarze Bahrtücher, mit feurigen Blumen durchwirkt, das wär' ein schönes Soldatengrab! — Schweig, fuhr ihn Alvarez an, wie kommst du jetzt darauf? — Das kommt von dem verdammten Trinken, entgegnete Sanchez, da werd' ich zu Zeiten so melancholisch danach. Er sang:

Und wenn es einst dunkelt,
Der Erd' bin ich satt,
Durchs Abendrot funkelt
Eine prächtige Stadt;
Von den goldenen Türmen
Singet der Chor,
Wir aber stürmen
Das himmlische Thor!

Was ist das! rief plötzlich ein Soldat. Sie sahen einen Fremden mit bloßem Schwerte durch die Nacht auf sich zustürzen, sein Mantel flatterte weit im Winde. — Beim Glanze der Blitze erkannten sie ihren wahnsinnigen Landsmann wieder. — Hallo! rief ihm Sanchez freudig entgegen, hat dich der Lärm und das Schießen aus deinen Felsenritzen herausgelockt, kannst du das Handwerk nicht lassen? — Der Alte aber, scheu zurückblickend, ergriff hastig die Hand des Lieutenants und drängte alle geheimnisvoll und wie in wilder Flucht mit sich fort. Noch ist es Zeit, sagte er halbleise, ich rette euch noch, nur rasch, rasch fort, es brennt, seht, wie die blauen Flämmchen hinter mir aus dem Boden schlagen, wo ich trete! — Führ uns ordentlich und red nicht so toll in der verrückten Nacht! entgegnete Alvarez ärgerlich. — Da leuchtete ein Blitz durch des Alten fliegendes Haar. Er blieb stehen und zog die Locken über das Gesicht durch seine weitausgespreizten Finger. Grau, alles grau geworden in einer Nacht — sagte er mit schmerzlichem Erstaunen — aber es könnte noch alles gut werden, setzte er nach einem Augenblicke hinzu, wenn sie mich nur nicht immer verfolgte. — Wo? wer? fragte Sanchez. — Die grausilberne Schlange, erwiderte der Alte heimlich und riß die Erstaunten wieder mit sich durch das Gestein. Plötzlich aber schrie er laut auf: Da ist sie wieder! — Alles wandte sich erschrocken um. — Er meinte den Strom, der, so-

eben tief unter dem Felsen vorüberschießend, im Wetterleuchten heraufblickte. — Ehe sie sich aber noch besannen, flog der Unglückliche schon durch das Dickicht fort, die Haare stiegen ihm vor Entsetzen zu Berge, so war er ihnen bald in der Dunkelheit zwischen den Klüften verschwunden.

Währenddes irrte Antonio verlassen im Gebirge umher. In der Finsternis war er unversehens von den Seinigen abgekommen. Als er's endlich bemerkte, waren sie schon weit; da hörte er plötzlich wieder Tritte unter sich und eilte darauf zu, bis er mit Schrecken gewahr wurde, daß es Eingeborene waren, die hastig und leise, als hätten sie einen heimlichen Anschlag, vorüberstreiften, ohne ihn zu sehen. Ihn schauerte und doch war's ihm eigentlich recht lieb so. Er dachte übers Meer nach Hause, wie nun alle dort ruhig schliefen und nur die Turmuhr über dem mondbeschienenen Hof schlüge und die Bäume dunkel rauschten im Garten. Wie grauenhaft waren ihm da vom Balkone oft die Wolken vorgekommen, die über das stille Schloß gingen, wie Gebirge im Traume. Und jetzt stand er wirklich mitten in dem Wolkengebirge, so rätselhaft sah hier alles aus in dieser wilden Nacht! Nur zu, blas' nur immer zu, blinder Sturm, glühet ihr Blitze! rief er aus und schaute recht zufrieden und tapfer umher, denn alles Große ging durch seine Seele, das er auf der Schule aus den Büchern gelernt, Julius Cäsar, Brutus, Hannibal und der alte Cid. — Da brannte ihn plötzlich sein Gold in der Tasche, auch er hatte sich nicht enthalten können, in dem Goldregen mit seinem Hütlein einige Körner aufzufangen. — Frei vom Mammon will ich schreiten auf dem Felde der Wissenschaft, sagte er und warf voll Verachtung den Goldstaub in den Sturm, es gab kaum einen Dukaten, aber er fühlte sich noch einmal so leicht.

Unterdes war das Gewitter rasch vorübergezogen, der Wind zerstreute die Wolken wie weiße Nachtfalter in wildem Fluge über den ganzen Himmel, nur tief am Horizonte noch schweiften die Blitze, die Nacht ruhte ringsher auf den Höhen aus. Da fühlte Antonio erst die tiefe Einsamkeit, verwirrt eilte er auf den verschlungenen Pfaden durch das Labyrinth der Klippen lange fort. Wie erschrak er aber, als er auf einmal in derselben Gegend

herauskam, aus der sie am Morgen entflohen. Der Fels des Königs mit seinen seltsamen Schluften und Spitzen stand wieder vor ihm, nur an einem anderen Abhange desselben schien er sich zu befinden. Jetzt aber war alles so stumm dort, die Wellen plätscherten einförmig, riesenhaftes Unkraut bedeckte überall wild-zerworfenes Gemäuer. — Antonio sah sich zögernd nach allen Seiten um. Schon gestern hatten ihn die Mauertrümmer, die fast wie Leichensteine aus dem Grün hervorragten, rätselhaft verlockt. Jetzt konnte er nicht länger widerstehen, er zog heimlich seine Schreibtafel hervor, um den kostbaren Schatz von Inschriften und Bilderzeichen, die er dort vermutete, wie im Fluge zu erheben.

Da aber wurde er zu seinem Erstaunen erst gewahr, daß er eigentlich mitten in einem Garten stand. Gänge und Beete mit Buchsbaum eingefaßt, lagen umher, eine Allee führte nach dem Meere hin, die Kirschbäume standen in voller Blüte. Aber die Beete waren verwildert, Rehe weideten auf den einsamen Gängen, an den Bäumen schlangen sich üppige Ranken wild bis über die Wipfel hinaus, von wunderbaren, hohen Blumen durchglüht. Seitwärts standen die Überreste einer verfallenen Mauer, die Sterne schienen durch das leere Fenster, in dem Fensterbogen schlief ein Pfau, den Kopf unter die schimmernden Flügel versteckt.

Antonio wandelte wie im Traume durch die verwilderte Pracht, kein Laut rührte sich in der ganzen Gegend, da war es ihm plötzlich, als sähe er fern am anderen Ende der Allee jemand zwischen den Bäumen gehen, er hielt den Atem an und blickte noch einmal lauschend hin, aber es war alles wieder still, es schien nur ein Spiel der wankenden Schatten. Da kam er endlich in eine dunkle Laube, die der Wald sich selber lustig gewoben, das schien ihm so heimlich und sicher, er wollt' nur einen Augenblick rasten und streckte sich ins hohe Gras. Ein würziger Duft wehte nach dem Regen vom Walde herüber, die Blätter flüsterten so schläferig in der leisen Luft, müde sanken ihm die Augen zu.

Die wunderbare Nacht aber sah immerfort in seinen Schlaf hinein und ließ ihn nicht lange ruhen, und als er erwachte, hörte er mit Schrecken neben sich atmen. Er wollte rasch aufspringen, aber zwei Hände hielten ihn am Boden fest. Beim zitternden Mondesflimmer durchs Laub glaubte er eine schlanke Frauengestalt zu erkennen: — Ich wußte es wohl, daß du kommen würdest, redete sie ihn in spanischer Sprache an. — So bist du

eine Christin? fragte er ganz verwirrt. — Sie schwieg. — Hast du mich denn schon jemals gesehen? — Gestern nachts bei unserem Feste, erwiderte sie, du warst allein mit euerm Seekönige. — Eine entsetzliche Ahnung flog durch Antonios Seele, er mühte sich in der Finsternis vergeblich, ihre Züge zu erkennen, draußen gingen Wolken wechselnd vorüber, zahllose Johanniswürmchen umkreisten leuchtend den Platz. — Da hörte er fern von den Höhen einen schönen, männlichen Gesang. Wer singt da? fragte er erstaunt. — Still, still, erwiderte die Unbekannte, laß den nur in Ruh'. Hier bist du sicher, niemand besucht diesen stillen Garten mehr, sonst war es anders — dann sang sie selber wie in Gedanken:

Er aber ist gefahren
Weit übers Meer hinaus,
Verwildert ist der Garten,
Verfallen liegt sein Haus.

Doch nachts im Mondenglanze
Sie manchmal noch erwacht,
Löst von dem Perlenkranze
Ihr Haar, das wallt wie Nacht,

So sitzt sie auf den Zinnen,
Und über ihr Angesicht
Die Perlen und Thränen rinnen,
Man unterscheid't sie nicht.

Da teilte ein frischer Wind die Zweige, im hellen Mondlichte erkannte Antonio plötzlich die „Frau Venus“ wieder, die sie gestern nachts schlummernd in der Höhle gesehen, ihre eigenen Locken wallten wie die Nacht. — Ein Grauen überfiel ihn, er merkte erst jetzt, daß er unter glühenden Mohnblumen wie begraben lag. Schauernd sprang er empor und schüttelte sich ab, sie wollte ihn halten, aber er riß sich von ihr los. Da that sie einen durchdringenden Schrei, daß es ihm durch Mark und Bein ging, dann hörte er sie in herzzerreißender Angst rufen, schelten und rührend flehen.

Aber er war schon weit fort, der Gesang auf den Höhen war verhallt, die Wälder rauschten ihm wieder erfrischend ent-

gegen, hinter ihm versank allmählich das schöne Weib, das Meer und der Garten, nur zuweilen noch hörte er ihre Klagen wie das Schluchzen einer Nachtigall von ferne durch den Wind herüberklingen.

Du sollst mich doch nicht fangen,
Duftschwüle Zaubernacht!
Es stehn mit goldnem Prangen
Die Stern' auf stiller Wacht
Und machen unterm Grunde,
Wo du verirret bist,
Getreu die alte Runde,
Gelobt sei Jesus Christ!

Wie bald in allen Bäumen
Geht nun die Morgenluft,
Sie schütteln sich in Träumen,
Und durch den roten Duft
Eine fromme Lerche steiget,
Wenn alles still noch ist,
Den rechten Weg dir zeiget —
Gelobt sei Jesus Christ!

So sang es im Gebirge, unten aber standen zwei spanische Soldaten fast betroffen unter den Bäumen, denn es war ihnen, als ginge ein Engel singend über die Berge, um den Morgen anzubrechen. Da stieg ein Wanderer rasch zwischen den Klippen herab, sie erkannten zu ihrer großen Freude den Studenten Antonio, er schien bleich und zerstört. — Gott sei Dank, daß Ihr wieder bei uns seid! rief ihm der eine Soldat entgegen. Ihr hättet uns beinahe konfus gemacht mit Eurem Gloria, meinte der andere, Ihr habt eine gute, geistliche Kehle. Wo kommt Ihr her? — Aus einem tiefen Bergwerke, sagte Antonio, wo mich der falsche Flimmer verlockt — wie so unschuldig ist hier draußen die Nacht! — Bergwerk? wo habt Ihr's gefunden? fragten die Soldaten mit hastiger Neugier. — Wie, sprach ich von einem Bergwerke? erwiderte Antonio zerstreut, wo sind wir denn? — Die Soldaten zeigten über den Wald, dort läge ihr Landungsplatz. Sie erzählten ihm nun, wie die zersprengte Gesandtschaft unter großen

Mühseligkeiten endlich wieder das Lager am Strande erreicht. Da habe der brave Alvarez, da er den Antonio dort nicht gefunden, sie beide zurückgeschickt, um ihn aufzusuchen und wenn sie jeden Stein umkehren und jede Palme schutteln sollten. Antonio schien wenig darauf zu hören. Die Soldaten aber meinten, es sei diese Nacht nicht geheuer im Gebirge, sie nahmen daher den verträumten Studenten ohne weiteres in ihre Mitte und schritten rasch mit ihm fort.

So waren sie in kurzer Zeit bei ihren Zellen angelangt. Dort stand Alvarez wie ein Wetterhahn auf dem frisch aufgeworfenen Erdwall, vor Ungeduld sich nach allen Winden drehend. Er schimpfte schon von weitem, da er endlich den Verirrten ankommen sah. Ein Weltentdecker, sagte er, muß den Kompaß in den Füßen haben, in der Wildnis bläst der Sturm die Studierlampe aus, da schlägt ein kluger Kopf sich Funken aus den eigenen Augen. Was da Logik und Rhetorik! Sie hätten deinen Kopf aufgefressen mit allen Wissenschaften drin, aber ich hatt's ihnen zugeschworen, sie mußten zum Nachtische alle unsere bleiernen Pillen schlucken, oder meine eigenen alten Knochen nachwürgen. Du bist wohl recht verängstigt und müde, armer Junge, Gott, wie du aussiehst! — Nun ergriff er den Studenten vor Freuden beim Kopfe, strich ihm die vollen braunen Locken aus der Stirn und führte ihn eilig ins Lager in sein eigenes Zelt, wo er sich sogleich auf eine Matte hinstrecken mußte. Im Lager aber war schon ein tiefes Schweigen, die müden Gesellen lagen schlafend wie Tote umher. Nur der Lieutenant Sanchez wollte diese Nacht nicht mehr schlafen noch ruhen, er saß auf den zusammengelegten Waffen der Mannschaft; eine Flasche in der Hand, trank er auf eine fröhliche Auferstehung, der Nachtwind spielte mit der roten Hahnfeder auf seinem Hute, der ihm verwegen auf einem Ohre saß; er war wahrhaftig schon wieder berauscht. Antonio mußte nun seine Abenteuer erzählen. Er berichtete verworren und zerstreut, in seinem Haare hing noch eine Traumblume aus dem Garten. Alvarez blieb dabei, das Frauenzimmer sei die Frau Venus gewesen und jene Höhle, die sie in der Walpurgisnacht entdeckt, der Eingang zum Venusberge. Sanchez aber rückte immer näher, während er hastig ein Glas nach dem anderen hinunterstürzte; er fragte wunderlich nach der Lage der Höhle, nach dem Wege dahin, sie mußten ihm alles aus-

führlich beschreiben. — Auf einmal war er heimlich verschwunden.

Der Abenteurer schlich sich sacht und vorsichtig durch die schläferigen Posten, über dem Gespräche hatte ihn plötzlich das Gelüsten angewandelt, den dunklen Vorhang der phantastischen Nacht zu lüften — er wollte die Frau Venus besuchen. Er hatte sich Felsen, Schlünde und Stege aus Alvarez' Rede wohl gemerkt, es traf alles wunderbar zu. So kam er in kurzer Zeit an das stille Thal. Ein schmaler Felsenpfad führte fast unkenntlich zwischen dem Gestrüppe hinab, die Sterne schienen hell über den Klippen, er stieg im trunkenen Übermute in den Abgrund. Da brach plötzlich ein Reh neben ihm durch das Dickicht, er zog schnell seinen Degen. Hoho, Ziegenbock! rief er, hast du die Hexe abgeworfen, die zu meiner Hochzeit ritt! Das ist eine bleiche, schläferige Zeit zwischen Morgen und Nacht, da schauern die Toten und schlüpfen in ihre Gräber, daß man die Leichentücher durchs Laub streichen hört. Wo sich eine verspätet beim Tanze, ich greif sie, sie soll meine Brautjungfer sein. — Zum Teufel, red' vernehmlicher, Waldeinsamkeit! ich kann ja dein Lied aus alter Zeit, wenn wir auf wilder Freite in Flandern nachts an den Wällen lagen vor mancher schönen Stadt, die von den schlanken Türmen mit ihrem Glockenspiele durch die Luft musizierte. Die Sterne löschen schon aus, wer weiß, wer sie wiedersieht! — Nur leise, sacht zwischen den Werken, in den Laufgräben fort! die Wolken wandern, die Wächter schlafen auf den Wällen, in ihre grauen Mäntel gehüllt, sie thun, als wären sie von Stein. — Verfluchtes Grauen, ich seh' dich nicht, was hauchst du mich so kalt an, ich ringe mit dir auf der Felsenwand, du bringst mich nicht hinunter!

Jetzt stand er auf einmal vor der Kluft, die Alvarez und Antonio in jener Nacht gesehen. Es war die erste, geheimnisvolle Morgenzeit, in dem ungewissen Zwielichte erblickte er die junge, schlanke Frauengestalt, ganz wie sie ihm beschrieben worden, auf dem Moosbette in ihrem Schmucke schlummernd, den schönen Leib von ihren Locken verdeckt. Alte, halbverwitterte Fahnen, wie es schien, hingen an der Wand umher, der Wind spielte mit den Lappen, hinten in der Dämmerung, den Kopf vornüber gebeugt, saß es wie eine eingeschlafene Gestalt.

Es ist die höchste Zeit, flüsterte Sanchez ganz verblendet, sonst versinkt alles wieder, schon hör' ich Stimmen gehen. Wie

oft schon sah ich im Weine ihr Bild, das war so schön und wild in des Bechers Grund. Einen Kuß auf ihren Mund, so sind wir getraut, eh' der Morgen graut. — So taumelte der Trunkene nach der Schlummernden hin, er fuhr schauernd zusammen, als er sie anfaßte, ihre Hand war eiskalt. Im Gehen aber hatte er sich mit den Sporen in die Trümmer am Boden verwickelt, eine Rüstung an der Wand stürzte rasselnd zusammen, die alten Fahnen flatterten im Winde, bei dem Dämmerscheine war's ihm, als rührte sich alles und dunkle Arme wänden sich aus der Felswand. Da sah er plötzlich im Hintergrunde den schlafenden Wächter sich aufrichten, daß ihn innerlich grauste. An dem irren, funkelnden Blicke glaubte er den alten, wahnsinnigen Spanier wiederzuerkennen, der warf, ohne ein Wort zu sagen, seinen weiten Mantel über die Schultern zurück, ergriff das neben ihm stehende Schwert und drang mit solcher entsetzlichen Gewalt auf ihn ein, daß Sanchez kaum Zeit hatte, seine wütenden Streiche aufzufangen. Bei dem Klange ihrer Schwerter aber fuhren große, scheußliche Fledermäuse aus den Felsenritzen und durchkreisten mit leisem Fluge die Luft, graue Nebelstreifen dehnten und reckten sich wie Drachenleiber verschlafen an den Wipfeln, dazwischen wurden Stimmen im Walde wach, bald hier, bald dort, eine weckte die andere, aus allen Löchern, Hecken und Klüften stieg und kroch es auf einmal, wilde, dunkle Gestalten im Waffenschmucke, und alles stürzte auf Sanchez zusammen. Nun, nun, steht's so! rief der verzweifelte Lieutenant, laß mich los, alter Narr, mit deinem verwitterten Barte! Das ist keine Kunst, so viele über einen. Schickt mir euern Meister selber her, es gelüstet mich recht, mit ihm zu fechten! Aber der Teufel hat keine Ehre im Leibe. Ihr höllisches Ungeziefer, nur immer heraus vor meine christliche Klinge! nur immer zu, ich hau mich durch! — So, den Degen in der Faust, wich er, wie ein gehetztes Wild, kämpfend von Stein zu Stein, das einsame Felsenthal hallte von den Tritten und Waffen, im Osten hatte der Morgen schon wie ein lustiger Kriegsknecht die Blutfahne ausgehangen.

Im Lager flackerten unterdes nur noch wenige Wachtfeuer halberlöschend, eine Gestalt nach der anderen streckte sich in der Morgenkühle, einige saßen schon wach auf ihrem Mammon und besprachen das künftige Regiment der Insel. Plötzlich riefen draußen die Schildwachen an, sie hatten Lärm im Gebirge gehört. Jetzt

vermißte man erst den Lieutenant. Alles sprang bestürzt zu den Waffen, keiner wußte, was das bedeuten könnte. Der Lärm aber, als sie so voller Erwartung standen, ging über die Berge wie ein Sturm wachsend immer näher, man konnte schon deutlich dazwischen das Klirren der Waffen unterscheiden. Da, im falben Zwielichte, sahen sie auf einmal den Sanchez droben aus dem Walde dahersteigen, bleich und verstört, mit den Geistern fechtend. Hinter ihm drein aber toste eine wilde Meute, es war, als ob aller Spuk der Nacht seiner blutigen Fährte folgte. Sein Frevel, wie es schien, hatte das dunkle Wetter, das schon seit gestern grollend über den Fremden hing, plötzlich gewendet, von allen Höhen stürzten bewaffnete Scharen wie reißende Ströme herab, der Klang der Schilde, das Schreien und der Wiederhall zwischen den Felsen verwirrte die Stille und bald sahen sich die Spanier von allen Seiten umzingelt. — Macht dem Lieutenant Luft! rief Alvarez und warf sich mit einigen Soldaten mitten in den dicksten Haufen. Schon hatten sie den Sanchez gefaßt und führten den Wankenden auf einen freien Platz am Meere, aber zu spät, von vielen Pfeilen durchbohrt, brach er neben seinen Kameraden auf dem Rasen zusammen — sein Wort war gelöst, er hatte sich wacker durchgeschlagen.

Bei diesem Anblicke ergriff alle eine unsägliche Wut, keiner dachte mehr an sich im Schmerze, sie mähten sich wie die Todesengel in die dunklen Scharen hinein, Alvarez und Antonio immer tapfer voran. Da erblickten sie auf einmal ihren wahnsinnigen Landsmann, mitten durch das Getümmel mit dem Schwerte auf sie eindringend. Vergebens riefen sie ihm warnend zu — er stürzte sich selbst in ihre Speere, ein freudiges Leuchten ging über sein verstörtes Gesicht, daß sie ihn fast nicht wiedererkannten, dann sahen sie ihn taumeln und mit durchbohrtem Herzen tot zu Boden sinken. — Ein entsetzliches Rachegeschrei erhob sich über dem Toten, die Wilden erneuerten mit verdoppeltem Grimme ihren Angriff, es war, als ständen die Erschlagenen hinter ihnen wieder auf, immer neue scheußliche Gestalten wuchsen aus dem Blute, schon rannten sie jauchzend nach dem Strande, um die Spanier von ihrem Schiffe abzuschneiden. Jetzt war die Not am höchsten, ein jeder befahl sich Gott, die Spanier fochten nicht mehr für ihr Leben, nur um einen ehrlichen Soldatentod. — Da ging es auf einmal wie ein Schauder durch die unabsehliche, feindliche

Schar, alle Augen waren starr nach dem Gebirge zurückgewandt. Auch Antonio und Alvarez standen ganz verwirrt mitten in der blutigen Arbeit. Denn zwischen den Palmenwipfeln in ihrem leuchtenden Totenschmucke kam die Frau Venus, die wilden Horden teilend, von den Felsen herab. Da stürzten plötzlich die Eingeborenen wie in Anbetung auf ihr Angesicht zur Erde, die Spanier atmeten tief auf, es war auf einmal so still, daß man die Wälder von den Höhen rauschen hörte.

Indem sie aber noch so staunend stehen, tritt die Wunderbare mitten unter sie, ergreift Sanchez' Mantel, den sie seltsam um ihren Leib schlägt und befiehlt ihnen, sich rasch in das Boot zu werfen, ehe der Zauber gelöst. Darauf umschlingt sie Antonio, halb drängt, halb trägt sie ihn ins Boot hinein, die anderen, ganz verdutzt, bringen eiligst Sanchez' Leichnam nach, alles stürzt in die Barke. So gleiten sie schweigend dahin, schon erheben sich einzelne Gestalten wieder am Ufer, ein leises Murmeln geht wachsend durch die ganze furchtbare Menge, da haben sie glücklich ihr Schiff erreicht. Dort aber faßt die Unbekannte sogleich das Steuer, die stille See spiegelt ihr wunderschönes Bild, ein frischer Wind vom Lande schwellt die Segel und als die Sonne aufgeht, lenkt sie getrost zwischen den Klippen in den Glanz hinaus.

Die Spanier wußten nicht, wie ihnen geschehen. Als sie sich vom ersten Schrecke erholt, gedachten sie erst ihrer Goldklumpen wieder, die sie auf der Insel zurückgelassen. Da fuhren sie dann wieder so arm und lumpig von dannen, wie sie gekommen. — Der Teufel hat's gegeben, der Teufel hat's genommen, sagte der spruchreiche Alvarez verdrießlich. — Darüber aber hatten sie den armen Sanchez fast vergessen, der auf dem Verdecke unter einer Fahne ruhte. Alvarez beschloß nun, vor allem anderen ihm die letzte Ehre anzuthun, wie es einem tapferen Seemanne gebührte. Er berief sogleich die ganze Schiffsmannschaft, die einen stillen Kreis um den Toten bildete, dann trat er in die Mitte, um die Leichenrede zu halten. Seht da, den gewesenen Lieutenant, sagte er, nehmt euch ein Exempel dran, die ihr immer meint, Unkraut verdürb' nicht. Ja, da seht ihn liegen, er war tapfer, oftmals betrunken, aber tapfer — weiter bracht' er's nicht, denn die

Stimme brach ihm plötzlich und Thränen stürzten ihm aus den Augen, als er den treuen Kumpan so bleich und still im lustigen Morgenrote daliegen sah. Einige Matrosen hatten ihn unterdes in ein Segeltuch gewickelt, andere schwenkten die Flaggen über ihm auf eine gute Fahrt auf dem großen Meere der Ewigkeit — dann ließen sie ihn an Seilen über Bord ins feuchte Grab hinunter. So ist denn, sagte Alvarez, sein Leiblied wahr geworden: „Ein Meerweib singt, die Nacht ist lau, da denkt an mich, 's ist meine Frau." Man soll den Teufel nicht an die Wand malen. — Kaum aber hatte der Tote unten die kalte See berührt, als er auf einmal in seinem Segeltuche mit großer Vehemenz zu arbeiten anfing. Ihr Narren, ihr, schimpfte er, was, Wein soll das sein? elendes Wasser ist's! — Die Matrosen hätten vor Schreck beinahe Strick und Mann fallen lassen, aber Alvarez und Antonio sprangen rasch hinzu und zogen voller Freuden den Ungestümen wieder über Bord hinauf. Hier drängten sich nun die Überraschten von allen Seiten um ihn herum und während die einen seine Wunden untersuchten und verbanden, andere jauchzend ihre Hüte in die Luft warfen, glotzte der unsterbliche Lieutenant alle mit seinen hervorstehenden Augen stumm und verwogen an, bis sein Blick endlich die wunderbare Führerin des Schiffes traf. Da schrie er plötzlich auf: Die ist's! ich selber sah sie in den Klüften auf dem Moosbette schlafen!

Aller Augen wandten sich nun von neuem auf die schöne Fremde, die, auf das Steuer gelehnt, gedankenvoll nach der fernen Küste hinübersah. Keiner traute ihr, Antonio aber erkannte bei dem hellen Tageslichte das Mädchen aus dem wüsten Garten wieder. Da faßte Alvarez sich ein Herz, trat vor und fragte sie, wer sie eigentlich wäre? — Alma, war ihre Antwort. — Warum sie zu ihnen gekommen? — Weil sie euch erschlagen wollten, erwiderte sie in ihrem gebrochenen Spanisch. — Ob sie mit ihnen fahren und ihm als Page dienen wolle? — Nein, sie wolle dem Antonio dienen. — Woher sie denn aber spanisch gelernt? — Vom Alonzo, den sie erstochen hätten. — Den tollen Alten, fiel hier Sanchez hastig ein, wer war er und wie kam er zu dir? — Ich weiß nicht, entgegnete Alma. — Kurz und gut, hob Alvarez wieder an, war die Frau Venus auf Walpurgisnacht auf eurer Insel? Oder bist du gar selber die Frau Venus? Habt ihr beide — wollt' sagen: du oder die Frau Venus — dazumal

in der Felsenkammer geschlafen? — Sie schüttelte verneinend den Kopf. — Nun, so mag der Teufel daraus klug werden! ich will mich heute gar nicht mehr wundern, Frau Venus, Urgande, Megära, das kommt und geht so, rief der Hauptmann ungeduldig aus und benannte das Eiland, dessen blaue Gipfel soeben im Morgendufte versanken, ohne weiteres die Venusinsel, von der Frau Venus, die nicht da war.

Die darauffolgende Nacht war schön und sternklar, die Fortuna mit ihren weißen Segeln glitt wie ein Schwan durch die mondlichte Stille. Da trat Antonio leise auf das Verdeck hinaus, er hatte keine Rast und Ruh, es war ihm, als müßte er die schöne Fremde bewachen, die sorglos unten ruhte. Wie erstaunte er aber, als er das Mädchen droben schon wach und ganz allein erblickte, es war alles so einsam in die Runde, nur manchmal schnalzte ein Fisch im Meere, sie aber saß auf dem Boden mitten zwischen wunderlichem Krame, ein Spiegel, Kämme, ein Tamburin und Kleidungsstücke lagen verworren um sie her. Sie kam ihm wie eine Meerfei vor, die, bei Nacht aus der Flut gestiegen, sich heimlich putzt, wenn alle schlafen. Er blieb scheu zwischen dem Tauwerke stehen, wo sie ihn nicht bemerken konnte. Da sah er, wie sie nun einzelne Kleidungsstücke flimmernd gegen den Mond hielt, er erkannte seinen eigenen Sonntagsstaat, den er ihr gestern gezeigt: die gestickte Feldbinde, das rotsammetne, weißgestickte Wämschen. Sie zog es eilig an; Antonio war schlank und fein gebaut, es paßte ihr alles wie angegossen. Darauf legte sie den blendendweißen Spitzenkragen um Hals und Brust und drückte das Barett mit den nickenden Federn auf das Lockenköpfchen. Als sie fertig war, sprang sie auf, sie schien sich über sich selbst zu verwundern, so schön sah sie aus. Da stieß sie unversehens mit den Sporen an das Tamburin am Boden. Sie ergriff es rasch, und den tönenden Reif hoch über sich schwingend, fing sie mit leuchtenden Augen zu tanzen an, fremd und doch zierlich, und sang dazu:

> Bin ein Feuer hell, das lodert
> Von dem grünen Felsenkranz,
> Seewind ist mein Buhl' und fodert
> Mich zum lust'gen Wirbeltanz,

Kommt und wechselt unbeständig.
Steigend wild,
Neigend mild
Meine schlanken Lohen wend' ich,
Komm nicht nah mir, ich verbrenn' dich!

Wo die wilden Bäche rauschen
Und die hohen Palmen stehn,
Wenn die Jäger heimlich lauschen,
Viele Rehe einsam gehn.
Bin ein Reh, flieg durch die Trümmer
Über die Höh,
Wo im Schnee
Still die letzten Gipfel schimmern,
Folg mir nicht, erjagst mich nimmer!

Bin ein Vöglein in den Lüften,
Schwing mich übers blaue Meer,
Durch die Wolken von den Klüften
Fliegt kein Pfeil mehr bis hierher,
Und die Au'n und Felsenbogen,
Waldeseinsamkeit
Weit, wie weit,
Sind versunken in die Wogen —
Ach, ich habe mich verflogen!

Bei diesen Worten warf sie sich auf den Boden nieder, daß das Tamburin erklang, und weinte. — Da trat Antonio rasch hinzu, sie fuhr empor und wollte entfliehen. Als sie aber seine Stimme über sich hörte, lauschte sie hoch auf, strich mit beiden Händen die aufgelösten Locken von den verweinten Augen und sah ihn lächelnd an.

Antonio, wie geblendet, setzte sich zu ihr an den Bord und pries ihren wunderbaren Tanz. Sie antwortete kein Wort darauf, sie war erschrocken und in Verwirrung. Endlich sagte sie schüchtern und leise: Sie könne nicht schlafen vor Freude, es sei ihr so licht im Herzen. — Gerade so geht mir's auch, dachte er und schaute sie noch immer ganz versunken an. Da fiel ihm eine goldene Kette auf, die aus ihrem Wämschen blinkte. Sie

bemerkte es und verbarg sie eilig. Antonio stutzte. Von wem hast du das kostbare Angedenken? fragte er. — Von Alonzo, erwiderte sie zögernd. — Wunderbar, fuhr er fort, gesteh es nur, du weißt es ja doch, wer der Alte war und wie er übers Meer gekommen. Und du selbst — wir sahen dich schlummern in der Kluft beim Fackeltanze, und dann an jenem blutigroten Morgen warf sich das Volk erschrocken vor dir hin — wer bist du? — Sie schwieg mit tiefgesenkten Augen und wie er so fortredend in sie drang, brach endlich ein Strom von Thränen unter den langen, schwarzen Wimpern hervor. Ach, ich kann ja nicht dafür! rief sie aus und bat ihn ängstlich und flehentlich, er sollt' es nicht verlangen, sie könnt' es ihm nicht sagen, sonst würde er böse sein und sie verjagen. — Antonio sah sie verwundert an, sie war so schön, er reichte ihr die Hand. Als sie ihn so freundlich sah, rückte sie näher und plauderte so vertraulich, als wären sie jahrelang schon beisammen. Sie erzählte von der Nacht auf dem Gebirge, wo sie ihn beim flüchtigen Fackelscheine zum erstenmale gesehen, wie sie dann traurig gewesen, als er damals im Garten sie so schnell verließ, sie meinte, die Wilden würden ihn erschlagen.

Antonio aber war's bei dem Tone ihrer Stimme, als hörte er zur Frühlingszeit die erste Nachtigall in seines Vaters Garten. Die Sterne schienen so glänzend, die Wellen zitterten unter ihnen im Mondenscheine, nur von ferne kühlte sich die Luft mit Blitzen, bis endlich Alma vor Schlaf nicht mehr weiter konnte und müde ihr Köpfchen senkte.

Auch Antonio war zuletzt eingeschlummert. Da träumte ihm von dem schönen verwilderten Garten, es war, als wollt' ihm der Vogel in dem ausgebrochenen Fensterbogen im Schlafe von Diego erzählen, der unter den glühenden Blumen sich verirrt. Und als er so, noch halb im Traume, die Augen aufschlug, flog schon ein kühler Morgenwind kräuselnd über die See, er blickte erschrocken umher, da hörte er wieder die Frau Venus neben sich atmen wie damals und von fern stiegen die Zacken und Felsen der Insel allmählich im Morgengrauen wieder empor, dazwischen glaubte er wirklich den Vogel im Gebirge singen zu hören. Jetzt ruft es auch plötzlich: Land! aus dem Mastkorbe; verschlafene Matrosen erheben sich, im Inneren des Schiffes beginnt ein seltsames Murmeln und Regen. Nun fährt Alma verwirrt aus dem

Schlafe empor. Da sie die Wälder, Felsen und Palmen sieht, springt sie voller Entsetzen auf und wirft einen dunklen tödlichen Blick auf Antonio. Du hast mich verraten, ihr wollt mich bei den Meinigen heimlich wieder aussetzen! ruft sie aus und schwingt sich behende auf den Bord des Schiffes, um sich ins Meer zu stürzen. Aber Antonio faßte sie schnell um den Leib, sie stutzte und sah ihn erstaunt mit ungewissen Blicken an. Unterdes war auch Alvarez auf dem Verdecke erschienen: still, still, rief er den Leuten zu, nur sacht, eh' sie uns drüben merken! Er ließ die Anker werfen, das Boot wurde leise und geräuschlos heruntergelassen, die Berge und Klüfte breiteten sich immer mächtiger in der Dämmerung aus. Da zweifelte Antonio selbst nicht länger, daß es auf Alma abgesehen. Ganz außer sich schwang er die arme Verratene auf seinen linken Arm, zog mit der rechten seinen Degen und rief vortretend mit lauter Stimme: Es sei schändlich, treulos und undankbar, das Mädchen wider ihren Willen wieder auf die Insel zu setzen, von der sie alle eben erst mit Gefahr ihres Lebens gerettet. Aber er wolle sie bis zu seinem letzten Atemzuge verteidigen und mit ihr stehen oder fallen, wie ein Baum mit seiner Blüte!

Zu seiner Verwunderung erfolgte auf diese tapfere Anrede ein schallendes Gelächter. Was Teufel machst du denn für ein Geschrei, verliebter Baccalaureus! sagte Alvarez, wir wollen hier geschwind, eh' etwa noch die Wilden erwachen, frisches Wasser holen von den unverhofften Bergen, du siehst ja doch, 's ist ein ganz anderes Land! Nun sah es Antonio freilich auch, freudig und beschämt, denn die Morgenlichter spielten schon über den unbekannten Gipfeln. Alma aber hatte ihn fest umschlungen und bedeckte ihn mit glühenden Küssen. — Die Sonne vergoldete soeben Himmel, Meer und Berge und in dem Glanze trug Antonio sein Liebchen hurtig in das Boot, das nun durch die Morgenstille nach dem fremden Lande hinüberglitt.

Alma war die erste, die ans Land sprang, wie ein Kind lief sie erstaunt und neugierig umher. Es blitzte noch alles vom Tau, Menschen waren nirgends zu sehen, nur einzelne Vögel sangen hie und da in der Frische des Morgens. Die praktischen

Seeleute hatten indes gar bald eine Quelle, Kokos- und Brotbäume in Menge entdeckt, es ärgerte sie nur, daß die liebe Gottesgabe nicht auch schon gebacken war.

Alvarez aber, da heute eben ein Sonntag traf, beschloß auf dem gesegneten Eilande einige Tage zu rasten, um das Schiff und die Verwundeten und Kranken wieder völlig in Stand zu setzen. Währenddes waren mehrere auf den nächsten Gipfel gestiegen und erblickten überrascht jenseit des Gebirges eine weite, lachende Landschaft. Auf ihr Geschrei kam auch der Hauptmann mit Antonio und Alma herbei. Das ist ja wie in Spanien, sagte Alvarez erfreut, hier möcht' ich ausruhen, wenn's einmal Abend wird und die alten Segel dem Sturme nicht mehr halten. — Sie konnten der Versuchung nicht widerstehen, die Gegend näher zu betrachten, sie wanderten weiter den Berg hinunter und kamen bald in ein schönes, grunes Thal. Auf dem letzten Abhange aber hielten sie plötzlich erschrocken still: ein einfaches Kreuz stand dort unter zwei schattigen Linden. Da knieeten sie alle schweigend nieder, Alma sah sie verwundert an, dann sank auch sie auf ihre Kniee in der tiefen Sonntagsstille, es war, als zöge ein Engel über sie dahin.

Als sie sich vom Gebet wieder erhoben, bemerkten sie erst einen zierlichen Garten unter dem Kreuze, den die Bäume von oben verdeckt hatten. Voll Erstaunen sahen sie sehr sorgfältig gehaltene Blumenbeete, Gänge und Spaliere, die Bienen summten in den Wipfeln, die in voller Blüte standen, aber der Gärtner war nirgends zu finden. — Da schrie Alma auf einmal erschrocken auf, als hätte sie auf eine Schlange getreten, sie hatte menschliche Faßstapfen auf dem tauigen Rasen entdeckt. — Den wollen wir wohl erwischen, rief Alvarez, und die Wanderer folgten sogleich begierig der frischen Spur. Sie ging jenseit auf die Berge, sie glaubten den Abdruck von Schuhen zu erkennen. Unverdrossen stiegen sie nun zwischen den Felsen das Gebirge hinan, aber bald war die Fährte unter Steinen und Unkraut verschwunden, bald erschien sie wieder deutlich im Grase, so führte sie immer höher und höher hinauf und verlor sich zuletzt auf den obersten Zacken, wie in den Himmel. — Es ist heut Sonntag, der Gärtner ist wohl der liebe Gott selber, sagte Alvarez, betroffen in der Wildnis umherschauend.

In dieser Zeit aber war die Sonne schon hoch gestiegen und brannte sengend auf die Klippen, sie mußten die weitere

Nachforschung für jetzt aufgeben und kehrten endlich mit vieler Mühe wieder zu den Ihrigen am Strande zurück. Als sie dort ihr Abenteuer erzählten, wollte alles sogleich in das neuentdeckte Thal stürzen. Aber Alvarez schlug klirrend an seinen Degengriff und verbot feierlich allen und jedem, das stille Revier nicht anders als unter seinem eigenen Kommando zu betreten. Denn, sagte er, das sei keine Soldatenspelunke, um dort Karten zu spielen, da stecke was Absonderliches dahinter. — Vergebens zerbrachen sie sich nun die Köpfe, was es mit dem Garten für ein Bewenden habe, denn ein Haus war nirgends zu sehen und soviel hatten sie schon von den Bergen bemerkt, daß das Land eine, wie es schien, unbewohnte Insel von sehr geringem Umfange war. Man beschloß endlich, sich hier an der Küste ein wenig einzurichten und am folgenden Tage gleich in der frühesten Morgenkühle die Untersuchung gemeinschaftlich fortzusetzen.

Unterdes hatten die Zimmerleute schon ihre Werkstatt am Meere aufgeschlagen, rings hämmerte und klapperte es lustig, einige schweiften mit ihren Gewehren umher, andere flickten die Segel im Schatten der überhängenden Felsen, während fremde Vögel über ihnen bei dem ungewohnten Lärme ihre bunten Hälse neugierig aus dem Dickichte streckten.

Mit dem herannahenden Abende versammelte sich nach und nach alles wieder unter den Felsen, die Jäger kehrten von den Bergen zurück und warfen ihre Beute auf den Rasen, da lag viel fremdes Getier umher, die Schützen an ihren Gewehren müde daneben. Indem kam ein Soldat, der sich auf der Jagd verspätet, ganz erschrocken aus dem Walde und sagte aus, er sei hinter einem schönen, scheuen Vogel weit von hier zwischen die höchsten Felsen geraten und als er eben auf den Vogel angelegt, habe er plötzlich in der Wildnis ein riesengroßes Heiligenbild auf einer Klippe erblickt, daß ihm die Büchse aus der Hand gesunken. Die ersten Abendsterne am Firmamente hätten das Haupt des Bildes wie ein Heiligenschein umgeben, darauf habe es auf einmal sich bewegt und sei langsam wie ein Nebelstreif mitten durch den Fels gegangen, er habe es aber nicht wieder gesehen und vor Grauen kaum den Rückweg gefunden. — Das ist der Gärtner, den wir heut früh schon suchten, rief Alvarez, hastig

aufspringend. Dabei traute er nun doch dem unschuldigen Aussehen der Insel nicht und beschloß, noch in dieser Stunde selber auf Kundschaft auszugehen, damit sie nicht etwa mitten in der Nacht unversehens überfallen würden. Das war dem abenteuerlichen Sanchez eben recht, auch Antonio und Alma erboten sich tapfer, den Hauptmann zu begleiten.

Alvarez stellte nun eilig einzelne Posten auf die nächsten Höhen aus, wer von ihnen den ersten Schuß im Gebirge hörte, sollte antworten und auf dieses Signal die ganze Mannschaft nachkommen. Darauf bewaffnete er sorgfältig sich und seine Begleiter, auch Alma mußte einen Hirschfänger umschnallen, jeder steckte aus Vorsicht noch ein Windlicht zu sich, der Soldat aber, der die seltsame Nachricht gebracht, mußte voran auf demselben Wege, den er gekommen; so zog das kleine Häuflein munter in das wachsende Dunkel hinein.

Schon waren die Stimmen unter ihnen nach und nach verhallt, nur manchmal leuchtete das Wachtfeuer nur durch die Wipfel, die Gegend wurde immer kühler und öder. Alma war recht zu Hause hier, sie sprang wie ein Reh von Klippe zu Klippe und half lachend dem steifen Alvarez, wenn ihm vor einem Sprunge graute. Der Soldat vorn aber schwor, daß sie nun schon bald in der Gegend sein müßten, wo er das Bild gesehen. Darüber wurde Sanchez ganz ungeduldig. Heraus, Nachteule, aus deinem Felsenneste! rief er aus und feuerte schnell sein Gewehr in die Luft ab. Die nahe, hohe Felsenwand brach den Schall und warf ihn nach der See zurück, es blieb alles totenstill im Gebirge. — Da glaubten sie plötzlich eine Glocke in der Ferne zu hören, die Luft kam von den Bergen, sie unterschieden immer deutlicher den Klang. Ganz verwirrt blieben nun alle lauschend stehen, über ihnen aber brach der Mond durch die Wolken und beleuchtete die unbekannten Thäler und Klüfte, als sie auf einmal eine schöne, tiefe Stimme in ihrer Landessprache singen hörten:

Komm Trost der Welt, du stille Nacht!
Wie steigst du von den Bergen sacht,
Die Lüfte alle schlafen,
Ein Schiffer nur noch, wandermüd,
Singt übers Meer sein Abendlied
Zu Gottes Lob im Hafen.

Die Jahre wie die Wolken gehn
Und lassen mich hier einsam stehn,
Die Welt hat mich vergessen,
Da tratst du wunderbar zu mir,
Wenn ich beim Waldesrauschen hier
In stiller Nacht gesessen.

O Trost der Welt, du stille Nacht,
Der Tag hat mich so müd' gemacht,
Das weite Meer schon dunkelt,
Laß ausruhn mich von Lust und Not,
Bis daß das ew'ge Morgenrot
Den stillen Wald durchfunkelt.

Die Wanderer horchten noch immer voll Erstaunen, als der Gesang schon lange wieder in dem Gewölke verhallt war, das soeben vor ihnen mit leisem Fluge die Wipfel streifte. Alvarez erholte sich zuerst. Still, still, sagte er, nur sachte mir nach, vielleicht überraschen wir ihn. — Sie schlichen nun durch das Dickicht leise und vorsichtig immer tiefer in den feuchten Nebel hinein, niemand wagte zu atmen — als plötzlich der vorderste mit großem Geschreie auf einen Fremden stieß; jetzt schrie wieder einer und noch einer auf, manchmal klang es wie Waffengerassel von ferne. Überwacht und aufgeregt wie sie waren, zog jeder sogleich seinen Degen. Indem sahen sie auch schon mehrere halbkenntlich zwischen den Klippen herandringen, die unerschrockenen Abenteurer stürzten blind auf sie ein, da klirrte Schwert an Schwert im Dunkeln, immer neue Gestalten füllten den Platz, als wüchse das Gezücht aus dem Boden nach. — In diesem Getümmel bemerkte niemand, wie ein fernes Licht, immer näher und näher, das Laub streifte, auf einmal brach der Wiederschein durch die Zweige, den Kampfplatz scharf beleuchtend, und die Fechtenden standen plötzlich ganz verblufft vor altbekannten Gesichtern — denn die vermeintlichen Wilden waren niemand anders, als ihre Kameraden von unten, die verabredetermaßen auf Sanchez' Schuß zu Hilfe gekommen.

Da ist er! schrie hier plötzlich der Soldat, der vorhin den Alvarez heraufgeführt. Alle wandten sich erschrocken um: ein schöner, riesenhafter Greis mit langem weißen Barte, in rauhe

Felle gekleidet, eine brennende Fackel in der Hand, stand vor ihnen und warf dem Sanchez die Fackel an den Kopf, daß ihn die Funken knisternd umsprühten. Ruhe da! rief er; was treibt euch, hier die Nacht mit wüstem Lärme zu brechen, das wilde Meer murrt nur von fern am Fuße der Felsen und alle blinden Elemente hielten Frieden hier seit dreißig Jahren in schöner Eintracht der Natur, und die ersten Christen, die ich wiedersehe, bringen Krieg, Empörung, Mord.

Hier erblickte er Alma, deren Gesicht von der Fackel hell beleuchtet war, da wurde er auf einmal still. — Die erstaunten Gesellen standen scheu im Kreise, sie hielten ihn insgeheim für einen wunderthätigen Magier. Diese Pause benutzte Alvarez und trat, seinen Degen einsteckend, einige Schritte vor. Ihr sollt nicht glauben, sagte er, daß wir loses Gesindel seien, das da ermangelt, einem frommen Waldbruder die gebuhrende Reverenz zu erweisen; mit dem Lärme vorhin, das war nur so eine kleine Konfusion. — Der Einsiedler aber schien nicht darauf zu hören, er sah noch immer Alma an, dann, wie in Gedanken in dem Kreise umherschauend, fragte er, woher sie kämen? — Das wußte nun Alvarez selber nicht recht und berichtete kurz und verworren von der Frau Venus, von Händeln mit den Wilden, von einem prächtigen Reiche, das sie entdeckt, aber wieder verloren. — Der Alte betrachtete unterdes noch einmal alle in die Runde. Nach kurzem Schweigen sagte er darauf: Es sei schon dunkle Nacht und seine Klause liege weit von hier, auch habe er oben nicht Raum für so viele unerwartete Gäste, am folgenden Tage aber wollte er sie mit allem, dessen sie zur Reise bedürften, aus dem Überflusse versehen, womit ihn Gott gesegnet. Der Hauptmann solle jetzt die Seinen zum Ankerplatze zurückführen und morgen, wenn sie die Frühglocke hörten, mit wenigen Begleitern wiederkommen.

Die Wanderer sahen einander zögernd an, sie hätten lieber noch heut den Waldbruder beim Worte genommen. Aber in seinem strengen Wesen war etwas Unüberwindliches, das zugleich Gehorsam und Vertrauen erweckte. Er selbst ergriff rasch die Fackel, an der die anderen ihre Windlichter anzünden mußten, und zeigte ihnen, voranschreitend, einen von Zweigen verdeckten Felsenweg, der unmittelbar zum Strande führte. Als sie nach kurzem Gange zwischen den Bäumen heraustraten, sahen sie schon das Meer wieder heraufleuchten, tief unter ihnen riefen die

zurückgebliebenen Wachen einander von ferne an. — Mein Gott, sagte der Einsiedler fast betroffen, das habe ich lange nicht gehört, es ist doch ein herrlich Ding um die Jugend. — Dann grüßt' er alle noch einmal und wandte sich schnell in die Finsternis zurück. Unten aber erschraken die Wachen, da sie ein Licht nach dem anderen aus den Klüften steigen und durch die Nacht schweifen sahen, als kämen die verstörten Gebirgsgeister den stillen Wald herab.

Der folgende Tag graute noch kaum, da fuhr Alma schon von ihrem bunten Teppiche auf, sie hatte vor Freude auf die bevorstehende Fahrt die ganze Nacht nur leise geschlummert und immerfort von dem Gebirge und dem Einsiedler geträumt. Erstaunt sah sie sich nach allen Seiten um, Antonio lag zu ihren Füßen im Grase. Es war noch alles still, die Wachtfeuer flackerten erlöschend im Zwielichte. Da überfiel Alma ein seltsames Grauen in der einsamen Fremde, sie konnt' es nicht lassen, sie stieß Antonio leis und zögernd an. Der verträumte Student richtete sich schnell auf und sah ihr in die klaren Augen. Sie aber wies aufhorchend nach dem Gebirge. Da hörte er hoch über ihnen auch schon die Morgenglocke des Einsiedlers durch die Luft herüberklingen und bei dem Klange fuhren die Langschläfer an den Feuern, einer nach dem anderen, empor. Jetzt trat auch Alvarez schon völlig bewaffnet aus dem Zelte und teilte mit lauter Stimme seine Befehle für den kommenden Tag aus. Sanchez sollte heute das Kommando am Strande führen, er mochte ihn nicht wieder auf die Berge mitnehmen, da er ihm überall unverhofften Lärm und Verwirrung anrichtete. Bald wimmelte es nun wieder bunt über den ganzen Platz und ehe noch die Sonne sich über dem Meere erhob, brach der Hauptmann schon, nur von Alma und Antonio begleitet, zu dem Waldbruder auf.

Alma hatte sich alle Stege von gestern wohl gemerkt und kletterte munter voraus. Antonio trug mühsam ein großes, dickes Buch unter dem Arme, in welchem er mit jugendlicher Wißbegierde und Selbstzufriedenheit merkwürdige Pflanzen aufzutrocknen und zu beschreiben pflegte. Alma meinte, er mache Heu für den Schiffsesel und brachte ihm Disteln und anderes nichtswürdiges Unkraut in Menge. Das verdroß ihn sehr, er suchte ihr in

aller Geschwindigkeit einen kurzen Begriff von dem Nutzen der Wissenschaft beizubringen. Aber sie lachte ihn aus und steckte sich die schönsten frischen Blumen auf den Hut, daß sie selbst wie die Gebirgsflora anzusehen war. — Auf einmal starrten alle überrascht in die Höh'. Denn fern auf einem Felsen, der die anderen Gipfel überschaute, trat plötzlich der Einsiedler mitten ins Morgenrot, als wär' er ganz von Feuer; er schien die Wanderer kaum zu bemerken, so versunken war er in den Anblick des Schiffes, das unten ungeduldig wie ein mutiges Roß auf den Wellen tanzte. Jetzt fiel es dem Alvarez erst aufs Herz, daß er ein verkleidetes Mädchen zu dem frommen Manne mit heraufbringen wolle. Er bestand daher ungeachtet Antonios Fürbitten darauf, daß Alma zurückkehren und ihre Wiederkehr unten erwarten sollte. Sie war betroffen und traurig darüber; als sie aber endlich die Skrupel des Hauptmannes begriff, schien sie schnell einen heimlichen Anschlag zu fassen, sah sich noch einmal genau die Gegend an und sprang dann, ohne ein Wort zu sagen, wieder nach dem Lagerplatze hinab.

Unterdes hatte der Einsiedler oben die Ankommenden gewahrt und wies ihnen durch Zeichen den nächsten Pfad zu dem Gipfel, wo er sie mit großer Freude willkommen hieß. Laßt uns die Morgenkühle noch benutzen, sagte er dann nach kurzer Rast, und führte seine Gäste sogleich wieder weiter zwischen die Berggipfel hinein. Sie gingen lange an Klüften und rauschenden Bächen vorüber, sie erstaunten, wie rüstig ihr Führer voranschritt. So waren sie auf einem hochgelegenen, freien Platze angekommen, der nach der Gegend, wo das Schiff vor Anker lag, von höheren Felsen und Wipfeln ganz verschattet war; von der anderen Seite aber sah man weit in die fruchtbaren Thäler hinaus, während zu ihren Füßen der Garten heraufduftete, den sie schon gestern zufällig entdeckt hatten. — Das ist mein Haus, sagte der Einsiedler und zeigte auf eine Felsenhalle im Hintergrunde. Die Morgensonne schien heiter durch die offene Thür und beleuchtete einfaches Hausgerät und ein Kreuz an der gegenüber stehenden Wand, unter dem ein schönes Schwert hing. Die Ermüdeten mußten sich nun auf die Rasenbank vor der Klause lagern, der Einsiedler aber brachte zu ihrer Verwunderung Weinflaschen und köstliches Obst, schenkte die Gläser voll und trank auf den Ruhm Altspaniens. Unterdes hatte der Morgen ringsum alles vergoldet

und funkelte lustig in den Gläsern und Waffen, ein Reh weidete neben ihnen und schöne, bunte Vögel flatterten von den Zweigen und naschten vertraulich mit von dem Frühstücke der Fremden.

Hier saßen sie lange zusammen in der erfrischenden Kühle. Der Einsiedler erkundigte sich nach ihrem gemeinschaftlichen Vaterlande, aber er sprach von so alten Zeiten und Begebenheiten, daß ihm fast nur Antonio aus seinen Schulbüchern noch Bescheid zu geben wußte. Da sie ihn aber so heiter sahen, drangen sie endlich in ihn, ihnen seinen eigenen Lebenslauf und wie er auf diese Insel gekommen, ausführlich zu erzählen. Da besann er sich einen Augenblick. Es ist mir alles nur noch wie ein Traum, sagte er darauf, die fröhlichen Gesellen meiner Jugend, die sich daran ergötzen könnten, sind lange tot, andere Geschlechter gehen unbekümmert über ihre Gräber, und ich stehe zwischen den Leichensteinen allein wie in tiefem Abendrote. Doch sei es drum, ich schwieg so lange Zeit, daß mir das Herz recht aufgeht bei den heimatlichen Lauten; ich will Euch von allem treulich Kunde geben, vielleicht erinnert sich doch noch jemand meiner, wenn Ihr's zu Hause wiedererzählt. So rückten sie denn im Grünen näher zusammen und der Alte hub folgendermaßen an:

Geschichte des Einsiedlers.

Die letzte Macht der Mohren war zertrümmert, die Zeit war alt und die Waffen verklungen, unsere Burgen standen einsam über wallenden Kornfeldern, das Gras wuchs auf den Zinnen, da blickte mancher vom Walle übers Meer und sehnte sich nach einer neuen Welt. Ich war damals noch jung, vor meiner Seele dämmerte bei Tag und Nacht ein wunderbares Reich mit blühenden Inseln und goldenen Türmen aus den Fluten herauf — so rüstete ich freudig ein Schiff aus, um es zu erobern.

Was soll ich Euch von den ersten Wochen der Fahrt erzählen, von den vorüberfliegenden Küsten, von der Meereseinsamkeit und den weitgestirnten, prächtigen Nächten, Ihr kennt's ja so gut, wie ich. Es sind jetzt gerade dreißig Jahre, es war des Königs Namenstag, wir fuhren auf offener, unbekannter See. Ich hatte zur Gedächtnisfeier des Tages ein Fest auf dem Verdecke bereitet, die Tische waren gedeckt, wir saßen unter bunten Fahnen in der milden Luft, einige sangen spanische Lieder zur

Zither, glänzende Fische spielten neben dem Schiffe, ein frischer Wind schwellte die Segel. Da, indem wir so der fernen Heimat gedachten, sahen wir auf einmal verflogene Paradiesvögel uber uns durch die klaren Lüfte schweifen, alle hießen's für die Verheißung eines nahen Landes. Und was für ein Land muß das sein, rief ich aufspringend, wo der Wind solche Bluten heruberweht! Wir hofften alle das wunderbare Eldorado zu entdecken. Aber mein Lieutenant, ein junger, stiller und finsterer Mann, entgegnete in seiner melancholischen Weise: Das Eldorado liege auf dem großen Meere der Ewigkeit, es sei thöricht, es unter den Wolken zu suchen. — Das verdroß mich. Ich schenkte rasch mein Glas voll. Wer's hier nicht sucht, der findet's nimmer, rief ich, durch! und wenn's am Monde hinge. Aber wie ich anstieß, sprang mein Glas mitten entzwei, mir graute — da rief's auf einmal vom Mastkorbe: Land!

Alles fuhr nun freudig erschrocken auf, wir waren fern von allen bekannten Küsten, es mußte ein ganz fremdes Land sein. Wir sahen erst nur einen Nebelstreif, dann allmählich wuchs und dehnte sich's wie ein Wolkengebirge. Unterdes aber kam der Abend, die Luft dunkelte schläferig und verdeckte alles wieder. — Wir gingen nun so nahe am Strande als möglich vor Anker, um mit Tagesanbruch zu landen. O der schönen, erwartungsvollen Nacht! Es war so still, daß wir die Wälder von der Küste rauschen hörten, ein köstlicher Duft von Kräutern wehte herüber, im Walde sang ein Vogel mit fremdem Schalle, manchmal trat der Mond plötzlich hervor und beleuchtete flüchtig wunderbare Gipfel und Klüfte.

Als endlich der Morgen anbrach, standen wir schon alle wanderfertig auf dem Verdecke vor dem blitzenden Eilande. Ich werde den Anblick niemals vergessen — mir war's, als schlüge die strenge Schöne, die ich oft im Traume gesehen, ihre Schleier zurück und ich säh' ihr auf einmal in die wilden, dunklen Augen. — Wir landeten nun und richteten uns fröhlich am Fuße des Gebirges ein, ich aber machte sogleich mit mehreren Begleitern einen Streifzug ins Land. Wir fanden alles wild und schön, fremde Tiere flogen scheu vor uns in das Dickicht, weiterhin stießen wir auf ein Dorf in einem fruchtbaren Felsenthale, die Schmetterlinge flatterten friedlich in den blühenden Bäumen, aber die Hütten waren leer und alles so still in der Einsamkeit zwischen den

Klüften und Wasserfällen, als wäre der Morgen der Engel des Herrn, der die Menschen aus dem Paradiese gejagt und nun zürnend mit dem Flammenschwerte auf den Bergen stände.

Als ich zurückkehrte, ließ ich der Vorsicht wegen einige Feldschlangen vom Schiffe bringen und unseren Lagerplatz verschanzen, da ich beschlossen hatte, das Land genau zu durchforschen. So war die Nacht herangekommen. Ich hatte wenig Ruh' vor schweren, seltsamen Träumen und als ich das eine Mal aufwachte, war unser Wachtfeuer fast schon ausgebrannt, es konnte nicht mehr weit vom Tage sein. Ich begab mich daher zu den äußersten Posten, die ich am Abende ausgestellt, die waren sehr erfreut, mich zu sehen, denn sie hatten die ganze Nacht über eine wunderliche Unruhe im Gebirge bemerkt, ohne erraten zu können, was es gebe. Ich legte mich mit dem Ohre an den Boden, da war's zu meinem Erstaunen, als vernähm' ich den schweren Marsch bewaffneter Scharen in der Ferne. Manchmal erschallte es weit in den Bäumen wie Nachtgeflügel, das aufgeschreckt durch die Zweige bricht, dann war alles wieder still. Indem ich aber noch so lauschte, hör' ich auf einmal ein Flüstern dicht neben mir im Dunkeln. Ich trat einige Schritte zurück, meine Jagdtasche war mit Feuerwerk wohl versehen, ich warf schnell eine Leuchtkugel nach dem Gebirge hinaus. Da bot sich uns plötzlich der wunderbarste Anblick dar: bei dem hellen Wiederscheine sahen wir einen furchtbaren Kreis bewaffneter dunkler Gestalten, lauernd an die Palmen gelehnt, hinter Steinen im Dickicht, Kopf an Kopf bis tief in den finsteren Wald hinein. Alle Augen folgten dem feurigen Streife der Leuchtkugel, und als sie prasselnd in der Luft zerplatzte, richteten sich mehrere auf und betrachteten erstaunt die funkelnden Sterne, die im Niedersinken die Wipfel vergoldeten. Unterdes waren auf das Feuerzeichen die Unserigen, die auf meinen Befehl bekleidet und mit den Waffen geruht hatten, erschreckt und noch halbverschlafen herbeigeeilt. Als nun die Wilden das Wirren und ängstliche Hin- und Herlaufen bemerkten, sprangen sie plötzlich aus ihrem Hinterhalte, ein Hagel von Speeren und Steinen flog hinter ihnen drein, ich hatte kaum Zeit, die Meinigen zu ordnen. Ich ließ fürs erste nur blind feuern, die Eingeborenen stutzten, da sie sich aber alle unversehrt fühlten, lachten sie wild und griffen nun um so wütender an. Eine zweite scharfe Ladung empfing die Verwegenen, wir sahen einige von ihnen getroffen

sinken, die hintersten aber gewahrten es nicht und drängten immer unaufhaltsamer über die Gefallenen vor. Mehrere von den Unserigen wollten unterdes mitten in dem Getümmel ein Weib mit fliegendem Haare gesehen haben, die wie ein Würgengel unter ihren eigenen Leuten die Zurückweichenden mit ihrem Speere durchbohrte; es entstand ein dumpfes, scheues Gemurmel von einer schönen, wilden Zauberin, die Meinigen fingen an zu wanken. Jetzt zauderte ich nicht länger, ich befahl, unsere Feldschlange loszubrennen, der Schuß weckte einen anhaltenden furchtbaren Widerhall zwischen den Bergen und riß eine breite Lücke in den dichtesten Haufen der Wilden. Das entschied den Kampf; wie vor einer unbegreiflichen übermenschlichen Gewalt standen sie eine Zeit lang regungslos, dann wandte sich auf einmal die ganze Schar mit durchdringendem Geheule, durch den Pulverdampf sahen wir sie ihre Toten und Verwundeten auf den Rucken eilig fortschleppen und in wenigen Minuten war alles zwischen dem Unkraute und den Felsenritzen wie ein Nachtspuk in der Morgendämmerung verschlüpft, die nun allmählich wachsend das Gebirge erhellte.

Wir standen noch ganz verwirrt, wie nach einem unerhörten Traume. Ich ließ darauf die Verwundeten zurückbringen und sammelte die frischesten und kühnsten, um den Saum des Waldes von dem Gesindel völlig zu säubern. So schritten wir eben vorsichtig in die Berge hinein, als plötzlich auf einem Felsen über uns zwischen den Wipfeln eine hohe, schlanke Mädchengestalt von so ausnehmender Schönheit erschien, daß alle, die auf sie zielten, ihre Arme sinken ließen. Sie war in ein buntgeflecktes Pantherfell gekleidet, das von einem funkelnden Gürtel über den Hüften zusammengehalten wurde, mit Bogen und Köcher, wie die heidnische Göttin Diana. Sie redete uns furchtlos und, wie es schien, zürnend an, aber keiner verstand die Sprache und der Klang ihrer Stimme verhallte in den Lüften, bis sie endlich selbst zwischen den Bäumen wieder verschwand.

Mein Lieutenant insbesondere war von der wunderbaren Erscheinung ganz verwirrt. Er pflegte sonst nicht viel Worte zu machen, jetzt aber funkelten seine Augen, ich hatte ihn noch nie so heftig gesehen. Er nannte das Mädchen eine teuflische Hexe, man müsse sie tot oder lebendig fangen und verbrennen, er selbst erbot sich, sogleich Jagd auf sie zu machen. Ich verwies ihm

seine unsinnige Rede. Wir brauchten, sagte ich, vor allem einige Tage Ruhe und frische Lebensmittel, dazu müßten wir jetzt Frieden halten mit den Eingeborenen. Der Lieutenant aber war bei seinem stillen Wesen leicht zum Zorne zu reizen, er hieß mich selber des Teufels Zuhalter und verschwor sich, wenn ihm keiner beistehen wollte, das christliche Werk allein zu vollbringen. Und mit diesen Worten stieg er eilig das Gebirge hinan, ehe wir ihn zurückhalten konnten. Vergebens riefen wir ihm warnend, bittend und drohend nach, ich selbst durchschweifte mit vielen anderen fruchtlos die nächsten Berge, es sah ihn niemand wieder.

Dieses ganz unerwartete Ereignis machte mir große Sorge, denn entweder wandte der Unglückliche durch sein Unternehmen das kaum vorübergezogene Ungewitter von neuem auf uns zurück, oder ich verlor, was wahrscheinlicher war, einen redlichen und tapferen Offizier. Das letzte schien leider zutreffen zu wollen, denn alle unsere Nachforschungen blieben ohne Erfolg, mehrere Tage waren seitdem vergangen, meine Leute gaben ihn schon auf. Da beschloß ich endlich, mir um jeden Preis Gewißheit über sein Schicksal zu verschaffen. Ich ließ unser Lager abbrechen, lichtete die Anker und segelte, mich immer möglichst dicht zum Lande haltend, weiter an der Küste herab.

Wir fuhren nun abwechselnd an wilden und lachenden Gestaden vorüber, aber, wo wir auch ans Land stiegen, sahen wir's verlassen, die Eingeborenen flohen scheu vor uns in die Wälder, von dem Lieutenant war keine Spur zu entdecken. — So hatten wir uns einmal beim ersten Morgengrauen in einem von Bergen umgebenen Thale gelagert, das mir besonders anmutig und reich bevölkert schien, wie ich aus den vielen Stimmen abnahm, die wir nachts von der Küste gehört hatten. Ich ließ unseren Lagerplatz sogleich mit Zweigen eines Baumes bestecken, von dem ich wußte, daß er in diesen Weltgegenden als Zeichen des Friedens und der Freundschaft angesehen wird, flatternde Bänder und bunte Teppiche wurden ringsum an Stangen ausgehängt, unsere Spielleute mußten dazu musizieren, das klang gar lustig in der Einsamkeit, die nun schon von der schönsten Morgenröte nach und nach erhellt wurde. Ich hatte mich in meiner Erwartung auch nicht getäuscht, denn es währte nicht lange, so erschienen einzelne Wilde neugierig hie und da wie Raben an den Klippen, jetzt erkannten wir auch im steigenden Morgen die Gegend rings-

umher, fruchtbare Gründe, Wasserfälle und wunderbar gezackte Felsen, die wie Burgen über den Wäldern hingen.

Bald darauf aber sahen wir es fern am Saume des Waldes in der Morgensonne schimmern. Ein unübersehbarer Zug von Wilden bewegte sich jetzt unter den Bäumen die nachtkühlen Schlüfte herab, voran schwärmten hohe schlanke Bursche über den beglänzten Wiesengrund, die gewandt ihre blinkenden Speere in die Luft warfen und wieder auffingen. So im künstlichen Kampfspiele bald sich verschlingend, bald wieder auseinanderfliegend, nahten sie sich langsam unserem Lager, dazwischen sang der Zug dahinter ein rauhes, aber gewaltiges Lied und so oft sie schwiegen, gaben andere von den Bergen Antwort.

Ich wußte nicht, was ich von dem seltsamen Beginnen halten sollte. Mir aber war alles daran gelegen, mit ihnen in ein friedliches Verständnis zu kommen. Ich hieß daher meine Leute die Feldschlange laden und sich kampffertig halten, während ich selber allein den Ankommenden entgegenging, das grune Reis hoch über meinem Hute schwenkend. Da gewahrte ich an der Spitze des Zuges mehrere schöne, junge Männer in kriegerischem Schmucke, die über ihren Köpfen breite Schilde wie ein glänzendes Dach emporhielten. Auf diesen aber erblickte ich zu meinem Erstaunen das Wundermädchen wieder, die wir damals auf dem Felsen gesehn. Mit dem schlanken Pantherleibe, zu beiden Seiten von den langen, dunklen Locken umwallt, ruhte sie in ihrer strengen Schönheit wie eine furchtbare Sphinx auf den Schilden.

Kaum aber hatte sie mich erblickt, als sie sich rasch von ihrem Sitze schwang und auf mich zueilte, die turnierenden Burschen stoben zu beiden Seiten auseinander und senkten ehrerbietig die Lanzen vor ihr — es war die Königin des Landes.

Sie trat, während die anderen in einem weiten Halbkreise zurückblieben, mitten unter uns mit einem Anstande, der uns alle erstaunen machte, und betrachtete mich, als den vermeintlichen König der Fremden, lange Zeit mit ernsten Blicken. Ich ließ ihr einen bunten Teppich zum Sitze über den Rasen breiten und überreichte ihr dann ein Geschenk von Glaskorallen, Tüchern und Bändern. Sie nahm alles wie einen schuldigen Tribut an, ohne sich jedoch, nach einem flüchtigen Blicke darauf, weiter darum zu bekümmern, ihre Seele schien von ganz anderen Gedanken erfüllt. Unterdes war auch ihr Gefolge nach und nach vertraulicher ge-

worden. Einzelne näherten sich den Unserigen, einer von ihnen benutzte die Verwirrung, rollte schnell einen Teppich auf und entfloh damit nach dem Walde. Die Königin bemerkte es, rasch aufspringend zog sie einen Pfeil aus ihrem Köcher und durchbohrte den Fliehenden, daß er tot ins Gras stürzte; da hing die ganze Schar wie eine dunkle Wolke wieder unbeweglich am Saume des Waldes.

Mir graute, sie aber wandte sich von neuem zu uns, ihre Blicke spielten umher, sie schien etwas mit den Augen zu suchen. Endlich erblickt sie's: es war unsere Feldschlange. Sie betrachtete sie mit großer Aufmerksamkeit, auf ihr Begehren mußte ich sie wenden und losbrennen lassen. Bei dem Knalle stürzten die Eingeborenen zu Boden, das Mädchen schauerte kaum und stand wie eine Zauberin in dem ringelnden Dampfe. Dann aber flog sie pfeilschnell nach der Gegend, wohin der Schuß gefallen. Ich folgte ihr, denn es schien mir ratsam, ihr die unwiderstehliche Gewalt unseres Geschützes begreiflich zu machen. Es war ein abgelegener Ort tief im Walde, wo die Kugel einen Baum zerschmettert hatte; Stamm, Krone und Äste lagen zerrissen umher, wie vom Blitze gespaltet. — Als sich die Königin von der furchtbaren Wirkung des Schusses überzeugt hatte, wurde sie ganz nachdenklich und traurig; wie vernichtet setzte sie sich auf den Rasen hin. So saß sie lange stumm, ich hatte sie noch nicht so nahe gesehen, nun fesselte mich ihre Schönheit und ganz verwirrt und geblendet drückte ich flüchtig ihre Hand. Da wandte sie fast betroffen ihr Gesicht nach mir herum und sprang dann plötzlich wild auf, daß ich zusammenschrak. Sie eilte nach unserem Lagerplatze zurück, dort hatte sie, eh' ich's noch hindern konnte, unsere Schiffsfahne ergriffen und schwenkte sie hoch in der Luft, uns alle auf ihre Berge einladend. Ich hatte kaum noch Zeit genug, die nötigen Wachen am Strande anzuordnen, denn sie flog schon mit dem weißen flatternden Banner voran. Von Zeit zu Zeit, während wir vorsichtig folgten, erschien sie über den Wipfeln auf überhängenden Felsen, daß uns grauste, und so oft sie oben sichtbar wurde, jauchzten die Eingeborenen ihr zu und ihre Hörner schmetterten dazwischen, daß es weit im Gebirge wiederhallte.

Ich übergehe hier unseren Empfang und ersten Aufenthalt auf diesen Felsen, die scheue Gastfreundschaft der Wilden, unser Lagern über den Klüften, die herrlichen Morgen und die wunder-

baren Nächte — es ist mir von allem nur noch das Bild der Königin in der Seele zurückgeblieben. Denn sie selber war wie das Gebirge, in launenhaftem Wechsel bald scharf gezackt, bald sammetgrün, jetzt hell und blühend bis in den fernsten tiefsten Grund, dann alles wieder grauenhaft verdunkelt. Wie oft stand ich damals auf den Bergen und schaute in das blaue Meer! Den Lieutenant hatte ich lange aufgegeben, der Wind wehte günstig, alles war zur Abfahrt bereit — und doch mußte ich mich immer wieder zurückwenden in jene wildschöne Einsamkeit.

In dieser Zeit schweifte ich oft mit der Königin auf der Jagd umher. Auf einem solchen Streifzuge war ich eines Tages weit von ihr abgekommen. Vergebens rief ich ihren Namen, die Thäler unten ruhten schwül, nur der Wiederhall gab Antwort zwischen den Felsen. Auf einmal erblickte ich sie fern im Walde, es war, als ginge jemand unter den Bäumen eilig von ihr fort. Als ich aber hinaufkam, war alles wieder still; dann aber hörte ich sie singen über mir, eine so wunderbare Melodie, daß es mir die Seele wandte. So verlockte sie mich immer weiter in die Wildnis, ihr Lied war auch verklungen, kein Vogel sang mehr in dieser unwirtbaren Höhe — da, wie ich mich einmal plötzlich wende, steht sie auf einer Klippe in der Waldstille, den Bogen lauernd auf mich angelegt. — Ich starrte sie erschrocken an, sie aber lachte und ließ den Bogen sinken, zwischen den Wasserfällen im Wiederscheine der Abendlichter zu mir herabsteigend. — Es war eine öde Gebirgsebene hoch über allen Wäldern, der Abend dunkelte schon. Sie setzte sich zu mir ins Gras, mir graute, denn um ihren Hals bemerkte ich eine Perlenschnur von Zähnen erschlagener Feinde. Und dennoch wandte ich keinen Blick von ihr, gleichwie man gern in ein Gewitter schaut. So lag ich, den Kopf in meine Hand gestützt, ganz in den Anblick ihrer wunderbaren Erscheinung versunken. Da sie's aber gewahrte, wandte sie sich plötzlich von mir, schwenkte aufspringend ihren Jagdspeer über sich und sang ein seltsames Lied, es waren in unserer Sprache etwa folgende Worte:

Bin ein Feuer hell, das lodert
Von dem grünen Felsenkranz,
Seewind ist mein Buhl und fodert
Mich zum lust'gen Wirbeltanz,

Kommt und wechselt unbeständig.
Steigend wild,
Neigend mild,
Meine schlanken Lohen wend' ich,
Komm nicht nah' mir, ich verbrenn' dich!

Bei diesen Worten versank Antonio in Nachsinnen, es war offenbar dasselbe Lied, das damals Alma tanzend auf dem Schiffe gesungen. Er mochte aber jetzt den Einsiedler nicht unterbrechen, der in seiner Erzählung folgendermaßen fortfuhr:

Dieser Abend gab den Ausschlag. Damals that ich einen heimlichen Schwur, mich selber für die Königin zu opfern. Ich gelobte, Europa zu entsagen für immer, um sie und ihr Volk zum Christentume zu bekehren und dann mit ihr das Eiland zu regieren zu Gottes Ehre. — Ich Thor, ich bildete mir ein, den Himmel zu erobern, und meinte doch nur das schöne Weib! Mein Plan war bald gemacht. Erst mußt' ich sichern Boden haben unter mir. Unter meinen Leuten befanden sich geschickte Werkmeister aller Art; Holz, Steine und was zum Bauen nötig, lag verworren umher, ich ließ rasch zugreifen und auf dem Vorgebirge, welches das ganze Land beherrschte, eine feste Burg errichten zu Schutz und Trutz, und pflanzte einen Garten daneben nach unserer Weise.

Nur wenigen von den Meinen hatte ich das eigentliche Vorhaben angedeutet, die anderen blendete das Gold, das überall verlockend durch den grünen Teppich der Insel schimmerte. Die Königin wußte nicht, wie ihr geschah, erst wollte sie's hindern, dann stutzte sie und staunte, und während sie noch so zögernd sann und schwankte, wuchsen die Hallen und Bogen und Lauben ihr schon über dem Haupte zusammen und alles schoß üppig auf und rauschte und bluhte, als sollt' es ein ewiger Frühling sein.

Dazumal an einem Sonntage besichtigte ich das neue Werk, meine Leute waren lustig im Grünen zerstreut, ich hatte Wein unter sie verteilen lassen, denn morgen sollten die Kanonen vom Schiffe auf die Mauern gebracht und die Burg feierlich eingeweiht werden. Ich ging durch den einsamen Hof und freute mich, wie die jungen Weinranken uberall an den Pfeilern und Wänden hinaufkletterten. Es war ein schwüler Nachmittag, die Bäume flüsterten so seltsam über die Mauer, die Arbeit ruhte weit und

breit, nur manchmal schlüpfte eine bunte Schlange durch das Gras, während einzelne Wolken träg und müßig über die Gegend hinzogen. Draußen aber schillerte der junge Garten im Sonnenglanze, wie mit offenen Augen schlafend, als wollt' er mir im Traume etwas sagen. Ich trat hinaus und streckte mich endlich ermattet vor dem Thore unter die bluhenden Bäume, wo mich die Bienen gar bald in Schlummer summten. — So mochte ich lange geschlafen haben, als ich plötzlich Stimmen zu hören glaubte.

Ich bog die Zweige auseinander und erblickte wirklich mehrere Eingeborene im Burghofe, sie strichen, heimlich und scheu umherschauend, an den Mauern hin, ich erkannte die Häuptlinge der Insel an ihrem Schmucke. Im ersten Augenblicke glaubte ich, es gelte mir, aber sie konnten mich nicht bemerken. Zu meinem Entsetzen aber gewahre ich nun auch unseren Lieutenant mitten unter ihnen mit verworrenem Barte, bleich und verwildert wie ein Gespenst, er redet geläufig ihre Mundart, sie sprechen leise und lebhaft untereinander. Darauf alles auf einmal wieder totenstill — da erblickte ich die Königin am jenseitigen Thore, in ihrem Pantherkleide mit dem Bogen, ganz wie ich sie zum erstenmale gesehen. Sie macht mit ihrem Pfeile wunderliche Zeichen in die Luft und plötzlich, schnell und lautlos, ist alles wieder zerstoben. Ich rieb mir die Augen, die ganze Erscheinung war mir wie ein Spuk.

Als ich mich ein wenig besonnen, sprang ich hastig auf, da ich aber an den Bergrand trat, stand schon der Abend dunkelrot über der Insel, aus dem Waldgrunde unter mir hörte ich die Meinigen singen. Ich eilte sogleich nach der Gegend des Gebirges hin, wo die Königin mit den Häuptlingen verschwunden war. Da sah ich jemand fern unter den Bäumen sich ungewiß bewegen, bald rasch vortretend, bald wieder zögernd und unschlüssig zurückkehrend. Auf einmal kam er wie rasend auf mich hergesturzt — es war der Lieutenant. Fort, fort! schrie er, die Nacht bricht schon herein, laßt alles stehn, werft euch auf euer Schiff und flieht, nur fort! — Mir flog eine schreckliche Ahnung durch die Seele. Überläufer! rief ich, meinen Degen ziehend, du hast uns verraten, das Kainszeichen brennt dir blutrot an der Stirn! — Wo, wo brennt's? entgegnete er erschrocken, sich wild nach allen Seiten umsehend. — Aus deinen Augen lodert es versengend, sagte ich; — das ist nicht wahr, erwiderte er, im Walde brennt's unter meinen

Füßen, in meinem Haare, in meinen Eingeweiden brennt's! und mit diesen Worten ergriff er sein Schwert und drang verzweifelt auf mich ein. Hier, Aug' in Aug', sieh nicht so scheu hinweg! rief ich ihm zu. Ich weiß nicht, täuschte mich die Dämmerung, aber mir war's, als böt er recht mit Herzenslust die entblößte Brust oft wehrlos meiner Degenspitze — mir graute, ihn zu morden.

Da, während wir so fechten, tritt auf einmal die Königin aus dem Walde und mitten zwischen uns. Der Lieutenant, da er sie erblickt, taumelt wie geblendet einige Schritte zurück. Dann seinen Degen plötzlich zu ihren Füßen niederwerfend, ruft er aus: Da nimm's, ich kann nicht! Und in demselben Augenblicke bricht er zusammen, auf den Boden schlagend. — Die Königin aber neigte sich über ihn und nannte ihn beim Namen so lieblich mit dem wunderbaren Klange ihrer Stimme, daß er verwirrt den Kopf erhob und lauschte. Da setzte sie mutwillig ihren Fuß auf seinen Nacken; geh nur, geh, sagte sie, und ein spöttisches Lächeln flog um ihren Mund. Und zu meinem Erstaunen raffte nun der Lieutenant, seinen Degen fassend, sich rasch wieder empor, seine Augen funkelten irr über die hohe Gestalt, die er, ich sah's wohl, tödlich haßte und rasend liebte, er konnte meinen Blick nicht ertragen, seine Kleider waren mit Blut bespritzt von einer leichten Wunde am Arme, aber er bemerkte es nicht. So stürzte er von neuem fort in den Wald und ein blutiger Streif bezeichnete seine Spur im Grase.

Nun wandte sich die Königin wieder zu mir, ich fragte sie, wo der Lieutenant solange gewesen? Sie schien zerstreut und gab verworren Antwort. Drauf fragte ich, wohin sie ginge? — Auf den Anstand, entgegnete sie lachend, der Wind weht vom Gebirge, da wechselt das Wild, es giebt heut ein lustiges Jagen! Jetzt traten wir droben aus dem Gestrüppe, da sah ich tief unter uns meine gesamte Mannschaft, in buntem Gemische mit vielen Eingeborenen um Becher und Würfelspiel gelagert. Von der einen Seite ragte meine halbfertige Burg über die Wipfel, die Luft dunkelte schon, Vögel schwärmten kreischend um die Mauern. — Ich hatte keine Ruhe, es trieb mich zu den Meinen, die Königin führte mich auf dem nächsten Wege hinab. Sie lauschte oft in die Ferne, da hörte ich Stimmen, bald da, bald dort ein Laut, dann sah ich Rauchsäulen im Walde aufsteigen, ich hielt es für

Höhenrauch nach dem schwülen Tage. Unterdes aber kam die Nacht und der Mond, die Bäche rauschten im Dunkeln neben uns, die Königin wurde immer schöner und wilder, sie riß am Wege leuchtende Blumen ab und kränzte sich und mich damit; so stieg sie mit mir von Klippe zu Klippe, selber wie die Nacht. Nun standen wir am letzten Abhange, schon konnte ich die Stimmen der Meinigen im Waldgrunde unterscheiden, da trat sie plötzlich vor mir auf den Fels hinaus und schleuderte ihren Jagdspeer übers Thal. Kaum aber sahen die unten zerstreuten Wilden ihn funkelnd blitzen über sich, so sprangen alle jauchzend auf und warfen sich wie Tigerkatzen über meine Leute, die sich der Tücke nicht versahen. Jetzt wurde mir auf einmal alles schrecklich klar. Ich zog und hieb voll Zorn erst nach der Königin, sie aber flog schon ferne durch den Wald, so stürzt' ich nun den Meinigen zu Hilfe. Diese waren hart bedrängt, nur wenige hatten so schnell zu ihren Waffen gelangen können, ich sammelte, so gut es ging, die Verwirrten, meine unerwartete Gegenwart belebte alle und in kurzer Zeit war das verräterische Gesindel wieder verjagt.

Aber rings am Saume des Waldes schwoll und wuchs nun die Schar unermeßlich, zahllose dunkle Gestalten mit Feuerbränden wirrten sich kreuzend durch die Nacht und steckten in grauenvoller Geschäftigkeit ringsum die Wälder an. Die Sonne hatte wochenlang gesengt über dem Lande, da griff das Feuer, an den Felswänden auf- und niedersteigend, lustig in die alten Wipfel, der Sturm faßte und rollte die Flammen auf, wie blutige Fahnen, in der entsetzlichen Beleuchtung sah ich die Königin auf ihren Knieen, als wollte sie die Lohen auf uns wenden mit ihrem schrecklichen Gebete. Kaum noch vermochten wir zu atmen in dem Rauche, der von Pfeilen schwirrte, von allen Seiten rückt' es rasch heran, das Schreien, das sprühende Knistern und Prasseln, nur manchmal von dem Donner stürzender Bäume unterbrochen; schon lief das Feuer in dem verdorrten Heidekraute über den Waldgrund, uns immer enger umzingelnd mit seinem furchtbaren Ringe. Da in der höchsten Not teilte der Wind auf einen Augenblick den Qualm und wir gewahrten plötzlich eine dunkle Furt in den Flammenwogen. Ein reißender Waldstrom rang dort mit dem wilden Feuermanne, der zornig Wurzeln, Stämme und Kronen darüber geworfen hatte. Das rettete uns, wir eilten über die lodernden Brücken und erreichten in der allgemeinen

Verwirrung glücklich das Meer, eh' uns der große Haufen bemerkte.

Als wir aber an den Strand kamen, sahen wir zu unserem Schrecken unser Boot schon von Eingeborenen besetzt. Die Königin war's mit vielen bewaffneten Häuptlingen, sie schienen von unserem Schiffe herzukommen und sprangen soeben leis und heimlich ans Land. Da sie uns erblickten, nicht weniger überrascht als wir, umringten sie eiligst ihre Königin und suchten uns in die Flammen zurückzutreiben. Auf diesem einsamen Platze aber waren wir die Mehrzahl, es entstand ein verzweifelter Kampf, denn unser aller Leben hing an einer Viertelstunde. Vergebens streckte die Königin mit ihrem tödlichen Geschosse meine kühnsten Gesellen zu Boden, die Häuptlinge fochten sterbend noch auf den Knieen und als der letzte sank, schwang ich die Schreckliche gewaltsam auf meinen Arm und stürzte mich mit ihr und den Wenigen, die mir geblieben, in das Boot. — Es war die höchste Zeit, denn schon drangen die Eingeborenen aus allen Felsenspalten und brennenden Waldtrümmern wie ein Schwarm Salamander auf uns ein, und kaum hatten wir den Bord des Schiffes erklommen, so wimmelte die See von unzähligen, bewaffneten Nachen. Ich ließ schnell die Anker lichten, ein frischer Wind schwellte die Segel, die Wilden folgten und bedeckten das Schiff mit einem Pfeilregen.

Nun aber brach auf dem Schiffe selbst der rohe Grimm der verwilderten Soldaten aus. Sie hatten, eh' ich sie zügeln konnte, die Königin gebunden und verhöhnten sie mit gemeinen Spottreden; sie aber saß stolz und schweigend unter ihnen, als wäre sie noch die Herrin hier und wir ihre Gefangenen. Auf einmal erkannte sie einen Häuptling, der sich auf einem Kahne tollkühn genähert. Sich gewaltsam auf dem Verdecke hoch aufrichtend, fragte sie: ob alle Weißen von der Insel vertilgt seien? und da er's bejahte, winkte sie ihnen zu, unser Schiff zu verlassen. Die Wilden zögerten erschrocken und verwirrt, ein dunkles Gemurmel ging durch den ganzen Schwarm. Da befahl sie ihnen noch einmal mit lauter Stimme, eiligst an den Strand zurückzukehren, und zu unserem Erstaunen wandten sich alle, Boot auf Boot, aber ein wehklagender Abschiedsgesang erfüllte die Luft wie ein Grabeslied.

Mir war das Betragen der Königin unbegreiflich. Noch einmal leuchtete mir die Hoffnung auf, sie wolle alles verlassen

und mit uns ziehen, als plötzlich der Schreckensruf: Feuer! aus dem unteren Schiffsraume erscholl. Todbleiche Gesichter, auf das Verdeck stürzend, bestätigten das furchtbare Unheil. Das Feuer hatte die Planken der Pulverkammer gefaßt, an Löschen war nicht mehr zu denken, wir waren alle unrettbar verloren. Mich überflog eine gräßliche Ahnung. Ich sah die Königin durchdringend an; sie flüsterte mir heimlich zu: sie selber habe das Schiff angesteckt, als sie vorhin am Bord gewesen. — Jetzt zungelten die Flammen schon aus allen Luken aufs Verdeck hinauf, da, mitten in der entsetzlichen Verwirrung, zerriß sie plötzlich ihre Banden und freudig und unverwandt nach den brennenden Wäldern schauend, streckte sie beide Arme frei in die sternklare Nacht wie ein Engel des Todes. In demselben Augenblicke aber fühlte ich einen dumpfen Schlag, die Bretter wichen unter mir, meine Sinne vergingen, ich sah nur noch einen unermeßlichen Feuerblick, wie tief in die Ewigkeit hinein.

Als ich wieder zu mir selbst kam, war alles still überm Meere, nur dunkle Trümmer des Schiffes und zerrissene Leichname meiner Landsleute trieben einzeln umher. Ich hatte im Todeskampfe einen Mastbaum fest umklammert. Jetzt bemerkte ich einen Nachen der Eingeborenen, der verlassen sich neben mir auf den Wellen schaukelte. Verwundet und zerschlagen wie ich war, bot ich meine letzten Kräfte auf und warf mich todmüde hinein. Der Wind trieb mich dicht an dem umbuschten Gestade hin, der Mond schien blaß durch die Rauchwolken, auf der Insel aber hatte unterdes das Feuer auch meine Burg ergriffen, die Flammen schlugen aus allen Fenstern, langsam neigte sich der Turm, und Bogen auf Bogen stürzte alles donnernd in die Glut zusammen. Da sah ich im hellen Wiederscheine der Flammen fern die Leiche der Königin schwimmen in bleicher Todesschönheit, als schliefe sie auf dem Meere. Auf einem vorspringenden Felsen aber stand der Lieutenant, auf sein blutiges Schwert gestützt, ganz allein, vom Feuer verbrannt; er bemerkte mich nicht, mein Schifflein flog um die Klippe — ich sah ihn niemals wieder.

Hier schwieg der Einsiedler, seine Seele schien tief bewegt. Da ihn aber seine Gäste noch immer fragend ansahen, hub er nach einem Weilchen von neuem an: Was wäre nach jener Nacht noch weiter zu berichten! Ich rang mit Hunger, Sturm und Wogen, ich wünschte mir tausendmal den Tod und haschte doch

begierig die zerstreuten Lebensmittel, Werkzeuge und Gerätschaften auf, die der Wind von dem zertrümmerten Schiffe an meinen Nachen spülte. So warf die See mich endlich am dritten Tage an dieses Eiland. — Hier zwischen diesen Wäldern stieg ich in die Felseneinsamkeit hinauf: meine Jugend, mein Ruhm und meine Liebe waren hinter mir im Meere versunken und kampfesmüde hing ich mein Schwert an diesen Baum; da seht, da hängt's noch heut, von Blüten ganz verhüllt.

So seid Ihr Don Diego von Leon! fuhr hier Antonio plötzlich auf, das Wappen seines Oheims auf dem Degengriffe erkennend.

Der war ich ehemals in der Welt, erwiderte der Einsiedler, wie kennt Ihr mich?

Aber der überraschte Antonio lag schon zu seinen Füßen und umklammerte seine Kniee, daß ihn des Alten langer, weißer Bart wie Höhenrauch umwallte.

Noch bevor dies an der Klause vorging, war Alvarez unruhig aufgestanden und weiterhin unter die Bäume getreten, denn er glaubte einen seltsamen Gesang im Walde zu hören. Nun vernahm es auch der Einsiedler. Auf einmal richtete dieser sich gewaltsam aus Antonios Armen auf. Im Namen Gottes, rief er nach dem Walde hin, wende dich ab und gehe ein zur ewigen Ruh'! Antonio und Alvarez schauten erschrocken nach dem Flecke, wohin er starrte und sahen mit Grauen die Frau Venus von der anderen Insel zwischen den wechselnden Schatten über den Bergrücken schweifen. Der Hauptmann zog seinen Degen, man hörte die Flüchtige immer deutlicher und näher durch das Dickicht brechen. Jetzt trat sie unter den Bäumen hervor — es war Alma in der Tracht und dem Schmucke ihrer Heimat, so stand sie scheu und atemlos, sie hatte es unten nicht länger ausgehalten und schon lange Antonio zwischen den Felsen wieder aufgesucht.

Der Einsiedler verwendete keinen Blick von ihr. Wer bist du? sagte er endlich. Du schaust wie sie und bist es doch nicht! — Alma aber war ganz verwirrt und sah ängstlich einen nach dem anderen an. Ich kann ja nichts dafür, erwiderte sie dann zögernd, sie sagten's immer, daß ich aussähe wie meine Muhme, die tote Königin. — Mein Gott, fiel hier Alvarez ein, ihr macht mich

ganz konfus; so war das also die Insel der wilden Königin, von der wir hergekommen? Alma nickte mit dem Köpfchen. Auch die Meinigen, sagte sie, hielten mich damals, als wir fortfuhren, für die verstorbene Königin, sonst hätten sie euch sicherlich erschlagen. — Da das Mädchen sah, daß ihr niemand zürne, wurde sie wieder heiterer und gesprächiger. Sie erzählte nun, daß sie gar oft in ihrer Heimat von alten Leuten gehört, wie die tapfere Königin mit einem spanischen Schiffe, das sie selber angezündet, in die Luft geflogen, in jener Schreckensnacht hätten sie dann ihren Leichnam aus dem Meere gefischt und mit den eroberten Fahnen und Waffen der Fremden in die Königsgruft gelegt, wo die besondere eisige Luft die Toten unversehrt erhalte. Nur Alonzo allein sei von den Spaniern zurückgeblieben. — Wie! rief Alvarez, so war der wahnsinnige Alte in seinem tollen Ornate derselbe gewesene Schiffslieutenant! — Alma aber fuhr fort: Der arme Alonzo bewachte seitdem die tote Königin bei Tag und Nacht, und meint', sie schliefe nur, bis er bei unserer Abfahrt selbst den Tod gefunden. — Der Einsiedler war während dieser Erzählung in tiefes Nachdenken versunken. Entsetzlich! sagte er dann halb für sich, nun ist er abgelöst von seiner schauerlichen Wacht — Gott sei ihm gnädig!

Unterdes war Alma in die Felsenhalle gegangen und untersuchte dort alles mit furchtsamer Neugier. Alvarez aber rief sie wieder heraus, sie mußte sich zu ihnen vor die Klause setzen und nun ging es an ein Fragen und Erzählen aus der alten Zeit, daß keiner merkte, wie die Nacht allmählich schon Berg und Thal verschattete.

Tiefer unten aber rumorte es noch immer im Walde, Sanchez machte eifrig die Runde, denn gab es hier auch nichts zu bewachen, den müßigen Gesellen war es in ihrer Langenweile eben nur um den Lärm zu thun. In einzelnen Trupps auf den waldigen Abhängen um die Wachtfeuer gelagert, sangen sie aus der Ferne schöne Lieder und so oft sie pausierten, hörte man Meer und Wald heraufrauschen. Das hatte die arme Alma lange nicht gehört; sie plauderte froh in ihrer fremden Sprache und sang und tanzte den Kriegstanz ihres Volkes. Diegos Augen aber ruhten bald auf ihr, bald auf dem blühenden Antonio, ihm war, als spiegelte sich wunderbar sein Leben wie ein Traum noch einmal wieder.

Die Spanier lagen noch mehrere Tage auf dieser Insel, um günstigen Wind abzuwarten. Don Diego hatte, als er sein Haus im Felsen baute, Gold in Menge gefunden, das lag seitdem vergessen im Schutte. Jetzt fiel's ihm wieder ein, er verteilte den Schatz nach Amt und Würden an seine armen Gäste. Da war ein Jubilieren, Prahlen und Projektemachen unter dem glückseligen Schwarme, jeder wollte was Rechtes ausbrüten über seinem unverhofften Mammon und ließ allmählich die lustigen Reiseschwingen sinken in der schweren Vergoldung. Den Studenten Antonio aber verlangte wieder recht nach den duftigen Gärten der Heimat, um dort in den blühenden Wipfeln mit seinem schönen fremden Wandervöglein sich sein Nest zu bauen. So beschlossen sie alle einmütig, die neue Welt vor der Hand noch unentdeckt zu lassen und vergnügt in die gute, alte wieder heimzukehren. — Diego schüttelte halb unwillig den Kopf. So, sagte er, hätte ich nicht gethan, als ich noch jung war.

In dieser Zeit erwachte einmal Alma mitten in der schönsten Sommernacht, es war, als hätte sie jemand im Schlafe auf die Stirn geküßt. Sie fuhr erschrocken halb empor und sah soeben Don Diego von dem Platze fortgehen, der zu ihrem Erstaunen ganz still und verlassen war. Als sie sich aber völlig ermunterte, vernahm sie tiefer unten ein verworrenes Getümmel, es war als sei plötzlich über nacht der Frühling gekommen: ein Jubel und Rufen und Durcheinanderrennen den ganzen Strand entlang.

Jetzt kamen auch mehrere Soldaten mit gefüllten Schläuchen von den Quellen im Walde herab. Viktoria! riefen sie ihr zu, der Wind hat sich gedreht, nun geht's nach Spanien. — Da sprang Alma pfeilschnell auf, suchte emsig alles zusammen und schnürte ihr Bündel und jauchzte in sich, sie meinte, sie hätte den gestirnten Himmel noch niemals so weit und schön gesehen!

Indem sie aber noch so fröhlich hantierte, sah sie Antonio mit Don Diego eilig und in lebhaftem Gespräche vom Strande kommen. Auf der Klippe über ihr stand Diego plötzlich still. Nun geh hinab, sagte er zu Antonio, du beredest mich nicht, ich bleibe hier.

Mein Leben ist wie ein Gewitter schön und schrecklich vorübergezogen und die Blitze spielen nur noch fern am Horizonte wie in eine andere Welt hinüber. Du aber sollst dir erst die Sporen verdienen, kehre zurück in die Welt und haue dich tüchtig durch,

daß du dir einst auch solchen Fels eroberst, der die Wetter bricht — weiter bringt es doch keiner. Fahre wohl! — Hier umarmte er gerührt den Jüngling und verschwand in der Wildnis. Antonio sah ihm lange in die nachtkühle Einsamkeit nach. — Da erblickte er auf einmal Alma dicht vor sich, schwang sie auf seinen Arm hoch in das aufdämmernde Morgenrot und stürzte mit ihr hinab.

Und als die Sonne aufging, flog das Schiff schon übers blaue Meer, der frische Morgenwind schwellte die Segel, Alma saß vergnügt mit ihrem Reisebündel und schaute in die glänzende Ferne, die Schiffer sangen wieder das Lied von der Fortuna, auf dem allmählich versinkenden Felsen der Insel aber stand Diego und segnete noch einmal die fröhlichen Gesellen, denen auch wir eine glückliche Fahrt nachrufen.



Das Schloß Dürande.



In der schönen Provence liegt ein Thal zwischen waldigen Bergen, die Trümmer des alten Schlosses Dürande sehen über die Wipfel in die Einsamkeit hinein; von der anderen Seite erblickt man weit unten die Türme der Stadt Marseille; wenn die Luft von Mittag kommt, klingen bei klarem Wetter die Glocken herüber, sonst hört man nichts von der Welt. In diesem Thale stand ehemals ein kleines Jägerhaus, man sah's vor Blüten kaum, so überwaldet war's und weinumrankt bis an das Hirschgeweih über dem Eingange: in stillen Nächten, wenn der Mond hell schien, kam das Wild oft weidend bis auf die Waldeswiese vor der Thür. Dort wohnte dazumal der Jäger Renald, im Dienste des alten Grafen Dürande, mit seiner jungen Schwester Gabriele ganz allein, denn Vater und Mutter waren lange gestorben.

In jener Zeit nun geschah es, daß Renald einmal an einem schwülen Sommerabende, rasch von den Bergen kommend, sich nicht weit von dem Jägerhause mit seiner Flinte an den Saum des Waldes stellte. Der Mond beglänzte die Wälder, es war so unermeßlich still, nur die Nachtigallen schlugen tiefer im Thale, manchmal hörte man einen Hund bellen aus den Dörfern oder den Schrei des Wildes im Walde. Aber er achtete nicht darauf, er hatte heut ein ganz anderes Wild auf dem Korne. Ein junger fremder Mann, so hieß es, schleiche abends heimlich zu seiner Schwester, wenn er selber weit im Forste; ein alter Jäger hatte es ihm gestern vertraut, der wußte es vom Waldhüter, dem hatte es ein Köhler gesagt. Es war ihm ganz unglaublich, wie sollte sie zu der Bekanntschaft gelangt sein? Sie kam nur Sonntags in die Kirche, wo er sie niemals aus den Augen verlor.

Und doch wurmte ihn das Gerede, er konnte sich's nicht aus dem Sinn schlagen, er wollte endlich Gewißheit haben. Denn der Vater hatte sterbend ihm das Mädchen auf die Seele gebunden, er hätte sein Herzblut gegeben für sie.

So drückte er sich lauernd an die Bäume im wechselnden Schatten, den die vorüberfliegenden Wolken über den stillen Grund warfen. Auf einmal aber hielt er den Atem an, es regte sich am Hause und zwischen den Weinranken schlüpfte eine schlanke Gestalt hervor; er erkannte sogleich seine Schwester an dem leichten Gange; o mein Gott, dachte er, wenn alles nicht wahr wäre! Aber in demselben Augenblicke streckte sich ein langer, dunkler Schatten neben ihr über den mondbeschienenen Rasen, ein hoher Mann trat rasch aus dem Hause, dicht in einen schlechten, grünen Mantel gewickelt, wie ein Jäger. Er konnte ihn nicht erkennen, auch sein Gang war ihm durchaus fremd; es flimmerte ihm vor den Augen, als könnte er sich in einem schweren Traume noch nicht recht besinnen.

Das Mädchen aber, ohne sich umzusehen, sang mit fröhlicher Stimme, daß es dem Renald wie ein Messer durchs Herz ging:

Ein' Gems auf dem Stein,
Ein Vogel im Flug,
Ein Mädel, das klug,
Kein Bursch holt die ein!

Bist du toll! rief der Fremde, rasch hinzuspringend.

Es ist dir schon recht, entgegnete sie lachend, so werd' ich dir's immer machen; wenn du nicht artig bist, sing' ich aus Herzensgrund. Sie wollte von neuem singen, er hielt ihr aber voll Angst mit der Hand den Mund zu. Da sie so nahe vor ihm stand, betrachtete sie ihn ernsthaft im Mondscheine. Du hast eigentlich recht falsche Augen, sagte sie; nein, bitte mich nicht wieder so schön, sonst sehen wir uns niemals wieder und das thut uns beiden leid. — Herr Jesus! schrie sie auf einmal, denn sie sah plötzlich den Bruder hinterm Baume nach dem Fremden zielen. — Da, ohne sich zu besinnen, warf sie sich hastig dazwischen, so daß sie, den Fremden umklammernd, ihn ganz mit ihrem Leibe bedeckte. Renald zuckte, da er's sah, aber es war zu spät, der Schuß fiel, daß es tief durch die Nacht wiederhallte. Der Unbekannte richtete

sich in dieser Verwirrung hoch empor, als wäre er plötzlich größer geworden und riß zornig ein Taschenpistol aus dem Mantel; da kam ihm auf einmal das Mädchen so bleich vor, er wußte nicht, war es vom Mondlichte oder vom Schrecke. Um Gottes willen, sagte er, bist du getroffen?

Nein, nein, erwiderte Gabriele, ihm unversehens und herzhaft das Pistol aus der Hand windend, und drängte ihn heftig fort. Dorthin, flüsterte sie, rechts über den Steg am Fels, nur fort, schnell fort!

Der Fremde war schon zwischen den Bäumen verschwunden, als Renald zu ihr trat. Was machst du da für dummes Zeug! rief sie ihm entgegen und verbarg rasch Arm und Pistol unter der Schürze. Aber die Stimme versagte ihr, als er nun dicht vor ihr stand und sie sein bleiches Gesicht bemerkte. Er zitterte am ganzen Leibe und auf seiner Stirn zuckte es zuweilen, wie wenn es von fern blitzte. Da gewahrte er plötzlich einen blutigen Streif an ihrem Kleide. Du bist verwundet, sagte er erschrocken, und doch war's, als würde ihm wohler beim Anblicke des Blutes; er wurde sichtbar milder und führte sie schweigend in das Haus. Dort machte er schnell Licht an, es fand sich, daß die Kugel ihr nur leicht den rechten Arm gestreift; er trocknete und verband die Wunde, sie sprachen beide kein Wort miteinander. Gabriele hielt den Arm fest hin und sah trotzig vor sich nieder, denn sie konnte gar nicht begreifen, warum er böse sei; sie fühlte sich so rein von aller Schuld, nur die Stille jetzt unter ihnen wollte ihr das Herz abdrücken und sie atmete tief auf, als er endlich fragte: wer es gewesen? — Sie beteuerte nun, daß sie das nicht wisse, und erzählte, wie er an einem schönen Sonntagsabende, als sie eben allein vor der Thür gesessen, zum erstenmale von den Bergen gekommen und sich zu ihr gesetzt und dann am folgenden Abende wieder und immer wieder gekommen und wenn sie ihn fragte, wer er sei, nur lachend gesagt: ihr Liebster.

Unterdes hatte Renald unruhig ein Tuch aufgehoben und das Pistol entdeckt, das sie darunter verborgen hatte. Er erschrak auf das heftigste und betrachtete es dann aufmerksam von allen Seiten. — Was hast du damit? sagte sie erstaunt; wem gehört es? Da hielt er's ihr plötzlich funkelnd am Lichte vor die Augen: Und du kennst ihn wahrhaftig nicht?

Sie schüttelte mit dem Kopfe.

Ich beschwöre dich bei allen Heiligen, hub er wieder an, sag' mir die Wahrheit.

Da wandte sie sich auf die andere Seite. Du bist heute rasend, erwiderte sie, ich will dir gar keine Antwort mehr geben.

Das schien ihm das Herz leichter zu machen, daß sie ihren Liebsten nicht kannte, er glaubte es ihr, denn sie hatte ihn noch niemals belogen. Er ging nun einigemal finster in der Stube auf und nieder. Gut, gut, sagte er dann, meine arme Gabriele, so mußt du gleich morgen zu unserer Muhme ins Kloster; mach dich zurecht, morgen, ehe der Tag graut, führ' ich dich hin. Gabriele erschrak innerlichst, aber sie schwieg und dachte: kommt Tag, kommt Rat. Renald aber steckte das Pistol zu sich und sah noch einmal nach ihrer Wunde, dann küßte er sie noch herzlich zur guten Nacht.

Als sie endlich allein in ihrer Schlafkammer war, setzte sie sich angekleidet aufs Bett und versank in ein tiefes Nachsinnen. Der Mond schien durchs offene Fenster auf die Heiligenbilder an der Wand, im stillen Gärtchen draußen zitterten die Blätter in den Bäumen. Sie wand ihre Haarflechten auf, daß ihr die Locken über Gesicht und Achseln herabrollten, und dachte vergeblich nach, wen ihr Bruder eigentlich im Sinne habe und warum er vor dem Pistole so sehr erschrocken — es war ihr alles wie im Traume. Da kam es ihr ein paarmal vor, als ginge draußen jemand sachte ums Haus. Sie lauschte am Fenster, der Hund im Hofe schlug an, dann war alles wieder still. Jetzt bemerkte sie erst, daß auch ihr Bruder noch wach war; anfangs glaubte sie, er rede im Schlafe, dann aber hörte sie deutlich, wie er auf seinem Bette vor Weinen schluchzte. Das wandte ihr das Herz, sie hatte ihn noch niemals weinen gesehen, es war ihr nun selber, als hätte sie was verbrochen. In dieser Angst beschloß sie, ihm seinen Willen zu thun; sie wollte wirklich nach dem Kloster gehen, die Priorin war ihre Muhme, der wollte sie alles sagen und sie um ihren Rat bitten. Nur das war ihr unerträglich, daß ihr Liebster nicht wissen sollte, wohin sie gekommen. Sie wußte wohl, wie herzhaft er war und besorgt um sie; der Hund hatte vorhin gebellt, im Garten hatte es heimlich geraschelt wie Tritte, wer weiß, ob er nicht nachsehen wollte, wie es ihr ging nach dem Schrecken — Gott, dachte sie, wenn er noch draußen stünd'! — Der Gedanke verhielt ihr fast den Atem. Sie schnürte sogleich

eilig ihr Bündel, dann schrieb sie für ihren Bruder mit Kreide auf den Tisch, daß sie noch heute allein ins Kloster fortgegangen. Die Thüren waren nur angelehnt, da schlich sie vorsichtig und leise aus der Kammer über den Hausflur in den Hof, der Hund sprang freundlich an ihr herauf, sie hatte Not, ihn am Pförtchen zurückzuweisen; so trat sie endlich mit klopfendem Herzen ins Freie.

Draußen schaute sie sich tief aufatmend nach allen Seiten um, ja, sie wagte es sogar, noch einmal bis an den Gartenzaun zurückzugehen, aber ihr Liebster war nirgend zu sehen, nur die Schatten der Bäume schwankten ungewiß über den Rasen. Zögernd betrat sie nun den Wald und blieb immer wieder stehen und lauschte; es war alles so still, daß ihr graute in der großen Einsamkeit. So mußte sie nun endlich doch weiter gehen und zürnte heimlich im Herzen auf ihren Schatz, daß er sie in ihrer Not so zaghaft verlassen. Seitwärts im Thale aber lagen die Dörfer in tiefer Ruhe. Sie kam am Schlosse des Grafen Dürande vorbei, die Fenster leuchteten im Mondscheine herüber, im herrschaftlichen Garten schlugen die Nachtigallen und rauschten die Wasserkünste; das kam ihr so traurig vor, sie sang für sich das alte Lied:

Gut' Nacht, mein Vater und Mutter,
Wie auch mein stolzer Bruder,
Ihr seht mich nimmer mehr!
Die Sonne ist untergegangen
Im tiefen, tiefen Meer.

Der Tag dämmerte noch kaum, als sie endlich am Abhange der Waldberge bei dem Kloster anlangte, das mit verschlossenen Fenstern, noch wie träumend, zwischen kühlen, duftigen Gärten lag. In der Kirche aber sangen die Nonnen soeben ihre Metten durch die weite Morgenstille, nur einzelne, früh erwachte Lerchen draußen stimmten schon mit ein in Gottes Lob. Gabriele wollte abwarten, bis die Schwestern aus der Kirche zurückkämen und setzte sich unterdes auf die breite Kirchhofsmauer. Da fuhr ein zahmer Storch, der dort übernachtet, mit seinem langen Schnabel unter den Flügeln hervor und sah sie mit den klugen Augen ver-

wundert an; dann schüttelte er in der Kühle sich die Federn auf und wandelte mit stolzen Schritten wie eine Schildwacht den Mauerkranz entlang. Sie aber war so müde und überwacht, die Bäume über ihr säuselten noch so schläferig, sie legte den Kopf auf ihr Bündel und schlummerte unter den Blüten ein, womit die alte Linde sie bestreute.

Als sie aufwachte, sah sie eine hohe Frau in faltigen Gewändern über sich gebeugt, der Morgenstern schimmerte durch ihren langen Schleier, es war ihr, als hätt' im Schlafe die Mutter Gottes ihren Sternenmantel um sie geschlagen. Da schüttelte sie erschrocken die Blütenflocken aus dem Haare und erkannte ihre geistliche Muhme, die zu ihrer Verwunderung, als sie aus der Kirche kam, die Schlafende auf der Mauer gefunden. Die Alte sah ihr freundlich in die schönen, frischen Augen. Ich hab' dich gleich daran erkannt, sagte sie, als wenn mich deine selige Mutter ansähe! — Nun mußte sie ihr Bündel nehmen und die Priorin schritt eilig ins Kloster voraus; sie gingen durch kühle, dämmernde Kreuzgänge, wo soeben noch die weißen Gestalten einzelner Nonnen wie Geister vor der Morgenluft lautlos verschlüpften. Als sie in die Stube traten, wollte Gabriele sogleich ihre Geschichte erzählen, aber sie kam nicht dazu. Die Priorin, solange wie auf eine selige Insel verschlagen, hatte soviel zu erzählen und zu fragen von dem jenseitigen Ufer ihrer Jugend und konnte sich nicht genug verwundern, denn alle ihre Freunde waren seitdem alt geworden oder tot und eine andere Zeit hatte alles verwandelt, die sie nicht mehr verstand. Geschäftig in redseliger Freude strich sie ihrem lieben Gaste die Locken aus der glänzenden Stirn wie einem kranken Kinde, holte aus einem altmodischen, künstlich geschnitzten Wandschranke Rosinen und allerlei Naschwerk und fragte und plauderte immer wieder. Frische Blumensträuße standen in bunten Krügen am Fenster, ein Kanarienvogel schmetterte gellend dazwischen, denn die Morgensonne funkelte draußen schon durch die Wipfel und vergoldete wunderbar die Zelle, das Betpult und die schwergewirkten Lehnstühle; Gabriele lächelte fast betroffen wie in eine neue, ganz fremde Welt hinein.

Noch an demselben Tage kam auch Renald zum Besuche; sie freute sich außerordentlich, es war ihr, als hätte sie ihn ein Jahr lang nicht gesehen. Er lobte ihren raschen Entschluß von

heute nacht und sprach dann viel und heimlich mit der Priorin; sie horchte ein paarmal hin, sie hätte so gern gewußt, wer ihr Geliebter sei, aber sie konnte nichts erfahren. Dann mußte sie auch wieder heimlich lachen, daß die Priorin so geheimnisvoll that, denn sie merkt' es wohl, sie wußt' es selber nicht. — Es war indes beschlossen worden, daß sie fürs erste noch im Kloster bleiben sollte. Renald war zerstreut und eilig, er nahm bald wieder Abschied und versprach, sie abzuholen, sobald die rechte Zeit gekommen.

Aber Woche auf Woche verging und die rechte Zeit war noch immer nicht da. Auch Renald kam immer seltener und blieb endlich ganz aus, um dem ewigen Fragen seiner Schwester nach ihrem Schatze auszuweichen, denn er konnte oder mochte ihr nichts von ihm sagen. Die Priorin wollte die arme Gabriele trösten, aber sie hatt' es nicht nötig, so wunderbar war das Mädchen seit jener Nacht verwandelt. Sie fühlte sich, seit sie von ihrem Liebsten getrennt, als seine Braut vor Gott, der wolle sie bewahren. Ihr ganzes Dichten und Trachten ging nun darauf, ihn selber auszukundschaften, da ihr niemand beistand in ihrer Einsamkeit. Sie nahm sich daher eifrig der Klosterwirtschaft an, um mit den Leuten in der Gegend bekannt zu werden; sie ordnete alles in Küche, Keller und Garten, alles gelang ihr und wie sie so sich selber half, kam eine stille Zuversicht über sie wie Morgenrot, es war ihr immer, als müßt' ihr Liebster plötzlich einmal aus dem Walde zu ihr kommen.

Damals saß sie eines Abends noch spät mit der jungen Schwester Renate am offenen Fenster der Zelle, aus dem man in den stillen Klostergarten und über die Gartenmauer weit ins Land sehen konnte. Die Heimchen zirpten unten auf den frischgemähten Wiesen, überm Walde blitzte es manchmal aus weiter Ferne. Da läßt mein Liebster mich grüßen, dachte Gabriele bei sich. — Aber Renate blickte verwundert hinaus; sie war lange nicht wach gewesen um diese Zeit. Sieh nur, sagte sie, wie draußen alles anders aussieht im Mondscheine, der dunkle Berg drüben wirft seinen Schatten bis an unser Fenster, unten erlischt ein Lichtlein nach dem anderen im Dorfe. Was schreit da für ein Vogel? — Das ist das Wild im Walde, meinte Gabriele.

Wie du auch so allein im Dunkeln durch den Wald gehen kannst, sagte Renate wieder; ich stürbe vor Furcht. Wenn ich

so manchmal durch die Scheiben hinaussehe in die tiefe Nacht, dann ist mir immer so wohl und sicher in meiner Zelle wie unterm Mantel der Mutter Gottes.

Nein, entgegnete Gabriele, ich möcht' mich gern einmal bei Nacht verirren recht im tiefsten Walde, die Nacht ist wie im Traume so weit und still, als könnt' man über die Berge reden mit allen, die man liebt in der Ferne. Hör' nur, wie der Fluß unten rauscht und die Wälder, als wollten sie auch mit uns sprechen und könnten nur nicht recht! — Dabei fällt mir immer ein Märchen ein, ich weiß nicht, hab' ich's gehört, oder hat mir's geträumt.

Erzähl's mir doch, ich bete unterdes meinen Rosenkranz fertig, sagte die Nonne, und Gabriele setzte sich fröhlich auf die Fußbank vor ihr, wickelte vor der kühlen Nachtluft die Arme in ihre Schürze und begann sogleich folgendermaßen:

Es war einmal eine Prinzessin in einem verzauberten Schlosse gefangen, das schmerzte sie sehr, denn sie hatte einen Bräutigam, der wußte gar nicht, wohin sie gekommen war, und sie konnte ihm auch kein Zeichen geben, denn die Burg hatte nur ein einziges festverschlossenes Thor nach einem tiefen, tiefen Abhange hin, und das Thor bewachte ein entsetzlicher Riese, der schlief und trank und sprach nicht, sondern ging nur immer Tag und Nacht vor dem Thore auf und nieder wie der Perpendikel einer Turmuhr. Sonst lebte sie ganz herrlich in dem Schlosse; da war Saal an Saal, einer immer prächtiger als der andere, aber niemand drin zu sehen und zu hören, kein Lüftchen ging und kein Vogel sang in den verzauberten Bäumen im Hofe, die Figuren auf den Tapeten waren schon ganz krank und bleich geworden in der Einsamkeit, nur manchmal warf sich das trockene Holz an den Schränken vor Langeweile, daß es weit durch die öde Stille schallte, und auf der hohen Schloßmauer draußen stand ein Storch, wie eine Vedette, den ganzen Tag auf einem Beine.

Ach, ich glaube gar, du stichelst auf unser Kloster, sagte Renate. Gabriele lachte und erzählte munter fort:

Einmal aber war die Prinzessin mitten in der Nacht aufgewacht, da hörte sie ein seltsames Sausen durch das ganze Haus. Sie sprang erschrocken ans Fenster und bemerkte zu ihrem großen Erstaunen, daß es der Riese war, der eingeschlafen vor dem Thore lag und mit solcher grausamer Gewalt schnarchte,

daß alle Thüren, so oft er den Atem einzog und wieder ausstieß, von dem Zugwinde klappend auf und zu flogen. Nun sah sie auch, so oft die Thür nach dem Saale aufging, mit Verwunderung, wie die Figuren auf den Tapeten, denen die Glieder schon ganz eingerostet waren von dem langen Stillstehen, sich langsam dehnten und reckten; der Mond schien hell über den Hof, da hörte sie zum erstenmale die verzauberten Brunnen rauschen, der steinerne Neptun unten saß auf dem Rande der Wasserkunst und strählte sich sein Binsenhaar; alles wollte die Gelegenheit benutzen, weil der Riese schlief; und der steife Storch machte so wunderliche Kapriolen auf der Mauer, daß sie lachen mußte, und hoch auf dem Dache drehte sich der Wetterhahn und schlug mit den Flügeln und rief immerfort: Kick, kick dich um, ich seh' ihn gehn, ich sag' nicht wen! Am Fenster aber sang lieblich der Wind: komm mit geschwind! und die Bächlein schwatzten draußen untereinander im Mondglanze, wie wenn der Frühling anbrechen sollte, und sprangen glitzernd und wispernd über die Baumwurzeln: Bist du bereit? wir haben nicht Zeit, weit weit, in die Waldeinsamkeit! — Nun, nun, nur Geduld, ich komm' ja schon, sagte die Prinzessin ganz erschrocken und vergnügt, nahm schnell ihr Bündel unter den Arm und trat vorsichtig aus dem Schlafzimmer; zwei Mäuschen kamen ihr atemlos nach und brachten ihr noch den Fingerhut, den sie in der Eile vergessen. Das Herz klopfte ihr, denn die Brunnen im Hofe rauschten schon wieder schwächer, der Flußgott streckte sich taumelnd wieder zum Schlafe zurecht, auch der Wetterhahn drehte sich nicht mehr; so schlich sie leise die stille Treppe hinab.

Ach Gott! wenn der Riese jetzt aufwacht! sagte Renate ängstlich.

Die Prinzessin hatte auch Angst genug, fuhr Gabriele fort, sie hob sich das Röckchen, daß sie nicht an seinen langen Sporen hängen blieb, stieg geschickt über den einen, dann über den anderen Stiefel, und noch einen herzhaften Sprung — jetzt stand sie draußen am Abhange. Da aber war's einmal schön! da flogen die Wolken und rauschte der Strom und die prächtigen Wälder im Mondscheine, und auf dem Strome fuhr ein Schifflein, saß ein Ritter darin.

Das ist ja gerade wie jetzt hier draußen, unterbrach sie Renate, da fährt auch noch einer im Kahne dicht unter unserem Garten; jetzt stößt er ans Land.

Freilich — sagte Gabriele mutwillig und setzte sich ins Fenster, und wehte mit ihrem weißen Schnupftuche hinaus — und grüß dich Gott, rief da die Prinzessin, grüß dich Gott in die weite, weite Fern, es ist ja keine Nacht so still und tief als meine Lieb!

Renate faßte sie lachend um den Leib, um sie zurückzuziehen. — Herr Jesus! schrie sie da plötzlich auf, ein fremder Mann, dort an der Mauer hin! — Gabriele ließ erschrocken ihr Tuch sinken, es flatterte in den Garten hinab. Ehe sie sich aber noch besinnen konnte, hatte Renate schon das Fenster geschlossen; sie war voll Furcht, sie mochte nichts mehr von dem Märchen hören und trieb Gabrielen hastig aus der Thür, über den stillen Gang in ihre Schlafkammer.

Gabriele aber, als sie allein war, riß noch rasch in ihrer Zelle das Fenster auf. Zu ihrem Schreck bemerkte sie nun, daß das Tuch unten von dem Strauche verschwunden war, auf den es vorhin geflogen. Ihr Herz klopfte heftig, sie legte sich hinaus, so weit sie nur konnte, da glaubte sie draußen den Fluß wieder aufrauschen zu hören, darauf schallte Ruderschlag unten im Grunde, immer ferner und schwächer, dann alles, alles wieder still — so blieb sie verwirrt und überrascht am Fenster, bis das erste Morgenlicht die Bergesgipfel rötete.

Bald darauf traf der Namenstag der Priorin, ein Fest, worauf sich alle Hausbewohner das ganze Jahr hindurch freuten; denn auf diesen Tag war zugleich die jährliche Weinlese auf einem nahegelegenen Gute des Klosters festgesetzt, an welcher die Nonnen mit teil nahmen. Da verbreitete sich, als der Morgenstern noch durch die Lindenwipfel in die kleinen Fenster hineinfunkelte, schon eine ungewohnte, lebhafte Bewegung durch das ganze Haus, im Hofe wurden die Wagen von dem alten Staube gereinigt, in ihren besten blütenweißen Gewändern sah man die Schwestern in allen Gängen geschäftig hin und her eilen; einige versahen noch ihre Kanarienvögel sorgsam mit Futter, andere packten Taschen und Schachteln, als gälte es eine wochenlange Reise. — Endlich wurde von dem zahlreichen Hausgesinde ausführlich Abschied genommen, die Kutscher knallten und die Karawane setzte sich langsam in Bewegung. Gabriele fuhr nebst einigen auserwählten Nonnen an der Seite der Priorin in einem mit vier alten, dicken Rappen bespannten Staatswagen, der mit seinem altmodischen,

vergoldeten Schnitzwerke einem chinesischen Lusthause gleichsah. Es war ein klarer, heiterer Herbstmorgen, das Glockengeläute vom Kloster zog weit durchs stille Land, der Altweibersommer flog schon über die Felder, überall grüßten die Bauern ehrerbietig den ihnen wohlbekannten geistlichen Zug.

Wer aber beschreibt nun die große Freude auf dem Gratialgute, die fremden Berge, Thäler und Schlösser umher, das stille Grün und den heiteren Himmel darüber, wie sie da in dem mit Astern ausgeschmückten Gartensaale um eine reichliche Kollation vergnügt auf den altfränkischen Kanapees sitzen und die Morgensonne die alten Bilder römischer Kirchen und Paläste an den Wänden bescheint und vor den Fenstern die Sperlinge sich lustig tummeln und lärmen im Laube, während draußen weißgekleidete Dorfmädchen unter den schimmernden Bäumen vor der Thür ein Ständchen singen.

Die Priorin aber ließ die Kinder hereinkommen, die scheu und neugierig in dem Saale herumschauten, in den sie das ganze Jahr über nur manchmal heimlich durch die Ritzen der verschlossenen Fensterladen geguckt hatten. Sie streichelte und ermahnte sie freundlich, freute sich, daß sie in dem Jahre so gewachsen, und gab dann jedem aus ihrem Gebetbuche ein buntes Heiligenbild und ein großes Stück Kuchen dazu.

Jetzt aber ging die rechte Lust der Kleinen erst an, da nun wirklich zur Weinlese geschritten wurde, bei der sie mithelfen und naschen durften. Da belebte sich allmählich der Garten, fröhliche Stimmen da und dort, geputzte Kinder, die große Trauben trugen, flatternde Schleier und weiße, schlanke Gestalten zwischen den Rebengeländern schimmernd und wieder verschwindend, als wanderten Engel über den Berg. Die Priorin saß unterdes vor der Hausthür und betete ihr Brevier und schaute oft über das Buch weg nach den vergnügten Schwestern; die Herbstsonne schien warm und kräftig über die stille Gegend und die Nonnen sangen bei der Arbeit:

Es ist nun der Herbst gekommen,
Hat das schöne Sommerkleid
Von den Feldern weggenommen
Und die Blätter ausgestreut,

Vor dem bösen Winterwinde
Deckt er warm und sachte zu
Mit dem bunten Laub die Gründe,
Die schon müde gehn zur Ruh'.

Einzelne verspätete Wandervögel zogen noch über den Berg und schwatzten vom Glanze der Ferne, was die glücklichen Schwestern nicht verstanden. Gabriele aber wußte wohl, was sie sangen, und ehe die Priorin sich's versah, war sie auf die höchste Linde geklettert; da erschrak sie, wie so groß und weit die Welt war. — Die Priorin schalt sie aus und nannte sie ihr wildes Waldvöglein. Ja, dachte Gabriele, wenn ich ein Vöglein wäre! Dann fragte die Priorin, ob sie von da oben das Schloß Dürande überm Walde sehen könne? Alle die Wälder und Wiesen, sagte sie, gehören dem Grafen Dürande; er grenzt hier an, das ist ein reicher Herr! Gabriele aber dachte an ihren Herrn, und die Nonnen sangen wieder:

Durch die Felder sieht man fahren
Eine wunderschöne Frau,
Und von ihren langen Haaren
Goldne Fäden auf der Au
Spinnet sie und singt im Gehen:
Eya, meine Blümelein,
Nicht nach andern immer sehen,
Eya, schlafet, schlafet ein!

Ich höre Waldhörner! rief hier plötzlich Gabriele; es verhielt ihr fast den Atem vor Erinnerung an die alte, schöne Zeit. — Komm schnell herunter, mein Kind, rief ihr die Priorin zu. Aber Gabriele hörte nicht darauf, zögernd und im Hinabsteigen noch immer zwischen den Zweigen hinausschauend, sagte sie wieder: Es bewegt sich drüben am Saume des Waldes; jetzt seh' ich Reiter; wie das glitzert im Sonnenscheine! sie kommen gerade auf uns her.

Und kaum hatte sie sich vom Baume geschwungen, als einer von den Reitern, über den grünen Plan dahergeflogen, unter den Linden anlangte und mit höflichem Gruße vor der Priorin stillhielt. Gabriele war schnell in das Haus gelaufen, dort wollte

sie durchs Fenster nach dem Fremden sehen. Aber die Priorin rief ihr nach: Der Herr sei durstig, sie solle ihm Wein herausbringen. Sie schämte sich, daß er sie auf dem Baume gesehen, so kam sie furchtsam mit dem vollen Becher vor die Thür mit gesenkten Blicken, durch die langen Augenwimpern nur sah sie das kostbare Zaumzeug und die Stickerei auf seinem Jagdrocke im Sonnenscheine flimmern. Als sie aber an das Pferd trat, sagte er leise zu ihr: Er sehe doch ihre dunklen Augen im Weine sich spiegeln wie in einem goldenen Brunnen. Bei dem Klange der Stimme blickte sie erschrocken auf — der Reiter war ihr Liebster — sie stand wie verblendet. Er trank jetzt auf der Priorin Gesundheit, sah aber dabei über den Becher weg Gabriele an und zeigte ihr verstohlen ihr Tuch, das sie in jener Nacht aus dem Fenster verloren. Dann druckte er die Sporen ein und, flüchtig dankend, flog er wieder fort zu dem bunten Schwarme am Walde, das weiße Tuch flatterte weit im Winde hinter ihm her.

Sieh nur, sagte die Priorin lachend, wie ein Falk, der eine Taube durch die Luft führt!

Wer war der Herr? frug endlich Gabriele tief aufatmend. — Der junge Graf Dürande, hieß es. — Da tönte die Jagd schon wieder fern und immer ferner den funkelnden Wald entlang, die Nonnen aber hatten in ihrer Fröhlichkeit von allem nichts bemerkt und sangen von neuem:

Und die Vöglein hoch in Lüften
Über blaue Berg' und Seeen
Ziehn zur Ferne nach den Klüften,
Wo die hohen Cedern stehn,
Wo mit ihren goldnen Schwingen
Auf des Benedeiten Gruft
Engel Hosiannah singen
Nächtens durch die stille Luft.

Etwa vierzehn Tage darauf schritt Renald eines Morgens still und rasch durch den Wald nach dem Schlosse Dürande, dessen Türme finster über die Tannen hersahen. Er war ernst und bleich, aber mit Hirschfänger und leuchtendem Bandelier wie

zu einem Feste geschmückt. In der Unruhe seiner Seele war er der Zeit ein gut Stück vorausgeschritten, denn als er ankam, war die Hausthür noch verschlossen und alles still, nur die Dohlen erwachten schreiend auf den alten Dächern. Er setzte sich unterdes auf das Geländer der Brücke, die zum Schlosse führte. Der Wallgraben unten lag lange trocken, ein marmorner Apollo mit seltsamer Lockenperücke spielte dort zwischen gezirkelten Blumenbeeten die Geige, auf der ein Vogel sein Morgenlied pfiff; über den Helmen der steinernen Ritterbilder am Thore brüsteten sich breite Aloen; der Wald, der alte Schloßgesell, war wunderlich verschnitten und zerquält, aber der Herbst ließ sich sein Recht nicht nehmen und hatte alles phantastisch gelb und rot gefärbt, und die Waldvögel, die vor dem Winter in die Gärten flüchteten, zwitscherten lustig von Wipfel zu Wipfel. — Renald fror, er hatte Zeit genug und überdachte noch einmal alles: wie der junge Graf Dürande wieder nach Paris gereist, um dort lustig durchzuwintern, wie er selbst darauf mit fröhlichem Herzen zum Kloster geeilt, um seine Schwester abzuholen. Aber da war Gabriele heimlich verschwunden, man hatte einmal des Nachts einen fremden Mann am Kloster gesehen; niemand wußte, wohin sie gekommen.

Jetzt knarrte das Schloßthor, Renald sprang schnell auf, er verlangte seinen Herrn, den alten Grafen Dürande, zu sprechen. Man sagte ihm, der Graf sei eben erst aufgewacht; er mußte noch lange in der Gesindestube warten zwischen Überresten vom gestrigen Souper, zwischen Schuhbürsten, Büchsen und Katzen, die sich verschlafen an seinen blanken Stiefeln dehnten, niemand fragte nach ihm. Endlich wurde er in des Grafen Garderobe geführt, der alte Herr ließ sich soeben frisieren und gähnte unaufhörlich. Renald bat nun ehrerbietig um kurzen Urlaub zu einer Reise nach Paris. Auf die Frage des Grafen, was er dort wolle, entgegnete er verwirrt: Seine Schwester sei dort bei einem weitläufigen Verwandten — er schämte sich herauszusagen, was er dachte. Da lachte der Graf. Nun, nun, sagte er, mein Sohn hat wahrhaftig keinen übeln Geschmack. Geh Er nur hin, ich will Ihm an seiner Fortune nicht hinderlich sein; die Durandes sind in solchen Affairen immer splendid; so ein junger wilder Schwan muß gerupft werden, aber mach Er's mir nicht zu arg. — Dann nickte er mit dem Kopfe, ließ sich den Pudermantel umwerfen und schritt langsam zwischen zwei Reihen von

Bedienten, die ihn im Vorüberwandeln mit großen Quasten einpuderten, durch die entgegengesetzte Flügelthür zum Frühstücke. Die Bedienten kicherten heimlich — Renald schüttelte sich wie ein gefesselter Löwe.

Noch an demselben Tage trat er die Reise an.

Es war ein schöner, blanker Herbstabend, als er in der Ferne Paris erblickte; die Ernte war längst vorüber, die Felder standen alle leer, nur von der Stadt her kam ein verworrenes Rauschen über die stille Gegend, daß ihn heimlich schauerte. Er ging nun an prächtigen Landhäusern vorüber durch die langen Vorstädte immer tiefer in das wachsende Getöse hinein, die Welt rückte immer enger und dunkler zusammen, der Lärm, das Rasseln der Wagen betäubte, das wechselnde Streiflicht aus den geputzten Läden blendete ihn; so war er ganz verwirrt, als er endlich im Winde den roten Löwen, das Zeichen seines Vetters, schwanken sah, der in der Vorstadt einen Weinschank hielt. Dieser saß eben vor der Thür seines kleinen Hauses und verwunderte sich nicht wenig, da er den verstaubten Wandersmann erkannte. Doch Renald stand wie auf Kohlen. War Gabriele bei dir? fragte er gleich nach der ersten Begrüßung gespannt. — Der Vetter schüttelte erstaunt den Kopf, er wußte von nichts. — Also doch! sagte Renald, mit dem Fuße auf die Erde stampfend; aber er konnte es nicht über die Lippen bringen, was er vermute und vorhabe.

Sie gingen nun in das Haus und kamen in ein langes, wüstes Gemach, das von einem Kaminfeuer im Hintergrunde ungewiß erleuchtet wurde. In den roten Wiederscheinen lag dort ein wilder Haufe umher: abgedankte Soldaten, müßige Handwerksburschen und dergleichen Hornkäfer, wie sie in der Abendzeit um die großen Städte schwärmen. Alle Blicke aber hingen an einem hohen, hageren Manne mit bleichem, scharfgeschnittenem Gesichte, der, den Hut auf dem Kopfe und seinen langen Mantel stolz und vornehm über die linke Achsel zurückgeschlagen, mitten unter ihnen stand. — Ihr seid der Nährstand, rief er soeben aus; wer aber die anderen nährt, der ist ihr Herr; hoch auf, ihr Herren! — Er hob ein Glas, alles jauchzte wild auf und griff nach den Flaschen, er aber tauchte kaum die feinen Lippen in den dunkelroten Wein, als schlürft' er Blut, seine spielenden Blicke gingen über dem Glase kalt und lauernd in der Runde.

Da funkelte das Kaminfeuer über Renalds blankes Bandelier, das stach plötzlich in ihre Augen. Ein starker Kerl mit rotem Gesichte und Haar wie ein brennender Dornbusch trat mit übermütiger Bettelhaftigkeit dicht vor Renald und fragte, ob er dem Großtürken diene? Ein anderer meinte, er habe ja da, wie ein Hund, ein adeliges Halsband umhängen. — Renald griff rasch nach seinem Hirschfänger, aber der lange Redner trat dazwischen, sie wichen ihm scheu und ehrerbietig aus. Dieser führte den Jäger an einen abgelegenen Tisch und fragte, wohin er wolle. Da Renald den Grafen Dürande nannte, sagte er: Das ist ein altes Haus, aber der Totenwurm pickt schon drin, ganz von Liebschaften zerfressen. — Renald erschrak, er glaubte, jeder müßte ihm seine Schande an der Stirn ansehen. Warum kommt Ihr gerade auf die Liebschaften? fragte er zögernd. — Warum? erwiderte jener, sind sie nicht die Herren im Forste, ist das Wild nicht ihre, hohes und niederes? Sind wir nicht verfluchte Hunde und lecken die Schuhe, wenn sie uns stoßen? — Das verdroß Renald; er entgegnete kurz und stolz: Der junge Graf Dürande sei ein großmütiger Herr, er wolle nur sein Recht von ihm und weiter nichts. — Bei diesen Worten hatte der Fremde ihn aufmerksam betrachtet und sagte ernst: Ihr seht aus wie ein Scharfrichter, der, das Schwert unterm Mantel, zu Gerichte geht; es kommt die Zeit, gedenkt an mich, Ihr werdet der Rüstigsten einer sein bei der blutigen Arbeit. — Dann zog er ein Blättchen hervor, schrieb etwas mit Bleistift darauf, versiegelte es am Lichte und reichte es Renald hin. Die Grafen hier kennen mich wohl, sagte er; er solle das nur abgeben an Dürande, wenn er einen Strauß mit ihm habe, es könnte ihm vielleicht von Nutzen sein. — Wer ist der Herr? fragte Renald seinen Vetter, da der Fremde sich rasch wieder wandte. — Ein Feind der Tyrannen, entgegnete der Vetter leise und geheimnisvoll.

Dem Renald aber gefiel hier die ganze Wirtschaft nicht, er war müde von der Reise und streckte sich bald in einer Nebenkammer auf das Lager, das ihm der Vetter angewiesen. Da konnte er vernehmen, wie immer mehr und mehr Gäste nebenan allmählich die Stube füllten; er hörte die Stimme des Fremden wieder dazwischen, eine wilde Predigt, von der er nur einzelne Worte verstand, manchmal blitzte das Kaminfeuer blutrot durch die Ritzen der schlechtverwahrten Thür; so schlief er spät unter furchtbaren Träumen ein.

Der Ball war noch nicht beendigt, aber der junge Graf Dürande hatte dort soviel Wunderbares gehört von den feurigen Zeichen einer Revolution, vom heimlichen Aufblitzen kampffertiger Geschwader, Jakobiner, Volksfreunde und Royalisten, daß ihm das Herz schwoll wie im nahenden Gewitterwinde. Er konnte es nicht länger aushalten in der drückenden Schwule. In seinen Mantel gehüllt, ohne den Wagen abzuwarten, stürzte er sich in die scharfe Winternacht hinaus. Da freute er sich, wie draußen fern und nahe die Turmuhren verworren zusammenklangen im Winde, und die Wolken über die Stadt flogen und der Sturm sein Reiselied pfiff, lustig die Schneeflocken durcheinander wirbelnd. Grüß mir mein Schloß Dürande! rief er dem Sturme zu; es war ihm so frisch zu Mute, als mußt' er, wie ein lediges Roß, mit jedem Tritte Funken aus den Steinen schlagen.

In seinem Hotel aber fand er alles wie ausgestorben, der Kammerdiener war vor Langeweile fest eingeschlafen, die jüngere Dienerschaft ihren Liebschaften nachgegangen, niemand hatte ihn so früh erwartet. Schauernd vor Frost stieg er die breite, dämmernde Treppe hinauf, zwei tief herabgebrannte Kerzen beleuchteten zweifelhaft das vergoldete Schnitzwerk des alten Saales, es war so still, daß er den Zeiger der Schloßuhr langsam fortrucken und die Wetterfahnen im Winde sich drehen hörte. Wüst und überwacht warf er sich auf eine Ottomane hin. Ich bin so müde, sagte er, so müde von Lust und immer Lust, langweilige Lust! ich wollt', es wäre Krieg! — Da war's ihm, als hört' er draußen auf der Treppe gehen mit leisen, langen Schritten, immer näher und näher. Wer ist da? rief er. — Keine Antwort. — Nur zu, mir eben recht, meinte er, Hut und Handschuhe wegwerfend, rumor' nur zu, spukhafte Zeit, mit deinem fernen Wetterleuchten über Stadt und Land, als wenn die Gedanken aufstünden überall und schlaftrunken nach den Schwertern tappten. Was gehst du in Waffen rasselnd um und pochst an die Thüren unserer Schlösser bei stiller Nacht; mich gelüstet, mit dir zu fechten; herauf, du unsichtbares Kriegsgespenst!

Da pocht' es wirklich an der Thür. Er lachte, daß der Geist die Herausforderung so schnell angenommen. In keckem Übermute rief er: Herein! Eine hohe Gestalt im Mantel trat in die Thür; er erschrak doch, als diese den Mantel abwarf und er Renald erkannte, denn er gedachte der Nacht im Walde, wo

der Jäger auf ihn gezielt. — Renald aber, da er den Grafen erblickte, ehrerbietig zurücktretend, sagte: Er habe den Kammerdiener hier zu finden geglaubt, um sich anmelden zu lassen. Er sei schon öfters zu allen Tageszeiten hier gewesen, jedesmal aber, unter dem Vorwande, daß die Herrschaft nicht zu Hause oder beschäftigt sei, von den Pariser Bedienten zurückgewiesen worden, die ihn noch nicht kannten; so habe er denn heute auf der Straße gewartet, bis der Graf zurückkäme.

Und was willst du denn von mir? fragte der Graf, ihn mit unverwandten Blicken prüfend.

Gnädiger Herr, erwiderte der Jäger nach einer Pause, Sie wissen wohl, ich hatte eine Schwester, sie war meine einzige Freude und mein Stolz — sie ist eine Landläuferin geworden, sie ist fort.

Der Graf machte eine heftige Bewegung, faßte sich aber gleich wieder und sagte halb abgewendet: Nun, und was geht das mich an?

Renalds Stirn zuckte wie fernes Wetterleuchten, er schien mit sich selber zu ringen. Gnädiger Herr, rief er darauf im tiefsten Schmerze, gnädiger Herr, gebt mir meine arme Gabriele zurück!

Ich? fuhr der Graf auf, zum Teufel, wo ist sie?

Hier — entgegnete Renald ernst.

Der Graf lachte laut auf und, den Leuchter ergreifend, stieß er rasch eine Flügelthür auf, daß man eine weite Reihe glänzender Zimmer übersah. Nun, sagte er mit erzwungener Lustigkeit, so hilf mir suchen. Horch, da raschelt was hinter der Tapete, jetzt hier, dort, nun sage mir, wo steckt sie?

Renald blickte finster vor sich nieder, sein Gesicht verdunkelte sich immer mehr. Da gewahrte er Gabrielens Schnupftuch auf einem Tischchen; der Graf, der seinen Augen gefolgt war, stand einen Augenblick betroffen. — Renald hielt sich noch, es fiel ihm der Zettel des Fremden wieder ein, er wünschte immer noch, alles in Güte abzumachen, und reichte schweigend dem Grafen das Briefchen hin. Der Graf, ans Licht tretend, erbrach es schnell, da flog eine dunkle Röte über sein ganzes Gesicht. — Und weiter nichts? murmelte er leise zwischen den Zähnen, sich in die Lippen beißend. Wollen sie mir drohen, mich schrecken? —

Und rasch zu Renald gewandt, rief er: Und wenn ich deine ganze Sippschaft hätt', ich gäb' sie nicht heraus! Sag deinem Bettleradvokaten, ich lachte sein und wäre zehntausendmal noch stolzer als er, und wenn ihr beide euch im Hause zeigt, lass' ich mit Hunden euch vom Hofe hetzen, das sag ihm; fort, fort, fort! — Hiermit schleuderte er den Zettel dem Jäger ins Gesicht und schob ihn selber zum Saale hinaus, die eichene Thür hinter ihm zuwerfend, daß es durchs ganze Haus öde erschallte.

Renald stand, wild um sich blickend, auf der stillen Treppe. Da bemerkte er erst, daß er den Zettel noch krampfhaft in den Händen hielt; er entfaltete ihn hastig und las an dem flackernden Lichte einer halbverlöschten Laterne die Worte: „Hutet euch. Ein Freund des Volkes.“

Unterdes hörte er oben den Grafen heftig klingeln; mehrere Stimmen wurden im Hause wach, er stieg langsam hinunter wie ins Grab. Im Hofe blickte er noch einmal zurück, die Fenster des Grafen waren noch erleuchtet, man sah ihn im Saale heftig auf und nieder gehen. Da hörte Renald auf einmal draußen durch den Wind singen:

Am Himmelsgrund schießen
So lustig die Stern',
Dein Schatz läßt dich grüßen
Aus weiter, weiter Fern'!

Hat eine Zither gehangen
An der Thür unbeacht't,
Der Wind ist gegangen
Durch die Saiten bei Nacht.

Schwang sich auf dann vom Gitter
Über die Berge, übern Wald —
Mein Herz ist die Zither,
Giebt einen fröhlichen Schall.

Die Weise ging ihm durch Mark und Bein; er kannte sie wohl. — Der Mond streifte soeben durch die vorüberfliegenden Wolken den Seitenflügel des Schlosses, da glaubte er in dem einen Fenster flüchtig Gabrielen zu erkennen; als er sich aber

wandte, wurde es schnell geschlossen. Ganz erschrocken und verwirrt warf er sich auf die nächste Thür, sie war fest zu. Da trat er unter das Fenster und rief leise aus tiefster Seele hinauf, ob sie drin wider ihren Willen festgehalten werde? so solle sie ihm ein Zeichen geben, es sei keine Mauer so stark wie die Gerechtigkeit Gottes. — Es rührte sich nichts als die Wetterfahne auf dem Dache. — Gabriele, rief er nun lauter, meine arme Gabriele, der Wind in der Nacht weint um dich an den Fenstern, ich liebte dich so sehr, ich lieb' dich noch immer, um Gottes willen komm, komm herab zu mir, wir wollen miteinander fortziehen, weit, weit fort, wo uns niemand kennt, ich will für dich betteln von Haus zu Haus, es ist ja kein Lager so hart, kein Frost so scharf, keine Not so bitter als die Schande.

Er schwieg erschöpft, es war alles wieder still, nur die Tanzmusik von dem Balle schallte noch von fern über den Hof herüber, der Wind trieb große Schneeflocken schräg über die harte Erde, er war ganz verschneit. — Nun, so gnade uns beiden Gott! sagte er, sich abwendend, schüttelte den Schnee vom Mantel und schritt rasch fort.

Als er zu der Schenke seines Vetters zurückkam, fand er zu seinem Erstaunen das ganze Haus verschlossen. Auf sein heftiges Pochen trat der Nachbar, sich vorsichtig nach allen Seiten umsehend, aus seiner Thür, er schien auf des Jägers Rückkehr gewartet zu haben und erzählte ihm geheimnisvoll: Das Nest nebenan sei ausgenommen, Polizeisoldaten hätten heute abend den Vetter plötzlich abgeführt, niemand wisse wohin. — Den Renald überraschte und verwunderte nichts mehr, und zerstreut mit flüchtigem Danke nahm er alles an, als der Nachbar nun auch das gerettete Reisebündel des Jägers unter dem Mantel hervorbrachte und ihm selbst eine Zuflucht in seinem Hause anbot.

Gleich am anderen Morgen aber begann Renald seine Runde in der weitläufigen Stadt, er mochte nichts mehr von der Großmut des stolzen Grafen, er wollte jetzt nur sein Recht! So suchte er unverdrossen eine Menge Advokaten hinter ihren großen Tintenfässern auf, aber die sahen's gleich alle den goldbortenen Rauten seines Rockes an, daß sie nicht aus seiner eigenen Tasche gewachsen waren; der eine verlangte unmögliche Zeugen, der andere Dokumente, die er nicht hatte, und alle forderten Vorschuß. Ein junger, reicher Advokat wollte sich totlachen über

die ganze Geschichte; er fragte, ob die Schwester jung, schön, und erbot sich, den ganzen Handel umsonst zu führen und die arme Waise dann zu sich ins Haus zu nehmen, während ein anderer gar das Mädchen selber heiraten wollte, wenn sie fernerhin beim Grafen bliebe. — In tiefster Seele empört, wandte sich Renald nun an die Polizeibehörde; aber da wurde er aus einem Reviere ins andere geschickt, von Pontius zu Pilatus, und jeder wusch seine Hände in Unschuld, niemand hatte Zeit, in dem Getreibe ein vernünftiges Wort zu hören, und als er endlich vor das rechte Bureau kam, zeigten sie ihm ein langes Verzeichnis der Dienstleute und Hausgenossen des Grafen Durande: seine Schwester war durchaus nicht darunter. Er habe Geister gesehen, hieß es, er solle keine unnützen Flausen machen; man hielt ihn für einen Narren, und er mußte froh sein, nur ungestraft wieder unter Gottes freien Himmel zu kommen. Da saß er nun todmüde in seiner einsamen Dachkammer, den Kopf in die Hand gestützt; seine Barschaft war mit dem frühzeitigen Schnee auf den Straßen geschmolzen, jetzt wußt' er keine Hilfe mehr, es ekelte ihm recht vor dem Schmutze der Welt. In diesem Hinbrüten, wie wenn man beim Sonnenglanze die Augen schließt, spielten feurige Figuren wechselnd auf dem dunklen Grunde seiner Seele: schlängelnde Zornesblicke und halbgeborene Gedanken blutiger Rache. In dieser Not betete er still für sich; als er aber an die Worte kam: „Vergieb uns unsere Schuld, als auch wir vergeben unseren Schuldnern“, fuhr er zusammen; er konnte es dem Grafen nicht vergeben. Angstvoll und immer brünstiger betete er fort. — Da sprang er plötzlich auf, ein neuer Gedanke erleuchtete auf einmal sein ganzes Herz. Noch war nicht alles versucht, nicht alles verloren, er beschloß, den König selber anzutreten — so hatte er sich nicht vergeblich zu Gott gewendet, dessen Hand auf Erden ja der König ist.

Ludwig XVI. und sein Hof waren damals in Versailles; Renald eilte sogleich hin und freute sich, als er bei seiner Ankunft hörte, daß der König, der unwohl gewesen, heute zum erstenmale wieder den Garten besuchen wolle. Er hatte zu Hause mit großem Fleiße eine Supplik aufgesetzt, Punkt für Punkt, das himmelschreiende Unrecht und seine Forderung, alles, wie er es dereinst vor Gottes Thron zu verantworten gedachte. Das wollte er im Garten selbst übergeben, vielleicht fügte es sich, daß er da-

bei mit dem Könige sprechen durfte; so, hoffte er, könne noch alles wieder gut werden.

Vielerlei Volk, Neugierige, Müßiggänger und Fremde hatten sich unterdes schon unweit der Thür, aus welcher der König treten sollte, zusammengestellt. Renald drängte sich mit klopfendem Herzen in die vorderste Reihe. Es war einer jener halbverschleierten Wintertage, die lügenhaft den Sommer nachspiegeln, die Sonne schien lau, aber falsch über die stillen Paläste, weiterhin zogen Schwäne auf den Weihern, kein Vogel sang mehr, nur die weißen Marmorbilder standen noch verlassen in der prächtigen Einsamkeit. Endlich gaben die Schweizer das Zeichen, die Saalthüre öffnete sich, die Sonne that einen kurzen Blitz über funkelnden Schmuck, Ordensbänder und blendende Achseln, die schnell, vor dem Winterhauche, unter schimmernden Tüchern wieder verschwanden. Da schallt' es auf einmal: Vive le roi! durch die Lüfte und im Garten, so weit das Auge reichte, begannen plötzlich alle Wasserkünste zu spielen, und mitten in dem Jubel, Rauschen und Funkeln schritt der König in einfachem Kleide langsam die breiten Marmorstufen hinab. Er sah traurig und bleich — eine leise Luft rührte die Wipfel der hohen Bäume und streute die letzten Blätter wie einen Goldregen über die fürstlichen Gestalten. Jetzt gewahrte Renald mit einiger Verwirrung auch den Grafen Dürande unter dem Gefolge, er sprach soeben halbflüsternd zu einer jungen, schönen Dame. Schon rauschten die taffetnen Gewänder immer näher und näher. Renald konnte deutlich vernehmen, wie die Dame, ihre Augen gegen Dürande aufschlagend, ihn neckend fragte, was er drin sehe, daß sie ihn so erschreckten.

Wunderbare Sommernächte meiner Heimat, erwiderte der Graf zerstreut. Da wandte sich das Fräulein lachend, Renald erschrak, ihr dunkles Auge war wie Gabrielens in fröhlichen Tagen — es wollte ihm das Herz zerreißen.

Darüber hatte er alles andere vergessen, der König war fast vorüber; jetzt drängte er sich nach, ein Schweizer aber stieß ihn mit der Partisane zurück, er drang noch einmal verzweifelt vor. Da bemerkt ihn Dürande, er stutzt einen Augenblick, dann, schnell gesammelt, faßt er den Zudringlichen rasch an der Brust und übergiebt ihn der herbeieilenden Wache. Der König über dem Getümmel wendet sich fragend. — Ein Wahnsinniger, entgegnet Dürande.

Unterdes hatten die Soldaten den Unglücklichen umringt, die neugierige Menge, die ihn für verrückt hielt, wich scheu zurück, so wurde er ungehindert abgeführt. Da hörte er hinter sich die Fontänen noch rauschen, dazwischen das Lachen und Plaudern der Hofleute in der lauen Luft; als er aber einmal zurückblickte, hatte sich alles schon wieder nach dem Garten hingekehrt, nur ein bleiches Gesicht aus der Menge war noch zurückgewandt und funkelte ihm mit scharfen Blicken nach. Er glaubte schaudernd den prophetischen Fremden aus des Vetters Schenke wiederzuerkennen.

Der Mond bescheint das alte Schloß Dürande und die tiefe Waldesstille am Jägerhause, nur die Bäche rauschen so geheimnisvoll in den Gründen. Schon blüht's in machem tiefen Thale und nächtliche Züge heimkehrender Störche hoch in der Luft verkünden in einzelnen halbverlorenen Lauten, daß der Frühling gekommen. Da fahren plötzlich Rehe, die auf der Wiese vor dem Jägerhause gerastet, erschrocken ins Dickicht, der Hund an der Thür schlägt an, ein Mann steigt eilig von den Bergen, bleich, wüst, die Kleider abgerissen, mit wildverwachsenem Barte — es ist der Jäger Renald.

Mehrere Monate hindurch war er in Paris im Irrenhause eingesperrt gewesen; je heftiger er beteuerte, verständig zu sein, für desto toller hielt ihn der Wärter; in der Stadt aber hatte man jetzt wichtigeres zu thun, niemand bekümmerte sich um ihn. Da ersah er endlich selbst seinen Vorteil, die Hinterlist seiner verrückten Mitgesellen half ihm treulich aus Lust an der Heimlichkeit. So war es ihm gelungen, in einer dunklen Nacht mit Lebensgefahr sich an einem Seile herabzulassen und in der allgemeinen Verwirrung der Zeit unentdeckt aus der Stadt durch die Wälder, von Dorf zu Dorfe bettelnd, heimwärts zu gelangen. Jetzt bemerkte er erst, daß es von fern überm Walde blitzte, vom stillen Schloßgarten her schlug schon eine Nachtigall, es war ihm, als ob ihn Gabriele riefe. Als er aber mit klopfendem Herzen auf dem altbekannten Fußsteige immer weiter ging, öffnete sich bei dem Hundegebelle ein Fensterchen im Jägerhause. Es gab ihm einen Stich ins Herz; es war Gabrielens Schlafkammer, wie oft hatte er dort ihr Gesicht im Mondscheine gesehen. Heut aber

guckte ein Mann hervor und fragte barsch, was es draußen gäbe. Es war der Waldwärter, der heimtückische Rotkopf war ihm immer zuwider gewesen. Was macht Ihr hier in Renalds Haus? sagte er. Ich bin müde, ich will hinein. Der Waldwärter sah ihn von Kopf bis zu den Füßen an, er erkannte ihn nicht mehr. Mit dem Renald ist's lange vorbei, entgegnete er dann, er ist nach Paris gelaufen und hat sich dort mit verdächtigem Gesindel und Rebellen eingelassen, wir wissen's recht gut, jetzt habe ich seine Stelle vom Grafen. — Drauf wies er Renald am Waldesrande den Weg zum Wirtshause und schlug das Fenster wieder zu. — Oho, steht's so! dachte Renald. Da fielen seine Augen auf sein Gärtchen, die Kirschbäume, die er gepflanzt, standen schon in voller Blüte, es schmerzte ihn, daß sie in ihrer Unschuld nicht wußten, für wen sie blühten. Währenddes hatte sein alter Hofhund sich gewaltsam vom Stricke losgerissen, sprang liebkosend an ihm herauf und umkreiste ihn in weiten Freudensprüngen; er herzte sich mit ihm wie mit einem alten, treuen Freunde. Dann aber wandte er sich rasch zum Hause; die Thür war verschlossen, er stieß sie mit einem derben Fußtritte auf Drin hatte der Waldwärter unterdes Feuer gemacht. Herr Jesus! rief er erschrocken, da er, entgegentretend, plötzlich beim Wiederscheine der Lampe den verwilderten Renald erkannte. Renald aber achtete nicht darauf, sondern griff nach der Büchse, die überm Bette an an der Wand hing. Lump, sagte er, das schöne Gewehr so verstauben zu lassen! Der Waldwärter, die Lampe hinsetzend und auf dem Sprunge, durchs Fenster zu entfliehen, sah den furchtbaren Gast seitwärts mit ungewissen Blicken an. Renald bemerkte, daß er zitterte. Fürcht dich nicht, sagte er, dir thu' ich nichts, was kannst du dafür; ich hol' mir nur die Büchse, sie ist vom Vater, sie gehört mir und nicht dem Grafen, und so wahr der alte Gott noch lebt, so hol' ich mir auch mein Recht und wenn sie's im Turmknopfe von Dürande versiegelt hätten, das sag dem Grafen und wer's sonst wissen will. — Mit diesen Worten pfiff er dem Hunde und schritt wieder in den Wald hinaus, wo ihn der Waldwärter bei dem wirren Wetterleuchten bald aus den Augen verloren hatte.

Währenddes schnurrten im Schlosse Dürande die Gewichte der Turmuhr ruhig fort, aber die Uhr schlug nicht und der verrostete Weiser rückte nicht mehr von der Stelle, als wäre die Zeit ein-

geschlafen auf dem alten Hofe beim einförmigen Rauschen der Brunnen. Draußen, nur manchmal vom fernen Wetterleuchten zweifelhaft erhellt, lag der Garten mit seinen wunderlichen Baumfiguren, Statuen und vertrockneten Bassins wie versteinert im jungen Grün, das in der warmen Nacht schon von allen Seiten lustig über die Gartenmauer kletterte und sich um die Säulen der halbverfallenen Lusthäuser schlang, als wollt' nun der Frühling alles erobern. Das Hausgesinde aber stand, heimlich untereinander flüsternd, auf der Terrasse, denn man sah es hier und da brennen in der Ferne; der Aufruhr schritt wachsend schon immer näher über die stillen Wälder von Schloß zu Schloß. Da hielt der kranke, alte Graf um die gewohnte Stunde einsam Tafel im Ahnensaale, die hohen Fenster waren fest verschlossen, Spiegel, Schränke und Marmortische standen unverrückt umher wie in der alten Zeit, niemand durfte, bei seiner Ungnade, der neuen Ereignisse erwähnen, die er verächtlich ignorierte. So saß er, im Staatskleide, frisiert, wie eine geputzte Leiche, am reichbesetzten Tische vor den silbernen Armleuchtern und blätterte in alten Historienbüchern, seiner kriegerischen Jugend gedenkend. Die Bedienten eilten stumm über den glatten Boden hin und her, nur durch die Ritzen der Fensterladen sah man zuweilen das Wetterleuchten und alle Viertelstunde hakte im Nebengemache die Flötenuhr knarrend ein und spielte einen Satz aus einer alten Opernarie.

Da ließen sich auf einmal unten Stimmen vernehmen, drauf hörte man jemand eilig die Treppe heraufkommen, immer lauter und näher. Ich muß herein! rief es endlich an der Saalthür, sich durch die abwehrenden Diener drängend, und bleich, verstört und atemlos stürzte der Waldwärter in den Saal, in wilder Hast dem Grafen erzählend, was ihm soeben im Jägerhause mit Renald begegnet.

Der Graf starrte ihn schweigend an. Dann, plötzlich einen Armleuchter ergreifend, richtete er sich zum Erstaunen der Diener ohne fremde Hilfe hoch auf. Hüte sich, wer einen Dürande fangen will! rief er, und gespenstisch wie ein Nachtwandler mit dem Leuchter quer durch den Saal schreitend, ging er auf eine kleine, eichene Thür los, die zu dem Gewölbe des Eckturmes führte. Die Diener, als sie sich vom ersten Entsetzen über sein grauenhaftes Aussehen erholt, standen verwirrt und unentschlossen

um die Tafel. Um Gottes willen, rief da auf einmal ein Jäger herbeieilend, laßt ihn nicht durch, dort in dem Eckturme habe ich auf sein Geheiß heimlich alles Pulver zusammentragen müssen; wir sind verloren, er sprengt uns alle mit sich in die Luft! — Der Kammerdiener, bei dieser schrecklichen Nachricht, faßte sich zuerst ein Herz und sprang rasch vor, um seinen Herrn zurückzuhalten, die anderen folgten seinem Beispiele. Der Graf aber, da er sich so unerwartet verraten und überwältigt sah, schleuderte dem nächsten den Armleuchter an den Kopf, darauf, krank wie er war, brach er selbst auf dem Boden zusammen.

Ein verworrenes Durcheinanderlaufen ging nun durch das ganze Schloß; man hatte den Grafen auf sein seidenes Himmelbett gebracht. Dort versuchte er vergeblich, sich noch einmal emporzurichten, zurücksinkend rief er: Wer sagte da, daß der Renald nicht wahnsinnig ist? — Da alles still blieb, fuhr er leiser fort: Ihr kennt den Renald nicht, er kann entsetzlich sein, wie fressend Feuer — läßt man denn reißende Tiere frei aufs Feld? — Ein schöner Löwe, wie er die Mähnen schüttelt — wenn sie nur nicht so blutig wären! — Hier, sich plötzlich besinnend, riß er die müden Augen weit auf und starrte die umherstehenden Diener verwundert an.

Der bestürzte Kammerdiener, der seine Blicke allmählich verlöschen sah, redete von geistlichem Beistande, aber der Graf, schon im Schatten des nahenden Todes, verfiel gleich darauf von neuem in fieberhafte Phantasieen. Er sprach von einem großen, prächtigen Garten und einer langen, langen Allee, in der ihm seine verstorbene Gemahlin entgegenkäme immer näher und heller und schöner. — Nein, nein, sagte er, sie hat einen Sternenmantel um und eine funkelnde Krone auf dem Haupte. Wie rings die Zweige schimmern von dem Glanze! — Gegrüßt seist du, Maria, bitt' für mich, du Königin der Ehren! — Mit diesen Worten starb der Graf.

Als der Tag anbrach, war der ganze Himmel gegen Morgen dunkelrot gefärbt; gegenüber aber stand das Gewitter bleifarben hinter den grauen Türmen des Schlosses Dürande, die Sterbeglocke ging in einzelnen abgebrochenen Klängen über die stille Gegend, die fremd und wie verwandelt in der seltsamen Beleuchtung heraufblickte. — Da sahen einige Holzhauer im Walde den wilden Jäger Renald mit seiner Büchse und dem Hunde

eilig in die Morgenglut hinabsteigen; niemand wußte, wohin er sich gewendet.

Mehrere Tage waren seitdem vergangen, das Schloß stand wie verzaubert in der öden Stille, die Kinder gingen abends scheu vorüber, als ob es drin spuke. Da sah man eines Tages plötzlich droben mehrere Fenster geöffnet, buntes Reisegepäck lag auf dem Hofe umher, muntere Stimmen schallten wieder auf den Treppen und Gängen, die Thüren flogen hallend auf und zu und vom Turme fing die Uhr troströstreich wieder zu schlagen an. Der junge Graf Dürande war, auf die Nachricht vom Tode seines Vaters, rasch und unerwartet von Paris zurückgekehrt. Unterwegs war er mehrmals verworrenen Zügen von Edelleuten begegnet, die schon damals flüchtend die Landstraßen bedeckten. Er aber hatte keinen Glauben an die Fremde und wollte ehrlich Freud' und Leid mit seinem Vaterlande teilen. Wie hatte auch der erste Schreck aus der Ferne alles übertrieben! Er fand seine nächsten Dienstleute ergeben und voll Eifer und überließ sich gern der Hoffnung, noch alles zum Guten wenden zu können.

In solchen Gedanken stand er an einem der offenen Fenster, die Wälder rauschten so frisch herauf, das hatte er solange nicht gehört, und im Thale schlugen die Vögel und jauchzten die Hirten von den Bergen, dazwischen hörte er unten im Schloßgarten singen:

Wär's dunkel, ich läg' im Walde,
Im Walde rauscht's so sacht,
Mit ihrem Sternenmantel
Bedecket mich da die Nacht;
Da kommen die Bächlein gegangen:
Ob ich schon schlafen thu'?
Ich schlaf' nicht, ich hör' noch lange
Den Nachtigallen zu,
Wenn die Wipfel über mir schwanken,
Es klinget die ganze Nacht,
Das sind im Herzen die Gedanken,
Die singen, wenn niemand wacht.

Ja wohl, gar manche stille Nacht, dachte der Graf, sich mit der Hand über die Stirn fahrend. — Wer sang da? wandte er sich dann zu den auspackenden Dienern; die Stimme schien ihm so bekannt. Ein Jäger meinte, es sei wohl der neue Gärtnerbursch aus Paris, der habe keine Ruhe gehabt in der Stadt; als sie fortgezogen, sei er ihnen zu Pferde nachgekommen. Der? sagte der Graf — er konnte sich kaum auf den Burschen besinnen. Über den Zerstreuungen des Winters in Paris war er nicht oft in den Garten gekommen; er hatte den Knaben nur selten gesehen und wenig beachtet, um so mehr freute ihn seine Anhänglichkeit.

Indes war es beinahe Abend geworden, da hieß der Graf noch sein Pferd satteln, die Diener verwunderten sich, als sie ihn bald darauf so spät und ganz allein noch nach dem Walde hinreiten sahen. Der Graf aber schlug den Weg zu dem nahen Nonnenkloster ein und ritt in Gedanken rasch fort, als gält' es, ein lange versäumtes Geschäft nachzuholen; so hatte er in kurzer Zeit das stille Waldkloster erreicht. Ohne abzusteigen, zog er hastig die Glocke am Thore. Da stürzte ein Hund ihm entgegen, als wollt' er ihn zerreißen, ein langer, bärtiger Mann trat aus der Klosterpforte und stieß den Köter wütend mit den Füßen; der Hund heulte, der Mann fluchte, eine Frau zankte drin im Kloster, sie konnte lange nicht zu Worte kommen. Der Graf, befremdet von dem seltsamen Empfange, verlangte jetzt schleunig die Priorin zu sprechen. — Der Mann sah ihn etwas verlegen an, als schämte er sich. Gleich aber wieder in alter Roheit gesammelt, sagte er, das Kloster sei aufgehoben und gehöre der Nation; er sei der Pächter hier. Weiter erfuhr nun der Graf noch, wie ein Pariser Kommissar das alles so rasch und klug geordnet. Die Nonnen sollten nun in weltlichen Kleidern hinaus in die Städte, heiraten und nützlich sein; da zogen alle in einer schönen, stillen Nacht aus dem Thale, für das sie solange gebetet, nach Deutschland hinüber, wo ihnen in einem Schwesterkloster freundliche Aufnahme angeboten worden.

Der überraschte Graf blickte schweigend umher, jetzt bemerkte er erst, wie die zerbrochenen Fenster im Winde klappten; aus einer Zelle unten sah ein Pferd schläferig ins Grüne hinaus, die Ziegen des Pächters weideten unter umgeworfenen Kreuzen auf dem Kirchhofe, niemand wagte es, sie zu vertreiben; dazwischen weinte ein Kind im Kloster, als klagte es, daß es geboren in

dieser Zeit. Im Dorfe aber war es wie ausgekehrt, die Bauern guckten scheu aus den Fenstern, sie hielten den Grafen für einen Herrn von der Nation. Als ihn aber nach und nach einige wiedererkannten, stürzte auf einmal alles heraus und umringte ihn, hungerig, zerlumpt und bettelnd. Mein Gott, mein Gott, dachte er, wie wird die Welt so öde! — Er warf alles Geld, das er bei sich hatte, unter den Haufen, dann setzte er rasch die Sporen ein und wandte sich wieder nach Hause.

Es war schon völlig Nacht, als er in Durande ankam. Da bemerkte er mit Erstaunen im Schlosse einen unnatürlichen Aufruhr, Lichter liefen von Fenster zu Fenster und einzelne Stimmen schweiften durch den dunklen Garten, als suchten sie jemand. Er schwang sich rasch vom Pferde und eilte ins Haus. Aber auf der Treppe stürzte ihm schon der Kammerdiener mit einem versiegelten Blatte atemlos entgegen: es seien Männer unten, die es abgegeben und trotzig Antwort verlangten. Ein Jäger, aus dem Garten hinzutretend, fragte ängstlich den Grafen, ob er draußen dem Gärtnerburschen begegnet? der Bursch habe ihn überall gesucht, der Graf möge sich aber hüten vor ihm, er sei in der Dämmerung verdächtig im Dorfe gesehen worden, ein Bündel unterm Arme, mit allerlei Gesindel sprechend, nun sei er gar spurlos verschwunden.

Der Graf, unterdes oben im erleuchteten Zimmer angelangt erbrach den Brief und las in schlechter, mit blasser Tinte mühsam gezeichneter Handschrift: Im Namen Gottes verordne ich hiermit, daß der Graf Hippolyt von Durande auf einem mit dem gräflichen Wappen besiegelten Pergamente die einzige Tochter des verstorbenen Försters am Schloßberge, Gabriele Dubois, als seine rechtmäßige Braut und künftiges Gemahl bekennen und annehmen soll. Dieses Gelöbnis soll heute bis elf Uhr nachts in dem Jägerhause abgeliefert werden. Ein Schuß aus dem Schloßfenster aber bedeutet: Nein. R e n a l d.

Was ist die Uhr? fragte der Graf. — Bald Mitternacht, erwiderten einige, sie hätten ihn solange im Walde und Garten vergeblich gesucht. — Wer von euch sah den Renald, wo kam er her? fragte er von neuem. Alles schwieg. Da warf er den Brief auf den Tisch. Der Rasende! sagte er und befahl für jeden Fall die Zugbrücke aufzuziehen, dann öffnete er rasch das Fenster und schoß ein Pistol als Antwort in die Luft hinaus. Da gab es

einen wilden Wiederhall durch die stille Nacht, Geschrei und Rufen und einzelne Flintenschüsse bis in die fernsten Schlünde hinein, und als der Graf sich wieder wandte, sah er in dem Saale einen Kreis verstörter Gesichter lautlos um sich her.

Er schalt sie Hasenjäger, denen vor Wölfen graute. Ihr habt lange genug Krieg gespielt im Walde, sagte er, nun wendet sich die Jagd, wir sind jetzt das Wild, wir müssen durch. Was wird es sein! Ein Tollhaus mehr ist wieder aufgeriegelt, der rasende Veitstanz geht durchs Land und der Renald geigt ihnen vor. Ich hab' nichts mit dem Volke, ich that ihnen nichts als Gutes, wollen sie noch Besseres, sie sollen's ehrlich fordern, ich gäb's ihnen gern, abschrecken aber laß ich mir keine Hand breit meines alten Grund und Bodens; Trotz gegen Trotz!

So trieb er sie in den Hof hinab, er selber half die Pforten, Luken und Fenster verrammen. Waffen wurden rasselnd von allen Seiten herbeigeschleppt, sein fröhlicher Mut belebte alle. Man zündete mitten im Hofe ein großes Feuer an, die Jäger lagerten sich herum und gossen Kugeln in den roten Wiederscheinen, die lustig über die stillen Mauern liefen — sie merkten nicht, wie die Raben, von der plötzlichen Helle aufgeschreckt, ächzend über ihnen die alten Türme umkreisten. — Jetzt brachte ein Jäger mit großem Geschrei den Hut und die Jacke des Gärtnerburschen, die er zu seiner Verwunderung beim Aufsuchen der Waffen im Winkel eines abgelegenen Gemaches gefunden. Einige meinten, das Bürschchen sei vor Angst aus der Haut gefahren, andere schworen, er sei ein Schleicher und Verräter, während der alte Schloßwart Nicolo, schlau lächelnd, seinem Nachbar heimlich etwas ins Ohr flüsterte. Der Graf bemerkte es. Was lachst du? fuhr er den Alten an; eine entsetzliche Ahnung flog plötzlich durch seine Seele. Alle sahen verlegen zu Boden. Da faßte er den erschrockenen Schloßwart hastig am Arme und führte ihn mit fort in einen entlegenen Teil des Hofes, wohin nur einige schwankende Schimmer des Feuers langten. Dort hörte man beide lange Zeit lebhaft miteinander reden, der Graf ging manchmal heftig an dem dunklen Schloßflügel auf und ab und kehrte dann immer wieder fragend und zweifelnd zu dem Alten zurück. Dann sah man sie in den offenen Stall treten, der Graf half selbst eilig den schnellsten Läufer satteln und gleich darauf sprengte Nicolo quer über den Schloßhof, daß die Funken stoben, durchs Thor

in die Nacht hinaus. Reit zu, rief ihm der Graf noch nach, frag, suche bis ans Ende der Welt.

Nun trat er rasch und verstört wieder zu den anderen, zwei der zuverlässigsten Leute mußten sogleich bewaffnet nach dem Dorfe hinab, um den Renald draußen aufzusuchen; wer ihn zuerst sähe, solle ihm sagen: Er, der Graf, wolle ihm Satisfaktion geben wie einem Kavalier und sich mit ihm schlagen, Mann gegen Mann — mehr könne der Stolze nicht verlangen.

Die Diener starrten ihn verwundert an, er aber hatte unterdes einen rüstigen Jäger auf die Zinne gestellt, wo man am weitesten ins Land hinaussehen konnte. Was siehst du? fragte er, unten seine Pistolen ladend. Der Jäger erwiderte: Die Nacht sei zu dunkel, er könne nichts unterscheiden, nur einzelne Stimmen höre er manchmal fern im Felde und schweren Tritt, als zögen viele Menschen lautlos durch die Nacht, dann alles wieder still. Hier ist's lustig oben, sagte er, wie eine Wetterfahne im Winde — was ist denn das?

Wer kommt? fuhr der Graf hastig auf.

Eine weiße Gestalt, wie ein Frauenzimmer, entgegnete der Jäger, fliegt unten dicht an der Schloßmauer hin. — Er legte rasch seine Büchse an. Aber der Graf, die Leiter hinauffliegend, war schon selber droben und riß dem Zielenden heftig das Gewehr aus der Hand. Der Jäger sah ihn erstaunt an. Ich kann auch nichts mehr sehen, sagte er dann halb unwillig und warf sich nun auf die Mauer nieder, über den Rand hinausschauend: Wahrhaftig, dort an der Gartenecke ist noch ein Fenster offen, der Wind klappt mit den Laden, dort ist's hereingehuscht.

Die Zunächststehenden im Hofe wollten eben nach der bezeichneten Stelle hineilen, als plötzlich mehrere Diener, wie Herbstblätter im Sturme über den Hof daherflogen. Die Rebellen, hieß es, hätten im Seitenflügel eine Pforte gesprengt, andere meinten, der rotköpfige Waldwärter habe sie mit Hilfe eines Nachschlüssels heimlich durch das Kellergeschoß hereingeführt. Schon hörte man Fußtritte hallend auf den Gängen und Treppen und fremde, rauhe Stimmen da und dort, manchmal blitzte eine Brandfackel vorüberschweifend durch die Fenster. — Hallo, nun gilt's, die Gäste kommen, spielt auf zum Hochzeitstanze! rief der Graf, in niegefühlter Mordlust aufschauernd. Noch war nur erst ein geringer Teil des Schlosses verloren; er ordnete rasch seine kleine

Schar, fest entschlossen, sich lieber unter den Trümmern seines Schlosses zu begraben, als in diese rohen Hände zu fallen.

Mitten in dieser Verwirrung aber ging auf einmal ein Geflüster durch seine Leute: der Graf zeige sich doppelt im Schlosse; der eine hatte ihn zugleich im Hofe und am Ende eines dunklen Ganges gesehen, einem anderen war er auf der Treppe begegnet, flüchtig und auf keinen Anruf Antwort gebend, das bedeute seit uralter Zeit dem Hause großes Unglück. Niemand hatte jedoch in diesem Augenblicke das Herz und die Zeit, es dem Grafen zu sagen, denn soeben begann auch unten der Hof sich schon grauenhaft zu beleben; unbekannte Gesichter erschienen überall an den Kellerfenstern, die Kecksten arbeiteten sich gewaltsam hervor und sanken, ehe sie sich draußen noch aufrichten konnten, von den Kugeln der wachsamen Jäger wieder zu Boden, aber über ihre Leichen weg kroch und rang und hob es sich immer wieder von neuem unaufhaltsam empor, braune, verwilderte Gestalten, mit langen Vogelflinten, Stangen und Brecheisen, als wühlte die Hölle unter dem Schlosse sich auf. Es war die Bande des verräterischen Waldwärters, der ihnen heimtückisch die Keller geöffnet. Nur auf Plünderung bedacht, drangen sie sogleich nach dem Marstalle und hieben in der Eile die Stränge entzwei, um sich der Pferde zu bemächtigen. Aber die edlen schlanken Tiere, von dem Lärme und der gräßlichen Helle verstört, rissen sich los und stürzten in wilder Freiheit in den Hof; dort mit zornigfunkelnden Augen und fliegender Mähne, sah man sie bäumend aus der Menge steigen und Roß und Mann verzweifelnd durcheinander ringen beim wirren Wetterleuchten der Fackeln, Jubel und Todesschrei und die dumpfen Klänge der Sturmglocken dazwischen. Die versprengten Jäger fochten nur noch einzeln gegen die wachsende Übermacht; schon umringte das Getümmel immer dichter den Grafen, er schien unrettbar verloren, als der blutige Knäuel mit dem Ausrufe: Dort, dort ist er! sich plötzlich wieder entwirrte und alles dem anderen Schloßflügel zuflog.

Der Graf, in einem Augenblicke fast allein stehend, wandte sich tiefaufatmend und sah erstaunt das alte Banner des Hauses Durande drüben vom Baltone wehen. Es wallte ruhig durch die wilde Nacht, auf einmal aber schlug der Wind wie im Spiele die Fahne zurück — da erblickte er mit Schaudern sich selbst dahinter, in seinen weißen Reitermantel tief gehüllt, Stirn und

Gesicht von seinem Federbusche umflattert. Alle Blicke und Rohre zielten auf die stille Gestalt, doch dem Grafen straubte sich das Haar empor, denn die Blicke des furchtbaren Doppelgangers waren mitten durch den Kugelregen unverwandt auf ihn gerichtet. Jetzt bewegte es die Fahne, es schien ihm ein Zeichen geben zu wollen, immer deutlicher und dringender ihn zu sich hinauswinkend.

Eine Weile starrt er hin, dann, von Entsetzen uberreizt, vergißt er alles andere und unerkannt den Haufen teilend, der wutend nach dem Hauptthore dringt, eilt er selbst dem gestenstischen Schloßflügel zu. Ein heimlicher Gang, nur wenigen bekannt, fuhrt seitwärts näher zum Balkone, dort sturzt er sich hinein; schon schließt die Pforte sich schallend hinter ihm, er tappt am Pfeiler einsam durch die stille Halle, da hört er atmen neben sich, es faßt ihn plotzlich bei der Hand, schauernd sieht er das Banner und den Federbusch im Dunkeln wieder schimmern. Da, den weißen Mantel zuruckschlagend, stößt es unten rasch eine Thür auf nach dem stillen Felde, ein heller Mondblick streift blendend die Gestalt, sie wendet sich. — Um Gottes willen, Gabriele! ruft der Graf und laßt verwirrt den Degen fallen.

Das Mädchen stand bleich, ohne Hut vor ihm, die schwarzen Locken aufgeringelt, rings von der Fahne wunderbar umgeben. Sie schien noch atemlos. Jetzt zaudere nicht, sagte sie, den ganz Erstaunten eilig nach der Thür drängend, der alte Nicolo harrt deiner draußen mit dem Pferde. Ich war im Dorfe, der Renald wollte mich nicht wiedersehn, so rannte ich ins Schloß zurück, zum Glücke stand noch ein Fenster offen, da fand ich dich nicht gleich und warf mich rasch in deinen Mantel. Noch merken sie es nicht, sie halten mich für dich; bald ist's zu spät, laß mich und rette dich, nur schnell! — Dann setzte sie leiser hinzu: Und grüße auch das schöne Fräulein in Paris und betet für mich, wenn's euch wohlgeht.

Der Graf aber, in tiefster Seele bewegt, hatte sie schon fest in beide Arme genommen und bedeckte den bleichen Mund mit glühenden Küssen. Da wand sie sich schnell los. Mein Gott, liebst du mich denn noch, ich meinte, du freitest um das Fräulein? sagte sie voll Erstaunen, die großen Augen fragend zu ihm aufgeschlagen. — Ihm war's auf einmal, wie in den Himmel hineinzusehen. Die Zeit fliegt heut entsetzlich, rief er aus, dich liebte ich immerdar, da nimm den Ring und meine Hand auf ewig

und so verlaß mich Gott, wenn ich je von dir lasse! — Gabriele, von Überraschung und Freude verwirrt, wollte niederknieen, aber sie taumelte und mußte sich an der Wand festhalten. Da bemerkte er erst mit Schrecken, daß sie verwundet war. Ganz außer sich riß er sein Tuch vom Halse, suchte eilig mit Fahne, Hemd und Kleidern das Blut zu stillen, das auf einmal unaufhaltsam aus vielen Wunden zu quellen schien. In steigender unsäglicher Todesangst blickte er nach Hilfe ringsumher, schon näherten sich verworrene Stimmen, er wußte nicht, ob es Freund oder Feind. Sie hatte währenddes den Kopf müde an seine Schulter gelehnt. Mir flimmert's so schön vor den Augen, sagte sie, wie dazumal, als du durchs tiefe Abendrot noch zu mir kamst; nun ist ja alles, alles wieder gut.

Da pfiff plötzlich eine Kugel durch das Fenster herein. Das war der Renald! rief der Graf, sich nach der Brust greifend; er fühlte den Tod im Herzen. — Gabriele fuhr hastig auf. Wie ist dir? fragte sie erschrocken. Aber der Graf, ohne zu antworten, faßte heftig nach seinem Degen. Das Gesindel war leise durch den Gang herangeschlichen, auf einmal sah er sich in der Halle von bewaffneten Männern umringt. — Gute Nacht, mein liebes Weib! rief er da; und mit letzter übermenschlicher Gewalt das von der Fahne verhüllte Mädchen auf den linken Arm schwingend, bahnt' er sich eine Gasse durch die Plünderer, die ihn nicht kannten und verblüfft von beiden Seiten vor dem Wütenden zurückwichen. So hieb er sich durch die offene Thür glücklich ins Freie hinaus, keiner wagte ihm aufs Feld zu folgen, wo sie in den schwankenden Schatten der Bäume einen heimlichen Hinterhalt besorgten.

Draußen aber rauschten die Wälder so kühl. Hörst du die Hochzeitsglocken gehen? sagte der Graf; ich spür' schon Morgenluft. — Gabriele konnte nicht mehr sprechen, aber sie sah ihn still und selig an. — Immer ferner und leiser verhallten unterdes schon die Stimmen vom Schlosse her, der Graf wankte verblutend, sein steinernes Wappenschild lag zertrümmert im hohen Grase, dort stürzt' er tot neben Gabrielen zusammen. Sie atmeten nicht mehr, aber der Himmel funkelte von Sternen und der Mond schien prächtig über das Jägerhaus und die einsamen Gründe; es war, als zögen Engel singend durch die schöne Nacht.

Dort wurden die Leichen von Nicolo gefunden, der vor Un-

geduld schon mehrmals die Runde um das Haus gemacht hatte. Er lud beide mit dem Banner auf das Pferd, die Wege standen verlassen, alles war im Schlosse, so brachte er sie unbemerkt in die alte Dorfkirche. Man hatte dort vor kurzem erst die Sturmglocke geläutet, die Kirchthür war noch offen. Er lauschte vorsichtig in die Nacht hinaus, es war alles still, nur die Linden säuselten im Winde, vom Schloßgarten hörte er die Nachtigallen schlagen, als ob sie im Traume schluchzten. Da senkte er betend das stille Brautpaar in die gräfliche Familiengruft und die Fahne darüber, unter der sie noch heut zusammen ausruhen. Dann aber ließ er mit traurigem Herzen sein Pferd frei in die Nacht hinauslaufen, segnete noch einmal die schöne Heimatsgegend und wandte sich rasch nach dem Schlosse zurück, um seinen bedrängten Kameraden beizustehen; es war ihm, als könnte er nun selbst nicht länger mehr leben.

Auf den ersten Schuß des Grafen aus dem Schloßfenster war das raubgierige Gesindel, das durch umlaufende Gerüchte von Renalds Anschlag wußte, aus allen Schlupfwinkeln hervorgebrochen, er selbst hatte in der offenen Thür des Jägerhauses auf die Antwort gelauert und sprang bei dem Blitze im Fenster wie ein Tiger allen voraus, er war der erste im Schlosse. Hier, ohne auf das Treiben der anderen zu achten, suchte er mitten zwischen den pfeifenden Kugeln in allen Gemächern, Gängen und Winkeln unermüdlich den Grafen auf. Endlich erblickt' er ihn durchs Fenster in der Halle, er hört' ihn drin sprechen, ohne Gabrielen in der Dunkelheit zu bemerken. Der Graf kannte den Schützen wohl, er hatte gut gezielt. Als Renald ihn getroffen taumeln sah, wandte er sich tiefaufatmend — sein Richteramt war vollbracht.

Wie nach einem schweren löblichen Tagewerke durchschritt er nun die leeren Säle in der wüsten Einsamkeit zwischen zertrümmerten Tischen und Spiegeln, der Zugwind strich durch alle Zimmer und spielte traurig mit den Fetzen der zerrissenen Tapeten.

Als er durchs Fenster blickte, verwunderte er sich über das Gewimmel fremder Menschen im Hofe, die ihm geschäftig dienten wie das Feuer dem Sturme. Ein seltsam Gelüsten funkelte ihn da von den Wänden an aus dem glatten Getäfel, in dem der

Fackelschein sich verwirrend spiegelte, als äugelte der Teufel mit ihm. — So war er in den Gartensaal gekommen. Die Thür stand offen, er trat in den Garten hinaus. Da schauerte ihn in der plötzlichen Kühle. Der untergehende Mond weilte noch zweifelnd am dunklen Rande der Wälder, nur manchmal leuchtete der Strom noch herauf, kein Lüftchen ging und doch rührten sich die Wipfel, und die Alleeen und geisterhaften Statuen warfen lange, ungewisse Schatten dazwischen, und die Wasserkünste spielten und rauschten so wunderbar durch die weite Stille der Nacht. Nun sah er seitwärts auch die Linde und die mondbeglänzte Wiese vor dem Jägerhause; er dachte sich die verlorene Gabriele wieder in der alten, unschuldigen Zeit als Kind mit den langen, dunklen Locken, es fiel ihm immer das Lied ein: „Gute Nacht, mein Vater und Mutter, wie auch mein stolzer Bruder“ — es wollte ihm das Herz zerreißen, er sang verwirrt vor sich hin, halb wie im Wahnsinne:

Meine Schwester, die spielt an der Linde.
Stille Zeit, wie so weit, so weit!
Da spielten so schöne Kinder
Mit ihr in der Einsamkeit.

Von ihren Locken verhangen,
Schlief sie und lachte im Traum,
Und die schönen Kinder sangen
Die ganze Nacht unterm Baum.

Die ganze Nacht hat gelogen,
Sie hat mich so falsch gegrüßt,
Die Engel sind fortgeflogen
Und Haus und Garten stehn wüst.

Es zittert die alte Linde
Und klaget der Wind so schwer,
Das macht, das macht die Sünde,
Ich wollt', ich läg' im Meer.

Die Sonne ist untergegangen
Und der Mond im tiefen Meer,
Es dunkelt schon über dem Lande;
Gute Nacht! seh' dich nimmermehr.

Wer ist da? rief er auf einmal in den Garten hinein. Eine dunkle Gestalt unterschied sich halb kenntlich zwischen den wirren Schatten der Bäume; erst hielt er es für eins der Marmorbilder, aber es bewegte sich, er ging rasch darauf los, ein Mann versuchte sich mühsam zu erheben, sank aber immer wieder ins Gras zurück. Um Gott, Nicolo, du bist's! rief Renald erstaunt; was machst du hier? — Der Schloßwart wandte sich mit großer Anstrengung auf die andere Seite, ohne zu antworten.

Bist du verwundet? sagte Renald, besorgt näher tretend, wahrhaftig an dich dacht' ich nicht in dieser Nacht. Du warst mir der liebste immer unter allen, treu, zuverlässig, ohne Falsch; ja, wär' die Welt wie du! Komm nur mit mir, du sollst herrschaftlich leben jetzt im Schlosse auf deine alten Tage, ich will dich über alle stellen.

Nicolo aber stieß ihn zurück: Rühre mich nicht an, deine Hand raucht noch von Blut.

Nun, entgegnete Renald finster, ich meine, ihr solltet mir's alle danken, die wilden Tiere sind verstoßen in den wüsten Wald, es bekümmert sich niemand um sie, sie müssen sich ihr Futter selber nehmen — bah! und was ist Brot gegen Recht?

Recht? sagte Nicolo, ihn lange starr ansehend, um Gottes willen, Renald, ich glaube gar, du wußtest nicht —

Was wußt' ich nicht? fuhr Renald hastig auf.

Deine Schwester Gabriele —

Wo ist sie?

Nicolo wies schweigend nach dem Kirchhofe; Renald schauderte heimlich zusammen. Deine Schwester Gabriele, fuhr der Schloßwart fort, hielt schon als Kind immer große Stücke auf mich, du weißt es ja; heut abend nun in der Verwirrung, ehe's noch losging, hat sie in ihrer Herzensangst mir alles anvertraut.

Renald zuckte an allen Gliedern, als hinge in der Luft das Richtschwert über ihm. Nicolo, sagte er drohend, belüg' mich nicht, denn dir, gerade dir glaube ich.

Der Schloßwart, seine klaffende Brustwunde zeigend, erwiderte: Ich rede die Wahrheit, so wahr mir Gott helfe, vor dem ich noch in dieser Stunde stehen werde! — Graf Hippolyt hat deine Schwester nicht entführt.

Hoho! lachte Renald, plötzlich wie aus unsäglicher Todes-

angst erlöst, ich sah sie selber in Paris am Fenster in des Grafen Haus.

Ganz recht, sagte Nicolo, aus Lieb' ist sie bei Nacht dem Grafen heimlich nachgezogen aus dem Kloster.

Nun siehst du, siehst du wohl? ich wußt's ja doch. Nur weiter, weiter, unterbrach ihn Renald; große Schweißtropfen hingen in seinem wildverworrenen Haare.

Das arme Kind, erzählte Nicolo wieder, sie konnte nicht vom Grafen lassen; um ihm nur immer nahe zu sein, hat sie verkleidet als Gärtnerbursche sich verdungen im Palaste, wo sie keiner kannte.

Renald, aufs äußerste gespannt, hatte sich unterdes neben dem Sterbenden, der immer leiser sprach, auf die Kniee hingeworfen, beide Hände vor sich auf die Erde gestützt. Und der Graf, sagte er, der Graf, aber der Graf, was that der? Er lockte, er kirrte sie, nicht wahr?

Wie sollt' er's ahnen! fuhr der Schloßwart fort; er lebte wie ein loses Blatt im Sturme von Fest zu Fest. Wie oft stand sie des Abends spät in dem verschneiten Garten vor des Grafen Fenstern, bis er nach Hause kam, wüst überwacht — er wußte nichts davon bis heute abend. Da schickt' er mich hinaus, sie aufzusuchen; sie aber hatte sich dem Tode schon geweiht, in seinen Kleidern Euch täuschend, wollte sie Eure Kugeln von seinem Herzen auf ihr eigenes wenden — o jammervoller Anblick — so fand ich beide tot im Felde Arm in Arm — der Graf hat ehrlich sie geliebt bis in den Tod — sie beide sind schuldlos — rein — Gott sei uns allen gnädig!

Renald war über diese Worte ganz still geworden, er horchte noch immer hin, aber Nicolo schwieg auf ewig, nur die Gründe rauschten dunkel auf, als schauderte der Wald.

Da stürzte auf einmal vom Schlosse die Bande siegestrunken über Blumen und Beete daher, sie schrieen vivat und riefen den Renald im Namen der Nation zum Herrn von Dürande aus. Renald, plötzlich sich aufrichtend, blickte wie aus einem Traume in die Runde. Er befahl, sie sollten schleunig alle Gesellen aus dem Schlosse treiben und keiner, bei Lebensstrafe, es wieder betreten, bis er sie riefe. Er sah so schrecklich aus, sein Haar war grau geworden über nacht, niemand wagte es, ihm jetzt zu widersprechen. Darauf sahen sie ihn allein rasch und schweigend

in das leere Schloß hineingehen, und während sie noch überlegen, was er vorhat und ob sie ihm gehorchen oder dennoch folgen sollen, ruft einer erschrocken aus: Herr Gott, der rote Hahn ist auf dem Dache! und mit Erstaunen sehen sie plötzlich feurige Spitzen bald da, bald dort aus den zerbrochenen Fenstern schlagen und an dem trockenen Sparrwerke hurtig nach dem Dache klettern. Renald, seines Lebens müde, hatte eine brennende Fackel ergriffen und das Haus an allen vier Ecken angesteckt. — Jetzt, mitten durch die Lohe, die der Zugwind wirbelnd faßte, sahen sie den Schrecklichen eilig nach dem Eckturme schreiten, es war, als schlüge Feuer auf, wohin er trat. Dort in dem Turme liegt das Pulver, hieß es auf einmal, und voll Entsetzen stiebte alles über den Schloßberg auseinander. Da that es gleich darauf einen furchtbaren Blitz und donnernd stürzte das Schloß hinter ihnen zusammen. Dann wurde alles still. Wie eine Opferflamme, schlank, mild und prächtig stieg das Feuer zum gestirnten Himmel auf, die Gründe und Wälder ringsumher erleuchtend — den Renald sah man nimmer wieder.

Das sind die Trümmer des alten Schlosses Dürande, die weinumrankt in schönen Frühlingstagen von den waldigen Bergen schauen. — Du aber hüte dich, das wilde Tier zu wecken in der Brust, daß es nicht plötzlich ausbricht und dich selbst zerreißt.



Die Entführung.



Der Abend senkte sich schon über der fruchtbaren Landschaft, welche die Loire durchströmt, als ein junger Mann, jagdmüde und mit der Büchse über dem Rücken aus dem Walde tretend, unerwartet zwischen den grünen Bergen in der schönsten Einsamkeit ein altes Schloß erblickte. Er konnte durch die Wipfel nur erst Dach und Türme sehen, von Epheu überwachsen, mit geschlossenen Fenstern, halb wie im Schlafe. Neugierig drang er durch das verworrene Gebüsch die Anhöhe hinan, es schien der ehemalige Schloßgarten zu sein, denn künstliche Hecken durchschnitten oben den Platz, weiterhin schimmerte noch eine weiße Statue durch die Zweige, aber rings aus den Thälern ging der Frühling, mit Waldblumen funkelnd, lustig über die gezirkelten Beete und Gänge, alles prächtig verwildernd.

Jetzt, um eine Hecke biegend, sah er auf einmal das ganze Schloß vor sich, mitten im Grün, als wollt's in alle Fenster steigen: auf der steinernen Rampe vor der Saalthür, vom Abendrote beschienen, saßen eine ältliche Dame und eine schlanke Mädchengestalt am Stickrahmen, ein zahmes Reh graste neben ihnen in der schönen Wildnis, alle drei den Ankommenden erstaunt betrachtend.

Dieser stutzte überrascht, aber schnell entschlossen näherte er sich den Frauen und entschuldigte mit vielem Anstande seinen unwillkürlichen Überfall, er kenne hier die Waldgrenzen noch zu wenig, so sei er in dies fremde Revier geraten und lege nun als Wildschütz sein Geschick in ihre Hände. Die alte Dame, ohne die Entschuldigung besonders zu beachten und ihn vom Kopfe bis zu den Füßen mit den Blicken messend, bat ihn, da er fein gekleidet erschien, ziemlich kalt, neben ihnen Platz zu nehmen, indem sie auf einen Lehnstuhl wies, den auf ihren Wink ein be-

jahrter Diener in etwas verschossener Livree soeben aus dem Gartensaale brachte.

Die Unterhaltung stockte einen Augenblick, aber der Fremde, der sich in der maskenhaften Freiheit eines Unbekannten zu gefallen schien, wußte bald mit großer Gewandtheit das Gespräch zu ergreifen und zu beleben. Sie sprachen demnächst von der Räuberbande, die sich in diesem Frühjahre hier zwischen den Bergen eingenistet und durch ihre verwegenen Züge die ganze Gegend in Furcht und Schrecken setzte. Der Gast sagte lachend, das komme von der langen Friedenszeit, da spiele der Krieg, der sich sein Recht nicht nehmen lasse, auf seine eigene Hand im Lande. Der Mensch verlange immer etwas Außerordentliches, und wenn es das Entsetzlichste wäre, um nur dem unerträglichsten Übel, der Langenweile, zu entkommen. — Die neueste Zeitung lag soeben auf dem Tischchen vor ihnen, sie enthielt eine ungefähre Personbeschreibung des vermutlichen Hauptmannes der Bande. Der Fremde las sie mit großer Aufmerksamkeit, und es fiel der Dame auf, da er darauf um die Erlaubnis bat, das Blatt mitzunehmen, und es hastig einsteckte.

Währenddes war Frenel, der alte Diener, mit sichtbaren Zeichen von Bestürzung wieder hinzugetreten. Er schien aus dem Hofe zu kommen, und, der Dame einen heimlichen Wink gebend, sprach er lange leise und lebhaft mit ihr im Hintergrunde des Saales. Er meldete, daß sich im Walde unweit des Schlosses unbekannte, bewaffnete Männer zu Pferde gezeigt, sie hielten ein lediges Roß, das schöner und kostbarer gezäumt als die anderen. Der Waldhüter, der unbemerkt in ihrer Nähe gewesen, habe deutlich vernommen, wie sie von ihrem Herrn geredet, mehrmals ungeduldig nach dem Schlosse schauend, als ob sie jemand von hier erwarteten. — Die alte Dame, bei dieser seltsamen Nachricht einen Augenblick nachsinnend, überflog unwillkürlich in Gedanken die Beschreibung des Räuberhauptmannes aus der Zeitung, er war als ein junger, schöner, weltgewandter Mann geschildert — es fuhr ihr auf einmal wie ein Blitz durch die Seele, wie alles gar wohl auf ihren rätselhaften Gast bezogen werden konnte.

Indem sie so in großer Bewegung mit sich selber schnell beriet, wie sie in dieser sonderbaren Lage sich zu benehmen habe, schien der Fremde von alledem nichts zu bemerken. Er unterhielt sich heiter und angelegentlich mit dem Fräulein, während

der Abend über dem wilden Garten schon immer tiefer hereindunkelte. Da fiel plötzlich ein Schuß unten im Walde. Die Dame trat entschlossen einige Schritte auf den Fremden zu. Das sind meine Leute, sagte dieser, rasch aufspringend. — Ihre Leute? — Gewiß, erwiderte er. — Da er aber auf einmal den Schreck der erbleichten Dame bemerkte, entschuldigte er sich abermals wegen dieser Unruhe, versprach den Frevler ernstlich zu bestrafen und nahm sogleich Abschied, indem er, flüchtig seinen Namen nennend, noch um die Erlaubnis bat, wiederkommen zu dürfen. Aber niemand hörte oder antwortete ihm in der Verwirrung; so flog er den Schloßberg hinab. Der Abend that noch einen roten falschen Blick über die Bergkuppen, unten war schon alles finster und still, man hörte nur den Hufschlag von mehreren Rossen den Waldgrund entlang. Das Fräulein, das nun auch den entsetzlichen Verdacht vernommen, rief aufs tiefste erschrocken: O Gott, o Gott, er kommt gewiß wieder!

Wirklich konnte die Lage der verwitweten Marquise Astrenant — so hieß die Dame — gerechte Besorgnis erregen. Die Erinnerung an den alten Glanz und den verschwenderischen Aufwand ihres verstorbenen Gemahles war in der Gegend noch frisch genug, um die Anschläge des Raubgesindels auf das abgelegene Schloß zu lenken, und doch war sie in der That so verarmt, daß sie nicht daran denken konnte, in diesem Augenblicke mit ihrer Tochter Leontine diese gefährliche Einsamkeit zu verlassen. In dieser Not fiel ihr ein, daß der Graf Gaston, wie sie von ihren Leuten gehört, soeben auf kurze Zeit auf einem seiner benachbarten Jagdschlösser angekommen war. Diesen glücklichen Umstand benutzend, stellte sie dem Grafen, obgleich sie ihn noch nicht persönlich kannte, schriftlich in wenigen Worten ihre Abgeschiedenheit und Gefahr vor und beschwor ihn, als Nachbar sie in ihrer hilflosen Lage zu beschützen. Mit diesem Briefe wurde noch denselben Abend ein reitender Bote nach dem Jagdschlosse gesandt.

So war die Nacht allen unter mancherlei Vorsichtsmaßregeln schlaflos vergangen. Schon am folgenden Morgen aber erhielten sie die Antwort: Der Graf werde nicht ermangeln, ihren Wünschen nach Kräften zu entsprechen und wo möglich heute noch selbst seine Aufwartung machen. Diese Zusage und das tröstliche Morgenlicht hatten alle Sorge gewendet. Sie schämten sich fast und lachten über die übertriebene Furcht und Besorgnis,

womit die Wälder ringsumher im Dunkeln sie geschreckt. Und wie nach Gewittern oft ein heiterer Glanz über die Landschaft fliegt, so brachte auch hier der angekündigte Besuch des Grafen Gaston sehr bald das ganze stille Haus in eine ungewohnte fröhliche Bewegung. Die gläsernen Kronleuchter, die so lustig funkelten, wurden sorgfältig geputzt, die verstaubten Tapeten ausgeklopft und Teppiche gelüftet, der Morgen glänzte durch die verbleichten, rotseidenen Gardinen seltsam auf dem getäfelten Boden der Zimmer, während draußen über dem sonnigen Rasenplatze vor dem Hause die Schwalben jauchzend hin und her schossen. Leontine erschien besonders fleißig, sie war aufgewachsen zwischen diesen Trümmern des früheren Glanzes, nun schien ihr alles so prächtig, weil es ins Morgenrot ihrer Kindheit getaucht. Die Marquise lächelte schmerzlich, aber sie mochte die Freude der Tochter nicht stören.

Die Sonne stieg indes und senkte sich schon wieder nach den Thälern, und der Graf war zu ihrem Befremden noch immer nicht angekommen, noch hatte er den ganzen Tag über etwas von sich hören lassen. Sie mußten seinen Besuch für heute schon aufgeben, und als endlich der Abend von neuem die Wälder färbte, saßen beide Frauen, durch die Geschäftigkeit des Tages zerstreut und zuversichtlicher geworden, wie sonst wieder auf der steinernen Rampe vor dem Garten an ihrer Arbeit, als wäre eben nichts vorgefallen. Leontine, in vergeblicher Erwartung des Grafen, war geschmückt wie eine arme Braut, die nicht weiß, wie schön sie in ihrer Armut ist. Aber die Abendsonne blitzte über ihre frischen Augen und hüllte sie ganz in ihr schönstes goldenes Kleid, und ihr Reh sah von fern verwundert nach der prächtigen Herrin, es war, als hätt' es alle seine Spielkameraden mit herbeigerufen, so neugierig wimmelten die Waldvögel im Garten und guckten durch die Zweige und schwatzten vergnügt untereinander. Vor dem Hause aber ging die Abendluft lind durch die Blumen unter ihnen. Leontine sah oft in Gedanken über ihre Arbeit ins Thal hinaus und sang:

Überm Lande die Sterne
Machen die Runde bei nacht,
Mein Schatz ist in der Ferne,
Liegt am Feuer auf der Wacht.

Die Marquise sagte: Das hast du von unserem alten Frenel, da er noch Soldat war; sollte man doch glauben, du hättest einen Offizier zum Liebsten. Leontine lachte und sang weiter:

Übers Feld bellen Hunde,
Wenn der Mondschein erblich,
Rauscht der Wald auf dem Grunde:
Reiter, jetzt hüte dich!

Ist's denn schon so spät? unterbrach sie sich selbst, sie läuten ja schon die Abendglocken, der Wind kommt über den Wald her, wie schön das klingt aus der Ferne herüber. Sie sang von neuem:

Um das Lager im Dunkeln
Jetzt schleichen sie sacht,
Die Gewehre schon funkeln —
So falsch ist die Nacht!

Was steigt denn da für ein Rauch auf im Walde? fragte hier die Mutter. — Es wird wohl der Köhler sein, erwiderte Leontine, aber sie sah doch gespannt hin und sang zögernd:

Ein Gesell durchs Gesteine
Geht sacht in ihrer Mitt',
Es rasseln ihm die Beine —
Hat einen leisen, leisen Tritt —

Nein! sprang sie auf, das ist ein Brand, da schlägt ja die helle Flamme auf, horch, sie läuten die Sturmglocken drüben!

Indem nun beide sich erhoben, hörten sie in derselben Richtung ein paarmal schießen, dann war alles wieder still. Da haben gewiß die Nachbarn großes Jagen, sagte die Marquise, sie können nun einmal nicht fröhlich sein ohne Lärm. Da sie aber jetzt das Schloßgesinde am Abhange des Gartenberges versammelt sah, in großer Aufregung untereinander redend und nach jener Gegend hinausschauend, rief sie hinab: Was es gebe? — Blutige Köpfe, hieß es zurück, der Waldwärter sei eben aus den Bergen gekommen, der Graf Gaston habe vor Tagesanbruch heimlich alle seine Bauern und Jäger bewaffnet und die Räuber-

bande aufgespürt und treibe sie von einem brennenden Schlupfwinkel zum anderen durch den Wald, es gehe scharf her da drüben! — Da wandte sich Leontine, die bisher wie im Traume gestanden, plötzlich herum, sie sagte: Es sei schändlich und gottlos, die Schlafenden zu überfallen und Menschen zu hetzen wie die wilden Tiere! — Die Mutter sah sie erstaunt an. Aber sie hatte keine Zeit, dem sonderbaren Betragen der Tochter nachzudenken, denn der alte Frenel trat soeben voll Eifer aus dem Hause, er hatte hastig seine Büchse geladen und wollte mit hinunter. Die Marquise beschwor ihn, zum Schutze bei ihnen zu bleiben, wenn etwa einzelne versprengte Räuber hier vorüberschweiften, die anderen sollten das Hofthor schließen, sich mit Beilen und Sensen versehen und den offenen Garten umstellen.

Leontine aber war indes schon in das obere Stockwerk gestiegen, die Fledermäuse in den wüsten Sälen schossen verstört aus den offenen Fenstern, sie schaute aus einem Erker angestrengt in die Waldgründe hinaus, als wollte sie durch die Wipfel sehen. Es dunkelte schon über den Thälern, die Schüsse schienen näher zu kommen, manchmal brachte der Wind einen wilden Schrei aus der Ferne herüber, vom Walde sah sie ein Reh von dem Lärme erschrocken unten über die Wiese fliegen. O wäre ich doch ein Mann! dachte sie tausendmal, dazwischen betete sie wieder still im Herzen vor der aufsteigenden Nacht, dann lehnte sie sich weit aus dem Fenster und winkte mit ihrem weißen Schnupftuche über die dunklen Wälder, sie wußte selbst nicht, was sie that.

Jetzt hörte sie, wie unten im Garten nach und nach mehrere Boten zurückkamen, die die Mutter auf Kundschaft ausgeschickt; sie konnte in der Stille jedes Wort vernehmen. Die Bande, hieß es, sei völlig geschlagen, gefangen oder zerstreut. Ein anderer erzählte von der außerordentlichen Kühnheit des Grafen Gaston, wie er, überall der erste voran, den Hauptmann selber aufs Korn genommen. Auf der Felsenkante im Walde seien sie endlich aneinander geraten, da habe der Graf ihn, immerfort fechtend, samt dem Pferde über den Abhang hinabgestürzt. Aber Unkraut verdirbt nicht, unten sich überkugelnd seien Roß und Reiter, wie die Katzen, wieder auf die Beine gekommen; nun jagten sie alle den Räuber hier nach dem Schlosse zu, aber er sei ganz umzingelt, er könne nicht mehr entwischen — Gott segne den tapferen

Grafen! rief die Marquise bei diesem Berichte aus, er hat ritterlich sein Wort gelöst.

Leontine aber sah wieder unverwandt nach dem Walde, denn draußen hatte die wilde Jagd sich plötzlich gewendet, ein Schuß fiel ganz nahe, darauf mehrere, immer näher und näher, man sah die einzelnen Schüsse blitzen im Dunkeln. Auf einmal glaubte sie einen Reiter in verzweifelter Flucht längs dem Saume des Waldes flimmern zu sehen, die Jäger des Grafen, eine andere Fährte einschlagend, schienen ihn nicht zu bemerken, er flog gerade nach dem Schlosse her. Da, in wachsender Todesangst sich plötzlich aufraffend, stürzt sie pfeilschnell über die steinernen Treppen durch das stille Haus hinab und unten an dem alten Walle durch eine geheime Pforte, den Riegel sprengend, ins Freie. Als sie aber am Fuße des Schloßberges atemlos anlangt, vor Ermattung fast in die Kniee sinkend, kommt auch der Reiter schon durch die dunkelnde Luft daher — es war, wie sie geahnt, der Fremde von gestern, verstört, mit fliegenden Haaren, sein Pferd ganz von Schaum bedeckt.

Was wollen Sie hier? rief sie ihm schon von fern entgegen.— Er, bei ihrem Anblicke stutzend, hielt schnell an und sich vom Pferde schwingend erwiderte er höflich: Er wolle, seinem Versprechen gemäß, sie und die Marquise noch einmal begrüßen. — Um Gottes willen, sind Sie rasend? heut, in dieser Stunde? — Der Reiter entschuldigte sich, der Kampf sei ernster geworden und habe ihn länger aufgehalten, als er gedacht, es sei der einzige noch übrige Augenblick, er müsse sogleich wieder weiter. — O Gott! ich weiß, fiel Leontine ein. — Sie wissen? —

Leontine schauderte, da er, dicht vor ihr, sie auf einmal so durchdringend ansah. — Sie bluten, sagte sie dann erschrocken. — Nur ein Streifschuß, entgegnete er; doch Sie haben recht, fuhr er lächelnd fort, es ziemt sich nicht, in diesem Zustande bei Damen Besuche abzustatten. Aber Leontine hörte kaum mehr, was er sprach, sie stand in tiefen Gedanken. Ich wüßte wohl einen verborgenen Ort für diese Nacht, sagte sie darauf schnell und leise, wenn nur — nein, nein, es ist unmöglich! Das Schloß ist voll Leute, vielleicht kommt der Graf selbst noch. — Und den Fremden in steigender höchster Angst fortdrängend, wies sie ihm einen abgelegenen Fußsteig, der führe zu einer Furt des Flusses, da solle er hinüber, dann den Pfad rechts einschlagen — nur schnell,

schnell, flehte sie, da kommen schon Leute zwischen den Bäumen, sie suchen — Wen? fragte der Reiter, sich rasch umsehend. — O mein Gott, rief Leontine fast weinend, Sie selbst, den unglücklichen Hauptmann! — Der Fremde, bei diesen Worten plötzlich wie aus einem Traume erwachend, schlug schnell den Mantel zurück und nahm sie in beide Arme: Kind, Kind, wie liebst du mich so schön! Das werde ich dir gedenken mein Lebelang, du sollst noch von dem Räuberhauptmanne hören. — Jetzt drängt die Zeit. Grüße die Mutter oben, sag ihr, das Land sei frei, sie könne ohne Sorgen schlafen, leb wohl! — Noch vom Pferde aber bat er sie um ihr weißes Tuch, sie reicht' es ihm zögernd; das wollte er um seine Wunde schlagen, da heilt' es über nacht. — So ritt er fort.

Jetzt bemerkte sie erst, daß ihr Handschuh blutig geworden von seinem Arme, sie verbarg ihn, heftig an allen Gliedern zitternd. Im Walde indes und droben im Schlosse gingen verworrene Stimmen, sie sah noch immer dem Reiter nach und atmete tief auf, als er endlich in der schirmenden Wildnis verschwunden. Dann setzte sie sich auf den Rasen, den Kopf in beide Hände gestützt, und weinte bitterlich.

Noch in derselben Nacht brach auch Graf Gaston von seinem Jagdschlosse wieder auf, wohin er nur erst vor wenigen Tagen mit dem Ruhme eines ausgezeichneten Offiziers aus fremdem Kriegsdienste zurückgekehrt, um sich in der Einsamkeit zu erholen. Aber der Ruf seiner Tapferkeit war ihm längst nach Paris vorangeeilt, und fast gleichzeitig mit der Bitte der Marquise um seinen Schutz vor den Räubern erhielt er den unerwarteten Befehl des Königs, sich unverzüglich an den Hof zu begeben, wo man bei den damaligen heimlichen Kriegsrüstungen seine Erfahrung benutzen wollte. So war es gekommen, daß er, um sein Wort gegen die besorgte Dame zu lösen, die Räuberjagd auf das Gewaltsamste beschleunigt, dann aber keine Zeit mehr übrig hatte, bei der Marquise noch den versprochenen Besuch abzustatten.

In Paris zog er wie im Triumphe ein. Der frische Lorbeerkranz stand der hohen, schlanken Gestalt gar anmutig zu dem gebräunten Gesichte. Nun folgte ihm auch noch das vergrößernde Gerücht der Kühnheit, womit er soeben die lange vergeblich auf-

gesuchte Räuberbande wie im Fluge zwischen den Bergen vernichtet. Der König selbst hatte ihn ausgezeichnet empfangen, jedermann wollte ihn kennen lernen und die Damen sahen scheu und neugierig durch die Fenstergardinen, wenn er im vollen Schmucke soldatischer Schönheit die Straßen hinabritt. — Unter ihnen aber zog nur eine seine Aufmerksamkeit auf sich und diese hatte er bis jetzt noch nirgend erblickt.

Ganz Paris sprach damals von der jungen, reichen Gräfin Diana, einer amazonenhaften, spröden Schönheit mit rabenschwarzem Haare und dunklen Augen. Einige nannten sie ein prächtiges Gewitter, das über die Stadt fortzöge, unbekümmert, ob und wo es zünde; andere verglichen sie mit einer zauberischen Sommernacht, die, alles verlockend und verwirrend, über seltsame Abgründe scheine. So fremd und märchenhaft erschien diese wilde Jungfräulichkeit an dem sittenlosen Hofe.

Über ihr früheres Leben konnte Graf Gaston nur wenig erfahren. Schon als Kind elternlos und auf dem abgelegenen Schlosse ihres Vormundes ganz männlich erzogen, soll sie diesen in allen Reiter- und Jagdkünsten sehr bald übertroffen haben. Da verliebte sich, so hieß es, der unkluge Vormund sterblich in das wunderbare Mädchen, dem schon längst der benachbarte junge Graf Olivier mit aller schüchternen Schweigsamkeit der ersten Liebe heimlich zugethan war. Um den Vormund zu vermeiden, hatte er, wie von einem Spazierritte oder vom Jagen zurückkehrend, sich fast jeden Abend, wenn im Schlosse schon alles schlief, unter ihren Fenstern eingefunden, wo sie in der Stille der Nacht, da sie seine zärtlichen Blicke nicht verstand, sorglos und fröhlich mit ihm zu plaudern pflegte. — Jetzt aber, da er eines Abends spät wiederkommt, trifft er zu seinem Erstaunen die Gräfin reisefertig draußen im Garten. Sie verlangt ein Pferd von ihm, sie könne mit dem Vormunde nicht länger zusammen wohnen. Überrascht und einen Augenblick ungemessenen Hoffnungen Raum gebend, bietet er ihr sein eigenes Roß an und schwingt sich freudig auf das seines Dieners, der unter den hohen Bäumen am Garten hielt. So reiten sie lange schweigend durch den Wald. Da öffnet ihm die schöne Einsamkeit das Herz, er spricht zum erstenmale glühend von seiner Liebe zu ihr, während sie eben an einem tiefen Felsenrisse dahinziehen. Diana, bei seinen Worten erschrocken auffahrend, sieht ihn verwundert von der Seite an,

drauf, nach kurzem Besinnen plötzlich ihr Pferd herumwerfend, setzt sie grauenhaft über die entsetzliche Kluft — sein störrisches Pferd bäumt und sträubt sich, er kann nicht nach. Drüben aber hört er sie lachen und eh' sie im Walde verschwunden, blitzt noch einmal die ganze Gestalt seltsam im Mondlichte auf; es war ihm, als hätt' er eine Hexe erblickt. — So kam sie mitten in der Nacht ohne Begleitung auf dem Landhause ihrer Tante bei Paris an. Olivier aber hatte wenige Tage darauf seine Güter verlassen und fiel im Auslande im Kriege; man sagt, er habe sich selbst in den Tod gestürzt.

Der Thor! dachte Gaston, wer schwindelig ist, jage nicht Gemsen! Es war ihm recht wie Alpenluft bei der Erzählung von der schönen Gräfin, und er freute sich auf das bevorstehende Hoffest, wo er ihr endlich einmal zu begegnen hoffte.

Der Ball bei Hofe war halb schon verrauscht, als Gaston, den Besuche, Freunde und alte Erinnerungen auf jedem Schritte aufgehalten hatten, in seinen Domino gewickelt, die Treppen des königlichen Schlosses hinaufeilte. Betäubt, geblendet, trat er mitten aus der Nacht in das erschreckende Gewirr der Masken, die sich gespenstisch schrillend kreuzten, durchblitzt vom grünen Gefunkel der Kronleuchter und in den Spiegelwänden tausendfach verdoppelt, wie wenn das heidnische Gewimmel von den gemalten Decken der Gemächer plötzlich lebendig geworden und herabgestiegen wäre.

Als er, sich mühsam durchdrängend, endlich den großen Saal erreicht, fiel eben die Musik majestätisch in ein Menuett ein, die tanzfertigen Paare, einander an den Fingerspitzen haltend, verneigten sich feierlich gegen den Eingang, als wollten sie den Eintretenden bewillkommnen, der sich nicht enthalten konnte, die Begrußung mit einem tiefen Komplimente zu erwidern. Da schwang der Kapellmeister auf dem goldverschnörkelten Chore seine Rolle wieder: ein neuer Accord, und wie auf einen Zauberschlag mit den taffetenen Gewändern auseinanderrauschend, auf den Zehen sich zierlich wendend und wieder verschlingend, wogt' es auf einmal melodisch den ganzen, kerzenhellen Saal entlang.

Gaston aber sah wie ein Falk durch die duftende Tanzwolke, denn so oft sie sich teilte, erblickte er im Hintergrunde

mitten zwischen den fliegenden Schößen und Reifröcken, gleich einer Landschaft durch Nebelrisse, eine prächtige Zigeunerfürstin, hoch, schlank, mit leuchtendem Schmucke, die Locken aufgeringelt über die glänzenden Schultern.

Und wie er noch so hinstarrend stand, kam sie selber quer durch den Saal und ein Kometenschweif galanter Masken hinter ihr, die ihr eifrig den Hof zu machen schienen. Sie war in seltsamer Geschäftigkeit. Aus ihrem Handkörbchen ein Band aufrollend, schwang sie es plötzlich wie einen Regenbogen über die Verliebten, jeder griff und haschte graziös danach. Drauf hier und dort durch den Haufen sich schlingend und alle wie mit Zaubersprüchen rasch umgehend, das eine Ende des Bandes fest in der Hand, schlang sie's behend dem einen um den Hals, dem anderen um Arm und Füße, immer schneller, dichter und enger. Die überraschten Liebhaber, Ritter, Chinesen und weise Ägypter, als sie die unverhoffte Verwickelung gewahr wurden, wollten nun schnell auseinander, aber je zierlicher sie sich wandten und reckten, je unauflöslicher verwirrte sich der Knäuel; auf dem glatten Boden ausgleitend, verloren sie Larven, Helme und phrygische Mützen, daß die Haarbeutel zum Vorscheine kamen und der Puder umherstob, die Menuett selbst kam aus ihrer Balance, man hörte im Saale ein kurzes, anständiges Lachen — die Zigeunerin aber war unterdes in dem Getümmel verschlüpft.

Gaston aber, eh' sich die anderen besannen, flog ihr schon nach, aus dem Saale, durch mehrere anstoßende Zimmer. Dort in den Spiegeln ihn hinter sich gewahrend, wandte sie sich einmal nach ihm herum, daß er vor den Augen erschrak, die aus der Larve funkelten. Dann sah er sie durch den Gartensaal schweifen, jetzt trat sie aus der Thür auf die Terrasse und schien plötzlich draußen in der Nacht zu verschwinden, wie ein Elfe, der nur neckend zum flüchtigen Besuche gekommen.

Gaston wollte dennoch seine Jagd nicht aufgeben, wurde aber durch einen ungewöhnlichen Aufruhr der Gesellschaft aufgehalten. Die Masken traten rasch auseinander, ehrfurchtsvoll eine Gasse bildend; der König mit seiner vertrautesten Umgebung nahte, nach allen Seiten sprechend und lachend, unmaskiert in bürgerlicher Kleidung, ein schöner Jüngling voll lebensfrohen Mutwillens, wie damals Ludwig der Fünfzehnte war. Hütet Euch, Gaston — sagte er, diesen sogleich an Größe und Haltung

erkennend — dies ist eine gefährliche Räubernacht, es wird mit Augen um Herzen gefochten.

Alle Blicke waren auf den Grafen gerichtet, der nun, die Larve abnehmend, dem Könige folgen mußte. Sie traten, um sich zu erfrischen, vor den Gartensaal hinaus. Es war eine schwüle Sommernacht, der Himmel halbverdunkelt von finsteren Wolken, aus denen sich die weißen Statuen fast gespenstisch abhoben, tiefer im Garten hörte man eine Nachtigall schlagen, zuweilen blitzte es von fern über den hohen, schwarzen Bäumen.

Der König, indem er sich tanzmüde und gähnend unter den Orangenbäumen auf der Terrasse niederließ, wollte zur Unterhaltung von Gaston irgend ein Abenteuer seiner Fahrten hören. Diesem, der noch immer zerstreut und unruhig in den Garten schaute, wo die Zigeunerin verschwunden, war bei dem plötzlichen Anblicke der stillen Nacht soeben ein seltsamer Vorfall wieder ganz lebendig geworden und ohne sich lange zu besinnen, erzählte er, wie er auf seiner jetzigen Reise hierher eine alte, verfallene Burg, in der es der Sage nach spuken sollte, aus Neugier besucht, und, da es gerade schwüle Mittagszeit, unter den Trümmern im hohen Grase rastend eingeschlummert.

Gute Nacht, gute Nacht! unterbrach ihn der König, das ist ein schläferiges Abenteuer.

Es wird gleich wieder munter, Sire, entgegnete Gaston, denn auf einmal, mitten in dieser Einsamkeit, fiel ein Schuß ganz in der Nähe, traumtrunken seh ich ein Reh getroffen vor mir in den Abgrund stürzen, und wie ich erschrocken aufspringe, steht über mir zwischen den wilden Nelken im zerbrochenen Fensterbogen der Burg eine unbekannte, wunderschöne Frauengestalt auf ihr Gewehr gestützt, die wandte sich nach mir — den Blick vergesse ich nimmer, gleichwie das Wetterleuchten überm Garten dort!

Der König lachte: das sei eine Waldfrau gewesen mit dem Zauberblicke, von dem die Jäger sprechen, die hab' es ihm angethan.

Und Sie setzten ihr nicht nach? riefen die anderen.

Wohl that ich das, erwiderte Gaston, aber ich konnte so bald über das Gemäuer und Geröll nicht den Eingang finden, und als ich endlich in die Hallen eintrat, war alles still und kühl, nur ein wilder Apfelbaum blühte im leeren Hofe, die

Bienen summten drin, kein Vogel sang den weiten Wald entlang — Herr Gott, das ist sie!

Wie, unsere Amazone? rief der König überrascht herumgewendet.

Die Zigeunerin, ihre Larve am Gürtel und vom Streiflichte der Fenster getroffen, trat aus einer der Alleeen zu ihnen auf die Terrasse. Gaston war ganz verwirrt, da sie ihm gleich darauf als die Gräfin Diana vorgestellt wurde.

Sie aber, als sie seinen Namen nennen hörte, der so tapferen Klang hatte, sah ihn mit großer, fast scheuer Aufmerksamkeit an. Wenn ich nicht irre, sagte sie, so traf ich schon letzthin auf der alten Burg —

Ein edles Wild mit Zauberblicken, fiel rasch der König ein.

Also auch schon lahm! erwiderte sie halb für sich und wandte plötzlich dem Grafen verächtlich den Rucken. — Die Umstehenden blickten ihn schadenfroh an, Gaston aber lachte wild und kurz auf und verschwor sich innerlich, die Stolze zu demutigen, und sollt' er auf den Zinnen von Notre Dame mit ihr den Tanz wagen!

Über des Königs Stirn aber flog eine leichte Röte, denn er hegte seit Gastons Anwesenheit in Paris insgeheim den Wunsch, ihn mit Diana zu verbinden. Etwas verstimmt, um nur die plötzlich eingetretene peinliche Stille zu unterbrechen, fragte er Diana: Ob sie denn so allein im Garten nicht fürchte, daß sie entführt werde? — Sie lachte: der König habe alles zahm gemacht, sie hätte nur Grillen gefunden in den Hecken, die zirpten lieblich, dort wie hier. — Gaston meinte: die Gräfin habe ganz recht, solche Grillenhaftigkeit sei nicht gefährlich, und mache auch manche noch so weite Sprünge, jeder wackere Bursch überhole sie leicht. — Diana schüttelte die Locken aus der Stirn; es verdroß sie doch gerade von ihm, daß er ihr trotzte. Und da einer der Kammerherren, um wieder einzulenken, soeben zirpte: selbst die Heimchen brächten ihr Ständchen, wenn sie träumend durch den nächtlichen Garten ginge, erwiderte sie rasch in heimlicher Aufregung: Wahrhaftig, mir träumte, der Tag mache der Nacht den Hof, er duftete nach Jasmin und Lavendel, blond, artig, lau, etwas lispelnd, mit kirschblütenen Manschetten und Hirtenflöte, ein guter, langweiliger Tag. — Man lachte, keiner bezog es auf sich; ein Vicomte, als Troubadour die Zither im Arme,

sagte zierlich: Aber die keusche Nacht wandelte unbekümmert fort, ihren Elfenreihen ätherisch dahinschwebend. — Nein, entgegnete Diana, indem sie ihm in ihrer wunderlichen Laune die Zither nahm und, sich auf das Marmorgeländer der Terrasse setzend, zur Antwort sang:

Sie steckt' mit der Abendröte
In Flammen rings das Land,
Und hat samt Manschetten und Flöte
Den verliebten Tag verbrannt.

Und als nun verklommen die Gründe:
Sie stieg auf die stillen Höhn,
Wie war da rings um die Schlünde
Die Welt so groß und schön!

Waldkönig zog durch die Wälder
Und stieß ins Horn vor Lust,
Da klang über die stillen Felder,
Wovon der Tag nichts gewußt.

Und wer mich wollt' erwerben,
Ein Jäger müßt's sein zu Roß,
Und müßt' auf Leben und Sterben
Entführen mich auf sein Schloß!

Hier gab sie lachend die Zither zurück. Gaston aber bei der plötzlichen Stille erwachte wie aus tiefen Gedanken. Und wenn es wirklich einer wagte? sagte er rasch in einem seltsamen Tone, daß es allen auffiel. — Wohlan, es gilt, fiel da der junge König ein, ich trete der Herausforderung der Gräfin als Zeuge und Kampfrichter bei, ihr alle habt's gehört, welchen Preis sie dem Entführer ausgesetzt.

Diana stand einen Augenblick überrascht. Und verspielt der Vermessene? fragte sie dann ernst. — So wird er tüchtig ausgelacht, erwiderte der König, wie ein Nachtwandler, der bei Mondschein verwegen unternimmt, wovor ihm bei Tage graut.

Mit diesen Worten erhob er sich und im Vorbeigehen dem Grafen noch leise zuflüsternd: Wenn ich nicht der König wär',

jetzt möcht' ich Gaston sein! wandte er sich, wie über einen herrlich gelungenen Anschlag lebhaft die Hände reibend, durch den Gartensaal in die inneren Gemächer. — Diana aber schien anderes bei sich zu beschließen, sie folgte zürnend.

Jetzt umringten die Hofleute von allen Seiten den Grafen, ihm zu dem glänzenden Abenteuer, wie einem verzauberten Prinzen und Feeenbräutigam, hämisch Glück wünschend. Die übrige Gesellschaft unterdes, da der König sich zurückgezogen, strömte schon eilig nach den Thüren, die Masken hatten ihre Larven abgenommen und zeigten überwachte, nüchterne Gesichter, durch die Säle zwischen den wenigen noch wankenden Gestalten strich die Langeweile unsichtbar wie ein böser Luftzug.

Gaston blieb nachdenklich am offenen Fenster, bis alles zerstoben. Er sah sich hier unerwartet durch leichtsinnige Reden, die anfänglich nur ein artiges Spiel schienen, plötzlich seltsam und unauflöslich verwickelt. Es war ihm wie eine prächtige Nacht, vor der eine marmorkalte Sphinx lag, er mußte ihr Rätsel lösen, oder sie tötete ihn.

Währenddes war Diana schon in ihrem Schlafgemache angelangt. Als sie in dem phantastischen Ballschmucke eintrat, erstaunte die Kammerjungfer von neuem und rief fast erschrocken aus: Wie ist sie so wunderschön! Die Gräfin verwies es ihr unwillig, das sei ein langweiliges Unglück. Und da das Mädchen drauf ihr Befremden äußerte, daß sie durch solche Härte so viele herrliche Kavaliere in Gefahr und Verzweiflung stürze, erwiderte Diana streng: Wer nimmt sich meiner an, wenn diese Kavaliere bei Tag und Nacht mit Listen und Künsten bemüht sind, mich um meine Freiheit zu betrügen?

Draußen aber rollten indes die Wagen noch immer fort, jetzt flog das rote Licht einer Fackel über die Scheiben, in dem wirren Wiederscheine der Windlichter unten erblickte sie noch einmal flüchtig den Gaston, wie er eben sein Pferd bestieg, die Funken stoben hinter den Hufen, sie sah ihm gedankenvoll nach, bis er in der dunklen Straße verschwunden. Dann, vor den Wandspiegel tretend, löste sie die goldene Schlange aus dem Haare, die schwarzen Locken rollten tief über die Schultern hinab, ihr schauerte vor der eigenen Schönheit.

Kurze Zeit nach diesem Feste war der Hof fern von Paris zum Jagen versammelt. Da ging das Rufen der Jäger, Hundegebell und Waldhornsklang, wie ein melodischer Sturmwind durch die stillen Thäler, breite ausgehauene Alleeen zogen sich geradlinig nach allen Richtungen hin, jede an ihrem Ende ein Schloß oder einen Kirchturm in weiter Ferne zeigend. Jetzt brachte die Luft den verworrenen Schall immer deutlicher herüber, immer näher und häufiger sah man geschmückte Reiter im Grün aufblitzen, plötzlich brach ein Hirsch, das Geweih zurückgelegt, aus dem Dickichte in weiten Sätzen quer über eine der Alleeen und ein Reiter leuchtend hinterdrein, mit hohen, steifen Jagdstiefeln, einen kleinen, dreieckigen Tressenhut über den gepuderten Locken, in reichgesticktem grünen Rocke, dessen goldbordierte Schöße weit im Winde flogen — es war der junge König. — Das ist heute gut Jagdwetter, man muß es rasch benutzen! rief er flüchtig zurückgewandt zu Gaston herüber, der im Gefolge ritt. Gaston erschrak, er wußte wohl, was der König meinte.

Diana aber fehlte im Zuge, sie war zuletzt auf einer der entfernteren Waldhöhen gesehen worden. Des Treibens müde und ohne jemand von ihrem Vorhaben zu sagen, hatte sie sich mitten aus dem Getümmel nach einem nahegelegenen, ihr gehörigen Jagdschlosse gewendet; denn sie kam sich selber als das Wild vor auf dieser Jagd, auf das sie alle zielten. Es war das Schloß, wo sie als Kind gelebt, sie hatte es lange nicht mehr besucht. Die Nacht war schon angebrochen, als sie anlangte, niemand erwartete sie dort, alle Fenster waren dunkel im ganzen Hause, als ständ' es träumend mit geschlossenen Augen. Und da endlich der erstaunte Schloßwart, mit einem Windlichte herbeigeeilt, die alte, schwere Thür öffnete, gab es einen weiten Schall durch den öden Bau, draußen schlug soeben die Uhr vom Turme, als wollte sie mit dem wohlbekannten Klange grüßen.

Diana, fast betroffen oben im Saale umherblickend, öffnete rasch ein Fenster, da rauschten von allen Seiten die Wälder über den stillen Garten herauf, daß ihr das Herz wuchs. Mein Gott, dachte sie, wo bin ich denn solange gewesen! o wunderschöne Einsamkeit, wie bist du kühl und weit und ernst, und versenkst die Welt, und baust dir in den Wolken drüber Schlösser kühn wie auf hohen Alpen. Ich wollt', ich wäre im Gebirge, ich stieg' am liebsten auf die höchsten Gipfel, wo ihnen

allen schwindelte nachzukommen — ich thu's auch noch, wer weiß wie bald!

Unterdes war das Nötigste zu ihrer Aufnahme eingerichtet, jetzt wurde nach und nach auch im Schlosse alles wieder still, sie aber konnte lange nicht einschlafen, denn die Nacht war so schwül, und in den Fliederbüschen unter den Fenstern schlugen die Nachtigallen und das Wetter leuchtete immerfort von fern über dem dunklen Garten.

Als Diana am folgenden Morgen erwachte, hörte sie draußen eine kindische Stimme lieblich singen. Sie trat rasch ans Fenster. Es war noch alles einsam unten, nur des Schloßwarts kleines Töchterlein ging schon geputzt den stillen Garten entlang, singend, mit langem blonden Haare, wie ein Engel, den der Morgen auf seinem nächtlichen Spielplatze überrascht. Bei diesem Anblicke flog eine plötzliche Erinnerung durch ihre Seele, wie einzelne Klänge eines verlorenen Liedes, es hielt ihr fast den Atem an, sie bedeckte die Augen mit beiden Händen und sann und sann — auf einmal rief sie freudig: Leontine!

Da sprang sie schnell auf, es fiel ihr ein, daß die Marquise Astrenant mit ihrer Tochter ja nur wenige Meilen von hier wohnte. Sie setzte sich gleich hin und schrieb an Leontine. Sie erinnerte sie an die schöne Morgenstille ihrer gemeinschaftlichen Jugendzeit, wo sie immer die kleine Elfe genannt wurde wegen ihrer langen, blonden Locken, wie sie da in diesem Garten hier als Kinder wild und fröhlich miteinander gespielt und seitdem eines das andere nicht wiedergesehen. Sie werde sie auch nicht mehr schlagen oder im Sturme auf dem Flusse unterm Schlosse mit ihr herumfahren wie damals. Sie solle nur eilig herüberkommen, so wollten sie wieder einmal ein paar Tage lang zusammen sich ins Grüne tauchen und nach der großgewordenen Welt draußen nichts fragen. — Diese Aussicht hatte sie lebhaft bewegt. Sie klingelte und schickte noch in derselben Stunde einen Boten mit dem Briefe nach dem Schlosse der Marquise ab.

Darauf ging sie in den Garten hinab. Sie hätte ihn beinahe nicht wiedererkannt, so verwildert war alles, die Hecken unbeschnitten, die Gänge voll Gras, weiterhin nur glühten noch einige Päonien verloren im tiefen Schatten. Da fiel ihr ein Lied dabei ein:

Kaiserkron' und Päonien rot,
Die müssen verzaubert sein,
Denn Vater und Mutter sind lange tot,
Was blühn sie hier so allein?

Jetzt sah sie sich nach allen Seiten um, sie kam sich selbst wie verzaubert vor zwischen diesen stillen Zirkeln von Buchsbaum und Spalieren. Die Luft war noch immer schwül, in der Ferne standen Gewitter, dazwischen stach die Sonne heiß, von Zeit zu Zeit glitzerte der Fluß, der unten am Garten vorüberging, heimlich durch die Gebüsche herauf. Es war ihr, als müßte ihr heut was Seltsames begegnen, und die stumme Gegend mit ihren fremden Blicken wollten sie warnen. Sie sang das Lied weiter:

Der Springbrunnen plaudert noch immerfort
Von der alten, schönen Zeit,
Eine Frau sitzt eingeschlafen dort,
Ihre Locken bedecken ihr Kleid.

Sie hat eine Laute in der Hand,
Als ob sie im Schlafe spricht,
Mir ist, als hätt' ich sie sonst gekannt —
Still, geh vorbei und weck sie nicht!

Und wenn es dunkelt das Thal entlang,
Streift sie die Saiten sacht,
Da giebt's einen wunderbaren Klang
Durch den Garten die ganze Nacht.

Ich weckte sie doch, sagte sie, wenn ich sie so im Garten fände, und spräch' mit ihr.

Underdes aber waren die Wolken von allen Seiten rasch emporgestiegen, es donnerte immer heftiger, die Bäume im Garten neigten sich schon vor dem voranfliegenden Gewitterwinde. Die schwülen Traumbluten schnell abschüttelnd, blickte sie freudig in das Wetter. Da gewahrte sie erst dicht am Abhange den alten Lindenbaum wieder, auf dem sie als Kind so oft gesessen und vom Wipfel die fernen weißen Schlösser weit in der Runde gezählt. Er war wieder in voller Blüte, auch die Bank stand noch darunter, deren künstlich verflochtene Lehne fast bis an die ersten Äste reichte. Sie stieg rasch hinauf in die grüne Dämmerung,

der Wind bog die Zweige auseinander. Da rollte sich plötzlich rings unter ihr das verdunkelte Land auf, der Strom, wie gejagt von den Blitzen, schoß pfeilschnell daher, manchmal klangen von fern die Glocken aus den Dörfern, alle Vögel schwiegen, nur die weißen Möwen über ihr stürzten sich jauchzend in die unermeßliche Freiheit — sie ließ vor Lust ihr Tuch im Sturme mit hinausflattern.

Auf einmal aber zog sie es erschrocken ein. Sie hatte einen fremden Jäger im Garten erblickt. Er schlich am Rande der Hecken hin; bald sachte vorgebogen, bald wieder verdeckt von den Sträuchern, keck und doch vorsichtig, schien er alles ringsumher genau zu beobachten. Sie hielt den Atem an und sah immerfort unverwandt hin, wie er, durch die Stille kuhn gemacht, nun hinter dem Gebüsche immer näher und näher kam; jetzt, schon dicht unter dem Baume, trat er plötzlich hervor — sie konnte sein Gesicht deutlich erkennen. In demselben Augenblicke aber hörte er eine Thür gehen im Schlosse und war schnell im Grünen verschwunden.

Diana aber, da alles wieder still geworden, glitt leise vom Baume; darauf, ohne sich umzusehen, stürzte sie durch den einsamen Garten die leeren Gänge entlang nach dem Schlosse, die eichene Thür hinter sich zuwerfend, als käme das Gewitter hinter ihr, das nun in aller furchtbaren Herrlichkeit über den Garten ging.

Sie achtete aber wenig darauf. In großer Aufregung im Saale auf- und niedergehend, schien sie einem Anschlage nachzusinnen. Manchmal trat sie wieder ans Fenster und blickte in den Garten hinab. Da sich aber unten nichts rührte als die Bäume im Sturme, nahm sie ein paar Pistolen von der Wand, die sie sorgfältig lud; dann setzte sie sich an den goldverzierten Marmortisch und schrieb eilig mehrere Briefe. Und als das Wetter draußen kaum noch gebrochen, wurden im Hofe gesattelte Pferde aus dem Stalle geführt, und bald sah man reitende Boten nach allen Richtungen davonfliegen.

Gleich darauf aber rief sie ihr ganzes Hausgesinde zusammen. Sie mußten schnell herbeischaffen, was die Vorräte vermochten, Wild, Früchte, Wein und Geflügel. Einer der Jäger, dessen Vater einst Küchenmeister gewesen, verstand sich noch am besten unter ihnen auf den guten Geschmack und mußte, zu allgemeinem Gelächter, eine weiße Schürze vorbinden und den Kochlöffel statt

des Hirschfängers führen. Bald loderte ein helles Feuer im Kellergeschosse, die halbverrosteten Bratspieße drehten sich knarrend in der alten, verödeten Küche, überall war ein lustiges Plaudern und Getümmel. Alle guten Stühle und Kanapees aber ließ die Gräfin oben in den großen Saal zusammentragen, Spieltische wurden zurecht gerückt und in der Mitte des Saales eine lange Tafel gedeckt. Die feierlichen Anstalten hatten fast etwas Grauenhaftes in dieser Einsamkeit, als sollten die Ahnenbilder, die mit ihren Kommandostäben ernst von den Wänden schauten, sich zu Tische setzen, denn niemand wußte sonst, wer die Gäste sein sollten.

So war in seltsamer Unruhe der Abend gekommen und das Gewitter lange vorbei, als Diana allein mit ihrer Kammerjungfer unten in das Gartenzimmer trat, die sich beim Hereintreten rasch und verstohlen nach allen Seiten umsah. Sie hatte, ohne zu wissen zu welchem Zwecke, das schöne Kleid anziehen müssen, das die Gräfin heute getragen, das hinderte sie, es war überall zu knapp und zu lang. Sie ging vor den Spiegel, als wollte sie sich's zurechtrücken, ihre Blicke aber schweiften seitwärts durchs Fenster, und als Diana sich einmal wandte, benutzte sie's schnell und schien zornig jemand in den Garten hinauszuwinken. Die Gräfin, sie an ihre Verabredung erinnernd, hieß sie vom Fenster wegtreten, ordnete rasch noch die Locken des Mädchens und setzte ihr ihren eigenen Jagdhut auf. Dann, die Verkleidete von allen Seiten zufrieden musternd, schärfte sie ihr nochmals ein, sich in diesem Zimmer still zu verhalten und nicht in den Garten zu gehen, bis sie draußen dreimal leise in die Hände klatschen höre, denn es dunkele schon und die Nacht habe wilde Augen. — Wo? rief das ganz zerstreute Mädchen heftig erschrocken. — Aber Diana, eilig wie sie war, bemerkte es nicht mehr; heftig einen Jägermantel umwerfend, der über dem Stuhle lag, und einen Männerhut tief in die Augen drückend, flog sie in den dämmernden Garten hinaus.

Kaum aber war sie verschwunden, so sprang die Kammerjungfer geschwind ans Fenster. Aber, Robert, bist du denn ganz toll! rief sie einem fremden Jäger entgegen, der schon längst draußen im Gebüsche steckte und nun rasch hinzutrat. — Ei Gott bewahre, hast du mich doch erschreckt! entgegnete dieser, sie erstaunt vom Kopfe bis zu den Füßen betrachtend, das ist ja ganz

wie deine Gräfin! — Das Mädchen aber nannte ihn einen Unverschämten, daß er sie hier auf dem Lande besuche; wenn die Gräfin ihn sähe, sei es um ihren Dienst geschehen, er solle auf der Stelle wieder fort. — Nicht eher, erwiderte der eifersüchtige Liebhaber, bis ich weiß, wer der Mann war, der soeben von dir ging. — Da lachte sie ihn tüchtig aus; er sei ein rechter Jäger, der auf dem Anstande das Wild verwechsele, es sei ja die Gräfin selber gewesen. — So? — sagte Robert sehr überrascht und einen Augenblick in Nachsinnen versunken. Dann plötzlich mit leuchtenden Blicken fragte er hastig: Warum denn die Gräfin sich verkleidet, wohin sie ginge, ob sie diesen Abend in dem Mantel bleibe? Aber das ungeduldige Mädchen, in wachsender Furcht, drängte ihn statt aller Antwort schon von der Schwelle über die Stufen hinab. Er gab ihr noch schnell einen Kuß, dann sah sie ihn freudig über Beete und Sträucher fortspringen.

Als sie wieder allein war, fiel ihr erst die seltsame Hast und Neugierde des Jägers aufs Herz, es überflog sie eine große Angst, daß sie in der Verwirrung die Verkleidung der Gräfin ausgeplaudert. Auch schreckte sie nun in dieser Stille die aufsteigende Nacht im Garten, es war ihr, als blickten wirklich überall wilde Augen aus dem Dunkel auf sie, manchmal glaubte sie gar Stimmen in der Ferne zu hören. Sie konnte durchaus nicht erraten, was es geben sollte, und verwünschte tausendmal ihre Liebschaften und die unbegreiflichen Einfälle der Gräfin und das ganze dumme Landleben mit seiner spukhaften Einsamkeit.

Ein tiefes Schweigen bedeckte nun schon alle Gründe, nur fern im Garten war noch ein heimlich Knistern und Wispern überall zwischen den Büschen, als zög' eine Zwerghochzeit unsichtbar über die stillen Beete hin, von Zeit zu Zeit funkelte es aus den Hecken herüber wie Waffen oder Schmuck. Dann hörte man von der anderen Seite eine Zither anschlagen und eine schöne Männerstimme sang:

Hörst du die Gründe rufen
In Träumen halb verwacht?
O von des Schlosses Stufen
Steig nieder in die Nacht! —

Drauf alles wieder still, nur eine Nachtigall schlug in dem blühenden Lindenbaume am Abhange. Auf einmal raschelt was, eine schlanke Gestalt schlüpfte droben aus dem Gebüsche. Es war Diana, in ihren Jägermantel dicht verhüllt, die über den Rasen nach dem Schlosse ging. Tiefer im Garten sang es von neuem:

Die Nachtigallen schlagen,
Der Garten rauschet sacht,
Es will dir Wunder sagen
Die wunderbare Nacht.

Jetzt stand Diana vor der Thür des Gartenzimmers und klatschte dreimal leise in die Hand. In demselben Augenblicke aber sieht sie auch schon zwei dunkle Gestalten zwischen den Bäumen vorsichtig hervortreten. — Bist du es, Robert? und wo ist sie? flüstert der eine dem anderen leise zu.

Sie zogen sich tiefer in den Garten zurück. Da sah sie, wie die Kammerjungfer auf das verabredete Zeichen oben aus dem Hause getreten, die eine Gestalt schien sich ihr zu nähern. — Diana triumphierte schon im Herzen, als jetzt plötzlich der andere gerade auf ihren Versteck losschritt. Bei dieser unerwarteten Wendung flog sie erschrocken über den Rasenplatz den Gartenberg hinab, seitwärts sah sie den Fremden bei ihrem Anblicke rasch durch die Hecken brechen, als wollt' er ihr den Vorsprung abgewinnen, sie verdoppelte ihre Eile, schon glaubte sie unten Bekannte zwischen den Bäumen zu erblicken, jetzt trat sie atemlos am Fuße des Berges aus dem Garten, zu gleicher Zeit aber war auch der Fremde angelangt und vor ihr stand Graf Gaston.

Hut und Mantel waren ihr im Gebüsche entfallen, Gaston, rasch die Zither wegwerfend, blickte ihr lächelnd in die Augen. — Ihr seid der kühnste Freier, den ich jemals sah, sagte sie nach einem Weilchen finster. Gaston küßte feurig ihre Hand, die er nicht wieder losließ. Vor ihnen aber, vom Gesträuche halb verdeckt, stand ein leichter Wagen mit vier Pferden, die Kutscher in den Sätteln, die Pferde schnaubend, scharrend, alles wie ein Pfeil auf gespanntem Bogen, der eben losschnellen will.

Indem aber, wie Gaston den Kutschern winkend und ihr ehrerbietig den Arm reichend, sie in den Wagen heben will, sieht er, daß sie, einige Schritte zurückgetreten, mit einem Pistole nach

ihm zielt. Er stutzt, sie aber lacht und feuert das Pistol in die Luft. Da, bei dem Knalle, wie ein Schwarm verstörter Dohlen, brechen plötzlich seitwärts aus allen Hecken Gestalten mit Haarbeuteln, Staubmänteln und gezückten Stahldegen. Gaston erkennt sogleich mit Erstaunen die alten Gesichter aus der Residenz, alles jubelfröhlich, siegesgewiß.

Fahrt zu! ruft er da, ohne sich zu bedenken, den Kutschern zu, die nun, ihre Peitschen schwingend, gerade in den glänzenden Schwarm hineinjagen, der sogleich von allen Seiten lachend den Wagen umringt, um die vermeintlich Entführte daraus zu erlösen. Gaston und Diana aber standen währenddes dicht am Bergstrome, der unter dem Garten vorüberschoß, ein Kahn lag dort am Ufer angebunden. Der Graf, eh' Diana sich besinnt, schwingt sie hoch auf dem Arme in den Nachen, zerhaut mit seinem Hirschfänger das Tau und lenkt rasch mitten ins Fahrwasser; so flogen sie, bevor noch die am Wagen es gewahr wurden, in der entgegengesetzten Richtung pfeilschnell den Fluß hinab.

Er selbst war es gewesen, den Diana am Morgen vom Lindenbaume umherspähend erblickt. Da zweifelte sie keinen Augenblick länger, daß er sein verwegenes Vorhaben in der folgenden Nacht auszuführen gedenke. Ihr Anschlag war schnell gefaßt. Voll Übermut lud sie durch vertraute Boten sogleich das ganze Hoflager zu Entführung und Abendbrot herüber, die einzeln und ohne Aufsehen eingetroffenen Hofleute wurden am Wege versteckt; Gaston in der Verwirrung und Dunkelheit sollte, statt ihrer, das verkappte Kammermädchen entführen und so vor den Augen des hervorbrechenden Hinterhaltes doppelt beschämt werden. — Nun aber hatte die unzeitige Liebschaft des Mädchens und Dianas eigene Unbesonnenheit im entscheidenden Augenblicke plötzlich alles anders gewendet!

Schon waren Schloß und Garten hinter den Fortschiffenden dämmernd versunken, immer ferner und schwächer nur hörte man von dorther noch verworrenes Rufen, Schüsse und Hörnersignale der bestürzten Hofleute, die sich wie durch eine unbegreifliche Verzauberung auf einmal in allen Plänen gekreuzt sahen und nun die auf Gaston geladenen Witze verzweifelt gegeneinander selbst abschossen.

Der Fluß indes ging rasch durch wüsten Wald, Diana wußte recht gut, daß hier kein Haus und keine menschliche Hilfe in der

Nähe war; so saß sie still am Rande des Kahnes und schaute vor sich in die Flut, die von Zeit zu Zeit in Wirbeln dunkel aufrauschte. Gaston aber, wohl fühlend, daß in dieser unerhörten Lage alle gewöhnliche Galanterie und Entschuldigung nur lächerlich und in den Wind gesprochen sei, blieb gleichfalls stumm und so glitten sie lange Zeit schweigend zwischen stillen Wäldern und Felsenwänden durch die tiefe Einsamkeit der Nacht, während der Graf immerfort Dianas Spiegelbild im mondbeschienenen Wasser vor sich sah, als zöge eine Nixe mit ihnen neben dem Schiffe.

Endlich, um nur die unerträgliche Stille zu brechen, sagte er, als wäre nichts geschehen: Alles hier erinnere ihn wunderbar an eine Sage seiner Heimat. Da stehe im Schloßgarten ein marmornes Frauenbild und spiegele sich in einem Weiher. Keiner wage es, in stiller Mittagszeit vorbeizugehen, denn wenn die Luft linde kräuselnd übers Wasser ging und das Spiegelbild bewegte, da sei's, als ob es sachte seine Arme aufthäte.

Diana, ohne ein Wort zu erwidern, fuhr unwillig mit der Hand über das Wasser, daß alle Linien ihres Bildes drin durcheinanderlaufend im Mondesflimmer sich verwirrten.

Von diesem Bilde, fuhr Gaston fort, geht die Rede, daß es in gewissen Sommernächten, wenn alles schläft und der Vollmond, wie heut, über die Wälder scheint, von seinem Steine steigend, durch den stillen Garten wandle. Da soll sie mit den alten Bäumen und den Wasserkünsten in fremder Sprache reden, und wer sie da zufällig erblickt, der muß in Liebesqual verderben, so schön ist die Gestalt.

Was ist das für ein Turm dort überm Walde? rief hier Diana, sich plötzlich aufrichtend, daß er zusammenschrak, als hätt' er selbst das Marmorbild erblickt, von dem er sprach — es waren ihre ersten Worte. Er sah sich verwundert nach allen Seiten um, weiterhin schien sich die Schlucht zu öffnen, durch eine Waldlichtung erblickte er wirklich schon flüchtig den Turm seines Jagdschlosses, tiefer unten den Fahrweg, der in weiten Umkreisen um das Gebirge ging; dort hatte er seine Leute vom Schlosse zum Empfange hinbestellt. Gleich darauf aber verdeckten Felsen und Bäume alles wieder und der Fluß wandte sich von neuem. Gaston, der das abgelegene Schloß selten besucht, kannte die Umgebung nur wenig, er stand einen Augenblick verwirrt und wußte nicht, an welchem Ufer er landen sollte.

Da bemerkte er rechts den Schimmer eines kleinen Feuers ungewiß durch die Büsche. Das sind sie, dachte er und lenkte darauf hin. Der Kahn stieß hart ans Land, indem er aber, schon am Ufer, das Gesträuch auseinanderbog, um der Gräfin Platz zu schaffen, stieß diese, eh' er's hindern konnte, im Heraussteigen den Nachen weit hinter sich, der nun unwiederbringlich mit dem reißenden Strome forttrieb. Gaston sah sie überrascht an, sie blickte funkelnd nach allen Seiten in der schönen Nacht umher.

So standen sie an einem wildumzirkten Platze, Bäume, Fels und altes Bauwerk wirr durcheinander gewachsen. Es war, wie er beim Mondlichte erkannte, eine verfallene, unbewohnte Wassermühle, hinten, wie ein Schwalbennest, an die hohe, unersteigliche Felsenwand gehängt, von zwei anderen Seiten vom schäumenden Flusse umgeben. Von dort zwischen Unkraut und Gebälk kam der Lichtschein her, den er vom Strome gesehen, er trat eilig mit Diana in das wüste Gehöft, voll Zuversicht, die Seinigen zu treffen. Wie groß aber war sein Erstaunen, da er den Platz leer fand, nur einzelne blaue Flämmchen zuckten noch aus der halbverloschenen Brandstätte, als wäre sie eben von Hirten verlassen worden.

Ist das Ihr Schloß? fragte Diana höhnend. Gaston aber, der einen zerbrochenen Fensterladen im Winde klappen hörte, war schon ins Haus gegangen. Dort durch die Öffnung schauend, gewahrte er zu seinem Schrecken erst, daß er auf dem falschen Ufer gelandet, drüben hinter den dunklen Wipfeln lag sein Jagdschloß im prächtigen Mondscheine — nun wußt' er's auf einmal, warum Diana vorhin den Nachen zurückgestoßen!

In dieser Verlegenheit zog er schnell ein Pistol unter seinem Mantel hervor und feuerte es in die Nacht ab, ein Reh fuhr nebenan aus dem Dickicht, man konnte seinen Hufschlag noch weit durch den stillen Waldgrund hören. Zugleich aber gab zu seiner großen Freude ein Schuß drüben Antwort, bald wieder einer und drauf ein Schreien und Rufen vom Felde, daß fern in den Dörfern die Hunde anschlugen. Schon glaubte er einige der Stimmen zu erkennen und wollte eben ein zweites Pistol abschießen, als er auf einmal ein seltsames Knistern und Blinken in allen Ritzen des alten Hauses bemerkte. Um Gottes willen, da schlagen Flammen auf! schrie er, entsetzt hinausstürzend, der einzige Ausgang zum Walde brannte schon lichterloh — Diana,

da sie bei dem Herannahen der Signale und Stimmen keine Rettung mehr sah, hatte das Haus an allen vier Ecken angezündet. Jetzt erblickte er die Schreckliche selbst hoch auf dem hölzernen Balkone der Mühle, gerade über dem Strome. Da sie ihn gewahrte, wandte sie sich schnell herum, es war wieder jenes Wetterleuchten des Blickes, das ihn schon einmal geblendet. — Komm nun und hol die Braut! rief sie ihm wild durch die Nacht zu, das Brautgemach ist schon geschmückt, die Hochzeitsfackeln brennen.

Unterdes aber züngelten einzelne Flammenspitzen schon hie und da durch die Fugen, der heiße Sommer hatte alles gedörrt, das Feuer, im Heidekraute fortlaufend, kletterte hurtig in dem trockenen Gebälke hinauf und der Wind faßte lustig die prächtigen Lohen und von drüben kam das Rufen und Schießen rasch immer näher und lauter und: „hol deine Braut!“ frohlockte Diana wieder dazwischen. — Da, ohne hinter sich zu blicken, stürzte Gaston durch den wirbelnden Rauch die brennende Treppe hinan. Zurück, rühr mich nicht an! rief ihm Diana entgegen, wer hieß dich mit Feuer spielen, nun ist's zu spät, wir beide müssen drin verderben!

Aber die Funken von den Kleidern stäubend, stand er schon droben dicht bei ihr; am Ufer brannte ein schlanker Tannenbaum vom Wipfel bis zum Fuße, die schöne Gestalt und die stille Gegend beleuchtend. Gaston blickte ratlos in der Verwüstung umher, es schien keine Hilfe möglich, die Balken stürzten rings schon krachend in die Glut zusammen, hinten die steile Felsenwand und unter ihnen der Strom, in dem der Brand sich gräßlich spiegelte.

Indem aber hat das Feuer die dürren Wurzeln der Tanne zerfressen und, wie das Gerüst eines abgebrannten Feuerwerkes allmählich verdunkelnd und sich neigend, sinkt der Baum prasselnd quer über den wütenden Felsbach. Da faßt Gaston, der alles ringsher scharf beachtet, plötzlich Dianas Hand, schwingt sie selbst, eh' sie sich des versieht, auf seinen Arm und, seinen Mantel um sie schlagend, mit fast übermenschlicher Gewalt, trägt er die Sträubende mitten durch die Flamme über die grauenvolle Brücke, unter der der Fluß wie eine feurige Schlange dahinschoß.

Jetzt hat er, aus dem furchtbaren Bezirke tretend, glücklich das jenseitige Ufer erreicht und schleudert den brennenden Mantel hinter sich in den Fluß. Diana, plötzlich Stirn und Augen enthüllt, wandte sich von ihm ab in die Nacht. Sieh mich nicht

so an, sagte sie, du verwirrst mir der Seele Grund. — Da hörte er auf einmal auch die Stimmen wieder im Felde, mehrere Gestalten schwankten fern durch den Mondschein; es waren seine Leute, die, der Verabredung gemäß, am Fahrwege auf ihn gewartet und nun ganz erstaunt herbeieilten, da sie den Herrn auf dem Wege vom Flusse erkannten. Zum Schlosse! rief ihnen Gaston zu und alle Kräfte noch einmal zusammenraffend, trug er seine Beute rasch den Gartenberg hinan; schon schimmerten rechts und links ihm altbekannte Plätze entgegen, jetzt teilten sich die alten Bäume und vor ihnen ernst und dunkel lag das stille Haus; da ließ er erschöpft die Gräfin auf den steinernen Stufen vor der Schloßthür nieder. Von drüben aber beleuchtete der Brand taghell Garten und Schloß und Dianas grausame Schönheit; Gaston schüttelte sich heimlich vor Grausen.

Indem waren auch die Diener, entschuldigend, fragend und erzählend, von allen Seiten herbeigekommen. Der Graf, ohne ihrer Neugier Rede zu stehen, befahl ihnen, rasch die Thüren zu öffnen und die Kerzen anzuzünden, er schien in seinem ganzen Wesen auffallend verändert, daß sie sich fast vor ihm fürchteten. Darauf der Gräfin seinen Arm reichend, indem er sie in das unterdes geöffnete Schloß führte, sagte er mit glatter, seltsamer Kälte zu ihr: Die Aufgabe sei gelöst und die wunderliche Wette entschieden, sie möge nun ausruhen und Schloß, Garten, Diener und Wildbahn hier ganz als die ihrigen betrachten. Und so, ohne ihre Antwort abzuwarten, ließ er sie im kerzenhellen Saale allein.

Draußen aber, in großer Aufregung, hieß er schnell alle Gemächer reinigen und schmücken und ordnete zu allgemeiner Verwunderung der Diener sogleich alles zu einem glänzenden Feste an. Die Jäger flüsterten mit verbissenem Lachen heimlich untereinander, der eine winkte schlau mit den Augen nach der schönen Fremden im Saale. Gaston, der es bemerkte, faßte ihn zornig an der Brust und schwor jedem den Tod, der der Gräfin drin, als ihrer Herrin, nicht ehrfurchtsvoll und pünktlich wie ihm selber diente.

Drauf ließ er ein Pferd satteln und ritt noch dieselbe Stunde fort, niemand wußte wohin.

Auf dem Schlosse der Marquise Astrenant ging seit jener Räuberjagd gar mancherlei Gerede. Den Anführer der Räuber, hieß es, habe von dem Augenblicke an, da Graf Gaston ihn vom Felsen gestürzt, niemand mehr wiedergesehen, nur eine blutige Fährte hätten sie beim Verfolgen bemerkt, die führte endlich zwischen ungangbaren Klippen in einen Abgrund, wo keiner hinabgekonnt, da habe er ohne Zweifel in dem Felsstrome unten seinen wohlverdienten Tod gefunden. — Leontine wußt' es wohl besser, aber das Geheimnis wollt' ihr das Herz abdrücken.

In den Wäldern war es unterdes schon lange wieder still geworden, über den wilden Garten vor dem Schlosse schien soeben die untergehende Sonne, die Luft kam vom Thale, man hörte die Abendglocken weither durch die schöne Einsamkeit herüberklingen. Da stand Leontine, wie damals, zwischen den Hecken und fütterte wieder ihr Reh und streichelt' es und sah ihm in die klaren, unschuldigen Augen. Deine Augen sind ohne Falsch, sagte sie schmeichelnd zu ihm, du bist mir treu, wir wollen auch immer zusammenbleiben hier zwischen den Bergen, es fragt ja doch niemand draußen nach uns. Und da die Vögel so schön im Walde sangen, fiel ihr dabei ein Lied wieder ein, an das sie lange nicht gedacht, und sie sang halb traurig:

Konnt' mich auch sonst mit schwingen
Übers grüne Revier,
Hatt' ein Herze zum Singen
Und Flügel wie ihr.

Flog über die Felder,
Da blüht' es wie Schnee,
Und herauf durch die Wälder
Spiegelt' die See.

Ein Schiff sah ich gehen
Fort über das Meer,
Meinen Liebsten drin stehen,
Dacht' meiner nicht mehr.

Und die Segel verzogen
Und es dämmert das Feld,
Und ich hab' mich verflogen
In der weiten, weiten Welt.

Leontine! rief da die Marquise an der Gartenthür des Schlosses, sieh doch einmal, was wirbelt denn dort fur Staub auf dem Wege? Leontine trat an den Abhang des Gartens und, die Hand vor dem Glanze über die Augen haltend, sagte sie: Ein Reiter kommt, die Sonne glitzert nur zu sehr, ich kann nichts deutlich erkennen. — Gott, dachte sie heimlich, wenn er es wäre! — Jetzt biegt er schon um den Weidenbusch, wie das fliegt! — Ach nein, ein fremder Jäger ist's, was der nur noch bringen mag

Die Mutter aber, voll Neugier und Verwunderung, war dem Reiter schon entgegengegangen und kam gleich darauf mit einem geöffneten Briefe zurück. Es war Dianas Einladung; sie beschwor das Fräulein in wenigen Zeilen herzlich und ungestum, doch ja sogleich zu ihr hinuberzukommen, da sie nur eben ein paar Tage für sich habe und sich selbst dort nicht losmachen könne. — Die Marquise stand einen Augenblick nachsinnend. Daran hätt' ich am wenigsten gedacht, sagte sie dann, Diana ist übermütig, herrisch und gewaltsam, ihre Art ist mir immer zuwider gewesen, aber sie hat wie ein prächtiges Feuerwerk mit ihren Talenten, die sie selbst nicht kennt, den Hof und ganz Paris geblendet, du mußt ja doch endlich auch in die Welt hinaus, es ist wie ein Fingerzeig Gottes, sein Wille geschehe. — Leontinen aber flimmerten die Zeilen lustig im Abendrote, es blitzte ihr plötzlich alles wieder auf daraus: die schöne Jugendzeit, die wilden Spiele und kindischen Zänkereien mit Diana, alle ihre Gedanken waren auf einmal in die schimmernde Ferne gewendet, die sich so unerwartet aufgethan.

Es wurde nun nach kurzer Beratung beschlossen, daß sie, um keine Zeit zu verlieren und die angenehme Kuhle zu benutzen, noch heute abreisen und die schöne Sommernacht hindurchfahren sollte; der alte Frenel sollte sie begleiten. Und nun ging es sogleich herzhaft an die nötigen Vorbereitungen, treppauf, treppab, die Thüren flogen, Frenel klopfte seine alte Staatslivree aus, aus dem Schuppen wurde der verstaubte Reisewagen geschoben, der Hund bellte im Hofe und der Truthahn gollerte in dem unverhofften Rumore.

Oben aber in der Stube saß Leontine mit untergeschlagenen Beinen fröhlich plaudernd auf dem glänzenden Getäfel des Fußbodens vor ihrem Koffer, Kleider und Schuhe und Shawls in reizender Verwirrung um sie her, und die Mutter half ihr ein-

packen, das Schönste, das sie hatt'. Dann brachte sie ihr das Reisekleid und strich ihr die Locken aus der Stirn und putzte sie auf vor dem Spiegel. Und von draußen sah der Abend durchs offene Fenster herein und füllte das ganze Zimmer mit Waldhauch, und unten sangen die Vögel wieder so lustig zum Valet und Leontine war so schön in ihrem neuen Reisehute; es war lange nicht solche Freude gewesen in dem stillen Hause.

Endlich fuhr unten der Wagen vor, es war alles bereit, vor der Hausthür stand das ganze Hofgesinde versammelt, um ihr Fräulein fortfahren zu sehen. Beim Hinabsteigen sagte die Marquise: Ich weiß nicht, jetzt ängstigt mich ein Traum von heute nacht, ich sah dich prächtig geschmückt die große Allee hinuntergehen, da war's, als würde sie immer länger und länger und hinten eine ganz fremde Gegend, ich rief dir nach, aber du hörtest mich nicht mehr, als wärst du nicht mehr mein. — Leontine lachte: der Schmuck bedeute große Ehre und Freude, wer weiß, was für ein Glück sie in der Fremde erwarte. Damit küßte sie noch einmal herzlich die Mutter und sprang in den Wagen. Aber es war ihr doch wehmütig, als nun die Wagenthür wie ein Sargdeckel hinter ihr zuschlug und die Mutter, die ihr immer noch mit dem Tuche nachwinkte, im Dunkel verschwand und Schloß und Garten allmählich hinter den schwarzen Bäumen versanken.

Jetzt rollte sie schon im Freien durch die einsame Gegend hin, der Mondschein wiegte sich auf den leise wogenden Kornfeldern, der Kutscher knallte lustig, daß es weit in den Wald schallte, manchmal schlugen Hunde an, fern in den Dörfern, und Frenels Tressenhut blinkte immerfort vom hohen Kutschbocke. Leontine hatte das Wagenfenster geöffnet, sie war noch niemals zu dieser Stunde im Felde gewesen, nun war sie ganz überrascht, so wunderbar ist die ernste Schönheit der Nacht, die nur in Gedanken spricht und das Entfernteste wie im Traume zusammenfugt. Sie hatte auch Leontinen gar bald in sich versenkt. Im Fahren durch die stille Einsamkeit dachte sie sich den Räuberhauptmann hoch im Gebirge am Feuer zwischen Felsenwänden, wie sie neben ihm auf dem Rasen schlief und er sie bewachte, tief unten aber durch den Felsenriß die Thäler unermeßlich im Mondscheine heraufdämmernd, Städte, Felder, gewundene Ströme und ihrer Mutter Schloß weit in der Ferne und das Feuer, mit dem die Luft spielte, spiegelte sich flackernd an den feuchten

Felsenwänden und die Nachtigallen schlugen tief unten in den stillen Gärten, wo die Menschen wohnten, und die Wälder rauschten darüber hin, bis allmählich Wald und Strom und Flammen sich seltsam durcheinanderwirrten und sie wirklich einschlummerte.

Sie mochte lange geschlafen haben, denn als sie erwachte, hielt der Wagen still mitten in der Nacht, Frenel und der Kutscher waren fort, seitwärts stand eine einzelne Hütte, man sah das Herdfeuer durch die kleinen Fenster schimmern, im Hause hörte sie den Frenel sprechen, er schien nach dem Wege zu fragen. Sie lehnte sich an das Kutschenfenster, ein finsterer Wald lag vor ihnen und drüben auf einer Höhe ein Schloß im Mondscheine. Wie sie aber so, nicht ohne heimliches Grauen, mit ihren Augen noch die Öde durchmißt, hört sie auf einmal Pferdetritte fern durch die Stille der Nacht. Es schallt immer näher und näher, jetzt sieht sie einen Reiter, in seinen Mantel gehullt, im scharfen Trabe auf demselben Wege vom Walde rasch daherkommen. Sie fährt erschrocken zurück und drückt sich in die Ecke des Wagens. Der Reiter aber, da er den verlassenen Wagen bemerkt, hält plötzlich an.

Wer ist da! rief er, wo wollen Sie hin? — Nach St. Lüc, erwiderte Leontine, ohne sich umzusehen. — St. Lüc? das ist das Schloß der Gräfin Diana, sagte der Reiter; wenn Sie die Gräfin sehen wollen, die ist seit einigen Stunden schon auf des Grafen Gaston Schloß dort überm Walde. — Unmöglich, versetzte das Fräulein, sich lebhaft aufrichtend bei der unerwarteten Nachricht.

Leontine! — rief da auf einmal der Fremde, ganz dicht an den Wagenschlag heranreitend, daß sie zusammenfuhr; ein Mondblick durch die Wipfel der Bäume funkelte über Reiter und Roß — es war der Räuberhauptmann.

Er zog, da er sie nun erkannte, schnell das weiße Tuch hervor, das sie ihm damals gegeben, und es ihr vorhaltend, fragte er: Ob sie das kenne und seiner manchmal noch gedacht? — Leontine, auf das heftigste erschrocken und an allen Gliedern zitternd, hatte doch die Besinnung, nicht um Hilfe zu schreien. Um Gottes willen, rief sie, nur jetzt nicht, reiten Sie fort! — Er aber, sich vorbeugend in sichtlicher Spannung, als hing' die Welt an ihrer Antwort, fragte noch einmal dringender: Ob sie ihn und jene wildschöne Nacht vergessen oder nicht? — Rasender, was thun

Sie! erwiderte sie mit einiger Heftigkeit, meine Leute sind nur wenige Schritte von hier, verlassen Sie mich auf der Stelle! — Da ließ er langsam Arm und Tuch sinken und vor sich sehend, sagte er finster: Was thut's, ich bin des Lebens müde.

Jetzt hörte sie plötzlich die Thür gehen im Hause und Frenels Stimme. Sie kommen, rief sie in Todesangst und fast in Weinen ausbrechend; o ich beschwöre dich, reit' eilig fort, sie fangen dich, ich überlebt' es nicht!

Das war der alte Klang, du liebst mich noch! jubelte da plötzlich der Reiter auf, sein Pferd lustig herumwerfend. Nun traten auch Frenel und der Kutscher wieder aus dem Hause. Dort hinaus, immer den Wald entlang, rief er ihnen im Vorübersprengen zu und verschwand im Dunkel vor ihnen.

Wer war denn das? fragte Frenel, ihm erstaunt nachsehend. Aber Leontine, noch ganz verwirrt, atmete erst tief auf, als die letzten Roßtritte verhallt und sie den Reiter in der Freiheit der Nacht wieder geborgen wußte. Darauf befahl sie, sogleich nach dem Schlosse des Grafen Gaston zu fahren, das sie dort über dem Walde sähen, die Gräfin Diana sei dort, sie habe es soeben von jenem Reiter gehört, einem reisenden Herrn, setzte sie zögernd hinzu, der von dorther gekommen. — Frenel, sehr verwundert, wollte noch mancherlei fragen, aber sie trieb ihn in großer Hast. — Nun, nun, es wird auch ganz finster, der Mond geht schon unter, wir mußten ohnedies an dem Schlosse vorüber, sagte er, mühsam seinen Sitz besteigend, der Kutscher schwang die Peitsche und sie flogen dem Walde zu; es war derselbe Weg, den ihnen der Reiter gewiesen.

So fuhren sie rasch an den Tannen hin, von der anderen Seite schwebten Wiesen, Felder und Hecken leise wechselnd vorüber, das Schloß trat immer deutlicher über den Wipfeln heraus, man hörte fern schon Nachtigallen in den Gärten schlagen. Leontine, in Nachsinnen versunken, sah sich noch manchmal scheu nach allen Seiten um, es war ihr alles wie ein Traum.

Da blitzt es von weitem, sagte sie nach einem Weilchen zu Frenel, um in der Angst nur etwas zu sprechen. Aber Frenel, der von seiner hohen Warte freier ins Land schauen konnte, schüttelte den Kopf: er sehe schon lange hin, das sei kein Wetterleuchten, sondern Raketen oder Leuchtkugeln, die sie vom Schlosse warfen, jetzt hab' er's ganz deutlich gesehen, sie müßten droben heut ein Fest haben.

Während sie aber noch so sprachen, kam plötzlich ein Lakai zu Pferde, in prächtiger Livree und von Golde flimmernd, ihnen durch die Nacht entgegen. Frenel, ganz überrascht, zog ehrerbietig seinen Tressenhut. Jener aber ritt dicht an den Wagen, das Fräulein begrüßend, indem er sich als einen Diener aus dem Schlosse ankündigte, wohin er die Herrschaft geleiten solle. Und mit diesen Worten, ohne eine Antwort abzuwarten, drückte er die Sporen wieder ein und setzte sich rasch an die Spitze, in der hohen, dunklen Kastanienallee dem Wagen vorreitend. — Frenel hatte sich von seinem Bocke ganz zurückgebogen und sah durch die Scheiben erstaunt und fragend das Fräulein an. Leontine zuckte nur mit den Achseln, sie wußte durchaus nicht mehr, was sie davon denken sollte. Ihre Verwirrung wurde aber noch größer, als sie bald darauf an mehreren kleinen Häusern vorüberkamen, wo ungeachtet der weitvorgerückten Nacht alles noch in seltsamer Erwartung und Bewegung schien. Überall brannte Licht, daß man weit in die reinlichen Zimmer hineinsehen konnte, Mädchen und Frauen lagen neugierig in den offenen Fenstern. Da kommt sie, das ist sie! hörte Leontine im Vorüberfahren ausrufen. Mein Gott, sagte sie zu Frenel, das muß hier irgend ein Mißverständnis sein.

In diesem Augenblicke aber bogen sie rasch um eine Ecke, der Wagen rollte über eine steinerne Brücke und gleich darauf in das hohe, dunkle, lange Schloßthor hinein. Jetzt flog rotes Licht spielend über die alten Mauern und Erker; Leontine, als hätte sie plötzlich ein Gespenst erblickt, starrte mit weit offenen Augen in die Blendung, denn der ganze Hof wimmelte von Windlichtern und reichgeschmückten Dienern und auf den Stufen des Schlosses, mitten im wirren Wiederscheine der Fackeln, stand schon wieder der Räuberhauptmann!

Er schien selbst auch erst angelangt, sein Pferd, noch rauchend, wurde eben abgeführt. Als der Wagen anhielt, stieg er rasch hinab, alles wich ihm ehrerbietig aus. Er hob die ganz Verstummte aus dem Wagen und führte sie, wie einen längst erwarteten Besuch, durch die Reihe von Dienern mit höfischem Anstande die Treppe hinan, ohne mit Wort oder Mienen anzudeuten, was zwischen ihnen vorgefallen. So gingen sie durch mehrere Gemächer, alle waren hell erleuchtet, eine seltsame Ahnung flog durch Leontinens Seele, sie wagt' es kaum zu

denken. Jetzt traten sie in den Saal. Mein Gott, sagte sie, Sie sind —

Graf Gaston, erwiderte ihr Begleiter, vergeben Sie die Täuschung, sie war so schön!

Drauf blickte er rasch im Saale umher. Wo ist die Gräfin Diana? fragte er die Diener. Man sagte ihm, die Gräfin habe gleich, nachdem er das Schloß verlassen, Pferd und Wagen verlangt, so sei sie mitten in der Nacht fortgefahren, der Kutscher selbst habe nicht gewußt, wohin es ginge. — Gastons Stirne verdunkelte sich bei dieser Nachricht, er sah nachsinnend vor sich nieder.

Leontine aber hatte unterdes schnell noch einmal alles überdacht: den ersten Besuch des Unbekannten, seine flüchtige Erscheinung, dann unten vor dem Schlosse die verworrenen Gerüchte von dem Tode des Räubers — wie hatte Schreck und Zufall alles wunderbar verwechselt! Sie stand verwirrt mit niedergeschlagenen Augen, tiefbeschämt, daß er nun alles, alles wußte, wie sehr sie ihn geliebt.

Da wandte sich Gaston, nach kurzem Überlegen, lächelnd wieder zu ihr. Das Spiel ist aus, sagte er, ein totwunder Räuber steht vor Ihnen und giebt sich ganz in Ihre Hand. Morgen geleit' ich Sie zurück zur Mutter, da sollen Sie richtend entscheiden über ihn auf Leben oder Tod.

Drauf, als wollte er schonend die Überraschte heut nicht weiter drängen, klingelte er rasch; weibliche Dienerschaft trat herein zu des Fräuleins Aufwartung. Und ihre Hand küssend, eh' er schied, flüsterte er ihr noch leise zu: Ich kann nicht schlafen, ich zieh' heut mit den Sternen auf die Wacht und mach' die Runde um das Schloß die ganze schöne Nacht, es ist ein heimlich Klingen draußen in der stillen Luft, als zög' eine Hochzeit ferne an den Bergen hin.

Leontine stand noch lange am offenen Fenster über dem fremden Garten, Johanniswürmchen schweiften leuchtend durch Blumen und Sträucher, manchmal schlug eine Nachtigall fern im Dunkel. Es ist nicht möglich, sagte sie tausendmal still in sich, es ist nicht möglich!

Unten im Hofe aber erkundigte sich Gaston jetzt noch genauer, wiewohl vergeblich, nach der Richtung, die Diana genommen. Verblendet, wie er war, von ihrer zauberischen Schönheit,

hatte sich, als er in den Flammen dieser Nacht sie plötzlich in allen ihren Schrecken erblickt, schaudernd sein Herz gewendet und, wie eine schöne Landschaft nach einem Gewitter, war in seiner Seele Leontinens unschuldiges Bild unwiderstehlich wieder aufgetaucht, das Diana solange wetterleuchtend verdeckt. Dieser hatte er nun auf dem Schlosse hier Leontinen als seine Braut vorstellen wollen; das sollte seine Rache sein und ihre Buße. Nun aber war unerwartet alles anders gekommen.

Wenige Wochen drauf ging an dem Schlosse der Marquise ein fröhliches Klingen durch die stille Morgenluft, eine Hochzeit zog an den Waldbergen hin: glänzende Wagen und Reiter, Leontine als Braut auf zierlichem Zelter voran, heiter plaudernd an Gastons Seite. Die Vögel sangen ihr nach aus der alten, schönen Einsamkeit, das treue Reh folgte ihr frei, manchmal am Wege im Walde grasend. Sie zogen nach Gastons prächtigem Schlosse an der Loire.

Hier lebte er in glücklicher Abgeschiedenheit mit seiner schönen Frau. Nur manchmal überflog ihn eine leise Wehmut, wenn bei klarem Wetter die Luft den Klang der Abendglocken von dem Kloster herüberbrachte, das man aus dem stillen Schloßgarten fern überm Walde sah. Dort hatte Diana in der Nacht nach ihrer Entführung sich hingeflüchtet und gleich darauf, der Welt entsagend, den Schleier genommen. Als Oberin des Klosters furchtbare Strenge gegen sich und die Schwestern übend, wurde sie in der ganzen Gegend fast wie eine Heilige verehrt. Den Gaston aber wollte sie nie wiedersehen.



Die Glücksritter.



1. Suppius und Klarinett.

Der Abend funkelte über die Felder, eine Reisekutsche fuhr rasch die glänzende Straße entlang, der Staub wirbelte, der Postillon blies, hinten auf dem Wagentritte aber stand vergnügt ein junger Bursch, der, im Wandern heimlich aufgestiegen, bald auf den Zehen lang gestreckt, bald sich duckend, damit die im Wagen ihn nicht bemerkten. Und hinter ihm ging die Sonne unter und vor ihm der Mond auf und manchmal, wenn der Wald sich teilte, sah er von ferne Fenster glitzern im Abendgolde, dann einen Turm zwischen den Wipfeln und weiße Schornsteine und Dächer immer mehr und mehr, es mußte eine Stadt ganz in der Nähe sein. Da zog er geschwind die Ärmel seines Rockes tiefer über die Handgelenke, denn er hatte ihn ausgewachsen, auch war derselbe schon etwas dünn und spannte über dem Rücken. Im Walde neben ihm aber war ein großes Gefunkel und Zwitschern und Hämmern von den Spechten, bald da bald dort, als wollten sie ihn necken, und die Eichkätzchen guckten um die Stämme nach ihm und die Schwalben kreuzten jauchzend über den Weg: Kiwitt, kiwitt, was hat dein Rock für einen schönen Schnitt!

So ging's wie im Fluge fort, es wurde allmählich dunkel, jetzt klangen schon deutlich die Abendglocken über den Wald herüber. Sind wir bald dort? fragte eine wunderliebliche Stimme aus dem Wagen. — Gleich, gleich, antwortete rasch der Bursch, der sich in der Freude vergessen; da bemerkten sie ihn erst alle. Wart, ich will dir herunterhelfen! rief der Postillon und hieb mit der Peitsche zurück nach ihm, eine Hand haspelte eifrig von innen am Wagenfenster. Indem aber fuhren sie eben an einer Gartenmauer hin, über die der Ast eines Apfelbaumes weit herauslangte, der Bursch hatte ihn schon gefaßt und schwang sich behend

auf die Mauer und von der Mauer auf den Baum. Darüber öffnete sich das Glasfenster der Kutsche, ein junges Mädchengesichtchen guckte neugierig hervor. Gott, wie ist die schön! rief der Bursch und schüttelte aus Leibeskräften den Baum vor Lust, daß der Wagen im Vorbeifliegen ganz von Blüten verschneit war. Über dem Schütteln aber flog ihm droben der Hut vom Kopfe, er wollte ihn haschen, darüber verlor er sein Bündel und eh' er sich's versah, fuhren Hut und Bündel und Bursch prasselnd zwischen den Zweigen in den fremden Garten hinab.

Jetzt that's plötzlich unten einen lauten Schrei, er aber erschrak am allermeisten, denn als er aufblickte, bemerkte er in der Dunkelheit eine Dame und einen Herrn dicht vor sich, die dort zu lustwandeln schienen. Da ruft ihm aber zu seinem großen Erstaunen auch schon der Herr lachend entgegen: „Nun, endlich, endlich, willkommen!“ und: „Wir haben schon recht auf Sie gewartet,“ sagt die Dame. Der Bursch, ohne sich in der Konfusion lange zu besinnen, macht ein Kompliment und erwidert: Sein Kurier wäre an allem schuld, der hätte zur Unzeit mit der Peitsche geschnalzt, da habe sein Roß einen erstaunlichen Satz gemacht, daß er mit der Frisur am Aste hängen geblieben; so habe er in der Geschwindigkeit die Gartenthür verfehlt — und den rechten Ton getroffen, meinte die Dame, Sie spielen zum Entzücken. — Bloß das Klarinett ein wenig, sagte der Bursch verwundert. — Aber wo bleibt denn dein Schatz? fragte der Herr wieder. — Schatz? — entgegnete der Bursch — o die kommt mir mit Extrapost nachgefahren wie eine Ananas im Glaskasten. — Und wahrhaftig, als er unter den dunklen Bäumen umherschaute, sah er seitwärts am Gartenthore den Wagen, den er kaum verlassen, soeben im hellen Mondscheine stillhalten. Aber die anderen bemerkten es nicht mehr, sie waren schon lachend vorausgeeilt. Er ist da, Herr Klarinett ist da! riefen sie und sprangen nach dem Hause im Garten, daß der taffetene Reifrock der Dame im Winde rauschte.

Indem aber hüpft auch das hübsche Frauenzimmer am Thore schon aus dem Wagen und gleich hinter ihr ein junger Mensch, schlank, gesellenhaft, ein Bündel auf dem Rücken; die streichen im Dunkeln an dem Burschen, der nicht weiß, wie ihm geschieht, schnell vorüber, gerade nach dem Hause hin, und wie sie ankommen, geht eben die Hausthür auf, ein Glanz von

Lichtern schlägt blendend heraus, drin summt und wimmelt es ordentlich vor Gesellschaft. Da, Herr Klarinett und sein Schatz, und superb und tausendwillkommen, hört der Bursch von dem Hause, drauf noch ein großes Scharren und Komplimentieren auf der Schwelle, dann klappt auf einmal die Saalthür hinter dem ganzen Jubel zu, und der Bursch stand wieder ganz allein draußen in der Nacht.

Das ärgerte ihn sehr, denn wußt' er gleich in der Finsternis nicht recht, wo eigentlich Fortunas Haarzopf hier flatterte, so hatte er ihn doch fast schon erwischt, und sah nun unschlüssig zwischen einem Holunderstrauche hervor. Da eilt plötzlich ein gallonierter Bediente dicht an ihm vorüber, und in demselben Augenblicke öffnet sich leise seitwärts ein Fensterchen und: „pst, pst, bist du's?“ reicht ein weißer Arm fix eine Flasche Wein heraus. Der Bursch, nicht zu faul, langt schnell nach der Flasche, der Bediente, der soeben der prächtigen Felsentorte, die er nach dem Hause trug, heimlich zugesprochen, hatte beide Backen voll und konnte weder gleich reden, noch zugreifen. Und eh' er sich noch besinnt, hat der Bursch auch schon der Torte das Dach eingeschlagen und schiebt sie zur Flasche in den Schubsack, das ging alles so still und rasch hintereinander, daß man's nicht so geschwind erzählen kann. Nun aber bekam der Bediente endlich Luft und schrie: Diebe, Spitzbuben! Das Frauenzimmer am Fensterchen kreischte, ein Hund schlug im Garten an, mehrere Thüren im Hause flogen heftig auf. Der Bursch indes war quer durchs Gesträuch schon am anderen Ende des Gartens. Kaum aber hatte er beide Beine über den Zaun geschwungen, so schreit's schon wieder draußen: Wer da! neben ihm. Er, ohne Antwort zu geben, mit den dickgeschwollenen Rocktaschen über ein frischgeackertes Feld immerfort, daß der Staub flog, zwei Kerls mit langen Stangen hinter ihm: hallo und fangt den Schnappsacksspringer! und Gärten rechts und Gärten links, so stürzten endlich alle miteinander durch ein altes Thor unverhofft mitten in eine Stadt herein.

Hier wäre er ihnen um ein Haar entwischt, denn er hatte einen guten Vorsprung und flog eben in ein abgelegenes Seitengäßchen, aber das war zum Unglücke eine Sackgasse, dort trieben sie ihn hinein und warfen ihm ihre Stangen nach den Füßen, worüber in der ganzen Gegend ein großes Verwundern und

Thür- und Fensterklappen entstand. Da trat aber plötzlich ein langer Mann in einem zottigen Mantel um die Ecke, wie ein Tanzbär in Stiefeln, der faßte, ohne ein Wort zu sagen, den einen Häscher am Genicke, den anderen an der Halsbinde, warf den dahin, den dorthin, riß dem dritten seine Stange aus der Hand und versetzte damit dem vierten, der etwas dick war und nicht so geschwind entspringen konnte, einen Schlag über den breiten Rücken, und in einem Augenblicke war alles auseinandergestoben und der Platz leer. Nun wetzte er die eroberte Stange, die unten mit Eisen beschlagen war, kreuzweis auf dem Pflaster, daß es Funken gab und rief zu wiederholten Malen: Hoho, sind noch mehrere da, die Prügel haben wollen? Da sich aber niemand weiter meldete, so nahm er die Stange, die er einen Bleistift nannte, unter den einen Arm und den Burschen unter den anderen und führte ihn über die Straße fort. Unterwegs, als dieser sich wieder etwas erholt und nach allen Seiten umgesehen hatte, fragte er endlich, was denn das für eine Stadt sei? — Das wird Halle geheißen, erwiderte jener.

So kamen sie an ein kleines Haus und über eine enge Treppe, wo der Graumantel mit seinen ungeheueren Reiterstiefeln mehrmals stolperte, in eine große, wüste Stube, in der eine Öllampe verwirrte Scheine über die kahlen Wände und in die staubigen Winkel umherwarf. Der alte Student (denn das war der im Mantel) warf, wie er eintrat, seinen Bleistift mitten in die Stube und zog mühsam das Docht der halbverloschenen Lampe zurecht; da tauchte nach und nach allerlei Gerümpel ringsher aus der Dämmerung: ein ausgetrocknetes Tintenfaß, leere Bierflaschen, die als Leuchter gedient, Papiere und ein alter Stiefel daneben, da hatt' er seine Wäsche drin. Er selbst aber nahm sich, so bei Licht besehen, ziemlich graulich aus: große weitherausstehende Augen, eine lederne Kappe auf dem zerzausten Kopfe, einen Strick um den Leib und lauter Bart, wie ein Eremit.

Als er mit der Lampe fertig war, reckte er sich zufrieden, daß ihm alle Glieder knackten. Ach, sagte er, solche Motion thut not, wenn man so den ganzen Tag über den Büchern hockt. — Der Bursch sah sich überall um, aber es war kein Buch zu sehen. — Drauf wandte der Student sich zu ihm: Aber Fuchs, bist du denn des Teufels, sagte er, gleich zwischen Spießen und Stangen hier mit der Thür ins Haus zu brechen! — Zer-

brochen? entgegnete der Bursch, erschrocken nach seinem Schubsacke greifend, nein, da ist die ganze Bescherung.

Mit diesen Worten brachte er Flasche und Torte aus den Taschen hervor. Als der Student das sah, fragte er nicht weiter nach dem Herkommen, sondern verbiß sich, obgleich es fast über Mitternacht war, sogleich mit so erstaunlichem Appetite in die Felsentorte, daß ihm die Trümmer über den Bart herabkollerten. Wie heißt du denn? fragte er dazwischen. — Der Bursch, ohne sich lange zu bedenken, erwiderte: Klarinett. — Hm, ein guter Klang, meinte der Student. Dann griff er nach dem Weine und da kein Glas da war, trank er ihm aus der Flasche zu: Daß dich der Donner erschlag', Klarinett, wenn du nicht ein ordentlicher Kerl wirst! Überhaupt, fuhr er, sich den Bart wischend, fort, wenn du studieren willst, da mußt du die Bücher in die Nase — wollt' sagen die Nase in die Bücher stecken und Cajo, Cujacio und allen den schweinsledernen Kerls auf den Leib gehen und wenn sie noch so dick wären!

Aber, fiel ihm hier der Bursch ins Wort, ich bin ja gar kein Student, sondern eigentlich ein wandernder Musikus.

Was, ein Musikant? rief der Student, was spielst du? — Das Klarinett. — Oho, sagte er, du pfeifst also deinen eigenen Namen wie der Kuckuck. Hier ging er, wie in reiflicher Überlegung, mit langen Schritten ein paarmal im Zimmer auf und nieder, dann blieb er plötzlich vor dem Burschen stehen und vertraute ihm, wie er eine große heimliche Lieb' gefaßt hätte seit langer Zeit zu einer vornehmen Dame hier im Orte; er wüßte aber nicht, wie sie hieße, sondern ginge nur zuweilen an ihrem Hause vorüber, wo sie mit ihrem dicken Kopfzeuge wie eine prächtige Hortensia am Fenster säße, aber so oft er unter die Fenster käme, hörte er bloß ein angenehmes Flüstern droben und sähe nichts als weiße Arme flimmern und Augen funkeln durch die Blumen.

Der Bursch versetzte darauf, er sollte sich nur etwas besser herausputzen bei solchen Gelegenheiten. — Der Student sah an sich herunter, schüttelte den Kopf und schien ganz zufrieden mit seinem Aufzuge. Dann sagte er, er hätte schon lange die Intention gehabt, vor ihren Fenstern eine Serenade aufzuführen, aber seine Kommilitonen könnte er dazu nicht brauchen, die würden ihn auszustechen suchen bei ihr; nun aber wolle er ihr morgen abend das Ständchen bringen, da sollte der Bursch mit blasen helfen.

Dieser war damit zufrieden und nun sollte auch sogleich die Serenade eingeübt werden. Der Student nahm voller Eifer ein Waldhorn von der Wand, staubte es erst sorgfältig ab, setzte ein wackeliges Notenpult unter Zorn und Fluchen, weil es nicht feststehen wollte, mitten in der Stube zurecht, legte die Notenbücher drauf und beide stellten sich nun einander gegenüber und fingen mit großer Anstrengung ein sehr künstliches Stück zu blasen an. Darüber aber war bei der nächtlichen Stille nach und nach die ganze Nachbarschaft in Aufruhr geraten. Ein Hund fing im Hofe zu heulen an, drauf that sich erst bescheiden ein Fenster gegenüber auf, dann wieder eins und endlich unaufhaltsam immer mehrere vom Keller bis zum Dache und dicke und dünne Stimmen durcheinander, alles schimpfte und zankte auf die unverhoffte Nachtmusik. Zuletzt wurde es doch dem Studenten zu toll, er warf voller Wut das Horn weg, ergriff ein altes, verrostetes Pistol vom Tische und drohte zum offenen Fenster hinaus, den Zipfel von jeder Schlafmütze herabzuschießen, die sich ferner am Fenster blicken ließe. Da duckten auf einmal alle Mausköpfe unter und es wurde wieder stille draußen, nur der Hund bellte noch ein Weilchen den Mond an, der prächtig über die alten Dächer schien.

Der Student aber, sich den Schweiß von der Stirn wischend, streckte sich nun ganz ermüdet der Länge nach auf das zerrissene Sofa hin, Klarinett sollte sich's auch kommod machen, aber es war nur ein einziger Stuhl in der Stube und als er ihn angriff, ging die Lehne auseinander. Da wies der Student auf einen leeren Koffer neben dem Kanapee, dann verlangte er gähnend, Klarinett sollte ihm seinen Lebenslauf erzählen, damit er ihm danach gute Ratschläge für sein weiteres Fortkommen erteilen könnte.

Der Bursch schoß einen seltsamen, scharfen Blick herüber, als wollt' er erst prüfen, wieviel er hier vertrauen dürfte, dann rückte er sich auf seinem Koffer zurecht und begann nach kurzem Besinnen:

Ich weiß nicht, ob mein Vater ein Müller war, aber er wohnte in einer verfallenen Waldmühle, da rauschten die Wasser lustig genug, aber das Rad war zerbrochen und das Dach voller Lucken, in den klaren Winternächten sahen oft die Wölfe durch die Löcher ins Haus herein.

Was lachst du denn? unterbrach ihn hier der Student. — Wahrhaftig, erwiderte der Bursch, Ihr gemahnt mich heut ganz an meinen seligen Vater, wie ihn mir die Mutter einmal beschrieben hat. — Was geht mich dein seliger Vater an, meinte der Student. Aber der Bursch fuhr von neuem lachend fort: Es war nämlich gerade den Abend nach einer Schlacht, man hatte den ganzen Tag in der Ferne schießen hören, da ging mein seliger Vater eilig ins Feld hinaus, denn die Mühle lag seitwärts im Grunde tief verschneit; so war der Krieg darüber weggegangen. Draußen aber hatte er mancherlei Plunder im Schnee verstreut, zerhauene Wämser, Fahnen, Pickelhauben und Waffen; mein Vater konnte alles brauchen; er fuhr sogleich in ein Paar ungeheuere Reiterstiefeln hinein, zog hastig Pappenheimsche Kürasse, schwedische Koller und Kroatenmäntel an, eins über das andere, dabei war er in der Geschwindigkeit mit beiden Armen in ein Paar spanische Pluderhosen geraten, der Wind blies den Kroatenmantel im Freien weit auf, je mehr er zuckte und reckte, je verwickelter wurde die Konfusion von Schlitzen, Falten, flatternden Zipfeln und Quasten und als nun meine Mutter, die eben guter Hoffnung war, ihn so haspelnd und fluchend mit ausgespreizten Armen wie einen fliegenden Wegweiser daherstreichen sah, mußte sie so darüber lachen, daß sie plötzlich meiner genas. Und in demselben Augenblicke, wo ich zur Welt kam, ging draußen klingendes Spiel durch die stille Luft, die Kaiserlichen bliesen noch im Fortziehen Viktoria weit auf den Bergen, daß es lustig über den Schnee herüberklang, mein Vater meinte, das wäre ein gutes Zeichen, ich würde ein glücklicher Soldat werden. Ich selbst aber weiß mich von allem dem nur noch dunkel soviel zu erinnern, daß ich so recht still und warm in der wohlgeheizten Stube in meinen Kissen lag und verwundert die spielenden Ringe und Figuren betrachtete, welche die Nachtlampe an der Stubendecke abbildete. Das zahme Rotkehlchen war von dem ungewohnten Lichte und Nachtrumore aufgewacht, schüttelte die Federn, wie wenn es auch sein Bettlein machen wollte, setzte sich dann neugierig auf die Bettlade vor mir und sang ganz leise, als wollt' es mir zum Geburtstage gratulieren. Meine Mutter aber neigte sich mit ihrem schönen, bleichen Gesichte und den großen Augen freundlich über mich, daß ihre Locken mich ganz umgaben, zwischen denen ich draußen die Sterne und den stillen Schnee durchs kleine

Fenster hereinfunkeln sah. Seitdem, so oft ich eine klare, weitgestirnte Winternacht sehe, bin ich immer wieder wie neugeboren.

Hier hielt er plötzlich inne, denn er hörte soeben Herrn Suppius (so hieß der Student) auf dem Kanapee schon tüchtig schnarchen. Der Mondschein lag wie Schnee auf den Dächern, da war's ihm in dieser Stille, wie der Lampenschein so flatternd an der Decke spielte, als hörte er draußen die Wasser und den Wind wieder gehen durch die Wipfel im Walde und das Rotkehlchen wieder dazwischen singen.

2. Die Serenaden.

Am folgenden Tage durchstrich Klarinett neugierig alle Gassen und Plätze, die der dreißigjährige Kriegssturm übel zugerichtet. Aber es gefiel ihm doch sehr, denn die ganze Stadt war jetzt wie ein lustiges Feldlager, die Studenten in schönen, unerhörten Trachten schwärmten plaudernd durch die Straßen, überall Lachen, Waffengeklirr und der fröhliche Klang der Jugend, als hätte sich mitten aus dem neuen Frieden, der nun allmählich draußen die müde Welt überzog, ein Haufen Holkscher Jäger hierhergeworfen, um die Wissenschaften zu erstürmen.

Als er endlich nach vielem Umherirren und Fragen ziemlich spät die Sackgasse wiedergefunden, traf er Herrn Suppius schon unten an der Hausthür voller Unruhe wegen der verabredeten Serenade. Er hätte ihn beinahe nicht wiedererkannt, denn er hatte einen gestickten Modefrack mit steifen Schößen angezogen und eine große Wollenperücke auf dem Kopfe, wie ein Gesandter. Er quälte sich soeben voll Zorn und Eifer, einen alten Degen, der nicht passen wollte, galant anzustecken, darüber waren mehrere Locken der Perücke aufgegangen, da und dort kam sein eigenes struppiges Haar darunter hervor, aber er fragte nichts danach und stülpte einen dreieckigen Tressenhut drauf, daß es staubte, der saß ihm ganz hintenüber recht im Genicke. Klarinett mußte nun auch geschwind seine besten Kleider anlegen und als die balsamische Nacht über die verraucherten Dächer daherkam, wanderten schon beide vergnügt mit ihren Instrumenten durch die finstere Stadt. Ihre Tritte

hallten in der abgelegenen Einsamkeit, nur ein Student sang noch am offenen Fenster zur Zither, mehrere Uhren schlugen verworren durch den Wind, der Nachtwächter rief eben die elfte Stunde, einige Stimmen ahmten ihn verhöhnend nach, man hörte Lärm und Gezänke in der Ferne, dann plötzlich alles wieder still. Auf einmal winkte Suppius, sie schlüpften durch eine Lücke der Stadtmauer ins Freie und standen vor einem schönen, großen Hause. Klarinett betrachtete verwundert Dach, Erker und den mondbeschienenen Garten zur Seite, er glaubte nach und nach dieselbe Villa wiederzuerkennen, wo er gestern abends angekommen; da dacht' er sich's gleich, daß es wieder nicht gut ablaufen würde.

Aber alles erschien heute von einer anderen Seite, sie waren in einen kleinen, winkeligen Hof geraten voll Gerümpel und alter Tonnen, die Fenster im Hause waren fest verschlossen, nur die Wetterfahne drehte sich manchmal knarrend auf dem Dache, eine Katze unten funkelte sie mit ihren grünfeuerigen Augen an und wand sich mit gebogenem Buckel spinnend um ihre Stiefel. Hier heraus muß sie schlafen, halt' dich nur dicht hinter mir, sagte Suppius, sein Waldhorn leise zurechtsteckend.

Kaum aber hatten sie sich zwischen den Tonnen zum Blasen zurechtgestellt, so war's ihnen, als hörten sie von der einen Seite draußen ein Pferd schnauben. Sie setzten die Instrumente ab und horchten ein Weilchen, da ließ sich gleich darauf ein heimliches Knistern im Hause vernehmen, in demselben Augenblicke that sich ein Hinterpförtchen leise auf, ein Mann, vorsichtig nach allen Seiten sich umschauend, trat hervor und führte ein Frauenzimmer, die zögernd folgte, schnell bei der Hand an den blühenden Sträuchern fort. Der Mond schien bald hell, bald dunkel zwischen wechselnden Wolken, da sahen sie deutlich, wie der Mann jetzt unter den hohen Bäumen die Dame auf ein Pferd hob, sich selber hinter ihr hinaufschwang, einen weiten, weißen Mantel um beide schlug und sacht und lautlos davonritt. Da warf Suppius plötzlich die leeren Tonnen auseinander und mit einem Satze sich über den Zaun schwingend, rannte er unaufhaltsam mit entsetzlichem Geschrei übers Feld an den letzten Häusern vorüber, daß alle Hunde erwachten und die Leute erschrocken an die Fenster fuhren. Der Herr auf dem Pferde aber, da er ihn unverhofft mit seinen großen Stiefeln hinter sich so hohe, weite Sprünge machen sah, setzte die Sporen ein und es dauerte nicht lange, so waren Roß und Reiter verschwunden.

Der Student nun, als er sie im Dunkeln verloren, blieb atemlos mitten im Felde stehen und schimpfte auf die Nacht, die alles bemäntelte, und auf den Mond, der wie eine Spitzbubenlaterne dazu leuchtete, und auf den Wind, der ihm die Wolkenperücke zerzaust, und auf Klarinett, der darüber lachte. — Aber um Gottes willen, was giebt's denn eigentlich? fragte dieser endlich ganz erstaunt. — Was es giebt? erwiderte Suppius zornig, Mord, Totschlag, Entführung giebt's, hast du nicht den Reiter gesehen? — Ja, und eine Dame. — Und das war just meine Liebste! rief Suppius.

Klarinett aber, da er diese unerwartete Nachricht vernommen, lag schon der Länge nach im Grase und legte das Ohr an den Boden. Die Luft kommt von dorther, sagte er eifrig, ich höre noch den Klang der Hufstritte von fern, jetzt schlagen die Hunde an drüben im Dorfe, dort sind sie hin. — Gut, so steh nur rasch wieder auf, sagte Suppius und beschloß sogleich, dem Entführer weiter nachzusetzen, Klarinett sollte auch mit, er selber habe alles von Wert bei sich und in der Stadt nichts zurückgelassen als ein paar lumpige Schulden, den Weg aber, den der Räuber eingeschlagen, kenne er wie seine Tasche und wisse recht gut, wohin er führe, sie brauchten nur schnell auf der Saale sich in einen Kahn zu werfen, so kämen sie ihnen noch vor Tagesanbruch ein gut Stück voraus.

Das war dem Klarinett eben recht und so gingen sie rasch miteinander nach dem Ufer zu. Dort fanden sie bald unter dem Weidengebüsche einen angebundenen Nachen, ein Fischer lag drin voller Gedanken auf dem Rücken, der machte große Augen, als er Herrn Suppius, den hier in der Gegend alle kannten, so martialisch auf sich zukommen sah. Suppius sagte ihm, wo sie hinauswollten, der Fischer griff stumm und verschlafen nach den Rudern und nach einigen Minuten fuhren sie alle schon lustig die Saale hinunter. Der Wind hatte unterdes die Wolken zerstreut, da legte Suppius, der sich in der Nachtkühle wieder ein wenig beruhigt, dem Fischer gelehrt den ganzen Himmelsplan aus mit lateinischen Skorpionen, Krebsen und Schlangen, und geriet, da der ungläubige Fischer von dem allen nichts wissen wollte, immer tiefer und eifriger in den Disput. Klarinett aber saß in der Einsamkeit ganz vorn im Kahne; das war eine prächtige Nacht! Sternschnuppen am Himmel, und Berge, Wälder und

Dörfer am Ufer flogen wie im Traume vorüber, manchmal rauscht' es leise im Wasser auf, als wollte eine Nixe auftauchen in der großen Stille, von beiden Seiten hörte man Nachtigallen fern in den Gärten. Da sang Klarinett:

Möcht' wissen, was sie schlagen
So schön bei der Nacht,
Ist in der Welt ja doch niemand,
Der mit ihnen wacht.

Und die Wolken die reisen,
Und das Land ist so blaß,
Und die Nacht wandert leise,
Man hört's kaum, durchs Gras.

Nacht, Wolken, wohin sie gehen,
Ich weiß es recht gut,
Liegt ein Grund hinter den Höhen,
Wo meine Liebste jetzt ruht.

Zieht der Einsiedel sein Glöcklein,
Sie höret es nicht,
Es fallen ihr die Löcklein
Übers ganze Gesicht.

Und daß sie niemand erschrecket,
Der liebe Gott hat sie schier
Ganz mit Mondschein bedecket,
Da träumt sie von mir.

Jetzt glitt der Nachen durch das säuselnde Schilf ans Ufer, ein erleuchtetes Fenster spiegelte sich im Flusse, Klarinett erkannte nach und nach alte Mauern und Türme und eine Stadt im Mondscheine. Suppius aber hatte ihn schon am Arme gefaßt und sprang mitten aus seinem Diskurse ans Land. Dort am Galgen geht der Feldweg vorbei, den sie kommen müssen, sagte er und bezahlte rasch den Schiffer, der gähnend wieder in die schöne Nacht hinausstieß. Die beiden aber schritten nun sogleich durch das alte Thor, da hatte der Krieg das Stadtwappen ausgebissen,

bei der angenehmen Friedenszeit lag der Nachtwächter schnarchend auf der steinernen Bank daneben, der Mond beschien hell die stille Straße mit ihren spitzen, finsteren Giebeln, draußen vom Felde hörte man fern eine Wachtel schlagen. Als sie auf den Markt kamen, machte Suppius plötzlich halt. Die Stadt hat nur zwei Thore, sagte er, von dem Brunnen hier kann man von einem Thore zum anderen sehen, die Nacht ist klar, sie mögen nun erst ankommen oder schon drin sein, hier können sie uns nicht entwischen. Mit diesen Worten postierte er den Klarinett an die eine Seite des Brunnens und setzte sich selbst von der anderen auf die steinerne Rampe, die Arme über der Brust verschlungen und unverwandt in die Straße hinausschauend. Indem bemerkte Klarinett noch Licht in einem schönen, großen Hause, ein tief heruntergebrannter Kronleuchter drehte sich wie verschlafen hinter den Scheiben, man schien soeben nach einem Tanze die Kerzen auszuputzen von einem Fenster zum anderen und bald war das ganze Haus ebenfalls dunkel bis auf ein einziges Zimmer. Da that sich plötzlich unten eine Thür auf und laut plaudernd, scherzend und lachend, brach ein dunkles Häuflein in die kühle Stille heraus, es waren Schüler oder Musikanten mit überwachten Gesichtern, ihre Instrumente unter den Mänteln. Als sie noch das Licht oben sahen, traten sie schnell wieder zusammen, stellten sich unter das erleuchtete Fenster und fingen sogleich ein Ständchen zu blasen an, das zog wie ein goldener Traum über die schlafende Stadt. Auf einmal aber öffnete sich oben das Fenster, zwischen den rotseidenen Gardinen erschien eine schöne, schlanke Mädchengestalt und bog sich weit heraus in den Mondschein, als wollte sie zu ihnen sprechen.

Da ist sie! rief hier plötzlich Suppius, von dem Rande des steinernen Brunnens aufspringend. In demselben Augenblicke aber faßte von hinten ein dunkler Arm das Mädchen schnell um den Leib, zog sie in das Zimmer zurück und warf hastig das Fenster zu, dann sah man noch drin an den Wänden lange Schatten wie Windmühlflügel verworren durcheinander arbeiten und gleich darauf war auch das Licht oben ausgelöscht und alles wieder still.

Die unverhoffte Erscheinung des Suppius brachte die erschrockenen Musikanten unten ganz aus dem Concepte, einer sah den anderen verwundert an, nur hier und da fuhr noch ein verlegener Ton aus, wie bei einer Orgel, der der Wind ausgegangen.

Zu beiden Seiten ehrerbietig ausweichend, antworteten alle eifrig durcheinander: Wir sind's, wir sind's, wir wollten ihnen, da sie oben noch Licht hatten, einen Willkommen blasen. — Wem denn? — Nun Ihr wißt's ja, die vorhin ankamen, als wir drin zum Tanze aufspielten, der fremde Herr mit der Dame. — Zu Pferd, im langen Mantel? — Ja, die Euch so höflich grüßten, Ihr saht eben auch zum Fenster heraus. — Ich? — Freilich, und: ha das faule Hofgesind'! rief der fremde Kavalier im Hofe, wo bleibt meine Leibkarosse? Und als Ihr eben droben den Kehraus tanztet — da möcht' man ja gleich des Teufels werden! — kam auch die Karosse wirklich nach, Ihr riest noch dem Kutscher aus dem Fenster zu, er sollt' nach dem Hofe fahren. — Wer ist hier betrunken, ich oder Ihr? — Ich und Ihr und wir alle für unseren Herrn Burgemeister, vivat hoch! schrieen da auf einmal die berauschten Musikanten und wollten nun den Suppius, den sie in seinen höfischen Staatskleidern im Dunkeln für den Burgemeister hielten, durchaus mit Musik nach Hause bringen. Vergebens sträubte sich der entrüstete Student, sie ließen sich's nicht nehmen und eh' er sich's versah, setzten sie sich paarweis in Ordnung und schritten, einen feierlichen Marsch spielend, quer über den Markt voran, als wollten sie die Sterne am Himmel ausblasen. In ihrem Eifer merkten sie's gar nicht, daß Suppius an einer Straßenecke hinter ihnen entwischt war; immerfort blasend, bogen sie in die finstere Gasse hinein, da wurden von allen Seiten über dem Lärme die Hunde wach, dann hörte man sie noch mit dem Nachtwächter um den verlorenen Burgemeister zanken, immer weiter und weiter, bis endlich alles zwischen den dunklen Häusern nach und nach vertoste.

Unterdes aber hatten Suppius und Klarinett, der eine schimpfend, der andere lachend, schon den offenen Hof des Wirtshauses erreicht, als ihnen eine ausgespannte Reisekutsche mit Glasfenstern und vergoldeten Schnörkeln im Mondscheine prächtig entgegenglitzerte. Suppius, bei dem erfreulichen Anblicke, ohne ein Wort zu sprechen, öffnete sogleich die Thür der verlassenen Kutsche, schob den verwunderten Klarinett in den Wagen und schwang sich selber hurtig nach. So, sagte er, nachdem er das Glasfenster hinter ihnen behutsam wieder geschlossen hatte, jetzt sitzen wir mitten in der Entführung drin, wie der fromme Äneas im hölzernen Pferde, um die geraubte Helena zu retten; der

Kavalier kann nicht fahren ohne Wagen, der Wagen nicht ohne mich, und ich nicht, ohne den Kavalier und den Wagen und ganz Troja umzuwerfen. — Amen, Gott weiß, wer dabei zu oberst oder zu unterst zu liegen kommt, erwiderte Klarinett, dem die Bündigkeit des trojanischen Anschlages noch nicht recht einleuchten wollte. Eigentlich aber freute er sich selber sehr auf die Konfusion, die nun jeden Augenblick ausbrechen konnte.

Suppius hatte sich indes in der Finsternis des Wagens unverhofft in die seidenen Fransen und Quasten, die überall herumbommelten, verhaspelt und kam nicht aus dem Ärger. Dabei unterließ er aber doch nicht, von Zeit zu Zeit die Gardinen am Wagenfenster zurückzuschlagen und aus seinem Kastelle Beobachtungen anzustellen. Das ganze Haus lag in tiefem Schlafe, nur von der einen Seite stand die Stallthür halb offen, sie hörten drin zuweilen Pferde stampfen und schnauben und einzelne Fußtritte, der Kutscher schien schon wach zu sein. Auf einmal stieß er Klarinett an. Sieh doch, sagte er, was ist das für ein großer Pilz da auf der Hofmauer?

Das wackelt ja, entgegnete Klarinett, scharf hinblickend, ein breiter Klapphut ist's, den Wind und Wetter so zerknattert haben, seht Ihr nicht die Augen darunter hervorfunkeln?

Wahrhaftig, bemerkte Suppius wieder, nun hampelt's und hebt sich's, Haare, Bart und Mantel verworren durcheinander gefilzt, jetzt kommt ein Bein über die Mauer.

Und ein Ellbogen aus dem Ärmel, meinte Klarinett.

Indem aber schwang sich die ganze Figur plötzlich von der Mauer in den Hof hinab, eine zweite folgte, lange, bärtige, soldatische Gesellen.

Beide, erst nach allen Seiten umherspähend, schlichen an die Hausthür und versuchten vorsichtig zu öffnen, fanden aber alles fest verschlossen. Suppius und Klarinett verwandten kein Auge von ihnen. Jetzt bemerkten sie, wie die Fremden, an der Stallthür vorbei, quer über den Hof gingen und in der Gaunersprache miteinander redeten. Schau, sagte der eine, haben schöne Klebis (Pferde), werden Sautzen (Edelleute) sein, oder vornehme Kummerer (Kaufleute), die nach Leipzig schwanzen (reisen). — Eine gute Schwärze (Nacht), versetzte der andere, es schlunt (schläft) noch alles im Schocherbethe (Wirtshause), kein Quin (Hund) bellt und kein Strohbohrer (Gans) raschelt. Alch' (troll dich), wollen

die Karosse zerlegen, hat vielleicht Messen (Gelder) in den Eingeweiden.

Das sind verlaufene Lenninger (Soldaten), flüsterte Klarinett, die kommen bracken (stehlen), ich wollt', ich könnt' den Mausköpfen grandige Kuffen stecken (schwere Schläge geben)! — Was Teufel, verstehst du denn auch das Rotwelsch? fragte Suppius erstaunt.

Aber da war keine Zeit mehr zu Erklärungen, denn die Lenninger kamen jetzt gerade auf den Wagen los; der eine schnupperte ringsherum, ob er nicht einen Koffer oder Mantelsack fände, der andere aber griff geschwind, damit es sein Gesell nicht merken sollte, nach der Wagenthür. Suppius und Klarinett hielten sie von innen fest, er konnte sie mühsam nur ein wenig öffnen, wunderte sich, daß es so schwer ging, und tappte sogleich mit der Hand hinein. Aha, ein Paar Stiefeln! sagte er vergnügt in sich, des überraschten Suppius Füße fassend. Indem aber schnappt Klarinett die Thür wie eine Auster rasch wieder zu, der Dieb hatte kaum so viel Zeit, die gequetschte Hand zurückzuziehen, er meinte in der Finsternis nicht anders, sein Kamerad hätt' ihn geklemmt, weil er ihm den ersten Griff nicht gönnte. Was ist das! rief er zornig und böse diesem zu, bist ein Hautz (Bauer) und kein ehrlicher Gleicher (Mitgesell), möchtest alles allein schöchern (trinken) und mir den leeren Glestrich (Glas) lassen! — Der andere, der gar nicht wußte, was es gab, erwiderte ebenso: Was barlest (sprichst) du soviel, wenn wir eben was auf dem Madium (Orte) haben, komm nur her, sollst mir den Hautz wie gefunkelten Johann (Branntwein) hinunterschlingen! Da trat plötzlich der Mond aus den Wolken und der Kutscher in die Stallthür und die erschrockenen Schnapphähne flogen wie Eidechsen unter dem Schatten des Hauses zwischen Steinen und Ritzen durch den Hof und über die Mauer wieder in die alte Freiheit hinaus.

Nun, die bleiben auch noch draußen am Galgen hängen, meinte Suppius aufatmend. Der schlaftrunkene Kutscher aber, der von allem nichts bemerkt hatte, siebte im Mondscheine den Hafer für seine Pferde, gähnte laut und sang:

Wann der Hahn kräht auf dem Dache,
Putzt der Mond die Lampe aus,
Und die Stern' ziehn von der Wache,
Gott behüte Land und Haus.

Darauf ging der Knecht an den Brunnen im Hofe, pumpte Wasser in den Eimer und kämmte und wusch sich umständlich mit vielem Gegurgel und Geräusch, zu großem Ärger des Suppius, der gerne gesprochen hätte. Endlich kehrte er in den Stall zurück, auch die Schnapphähne ließen sich nicht wieder blicken und da nun alles still blieb, sagte Suppius ernst zu Klarinett gewendet: Hör, junger Gesell, es ist ein löblicher Brauch, Verirrte auf den rechten Weg zu weisen. Du redetest vorhin ziemlich geläufig eine gewisse Sprache — Ex ungue leonem — also glaube ich —

Was denn? unterbrach ihn Klarinett etwas betroffen; unter den Römern gab's Schnapphähne genug und Ihr redet doch auch lateinisch. Aber Suppius, den der Tiefsinn der Nacht angeweht, ließ sich nicht aus seiner feierlichen Verfassung bringen. Er hatte sich in das Wagenfenster gelehnt, den Kopf in die rechte Hand gestützt, die Sterne funkelten durch den Lindenbaum vor dem Hause, von den Bergen rauschte der Wald über die Dächer herein. Da nimm dir ein Exempel dran, fuhr er fort, Wälder und Berge stehen nachts in Gedanken, da soll der Mensch sich auch bedenken. Alle weltliche Lust, Hoheit und Pracht, die Nacht hat alles umgeworfen, die wunderbare Königin der Einsamkeit, denn ihr Reich ist nicht von dieser Welt. Sie steigt auf alle Berge und stellt sich auf die Zinnen der Schlösser und schlägt mahnend die Glocken an, aber es hört es niemand als die armen Kranken, und niemand hört die Gewichte der Turmuhr schnurren und den Pendel der Zeit gehen in der stillen Stadt. Der Schlaf probiert heimlich den Tod und der Traum die Ewigkeit. Da hab ich immer meine schönsten —

Hier überwältigte ihn unversehens der Schlaf, er nickte ein paarmal mit seinem dreieckigen Tressenhute; dann plötzlich ein Weilchen wieder hinausstarrend, in abgebrochenen Sätzen wie eine abgelaufene Spieluhr, meine schönsten Gedanken, hub er noch einmal an — in der Nacht, wo Laub und Fledermaus und Igel und Iltis verworren miteinander flüstern — und der Mensch im Traume — ihre Sprache versteht.

Jetzt aber hatte die Nacht ihn selber umgeworfen. Klarinett horchte noch immer hin, denn es war ihm wirklich bei den Worten, als hört' er des Einsiedlers Glöcklein fern überm Walde. Er zog, da Suppius nun fest schlief, das Wagenfenster vorsichtig wieder auf; dann lehnt' er in Gedanken die Stirn an die Scheibe,

da hörte er vom Stalle her wieder das einförmige Schnurzen der Pferde beim Futter und über ihm rauschte der Baum und seitwärts die Saale hinter dem Hause fort und immerfort, bis auch er endlich vor großer Ermüdung einschlummerte.

Ruck! — stießen da auf einmal beide so hart mit den Köpfen aneinander, daß es dröhnte. Suppius blickte wild nach allen Seiten um sich und wußte durchaus nicht, wo er war. Als er sich aber endlich auf seine Liebste und die ganze Entfuhrungsgeschichte wieder besonnen hatte, sagte er verwirrt: Was ist das, Klarinett? wir fahren ja, ich glaube gar, nun werden wir selbst entführt. — Ja, und gerade in einen Wald hinein, erwiderte Klarinett nicht weniger verwundert, seht nur, vier prächtige Rosse vor dem Wagen und der fromme Kutscher drauf. — Mit einem goldbordierten Hute, sagte Suppius wieder, und hinter uns aus der Stadt krähen uns die Hähne nach, als wollten sie uns foppen, mir scheint, ich wittere schon Morgenluft. — Freilich, aber die Fledermäuse schwirren noch durch die Dämmerung, versetzte Klarinett, plötzlich aufmerksamer zur Seite blickend, da schaut nur zwischen die Bäume, da noch einer, dort wieder einer: bei Gott, das sind die Bärenhäuter von heute nacht, die halten Euch gewiß für den reisenden Kavalier.

Indem aber fiel auch schon ein Schuß aus dem Walde und gleich darauf noch ein zweiter. Der Kutscher duckte sich, die Kugel pfiff über ihn weg, er peitschte heftig in die Pferde, Suppius schrie voll Wut aus dem Wagen: Fehlgeschossen, ihr Narren! ich bin's ja nicht! Der Kutscher, da er zu seinem großen Erstaunen auf einmal fremde Leute im Wagen bemerkte, die er gleichfalls für Strauchdiebe hielt, warf sich nun ohne weiteres aus dem Sattel, überkugelte sich ein paarmal im Graben und war dann schnell im Dickichte verschwunden. Über dem Lärme aber wurden die ledigen Pferde ganz wild, die Räuber fluchten, die Kugeln pfiffen, Suppius drohte, so sausten sie unaufhaltsam dahin, man hört' es noch lange durch die heitere Morgenstille rumpeln und schimpfen.

3. Waldesrauschen.

In einer warmen Sommernacht schlief ein Mädchen im Walde, sie hatte den Kopf über den rechten Arm auf ihr Tamburin gelegt und das Gesicht gegen den Tau mit der Schürze bedeckt, ein Pferd weidete daneben, weiterhin lag ein junger Bursch, der wendete sich manchmal und redete unverständlich im Schlafe. Zwischen den Bäumen aber flog das erste halbe Morgenlicht schon schräg über den luftigen Rasen, ein paar Rehe, die in der Nacht mit den Pferden geweidet, schlüpften raschelnd durch die Dämmerung tiefer in den Wald zurück, sonst war noch alles still.

Auf einmal ertönte ein gellender Wachtelschlag, das Mädchen hob sich rasch, daß die Glöckchen am Tamburin klangen. Es war der Vater, der mit seinem Pfeifchen die Schlafenden weckte. Er stand schon in voller Reisetracht: knappe, blaue Beinkleider mit rotem Paß und eine grüne, ungarische Jacke mit gelben Schnüren und blinkenden Knöpfchen nachlässig über die Schulter geworfen, ein ehemaliger Soldat, der nun als Puppenspieler und starker Mann mit den Kindern durchs Land zog.

Horch, sagte er, da krähen Hähne in weiter Ferne nach jener Seite hin, die Luft kommt von drüben, da muß ein Dorf sein, der Wald liegt hoch, besteig einmal den Tannenbaum, Seppi, und sieh dich um. Der Bub reckte und dehnte sich mit beiden Armen in die ungewisse Luft und schüttelte die Locken aus der Stirn, dann kletterte er schnell in den höchsten Wipfel hinauf. Nach einem Weilchen rief er herab: Da unten ist noch alles nachtkühl und still, es liegt alles durcheinander im tiefen Grunde, da haben sie wieder ein Dorf verbrannt. — Ja, ja, versetzte der Vater, der große Schnitter Krieg mäht uns tapfer voran, man hört seine Sense bei Tag und bei Nacht klingen durchs Land, wir geringen Leut' haben die Nachlese auf den Stoppeln. Siehst du sonst nichts? — In der Ferne ein schönes Schloß überm Walde, die Fenster glitzern herüber. — Raucht der Schornstein? — Ja, kerzengerad aus den Wipfeln. — Gut, versetzte der Vater, so komm nur wieder herunter, da wollen wir hin. — Aber im Herabsteigen zögernd, rief der Bursch noch einmal: Ach, aber da drüben, da liegt das ganze Thal schon im Sonnenscheine, jetzt blitzen drunten Hellebarden aus den Kornfeldern, Landsknechte

ziehen nach dem Walde zu, wie schön sie singen! — Da ist der Siglhupfer dabei! sagte das Mädchen freudig. — Der Vater blickte rasch nach ihr herüber, man wußt' niemals recht, ob er lächelte oder heimlich schnappen und beißen wollte, so scharf blitzten manchmal seine Zähne unter dem langen, gewichsten Schnurrbarte hervor. Rauch und Wind! sagte er, wer weiß, wo der Siglhupfer schon zerhauen im Graben liegt. — Das Mädchen aber lachte: Ihr sprecht immer so barsch, er denkt doch an mich, er ist ein Soldat von Fortüne und kommt wohl wieder, eh' wir's denken, als Offizier zu Pferde mit hohen Federn auf dem Hute.

Währenddes hatte sie ein Stück von einem zerschlagenen Spiegel vor sich an den Baum gelehnt, setzte sich davor ins Gras und flocht ihr langes, schwarzes Haar auf zigeunerisch in zierliche Zöpfchen, dabei biß sie von Zeit zu Zeit in eine Wecke und streute einzelne Krümchen über den Rasen für die Vögel, die ihr neugierig aus dem Laube zusahen. Der Vater und Seppi aber zäumten und packten schon das Saumroß, unverdrossen bald einen König-, bald einen Judenbart zurückschiebend, die, in schmählicher Gleichheit durcheinander geworfen, aus dem löcherigen Puppensacke herausdrängten. Dann hauchte der Vater ein paarmal auf ein großes, schwarzes Pflaster, das er über das linke Auge und die Backe legte, damit er martialischer aussäh' und die Leute sich vor ihm fürchteten. Und als endlich alles reisefertig war, schwang er die Tochter in den Sattel, Seppi mußte vorausgehen, er aber führte das Pferd über die Wurzeln und Steine vorsichtig hinter sich am Zügel, und droben auf ihrem luftigen Sitze, das Tamburin neben sich gehängt, baumelte das Mädchen vergnügt mit den Füßchen und freute sich über ihre neuen roten Halbstiefeln; manchmal streifte ihr ein Zweig Stirn und Wange, daß sie wie eine Blume ganz voll Tauperlen hing. Da stimmte Seppi vorne lustig an:

Der Wald, der Wald, daß Gott ihn grün erhalt',
Giebt gut Quartier und nimmt doch nichts dafür!

Und das Mädchen antwortete sogleich:

Zum grünen Wald wir Herberg' halten,
Denn Hoffart ist nicht unser Ziel,
Im Wirtshaus, wo wir nicht bezahlten,
Es war der Ehre gar zu viel,

Der Wirt, er wollt' uns gar nicht lassen,
Sie ließen Kanne und Kartenspiel,
Die ganze Stadt war in den Gassen
Und von den Bänken mit Gebraus
Stürzt' die Schule heraus,
Wuchs der Haufe von Haus zu Haus,
Schwenkt' die Mützen und jubelt und wogt',
Der Hatschier, die Stadtwacht, der Bettelvogt,
Wie wenn ein Prinz zieht auf die Freit',
Gab alles, alles uns fürstlich Geleit.
Wir aber schlugen den Markt hinab
Uns durch die Leut' mit dem Wanderstab
Und hoch mit dem Tamburin, daß es schallt' —

Und der Puppenspieler und Seppi fielen jubelnd ein:

Zum Wald, zum Wald, zum schönen grünen Wald!

Das Mädchen sang wieder:

Und da nun alle schlafen gingen,
Der Wald steckt seine Irrlicht' an,
Die Frösche tapfer Ständchen bringen,
Die Fledermaus schwirrt leis voran,
Und in dem Fluß auf feuchtem Steine
Gähnt laut der alte Wassermann,
Strählt sich den Bart im Mondenscheine
Und fragt ein Irrlicht, wer wir sind?
Das aber duckt sich geschwind,
Denn über ihn weg im Wind
Durch die Wipfel der wilde Jäger geht,
Und auf dem alten Turm sich dreht
Und kräht der Wetterhahn uns nach:
Ob wir nicht einkehr'n unter sein Dach?
O Gokel, verfallen ist ja dein Haus,
Es sieht die Eule zum Fenster heraus
Und aus allen Thoren rauschet der Wald,
Der Wald, der Wald, der schöne grüne Wald!

Und wenn wir müd' einst, sehn wir blinken
Eine goldne Stadt still überm Land,
Am Thor Sankt Peter schon thut winken:
„Nur hier herein, Herr Musikant!“
Die Engel von den Zinnen fragen,
Und wie sie uns erst recht erkannt,
Sie gleich die silbernen Pauken schlagen,
Sankt Peter selbst die Becken schwenkt,
Und voll Geigen hängt
Der Himmel, Cäcilia an zu streichen fängt,
Dazwischen hoch vivat! daß es prasselt und pufft,
Werfen die andern vom Wall in die Luft
Sternschnuppen, Kometen,
Gar prächtige Raketen,
Versengen Sankt Peter den Bart, daß er lacht,
Und wir ziehen heim, schöner Wald, gute Nacht!

Und zum Chore machte der Puppenspieler mit dem Munde prasselnd das Feuerwerk nach und Seppi schmetterte mit einem Pfeifchen wie eine Nachtigall, und die Tochter schwang ihr Tamburin schwirrend dazwischen; so zogen sie wie eine Bauernhochzeit durch den Wald in den aufblitzenden Morgen hinunter, als zögen sie schon ins Himmelreich hinein.

Als sie aber am Rande des Waldes zu sein vermeinten, fing jenseits der Wiese schon wieder ein anderer an, die Heiden waren ohne Weg, die Bäche ohne Steg, manchmal war ihnen, wie wenn sie Hunde bellen hörten aus der Ferne und Stimmen gehn im Grunde, das Schloß aber, wohin sie zielten, stand bald drüben, bald dort, immer neue Schluchten dazwischen, als wollt' es sie foppen. Und so war es fast schon wieder Abend geworden, als sie endlich, aus einem verworrenen Gebüsche tretend, auf einmal die Burg ganz nahe vor sich sahen.

Sie schauten sich erst nach allen Seiten um, eine Allee von wilden Kastanien führte nach dem Thore, man konnte bis in den gepflasterten Hof und im Hofe einen Brunnen und Gallerieen rings an dem alten Hause sehen, es rührte sich aber nichts darin. Ich weiß nicht, Denkeli, sagte der Puppenspieler nach einem Weilchen zur Tochter, das kommt mir doch kurios vor mit dem Schlosse, das hängt ja alles so liederlich, die Sparren vom Dache und die

Laden aus den Fenstern, als wär' auch schon der Kriegsbesen darüber gefahren. — Indem schlug die Uhr vom Turme langsam durch die große Einsamkeit. — Da muß aber doch jemand wohnen, der die Uhr aufzieht, sagte Denkeli. — Das thun die Toten bei Nacht in solchen Schlössern, erwiderte der Vater verdrießlich.

Darüber waren sie an ein altes Gitterthor gekommen und blickten durch die ehemals vergoldeten Stäbe in den Schloßgarten hinein. Da lag alles einsam und schattigkühl, Regen, Wind und Sonnenschein waren, wie es schien, schon lange die Gärtner gewesen, die hatten einen steinernen Neptun aufs Trockene gesetzt und ihm eine hohe, grüne Mütze von Ginster bis über die Augen gezogen; wilder Wein, Epheu und Brombeer kletterten von allen Seiten an ihm heran, eine Menge Sperlinge tummelte sich lärmend in seinem Barte, er konnt' sich mit seinem Dreizacke vor dem Gesindel gar nicht mehr erwehren. Und wie er so sein Regiment verloren, reckten und dehnten sich auch die künstlich verschnittenen Laubwände und Baumfiguren aus ihrer langen Verzauberung phantastisch mit seltsamen Fühlhörnern, Kamelhälsen und Drachenflügeln in die neue Freiheit hinaus und mitten unter ihnen auf dem Dache eines halbverfallenen Lusthauses saß melancholisch ein Pfau noch aus der vorigen Pracht und rief der untergehenden Sonne nach, als hätte sie ihn hier in der Wildnis vergessen. Auf einmal aber that es einen leuchtenden Blitz durchs Grün, eine wunderschöne Dame erschien tiefer im Garten, durch die stillen Gänge nach dem Schlosse zu wandelnd, ganz allein in prächtigem Gewande, ihr langes Haar wallte ihr wie ein goldener Mantel über die Schultern, die Abendsonne blitzte noch einmal leuchtend über das kostbare Geschmeide auf Stirn und Gürtel. Denkeli blickte sie scheu, doch unverwandt an, sie dachte an die vorigen Reden des Vaters, es war ihr, als ginge die Zauberin dieser Wildnis vorüber. Die Dame aber bemerkte die Wanderer nicht, sie sah ein paarmal zurück nach ihrer taffetenen Schleppe, die schlängelnd hinter ihr herrauschte, und verlor sich dann wieder zwischen den Bäumen.

Jetzt hörten sie zu ihrem Erstaunen plötzlich auch Stimmen am Schlosse, sie gingen eilig hin und bemerkten nach langem Umherirren endlich einen Balkon zwischen den Wipfeln, der nach dem Walde herausging. Dort sahen sie einige Herren an dem

steinernen Geländer stehen, die Dame aus dem Garten schien auch bei ihnen zu sein; aber sie konnten nichts deutlich erkennen, denn die Linde, die in voller Blüte stand, reichte bis an den Balkon, und die Abendsonne funkelte blendend dazwischen. Der Puppenspieler war auf alle Glücksfälle vorbereitet, er zog schnell seine Orgelpfeife, die er vor den Mund band, und eine Geige hervor, Seppi einen Triangel und Denkeli ihr Tamburin, und so stellten sie sich unter die Bäume und brachten gleich den Herrschaften ein Ständchen. Denkeli sah dabei öfters scharf hinauf; auf einmal ließ sie, mitten in dem Geschwirre abbrechend, Arm und Tamburin sinken, sie hatte in größter Verwirrung in dem einen Kavaliere droben den Siglhupfer erkannt, sie sah, wie er galant und scharmant sich neigte und beugte und mit der Dame parlierte, sie konnt' es gar nicht begreifen. Der Vater stieß sie ein paarmal mit dem Ellbogen an, sie sollte zu singen anfangen, aber sie warf das Köpfchen trotzig empor und wollte durchaus nicht, und dem Vater mochte sie die Ursach nicht sagen, denn er lachte sie immer aus mit ihrer Liebschaft. Während dem Hinundherwinken aber kam auch schon eine Kammerjungfer schnell aus dem Schlosse herunter und brachte ihnen einen Krug Wein und jedem einen Rosenobel sauber in Papier gewickelt mit der Botschaft, ihre Herrschaft sei heute gar nicht wohl und zu müde, um die Musik anzuhören, auch sei im ganzen Hause kein Unterkommen für sie zur Nacht.

Seht Ihr, sie mögen meinen Gesang ja nicht, sagte Denkeli zum Vater; sie dachte bei sich, Siglhupfer habe sie erkannt und wolle sie nur los sein, weil er sich ihrer schäme vor der vornehmen Dame.

Der Puppenspieler zuckte, ohne zu antworten, ein paarmal zornig mit den buschigen Augenbrauen, trank aber doch auf die Gesundheit der Dame und reichte drauf den Krug der Tochter, die ihn mit der Hand von sich stieß. So stritten sie heimlich untereinander, der Vater zankte noch immer über Denkelis Eigensinn, dann packte er heftig seine Instrumente zusammen, um weiterzuziehen, sie wußten nicht wohin in der fremden Gegend. Über ihnen aber summten die Bienen im Wipfel und hinter den Blüten droben plauderten und lachten die Herrschaften in der schönen Abendkühle und machten sich lustig über die Bettelmusikanten, Denkeli erkannte Siglhupfers Stimme darunter recht gut,

das schnitt ihr durch die Seele! Manchmal sah sie auch seinen Federhut und die Locken und den Schmuck der Dame durch die Zweige schimmern, es war ihr alles wie ein Traum. Im Weggehen fragte sie die Jungfer noch: Wer ist denn der junge Herr da droben?

Ei, Ihr kommt wohl von weit her? erwiderte diese, das ist ja der Herr Rittmeister von Klarinett, der Bräutigam des gnädigen Fräuleins.

4. Das verzauberte Schloß.

Der Schall einer Trompete gab das Zeichen zur Tafel. Eine Flügelthür that sich plötzlich auf und Suppius, in goldbrokatenem Staatskleide leuchtend, einen Federhut in der einen Hand, führte an der anderen eine prächtige Dame, von kostbaren Armbändern, Halsketten und Ohrgehängen umblitzt und umbommelt, daß man nicht hinsehen konnte, wenn die Sonne darauf schien. So stiegen beide feierlich eine steinerne Treppe in den großen, alten Gartensaal hinab, ein Hündchen mit silbernen Schellen um den Hals trat oft der Dame auf die schwere Schleppe, die von Stufe zu Stufe hinter ihnen herrauschte. Klarinett folgte in reicher Offizierkleidung: in dunkelgrünem Sammet mit geschlitzten Ärmeln, einem Kragen von Brüsseler Kanten darüber und den Hut mit goldener Spange und nickenden Federn schief auf den Kopf gedruckt, es paßte ihm alles prächtig. Er spielte vornehm mit einer Reitgerte und nickte kaum, als ihm der Diener der Dame meldete, daß sein Reisegepäck gehörig untergebracht sei.

Im Saale aber war der Tisch schon gedeckt, sie nahmen mit großem Geräusche und unter vielen Komplimenten Platz auf den schweren, rotsammetenen Sesseln mit hohen, künstlich geschnitzten Lehnen. Klarinett überblickte unterdes erstaunt die Tafel, da gab's so wunderliche Pracht, abenteuerlich gehenkelte Krüge, hohe, altmodisch geschliffene Stengelgläser von den verschiedensten Farben und Gestalten, seltsam getürmte Speisen und Schaugerichte und heidnische Götter von Silber dazwischen, die Pomeranzen in den Händen hielten. Seitwärts aber stand die Thür auf, daß man

weit in den Garten sehen konnte, die Sonne funkelte in den Gläsern, der Diener eilte mit den Schüsseln und vergoldeten Aufsätzen flimmernd hin und her, und draußen sangen die Vögel dazu und vor der Thür saß ein Pfau auf der marmornen Rampe und schlug sein prächtiges Rad.

So saßen sie lange in freudenreichem Schalle, da hub Fräulein Euphrosine (so war die Dame genannt) mit freundlicher Gebärde an: Sie könne sich noch immer nicht drein finden, denn es käme selten ein Fremder in diese Einsamkeit, und keiner so seltsam, als ihre beiden Gäste, die, wie sie versicherte, heut beim ersten Morgengrauen vom Walde quer übers Feld plötzlich mit vier schäumenden Rossen ohne Kutscher mitten in den Schloßhof, und gewiß auch am anderen Ende wieder hinausgeflogen wären, hätten sie nicht am Thorpfeiler Achse und Deichsel gebrochen. — Klarinett, mit zierlichen Reden den verursachten Schreck entschuldigend, erzählte nun, sie seien fremde Kavaliere, die, vom westfälischen Frieden nach ihren Herrschaften reisend, in jenem Walde von Räubern überfallen worden, Haushofmeister, Kutscher, Leibhusar, alles sei erschossen; und da das Fräulein auf die Frage: Ob sie in Tztschneß hinter Tzquali in Mingrelim bekannt? mit dem Kopfe schüttelte, bedauerte er das sehr, denn gerade von dort seien sie her.

Suppius stürzte ein Glas Ungarwein so eilig aus, daß er sich den gestickten Zipfel seiner Halsbinde begoß; es war, als hätte Klarinett mit seinen Lügen ihn plötzlich in einen Strom gestoßen, nun mußte er mit durch oder schmählich vor den Augen der Dame untergehen. Dabei sah er oft das Fräulein bedenklich von der Seite an, sie kam ihm schon wieder auf ein Haar wie seine entführte Geliebte vor, aber er traute sich doch nicht recht, er hatte seine Liebste so selten und immer nur flüchtig am Fenster hinter den Blumen gesehen; so wurde er ganz konfus und wagte es nicht, von der Entführung zu reden. Und als er darauf dennoch mit großer Feinheit die Sommerkühle der vergangenen Nacht pries, gelegentlich einen Seitenblick über jenes mondbeschienene Städtchen warf, und endlich leise über den Marktplatz am steinernen Brunnen vorbei zu dem Wirtshause kam, auf das Fenster zielend, wo ihnen damals der lieblichste Stern erschienen: sah die Dame ihn befremdet an und wußte durchaus nicht, was er wollte. Aber Suppius war einmal im Zuge ausbündiger

Galanterie. Was frag' ich noch nach Sternen! rief er aus, flogen wir doch auf vergoldeten Rädern Fortunas aus Nacht zu Aurora, daß ich vor Blendung noch nicht aufzublicken vermag. — Da schlug das Fräulein mit einem angenehmen Lächeln die schönen Augen nieder, Suppius, entzückt, griff hastig nach ihren Fingerspitzen, um sie zu küssen, warf aber dabei mit dem breiten Aufschlage seines Ärmels dem silbernen Cupido die Pomeranze aus der Hand, und wie er sie haschen wollte, verwickelte er sich mit Sporen und Degenspitze unversehens ins Tischtuch, alle Gläser stießen auf einmal klirrend an, als wollten sie seine Gesundheit ausbringen, der Cupido stürzte und riß einen Weinkrug mit, das Hündchen bellte, der Pfau draußen schrie. Euphrosine aber mit flüchtigem Erröten stand rasch auf, die Tafel aufhebend, indem sie dem Klarinett ihren Arm reichte.

Sie traten vor die Saalthür auf die Terrasse, von der eine breite Marmortreppe nach dem Garten führte. Eine Eidechse, als sie herauskamen, fuhr erschrocken zwischen die Ritzen der Stufen, aus denen überall das Gras hervordrang, seitwärts stand ein alter Feldstuhl, eine Zither lehnte daran. Als Suppius, der noch immer den Aufruhr an der Tafel mit seinen weiten Alamodeärmeln ausführlich zu entschuldigen beflissen war, das Instrument erblickte, stockt' er auf einmal und entfernte sich schnell wie einer, der plötzlich einen guten Einfall hat. Das Fräulein aber ließ sich in der Thür auf dem Feldstuhle nieder, Klarinett, die Zither auf den Knieen prüfend und stimmend, setzte sich auf die Stufen zu ihren Füßen, daß der Pfau von dem steinernen Geländer ihm mit seinem schlanken Halse über die Schulter sah. Draußen aber war es unterdes kühl geworden, der ganze Garten stand tief in Abendrot, während die Thäler schon dunkelten, auch der Pfau steckte jetzt den Kopf unter die Flügel zum Schlafe, die Luft kam über den Garten und brachte den Schall einer Abendglocke aus weiter Ferne. Da fiel dem Klarinett in dieser Abgeschiedenheit eine Sage ein, die er unten in den Dörfern gehört, und da das Fräulein sie wissen wollte, erzählte er von einem verzauberten Schlosse des Grafen Gerold, da wüchse auch das Gras aus den Steinen, da sänge kein Vogel ringsum, und kein Fenster wurde jemals geöffnet, man hörte nichts als den Wetterhahn sich drehen und den Zugwind flüstern und zuweilen bei großer Trockene das Getäfel krachen im Schlosse, so stünd' es

öde seit hundert Jahren, als redet' es mit geschlossenen Augen im Traume. — Jetzt hatte er die Zither in Ordnung gebracht. — Es giebt auch eine Weise darauf, sagte er, und sang:

Doch manchmal in Sommertagen
Durch die schwüle Einsamkeit
Hört man mittags die Turmuhr schlagen
Wie aus einer fremden Zeit.

Und ein Schiffer zu dieser Stunde
Sah einst eine schöne Frau
Vom Erker schaun zum Grunde —
Er ruderte schneller vor Graun.

Sie schüttelt' die dunklen Locken
Aus ihrem Angesicht:
„Was ruderst du so erschrocken,
Behüt' dich Gott, dich mein' ich nicht.“

Sie zog ein Ringlein vom Finger,
Warf's tief in die Saale hinein:
„Und der mir es wiederbringet,
Der soll mein Liebster sein!“

Hier gewahrte Klarinett auf einmal, daß das Fräulein, wie in tiefes Nachsinnen versunken, aufmerksam den kostbaren Demantring betrachtete, den er mit dem anderen Staate in der fremden Karosse gefunden und leichtsinnig angesteckt. Er stutzte einen Augenblick, das Fräulein aber, als hätte sie nichts bemerkt, fragte mit seltsamem Lächeln nach dem Ausgange der Sage. Klarinett, etwas verwirrt, erzählte weiter: Und wenn nur der Rechte mit dem Ringe kommt, hört die Verzauberung auf, aus den Winkeln der stillen Gemächer erheben sich überall schlaftrunken Männer und Frauen in seltsamen Trachten, das öde Schloß wird nach und nach lebendig, Diener rennen, die Vögel singen wieder draußen in den Bäumen, und dem Liebsten gehört das Land, so weit man vom Turme sehen kann.

Bei diesen Worten fiel auf einmal draußen ein Waldhorn ein; der galante Suppius war es, er zog in seinem Goldbrokate

wie ein ungeheuerer Johanniswurm durch den finsteren Garten, als wollt' er mit seinen Klängen die Nacht anbrechen, die nun von allen Seiten prächtig über die Wälder heraufstieg, Schloß, Büsche und Garten wurden immer wunderbarer im Mondscheine, und wenn die Luft die Zweige teilte, blinkte aus der Tiefe unterm Schlosse die Saale herauf und das Geschmeide und die Augen des Fräuleins blitzten verwirrend dazwischen. — Da hub plötzlich die Uhr vom Turme zu schlagen an. Klarinett fuhr unwillkürlich zusammen, in demselben Augenblicke glaubte er einen flüchtigen Händedruck zu fühlen und als er verwundert aufsah, traf ihn ein funkelnder Blick der Dame.

Indem aber trat der Diener mit einer Kerze hinter ihnen in den Saal, um die Fremden ins Schlafgemach zu geleiten, die Dame erhob sich zierlich und gemessen wie sonst und war nach einer freundlichen Verbeugung schnell durch eine innere Thür des Saales verschwunden. Doch als Klarinett sich betroffen wandte, ging eben der Mond aus einer Wolke und beschien hell das steinerne Bildwerk über der Thür: es war wirklich das ihm wohlbekannte Wappen des Grafen Gerold. — Was ist denn das? dachte er erschrocken, am Ende hab' ich da selber den Ring.

Am folgenden Tage hielt er's fast für einen Traum, so ganz anders sah die Welt aus, der Morgen hatte alles wieder mit Glanz und Vogelschall verdeckt, nur das unheimliche Wappen über der Thür blieb aus jener Nacht und der Zauberblick der Dame. Er hatte sich in dem Wetterleuchten ihrer Augen nicht geirrt, sie spielten munter fort, ihre Liebe zu Klarinett brach rasch aus wie der Frühling nach einem warmen Gewitterregen. Und so ließ er denn auch alles gut sein und wollte mit Grübeln das Glück nicht versuchen, das ihm so unversehens über den Kopf gewachsen.

Dem Suppius aber ging es über den seinigen weg, ohne daß er's merkte. Jeden Morgen putzte er sich, mit Rat und Beistand des mutwilligen Klarinett, auf das sorgfältigste heraus und probierte vor dem Wandspiegel insgeheim artige Stellungen. Aber bis Mittag war doch alles wieder schief und verschoben, das vornehme Kleid der guten Lebensart saß ihm, als wär' er in der Eile mit einem Arme in den falschen Ärmel gefahren. Manchmal fielen ihm auch plötzlich die Wissenschaften wieder ein, da erschrak er sehr und verwünschte alle Abenteuer, die er doch immer

selber wieder anzettelte. Dann ergriff er hastig das dicke Buch, das in der Tasche seines Serenadenrockes mitgekommen, damit setzte er sich in die abgelegensten Winkel des Gartens ins Gras und schlug das Kapitel auf, wo er in Halle stehen geblieben. Aber der alte Ungarwein aus dem Schloßkeller war stärker als er, der ließ die Buchstaben auf magyarisch vor ihm tanzen und drückte ihm jedesmal die Augen zu und die Nase ins Buch. Und wenn er aufwachte, steckte zu seinem Erstaunen das Zeichen im Buche immer beim unrechten Paragraphen, auch glaubte er auf dem Rasen Spuren von Damenschuhen zu bemerken, als hätten ihn Elfen im Schlafe besucht, ja das eine Mal lag, statt des Zeichens, ein ganzer Strauß brennender Liebe zwischen den Blättern. Da steckt' er ihn triumphierend vorn an die Brust und sprach den ganzen Tag durch die Blume zu Euphrosine von heimlicher Liebe und Hochzeit. Er zweifelte und verwunderte sich nicht, daß sie in ihn verliebt, und ließ oft gegen Klarinett fallen, wie er darauf bedacht sein werde, ihn hier als seinen Kapellmeister oder Fasanengärtner anzustellen.

Klarinett aber wußt' es wohl besser, es kam alles bald zum Ausgange. Denn als er eines Morgens bei einem Spaziergange mit Euphrosine und ihrem Diener auf eine Anhöhe gestiegen, von der man weit ins Land hinaussehen konnte, wies ihm der Diener rings in die Runde die Schlösser, Wälder, Teiche, weidende Herden und Unterthanen, die alle seinem Fräulein gehörten. Der Morgen funkelte drüber, die Teiche blickten wie Augen aus dem Grün, alle Wälder grüßten ehrerbietig rauschend herauf, Klarinett war wie geblendet. Da sagte Euphrosine rasch: Und alles ist dein — wenn du diese Hand nicht verschmähst, setzte sie mit gesenkten Augen kaum hörbar hinzu. Klarinett aber, ganz verblüfft, stürzte auf ein Knie nieder und schwor, so wahr er Kavalier und Rittmeister sei, wolle er sie nimmer verlassen, und ein Kuß auf ihre Hand besiegelte den schönen Bund, und in dem Auge des grauen Dieners zitterte eine Freudenthräne.

Nun aber lebten sie alle vergnügt von einem Tage zum anderen, da war nichts als Schmausen und Musizieren und Umherliegen über Rasenbänken und Kanapees. Täglich zur selben Zeit lustwandelten sie rauschend in vollem Staate vor dem Schlosse, gleichsam leuchtende Zirkel und Namenszüge durch den Garten beschreibend, der mit seinen Schnörkeln von bunten Scherben wie

ein Hochzeitskuchen im Sonnenscheine lag, im Hofe hatte der blühende Holunderbusch ihre Staatskarosse schon beinahe ganz überwachsen, auf der Marmortreppe schlug der Pfau täglich dasselbe Rad, die Vögel sangen immer dieselben Lieder in denselben Bäumen. Und an einem prächtigen Morgen, den er halb verschlafen, dehnte sich Klarinett, daß ihm die Glieder vor Nichtsthun knackten; nein, sagte er, nichts langweiliger als Glück!

---

5. Fortunas Schildknappen.

Zur selben Zeit lag das Dorf, das einst zu dem Schlosse gehört, fern unterm Berge in Trümmern. Es war seit dem letzten Durchzuge der Schweden zerstört und verlassen, nun rückte der Wald, den die Bauern solange tapfer zurückgedrängt, über die verrasten Beete unter Vogelschall mit Stacheln, Disteln und Dornen wieder ein und hatte sich das verbrannte Gebälk schon mit Epheu und wilden Blumen prächtig ausgeschmückt und auf dem höchsten Aschenhaufen einen blühenden Strauch als Siegesfahne ausgestreckt, nur einzelne Schornsteine streckten noch, wie Geister, verwundert die langen, weißen Hälse aus der verwilderten Einsamkeit. Heute aber fing auf einmal der eine Schornstein wieder zu rauchen an, ein helles Feuer knisterte unter demselben und so oft der Wind den Rauch teilte, sah man in der Glut des Wiederscheines wilde dunkle Gestalten, wie Arbeiter in einem Eisenhammer, mit aufgestreiften Ärmeln vor dem Feuer hantieren, kochen und Bratspieße drehen; einer saß im Grase und flickte sein Wams, ein anderer lag daneben und sah ihm verächtlich zu, den Arm stolz in die Seite gestemmt, daß ihm im Mondscheine der Ellbogen aus dem Loche im Ärmel glänzte, während weiterhin zwei höllische Jäger soeben durch das Dickicht brachen und ein frischgeschossenes Reh herbeischleppten. Es waren versprengte Landsknechte, die das Ende des dreißigjährigen Krieges plötzlich vom Pferde auf den Friedens- und Bettelfuß gesetzt. In solchem Schimpfe hatten sie beschlossen, den Krieg auf ihre eigene Faust fortzusetzen und sich mitten durch ihren gemeinschaftlichen Feind,

den Frieden, nach Ungarn durchzuschlagen, wo sie gegen den Türken neue Ehre und Beute zu gewinnen hofften.

Hartes Bett, gemeines Bett! sagte der Stolze mit dem Loche im Ärmel, heute ist's gerade ein Jahr, es war auch so eine blanke Nacht, da hing's nur von mir ab, ich konnte auf kostbaren Teppichen liegen mit eingewirkten Wappen, in jedem Zipfel mein Namenszug in Gold.

Da kniff ein grauer Kerl seitwärts den neben ihm liegenden Dudelsack, der plötzlich schnarrend einfiel. — Ruhe da! rief ein breiter Landsknecht hinüber und mehrere Schalke rückten zum Feuer, um den Schreckenberger (so hieß der Stolze) besser zu hören. Dieser warf dem Dudelsacke einen martialischen Blick zu und fuhr fort:

Denkt Ihr noch dran, nach der Schlacht bei Hanau, wie wir da querfeld mit der Regimentskasse retirierten, nichts als Rauchwirbel in der Ferne und Rabenzüge über uns, in den Dörfern guckten die Wölfe aus den Fenstern und die Bauern grasten im Walde. — Freilich, versetzte der schlaue Landsknecht, und eine Dame auf kostbarem Zelter, einen Pagen hinter sich, immer neben uns her, und als wir am Abende an einem verbrannten Dorfe halt machten, kehrten sie auch über nacht ein in dem wüsten Gartenschlosse daneben. — Ja, und die Augen, sagte Schreckenberger, spielten ihr wie zwei Spiegel im Sonnenscheine, dich und die anderen hat's geblendet, ihr war't alle vernarrt in sie. Nun denk' ich an nichts und gehe abends am Schlosse vorüber, da schreibt sie euch aus dem Fenster ordentlich: Vivat Schreckenberger! mit den feurigen Blicken in die Luft und wie ich mich wende, ruft sie: Ach! und fällt in Ohnmacht vor großer Lieb' zu mir. So was war mir schon oft passiert, ich fragt' wenig danach, da ich aber tiefer im Garten bin, kommt plötzlich der Page im Dunkel daher mit einem Briefe an mich auf rosenfarbenem Papier.

Hier zog Schreckenberger ein Brieflein aus dem Wams und reichte es mit vornehm zugekniffenen Augen über die Achsel den anderen hin. Der Landsknecht nahm es hastig und las: „Im Garten bei nacht — das Lusthaus ohne Wacht — Sturmleitern daran — Cupido führt an — um mitternacht Runde — Parol': Adelgunde."

Das klappt ja wie ein Trommelwirbel, sagte der Landsknecht,

indem er, den Brief zurückgebend, neugierig noch näher rückte, ja, Cupido hat schon manchen angeführt, nur weiter, weiter!

Kurz: Um mitternacht bin ich auf meinem Posten, hub Schreckenberger wieder an, im Garten nichts als Mondschein, große Stille, das Lusthaus wie's im Briefe steht, droben ein offenes Fenster auf dem Dache, drunten eine Leiter, ich weiß nicht mehr, ob von Sandelholz oder Seide oder Frauenhaaren. Ich fackele nicht lange, die Büchse auf dem Rücken, in jeder Hand ein Pistol, den blanken Säbel zwischen den Zähnen, so klettr' ich hinauf.

Also du warst es doch! fiel hier der Landsknecht verwundert ein.

Nun wer denn sonst? erwiderte Schreckenberger, und Jasmin, wie ich hinaufsteige, Rose von Jericho, Holunder, Jelängerjelieber, alles umhalst und umschlingt mich vor Freuden, das riß sich ordentlich um mich, daß ich die Sporen nicht nachbringen konnte und vom Fenster droben hoben mich plötzlich zwei alabasterne Schwanenarme aus dem Brunnen der Nacht und über mir ein prächtiges Gewitter von schwarzen Locken, da blitzen Augen und Juwelen draus und in dem Brunnen gehen immerfort goldene Eimer auf und nieder mit Muskateller und Konfekt, und die Gräfin Adelgunde sitzt neben mir auf einem mit Diamanten gesprenkelten Kanapee, und: langen Sie zu, sagte sie, und: o ich bitte sehr, sag' ich — da hör' ich auf einmal unter uns in dem Lustpalaste inwendig ein Gesumme wie in einem Bienenstocke. Was war das? ruf' ich —

Jetzt brach plötzlich ein Lachen aus. Wir waren's, sagte einer der Zuhörer, denn wir steckten ja alle drin, der Page hatte uns alle nacheinander auch ins Lusthaus geladen und drauf die Thür hinter uns verriegelt.

Aber Schreckenberger, einmal im Strome der Erzählung, ließ sich nicht irre machen; ich springe auf, fuhr er fort, ha Verrat! schrei' ich —

Nun sprachen alle rasch durcheinander: Ja, du machtest einen Teufelslärm auf dem Dache, denn sie hatten hinter dir die Leiter weggenommen und das Fenster oben war verschlossen.

Und die Gräfin in dem einen Arme, den Säbel im anderen, und unter mir locht's und zischt's und rumpelt's —

Freilich, im dunklen Lusthause stießen wir einer auf den

anderen und einer fragte den anderen trotzig, was er hier suche, und jeder hatte seine Parole Adelgunde, bis wir zuletzt alle aneinander gerieten und aus der Parole ein großes Feldgeschrei und Gerause wurde.

Und ich steche links, steche rechts, die Gräfin, ohnmächtig, ruft: Genug des Gemetzels! Aber ich laß mich nicht halten und feuere prasselnd alle meine Pistolen ab nach allen Seiten wie ein Feuerwerk —

Das hörten wir wohl, fiel nun der Landsknecht wieder ein, und hielten's für einen feindlichen Überfall, da arbeiteten wir und stemmten uns an die verriegelte Thür und die Wände, bis das ganze morsche Lusthaus über uns in Stücken auseinanderging. So kamst du auch kopfüber mit herunter, du machtest einmal Sprünge quer übers Feld fort, ohne dich umzusehen! wir erkannten dich nicht in der Verwirrung und wußten dann gar nicht, wo du auf einmal hingekommen; später hieß es, du wärst zu den Kaiserlichen desertiert in dieser Nacht.

Nacht? fuhr der unverwüstliche Schreckenberger noch immer fort, ja recht mitten durch die Nacht auf einem schneeweißen Zelter, sich die Thränen wischend mit dem goldbordierten Schleier und mir zuwinkend, flog die dankbar gerettete Gräfin —

Mit eurer verlaßnen Regimentskasse in die weite Welt, versetzte einer der holkischen Jäger, denn es war unsere Marketenderin, die schöne Sinka, die hat's euch allen angethan, das merkte sie wohl und vexierte euch von der Feldwacht fort.

Schreckenberger schwieg und warf wieder einen martialischen Blick rings in die Runde. Aber der Jäger fuhr fort: Und gleich am anderen Morgen, da wir bei unserem Regiment sie alle kannten, wurden wir kommandiert, ihr nachzusetzen. Das war eine lustige Jagd, wir strichen wie die Füchse auf allen Diebswegen und schüttelten jeden Baum, ob das saubere Früchtchen nicht herabfiel. So kamen wir am folgenden Abende — es war gerade ein Sonntag — in ein kleines Städtchen; da war großes Gewirr auf dem Platze, ein Stoßen und Drängen und Lärm von Trommeln und Pfeifen, in allen Fenstern lagen Damen wie ein Blumengeländer bis an die Dächer herauf, wo die Schornsteinfeger aus den Rauchfängen guckten und vor Lust ihre Besen schwangen. An des Burgemeisters Hause aber war vom Balkone ein Seil gespannt über die Stadt und die Gärten weg bis zum

Waldberge jenseit überm Flusse. Ein schlanker Bursch stand auf dem Geländer des Balkons in flimmernder spanischer Tracht mit wallenden Locken. Der alte Burgemeister schien wie vernarrt in das blanke Püppchen, plauderte und nickte ihm freundlich zu, daß die Sonne in den Edelsteinen seines kostbaren Hutes spielte, der Bursch reckte ihm lachend den Fuß hin, er mußte ihm mit einem großen Stücke Kreide die Sohlen einreiben. Auf einmal wendet er sich herum — das ist Sinka! ruf' ich erstaunt meinen Kameraden zu. — Aber sie hatte uns auch schon bemerkt und eh' wir uns durchdrängen können, nimmt sie rasch dem Burgemeister den kostbaren Hut von der Glatze, drückt sich ihn auf die Locken und zierlich mit zwei bunten Fähnchen schwenkend und grüßend schreitet sie unter großem Jubelgeschreie über Köpfe, Dächer und Gärten fort. Der Abend dunkelte schon, das Seil wurde unkenntlich aus der Ferne, es war, als ginge sie durch die leere Luft, die untergehende Sonne blitzte noch einmal in den Steinen am Hute, so verschwand sie wie eine Sternschnuppe jenseit überm Walde; niemand hat sie wiedergesehen.

Meinetwegen, Stern oder Schnuppe! fiel hier Schreckenberger ein, that einen Zug aus seiner Feldflasche und sang:

Aufs Wohlsein meiner Dame,
Eine Windfahn' ist ihr Panier,
Fortuna ist ihr Name,
Das Lager ihr Quartier.

Und wendet sie sich weiter,
Ich kümmre mich nicht drum,
Da draußen ohne Reiter
Da geht die Welt so dumm.

Statt Pulverblitz und Knattern:
Aus jedem wüsten Haus
Gevattern sehn und schnattern
Alle Lust zum Land hinaus.

Fortuna weint vor Ärger,
Es rinnet Perl auf Perl.
„Wo ist der Schreckenberger?
Das war ein andrer Kerl!“

Sie thut den Arm mir reichen,
Fama bläst das Geleit,
So zu dem Tempel steigen
Wir der Unsterblichkeit.

Nun schwenkten die anderen die Hute, und: Vivat das hohe Brautpaar, schrieen sie jubelnd, hoch lebe unser Tempelherr der Unsterblichkeit! und der Dudelsack schnurrte wieder einen Tusch dazu

Da schlugen plötzlich die großen Hunde an, die jede Nacht um ihr Lager die Runde machten, die Gesellen horchten auf, es war auf einmal alles totenstill. Man hörte in der Ferne Äste knacken, wie wenn jemand durchs Dickicht bräche, es kam immer näher, jetzt vernahmen sie deutlich Fußtritte und Stimmen, die Wipfel der Sträucher bewegten sich schon, Schreckenberger nahm schnell seine Muskete und zielte nach der Gegend hin.

Plötzlich aber ließ er Arm und Flinte wieder sinken! J. Pamphil, wo kommst denn du hergezigeunert! rief er ganz verwundert aus. Der Puppenspieler trat aus dem Gebüsche, Seppi und Denkeli hinter ihm, die großen Hunde, denen sie Brocken zuwarf, gaben ihnen frei Geleit. Der Puppenspieler visierte erst die ganze Gesellschaft rings im Kreise scharf mit dem einen Auge, dann, da er lauter bekannte Gesichter bemerkte, nahm er das schwarze Pflaster vom anderen. Hast du wieder Mondfinsternis gemacht, um besser zu mausen? fragte lachend der Landsknecht. — Wir sind alle im abnehmenden Monde bei dem wachsenden Frieden, erwiderte Pamphil, wir haben den faulen Bauern die Felder mit Blut gedüngt, nun schießt alles in Kraut und Rüben, die Welt wird noch ersticken vor Langerweile. Aber was treibt ihr hier, ihr alten Kriegsgurgeln, man hört euch ja eine halbe Meile weit durch die stille Nacht, ich konnt' nicht fehlen.

Nun raschelte es in allen Winkeln, immer mehr wilde Gestalten richteten sich aus dem Dunkel empor, da war des Begrüßens, Händeschüttelns und Fragens kein Ende. Wie sie aber hörten, daß Pamphil soeben von dem Schlosse kam, das sie unterwegs von fern überm Walde gesehen, trat alles um ihn herum und da er von zwei Kavalieren droben erzählte und von einem schönen Reisewagen im Hofe, mußt' er ihnen alles ausführlich beschreiben; sie zweifelten nicht, daß es die beiden Edelleute mit der Karosse seien, die sie vor einiger Zeit bei nacht in

dem Städtchen gesehen und die ihnen dann im Walde mitten durchs Kreuzfeuer ihrer Pistolen so schnöde entwischt.

Unterdes saß Denkeli seitwärts auf einem Baumsturze, den Kopf in die Hand gestützt und ohne sich um die anderen zu bekümmern, man wußte nicht, ob sie müde oder traurig. Das stach den Gesellen in die Augen, einige wollten sich galant zeigen und scharrten und gollerten wie aufgeblasene Truthähne um sich herum. Der holkische Jäger, kecker als die anderen, schlich sich leis von hinten heran, um das Mädchen zu küssen, da wandt' sie sich und gab ihm unversehens eine Ohrfeige, daß es laut klatschte. Der Überraschte griff wütend nach seinem Hirschfänger, aber der Puppenspieler, der alles bemerkt, hatte ihn schon von unten an dem einen Beine gefaßt und hob ihn so, zu allgemeinem Gelächter, mit ausgestrecktem Arme hoch über sich in die Luft. Bleibt meiner Denkeli vom Leibe, rief er mit martialischen Mienen, oder ich mach' meine schönsten Kunststücke an euern eigenen Knochen durch. — Laßt sie nur, sagte Denkeli, ich werde schon allein mit ihnen fertig, heute kommen sie mir gerade recht. — Der Jäger, da er wieder auf dem Boden war, sah den Puppenspieler halb verwundert, halb trotzig vom Kopfe bis zu den Fußen an, wie ein Mops, der unverhofft auf einen Bullenbeißer gestoßen.

Denkeli aber blickte scharf zur Seite zwischen die dunklen Bäume, dort waren die anderen unterdes wieder zusammengetreten und redeten heimlich untereinander in der Spitzbubensprache. Eine entsetzliche Ahnung stieg plötzlich in ihrer Seele auf, denn sie hörte von Zeit zu Zeit des reichen Fräuleins auf dem Schlosse und der beiden Kavaliere erwähnen. Ihr Herz klopfte: scheinbar gleichgultig am Feuer lauernd und die Flamme schürend, horchte sie mit wachsender Angst hinuber, da erfuhr und erriet sie nach und nach alles: wie sie noch heute den Berg hinaufschleichen, das schlechtverwahrte Schloß im ersten Schlafe überfallen und die Beraubten auf ewig still machen wollten. Auch der Vater trat nun hinzu und schien mancherlei guten Rat zu erteilen.

Denkeli dachte mit Schrecken an Siglhupfer, den sie oben gesehen. Sonst achtete sie wenig auf die Anschläge der Männer, sie war von Jugend dran gewöhnt; jetzt kam ihr auf einmal alles ganz anders und unleidlich vor. Aber zu verhindern war's nicht mehr, das wußt' sie wohl, eher hätte sie den Sturmwind

im Fluge wenden können. So suchte sie nach kurzem Bedenken unbemerkt die Pistolen des Vaters hervor, lud sie und legte drauf hastig ihren schönsten Putz an, ihre Augen funkelten und wie sie auf einmal, von den schwarzen Locken umringelt, sich in ihrem Schmucke am Feuer aufrichtete, erschrak alles, so prächtig war sie. Der Vater lobte sie, daß sie etwas auf sich hielt vor den Leuten. Sie erwiderte rasch: Sie wisse schon alles, sie habe sich die Gegend wohl gemerkt und wolle nach dem Schlosse vorausgehen, um auszukundschaften, ob der Wald sicher, eh' die anderen nachkamen. Es fiel dem Vater nicht auf, er kannte sie, wie beherzt sie war. Da stand sie noch einen Augenblick zögernd. Lebt wohl, sagte sie dann aus tiefstem Herzensgrunde. Der Vater stutzte bei dem ungewöhnlich bewegten Klange der Stimme und sah ihr in Gedanken nach, aber, ihr Tamburin schwingend, war sie schon im Walde verschwunden.

---

6. Viel Lärmen um nichts.

Währenddes ruhte schon alles im Schlosse, nur Klarinett konnte vor den vielen schlagenden Nachtigallen im Garten nicht einschlafen. Der Mond schien hell durchs ganze Zimmer, manchmal bewegte die Zugluft die alten Tapeten und wo sie zerrissen, waren auf den kahlen Wänden, dem Stammbuche müßiger Soldaten, überall Gesichter und Figuren ungeschickt mit Kohle gemalt. Seitwärts in einen weiten damastenen Schlafrock gehüllt, saß er auf dem schweren Himmelbette, an dem Himmel und Betten fehlten, und dachte über seine immer näher heranrückende Vermählung nach. Jetzt öffnete er ungeduldig ein Fenster, der frische Waldhauch wehte ihn plötzlich über die Dächer an, da war's, als wollten die rauschenden Wipfel ihn an ein Lied erinnern, das er früher gar oft in solcher nächtlichen Einsamkeit gesungen. Er besann sich lange, dann stimmte er, halb singend, halb sprechend, leise vor sich an:

Es ist ein Klang gekommen
Herüber durch die Luft.

Die Weise wollte ihm durchaus nicht einfallen —

Der Wind hat's gebracht und genommen —

Er ärgerte sich, daß er hier alles verlernt, was ihm sonst lieb gewesen, es wurde ihm so heiß und angst, er schob's auf den ungewohnten Ungarwein und eilte endlich aus dem schwülen Gemache, die stille Treppe hinab, durch ein verborgenes Pförtchen ins Freie. Er ging so eilig durch den Garten, daß er sich alle Augenblicke in die weiten Falten des Schlafrockes verwickelte, die Mücken stachen ihn, die Gedanken jagten sich ihm durch die Seele wie die Wolken am Himmel, er wußt' sich gar nicht zu retten. Sei kein Narr, sei kein Narr, sagte er hastig zu sich selbst, ein Schloß, drei Weiler, vier Teiche und fette Karpfen und Unterthanen und Himmelbett — und was macht die Frau Liebste? — Danke für höfliche Nachfrage, sie wiegt — ach und die lieben Kleinen? — sie schreien und die Wiegen rumpeln — und derweil rauscht der Wald draußen und schilt mich, und die Rehe gucken durch den Gartenzaun und lachen mich aus — ja Wald und Rehe, als wenn das alles nur so zum Einheizen und Essen wär'!

So war er in seinem Eifer mit dem langen Schlafrocke mitten ins Dickicht zwischen Dornen und Nesseln geraten und als er sich umsah, erblickte er wahrhaftig die wunderbare Fei in einem Fensterbogen über sich. Er starrte betroffen hin, denn dieser Teil des Schlosses war völlig wüst und unbewohnt, auch kam die Gestalt ihm jetzt schlanker und ganz anders vor als Euphrosine, sie bog sich weit herüber, als säh' sie sich nach jemand um, ihn schauerte — da schien sie ihn zu bemerken und verschwand schnell wieder am Fenster.

Jetzt aber hörte er zu seinem Erstaunen eine wunderschöne Stimme singen, bald näher, bald ferner, wie in goldenen Kreisen um das ganze stille Haus. Er stutzte und hielt den Atem an, das Herz wurde ihm so leicht und fröhlich bei dem Klange, die Luft kam vom Schlosse, er meinte die Weise zu kennen aus alter Zeit. Da schlug er sich plötzlich vor die Stirn, jetzt wußt' er auf einmal das Lied, auf das er sich niemals besinnen konnte und sang jauchzend aus frischer Brust:

Es ist ein Klang gekommen
Herüber durch die Luft,
Der Wind hat's gebracht und genommen,
Ich weiß nicht, wer mich ruft.
Es schallt der Grund von Hufen,
In der Ferne fiel ein Schuß —
Das sind die Jäger, die rufen,
Daß ich hinunter muß!

Und auf einmal ganz nahe unter dem Garten antwortete die Stimme:

Das sind nicht die Jäger — im Grunde
Gehn Stimmen hin und her,
Hüt dich zu dieser Stunde!
Mein Herz ist mir so schwer,
Wer dich lieb hat, macht die Runde,
Steig nieder und frag nicht wer?
Ich führ' dich aus diesem Grunde —
Dann siehst du mich nimmermehr.

Aber Klarinett hatte schon den Schlafrock abgeworfen, er fühlt' sich auf einmal so leicht in dem alten Wanderkleide und schaute in das stille Meer der Nacht, als hört' er die Glocken gehen von den versunkenen Städten darunter und aus dem Waldgrunde tönte der Gesang immerfort dazwischen:

Ich weiß einen großen Garten,
Wo die wilden Blumen stehn,
Die Engel frühmorgens sein' warten,
Wenn alles noch still auf den Höhn,
Manch zackiges Schloß steht darinne,
Die Rehe grasen ums Haus,
Da sieht man weit von der Zinne
Weit über die Länder hinaus —

Klarinett erkannte die Stimme recht gut, und ganz verwirrt, zwischen den wankenden Schatten der Bäume stieg er

durch den Garten in die mondbeglänzte Einsamkeit hinab, immer tiefer, tiefer, das Schloß war hinter ihm schon versunken.

Nun wurde oben alles wieder totenstill, nur der Wetterhahn auf dem Turme drehte sich unruhig im Winde hin und her, als traute er der falschen Nacht nicht und wollte die Schlafenden warnen. Da raschelt plötzlich etwas in der Ferne, lockeres Steingeröll, wie hinter Fußtritten, rollt schallend in den Abgrund, drauf wieder die alte unermeßliche Stille. Allmählich aber schien das heimliche Geknister ringsum sich zu nähern, manchmal fuhr ein verstörter Waldvogel aus dem Gebüsche, sich erschrocken in wildem Zickzacke in die Nachtluft stürzend, da und dort blinkte es wie Stahl auf und funkelten wilde Augen durchs Gesträuch. Jetzt trat eine fremde Gestalt vorsichtig aus den Hecken hervor, ein zweiter und mehrere folgten von allen Seiten, die ganze Bande mit Blendlaternen, Brecheisen, Stricken und Leitern schritt sacht und lautlos dem Schlosse zu. — Nur immer mir nach hier, die Marmorstufen hinauf, flüsterte der Puppenspieler zurück. Sie arbeiteten nun, daß ihnen die Schweißtropfen aus dem struppigen Haare rannen, an der verschlossenen Thür, um sie unbemerkt zu öffnen. Andere hoben ungeduldig indes die Scheiben aus den Fenstern und legten die Leitern an, eifrig hinansteigend. Indem aber thut auch die Thür sich schon mit Krachen auf und das ganze Gesindel durch Fenster und Thür stürzt auf einmal mitten in den Gartensaal. — Das Fräulein! schreit plötzlich der Puppenspieler: Euphrosine, von ihrem Diener begleitet, erschrocken, mit fliegendem Haare im Wiederscheine eines Windlichtes tritt ihnen rasch entgegen. — Was Teufel, die tolle Sinka, ruft da der höllische Jäger, und alle stehen wie verzaubert.

Pamphil war der erste, der sich von seinem Erstaunen wieder erholte. Was ist das, wie kommt ihr hierher? fragte er den Diener, ich traf dich doch erst vor kurzem in Halle, es war gerade Geburtstag, glaub' ich, und Maskerade in des Grafen Gerold Haus an der Stadtmauer; da sagtest du, du hättest einen Schatz drin. — Und den hab' ich auch in der folgenden Nacht gehoben aus der Jungfernkammer auf mein Roß, entgegnete der Diener, denn Sinka war Kammerjungfer im Hause und ich entführte sie die Nacht nach dem Feste. — Wie die anderen soviel von Schätzen hörten, schrieen alle durcheinander: Da stecke was dahinter, sie wüßten's wohl, Sinka hätte hier auf

dem Schlosse wie eine Prinzessin gelebt und aus dem gräflichen Hause mehr als ihren Abschied genommen, auch sei sie ihnen noch ihre Regimentskasse schuldig, sie sollte ihnen zur Goldtruhe vorleuchten, oder sie würden ihr das Schloß überm Kopfe anzünden.

Sinka blickte ratlos umher, wie nach einem guten Einfalle, denn sie gedachte des in Halle gestohlenen Schmuckkästchens droben unter ihrem Bette und verwünschte im Herzen die beiden Kavaliers und ihr Heiratsprojekt, das sie solange hier im Schlosse aufgehalten. Doch die Gesellen ließen keine Bedenkzeit, überwacht und in der übelsten Laune stürmten die einen schon die innere Saalthür, die anderen wollten das Schlafzimmer der beiden Edelleute aufsuchen, wieder andere verrannten diesen wie jenen den Weg, um die ersten zu sein beim Fange, und jeder zankte auf den Puppenspieler, daß er sie mit seinem falschen Schloßfräulein veriert So gerieten endlich alle, lärmend, stoßend und über die Marmorstufen sich wieder hinabdrängend, auf dem Gartenplatze vor dem Schlosse wütend aneinander. Vergebens warf sich Sinka dazwischen und schimpfte sie wilde Gänse, die ihr ins Netz fielen und alle Maschen zerrissen, da sie eben einen jungen Goldfasan fangen wollte, morgen sei die Hochzeit mit dem Rittmeister, sie wolle ehrlich mit ihnen teilen. Keiner hörte mehr, alles stach, hieb und raufte in der stockfinsteren Nacht, daß die Fetzen flogen und die Funken von den Klingen sprühten.

Da schrie plötzlich Sinka durchdringend auf, mit Entsetzen bemerken sie auf einmal mitten unter sich ein fremdes Gesicht, jetzt wieder eins, bald da, bald dort beim Streiflichte des Mondes immer mehr unbekannte Gestalten, die schweigend mit kämpfen, einer von furchtbarem Aussehen ingrimmig durch den dicksten Haufen mähend, als föchte der Teufel mit ihnen. Da faßt alle ein unwiderstehliches Grauen, und Sinka voran, stiebt plötzlich der ganze verbissene Knäuel wie ein Nachtspuk in die Waldschluchten auseinander.

Nur der grimme Fechter, mit zerhauenem Hute blutend auf ein Knie gesunken, verteidigte sich noch immer gegen die geisterhafte Runde der Unbekannten, die nun allein auf dem Platze zurückgeblieben. Der eine leuchtete ihm mit seiner Fackel unter die herabhängende Hutkrempe — ei, Herr Suppius, was machen Sie denn hier! rief er erschrocken zurückprallend.

Suppius — der bei dem ersten Lärme sich sogleich aus

seinem Schlafgemache in das Getümmel gestürzt hatte — blickte im Kreise herum und erkannte nun mit großem Erstaunen einige reichgekleidete Jäger des Grafen Gerold aus Halle, die er damals öfters gesehen, wenn er unter den Fenstern seiner eingebildeten Geliebten vorbeistrich. Sie halfen ihm sogleich wieder auf die Beine und da sie seine umherschweifenden fragenden Blicke bemerkten, erzählten sie ihm in aller Geschwindigkeit, wie ihrem Herrn vor kurzem, da er mit seiner Tochter im nächsten Städtchen übernachtet, eine Karosse nebst Effekten, die er auf der Reise vorausgeschickt, verwegen weggeschnappt worden, da seien sie endlich der Diebsbande auf die Spur gekommen und ihr immer dicht auf den Fersen bis hier zu des Grafen wüstem Jagdschlosse gefolgt.

Des Grafen Schloß? fragte Suppius ganz verwirrt. Aber er hatte nicht Zeit, sich lange zu verwundern. Wo ist der Samson, der die Philister geschlagen? rief ein stattlicher Herr im Garten. Es war Graf Gerold selbst, der, sich rasch vom Pferde schwingend, herzutrat und den abenteuerlichen Studenten mit heimlichem Lächeln betrachtete. Hinter ihm hielt seine Tochter, im ersten Morgenlichte mit den wallenden Federn vom Zelter nickend. — Das ist sie wirklich und leibhaftig! — dachte Suppius überrascht.

Nun war unter den Schalken ringsum viel Rühmens von dem wütenden Studenten, der wie ein Sturmwind das Gesindel auseinandergeblasen. Indem hatten die Jäger im Schloßhofe auch die verschwundene Karosse entdeckt, andere brachten soeben den verlorenen Reisekoffer mit den Staatskleidern und das gestohlene Schmuckkästchen herbei. Der lustige Graf, ohne lange zu kramen, zog sogleich eine schwere goldene Kette hervor, aus lauter St.-Jurgen und Lindwürmern künstlich zusammengefügt und reichte sie seiner Tochter, die mußte sie feierlich dem tapferen Retter des Schlosses um den Hals hängen. Dann gab er seinen Leuten einen Wink. Da setzten sie rasch die Trompeten an und bliesen dem Suppius zu Ehren einen schmetternden Tusch, während die anderen, eh' er sich's versah, ihn auf ihre Schultern schwangen und so im Triumphe ins Schloß zum Frühstücke trugen.

Unterdes war der Tag schon angebrochen, Suppius konnte von seinem lustigen Sitze weit über die Hecken weg ins Thal schauen. Da sah er, zu neuem Erstaunen, unten seinen Gefährten

Klarinett zu Roß, seine Denkeli vor sich im Sattel, wie einen Morgenblitz am Saum des Waldes dahinfliegen. Siglhupfer (denn niemand anders war Klarinett) hatte sich nicht getäuscht: Denkeli, entschlossen mit Gefahr ihres eigenen Lebens ihn zu warnen und zu retten, war die singende Fei im Fenster gewesen — nun verstand er erst die Sage; so weit man vom Turme des Schlosses sehen konnte, es war ja alles, alles wieder sein!

Oben aber schmetterten jetzt von frischem die Trompeten, Vivat- und Jubelgeschrei, und hinter sich sah Suppius die Hüte schwenken und Weinflaschen blinken und die schönen Augen der jungen Gräfin dazwischen funkeln. — So hatte er, wie man die Hand umdreht, sein Glück gemacht. — Siglhupfer aber blieb fortan in den Wäldern selig verschollen.



Libertas und ihr Freier.

Ein Märchen.



Es war einmal ein Schloß in Deutschland mit dicken Pfeilern, Bogenthor und Türmchen, von denen Wind und Regen schon manchen Schnörkel abgebissen hatten. Das Schloß lag mitten im Walde und war sehr verrufen in der ganzen Gegend, denn man wußte nicht, wer eigentlich darin wohnte. Jemand konnte es nicht sein, sonst hätte man ihn doch manchmal am Fenster erblicken müssen; und niemand auch nicht, denn in dem Schlosse hörte man bei Tag und Nacht beständig ein entsetzliches Rumoren, Seufzen, Stöhnen und Zischen, als würde drin die Welt von neuem erschaffen; ja des Nachts fuhr bald da, bald dort ein Feuerschein aus einem der langen Schornsteine oder Fenster heraus, als ob gequälte Geister plötzlich ihre lechzenden Zungen ausstreckten. Über dem Schloßportale aber befand sich eine überaus künstliche Uhr, die mit großem Geknarre Stunden, Minuten und Sekunden genau angab, aber aus Versehen rückwärts fortrückte und daher jetzt beinahe schon um fünfzig Jahre zu spät ging; und jede Stunde spielte sie einen sinnigen Verein gebildeter Arien zur Veredelung des Menschengeschlechtes, z. B.:

In diesen heil'gen Hallen
Kennt man die Rache nicht —
Und Ruhe ist vor allen
Die erste Bürgerpflicht u. s. w.

Die benachbarten Hirten, Jäger und andere gemeinen Leute aber waren das schon gewöhnt und fragten nicht viel danach, denn sie wußten ohnedem von der Sonne schon besser, was es an der Zeit war, und sangen unbekümmert ihre eigenen Lieder. Wer aber recht genau aufpaßte, der konnte wirklich zuweilen zur Nachtzeit

oder in der schwülen Mittagstille den Schloßherrn aus dem großen Uhrportale hervortreten und auf den einsamen Kiesgängen des Ziergartens lustwandeln sehen; einen hagern, etwas schiefbeinigen Herrn mit gebogener Nase und langem Schlafrocke, der war von oben bis unten mit allerlei Hieroglyphen und Zaubersprüchen verblümt und punktiert, und hatte unten einige Zimbeln am Saume, die aber immer gedämpft waren, um ihn nicht im Nachdenken zu stören. Das war aber niemand anders, als der Baron Pinkus, der große Negromant, und die Sache verhielt sich folgendermaßen:

Vor geraumer Zeit und bevor er noch Baron war, hatte der Staatsbürger Pinkus auf dem Trödelmarkte in Berlin den ganzen Nachlaß des seligen Nicolai (der damals gerade altmodisch geworden, weil soeben die Romantik aufgekommen war) für ein Lumpengeld erstanden und machte in Ideeen. Er war ein anschlägiger Kopf und setzte die Ware ab, wo sie noch rar war. So war er denn eines Tages an das abgelegene Schloß eines gewissen Reichsgrafen gekommen. Der Graf saß gerade in freudenreichem Schalle an der Mittagstafel mit seinem Stallmeister, Hofmarschall und dem anderen Hofgesinde. Da riß es plötzlich so stark an der Hausglocke, daß die Kanarienvögel, Papageien und Pfauen vor Schreck zusammen schrieen und die Puthähne im Hofe zornig zu gollern anfingen. Der Graf rief: Wer ist da draußen vor dem Thore? Der Page rief: Was wollen Sie, mein Herr? — Menschenwohl, Jesuiten wittern und Toleranzen. — Der Page kam: Dem Menschen ist nicht wohl, er will einen Bitteren oder Pomeranzen. — Das verdenk' ich ihm nicht, entgegnete der Graf, aber geh und frag noch einmal genauer, wer er sei. — Der Page ging: Ihr Charakter, mein Herr? — Kosmopolit! — Der Page kam: Großhofpolyp. — Das Brockhausische Konversationslexikon war damals noch nicht erfunden, um darin nachschlagen zu können, es entstand daher ein allgemeines Schütteln des Kopfes und der Graf war sehr neugierig, die neue Hofcharge kennen zu lernen. So wurde nun Pinkus eingelassen und trat mit stolzer Männerwürde in den Saal, und nachdem die notwendigen Bewillkommnungskomplimente zu beiderseitiger Zufriedenheit glücklich ausgewechselt waren, begann er sogleich eine wohlstilisierte Rede von der langen Nacht, womit die schlauen Jesuiten das Land überzogen, kam dann auf den großen Nicolai, wie derselbe, da in dem Stichdunkel alle mit den Köpfen aneinanderrannten, in edler Verzweifelung seinen

unsterblichen Zopf ergriff, ihn an seiner Studierlampe anzündete und mit dieser Fackel das Volk der Tugendusen, die bloß von Moral leben, siegreich bis mitten in die Ultramontanei führte. — Hier nahm der Hofmarschall verzweifelungsvoll eine Prise, und verschiedene Kavaliere gähnten heimlich durch die Nase. Aber Pinkus achtete nicht darauf, sondern fing nun an, den besagten Nicolaischen Zopf ausführlich in seine einzelnen philosophischen Bestandteile zu entwickeln. Das ist ja nicht auszuhalten! rief der Oberstallmeister mit schwacher, kläglicher Stimme, die anderen stießen schon schlummernd mit ihren Frisuren gegeneinander, daß der Puder stob, die Pfauen draußen hatten längst resigniert die Köpfe unter die Flügel gesteckt, im Vorzimmer schnarchte die umgefallene Dienerschaft fürchterlich auf Stühlen und Bänken. Es half alles nichts, der unaufhaltsame Pinkus zog immer neue, lange, vergilbte Papierstreifen aus dem erstandenen Nachlasse, rollte sie auf und murmelte fort und immerfort von Aufklärung, Intelligenz und Menschenbeglückung. — Sapperment! schrie endlich der Graf voll Wut und wollte aufspringen, aber er konnte nicht mehr, sondern versank mit dem ganzen Hofstaate in einen unauslöschlichen Zauberschlaf, aus dem sie alle bis heute noch nicht wieder erwacht sind.

Man muß nur haben Verstand! rief da der böse Negromant und rieb sich vergnügt die Hände, legte sie aber nicht müßig in den Schoß, denn durch die offenen Thüren, da niemand mehr da war sie zuzumachen, kam der Wind dahergepfiffen und griff unverschämt nach seinen Papieren; aus der großen Krystallflasche, die der Hofmarschall beim Einschlafen umgeworfen, war ihm das Wasser in die Schnallenschuhe gestürzt und die Kerze, woran sie ihre Pfeifen anzuzünden pflegten, flackerte unordentlich und wollte durchaus die seidene Gardine anstecken. Pinkus aber hatte sie alle schon lange auf dem Korne und eine gründliche Verachtung vor der Luft, dem landstreicherischen Windbeutel, sowie vor dem Wasser, das keine Balken hat, und immer nur von Stein zu Stein springen, glitzern, schlängeln und die unnützen Vergißmeinnichts küssen möchte, und vor dem Feuer, das nichts thut, als verthun und verzehren. Er trat daher entrüstet in den Garten hinaus, civilisierte ohne Verzug jene ungeschlachten Elemente durch seine weitschweifigen Zaubersprüche, die keine Kreatur lange aushält, und stellte sie dann in dem verstorbenen Schlosse an. In demselben Schlosse aber legte er sofort eine Gedankendampffabrik an, die ihre Artikel

zu Benjowskys Zeiten bis nach Kamtschatka absetzte und eben den außerordentlichen Lärm machte, den sich die dummen Leute in der Umgegend nicht zu deuten wußten.

So war also der Staatsbürger Pinkus ein überaus reicher Mann und Baron geworden, und befand, daß alles gut war.

Seitdem waren viele Jahre vergangen, da gewahrte man in einer schönen Nacht dort in der Gegend ein seltsames Zittern und Blinkern in der Luft, als würde am Himmel ganz was Absonderliches vorbereitet. Die Vögel erwachten darüber und reckten und dehnten noch verschlafen ihre Flügel, da sahen sie droben auch den Adler schon wach und fragten erstaunt:

Was giebt's, daß vom Horste
An der zackigen Kluft
Der Adler schon steigt
Und hängt überm Forste
In der stillen Luft,
Wenn alles noch schweigt?

Der Adler aber vernahm es und rief hinab:

Ich hörte in Träumen
Ein Rauschen gehn,
Sah die Gipfel sich säumen
Von allen Höhn —
Ist's ein Brand, ist's die Sonne,
Ich weiß es nicht,
Aber ein Schauer voll Wonne
Durch die Wälder bricht.

Jetzt schüttelten die Vögel geschwind den Tau von den bunten Wämschen und hüpften und kletterten nun selber in ihrem grünen Hause bis in die allerhöchsten Wipfel hinaus, da konnten sie weit ins Land hinaussehen, und sangen:

Sind das Blitze, sind das Sterne?
Nein, der Aar hat recht gesehn,
Denn schon leuchtet's aus der Ferne,
Daß die Augen übergehn.

Und in diesen Morgenblitzen
Eine hohe Frau zu Roß,
Als wär' mit den Felsenspitzen
Das Gebirge dort ihr Schloß.

Geht ein Klingen in den Lüften,
Aus der Tiefe rauscht der Fluß,
Quellen kommen aus den Schlüften,
Bringen ihr der Höhen Gruß.

Und die grauen Schatten sinken,
Wie sie durch die Dämmrung bricht,
Und die Kreaturen trinken
Dürstend alle wieder Licht.

Ja, sie ist's, die wir da schauen,
Unsre Königin im Thal!
O Libertas! schöne Fraue,
Grüß dich Gott vieltausendmal!

Habt Dank, meine lustigen Kameraden! rief da eine wunderliebliche Stimme, die wie ein Glöcklein durch die Einsamkeit klang, und die Lerche stieg sogleich kerzengerade in die Höh' und jubilierte: Die Libertas ist da, die Libertas ist da! — es wollt's niemand glauben. Sie war's aber wirklich, die soeben zwischen dem Gesträuche auf den Schloßberg heraustrat. Sie ließ ihr Rößlein frei neben sich weiden und schüttelte die langen, wallenden Locken aus der Stirn; die Bäume und Sträucher hatten sie ganz mit funkelndem Tau bedeckt, daß sie fast wie eine Kriegsgöttin in goldener Rüstung anzusehen war. Hinter ihr aber, wo sie geritten, zog sich's wie eine leuchtende Furt durchs Land, denn sie war über nacht gekommen, der Mond hatte prächtig geschienen und die Wälder seltsam dazu gerauscht, in den Thälern aber schlief noch alles, nur die Hunde bellten erschrocken in den fernen Dörfern und die Glocken auf den Türmen schlugen von selbst an, wo sie vorüberzog.

„Ich wollte doch auch wieder einmal meine Heimat besuchen," sagte sie jetzt, „die schönen Wälder, wo ich aufgewachsen. Da ist viel abgeholzt seitdem, das wächst sobald nicht wieder

nach auf den kahlen Bergen." Nun erblickte sie erst das geheimnisvolle Schloß und den Ziergarten. „Aber wo bin ich denn hier hingeraten?" fragte sie erstaunt. Es schwieg alles; was wußten die Vögel von dem Baron Pinkus! Es war ihr alles so fremd, sie konnte sich gar nicht zurechtfinden. „Das ist die Burg nicht mehr, wo sonst meine liebsten Gesellen gewohnt. Mein Gott! wo sind die alten Linden hin, unter denen wir damals so oft zusammengesessen?" — Darüber wurde sie auf einmal ganz ernsthaft, trat an den Abhang und sprach laut in die Tiefe hinaus:

Die gebunden da lauern,
Sprengt' Riegel und Gruft,
Du ahnend Schauern
Der Felsenkluft,
Unsichtbar Ringen
In der stillen Luft,
Du träumend Singen
Im Morgenduft!
Brecht auf! schon ruft
Der webende blaue
Frühling durchs Thal.

Und die Vögel jubelten wieder:

O Libertas, schöne Fraue,
Grüß dich Gott vieltausendmal!

Da ging erst ein seltsames Knistern und Flüstern durch die Buchsbäume und Spaliere, fast grauenhaft, wie wenn sie heimlich miteinander reden wollten in der großen Einsamkeit, drauf kam von den Waldbergen auf einmal ein Rauschen immerfort wachsend über den ganzen Garten, es war, als stiege über die Hecken und Gitter von allen Seiten verwildernd der Wald herein, die Fontäne fing wie eine Fee mit krystallenen Gewändern zu tanzen an, und Krokus, Tulipanen, Königskerzen und Kaiserkronen kicherten lustig untereinander; im Schlosse aber entstand zu gleicher Zeit ein entsetzliches Krachen und Tosen, daß alle Thüren und Fenster aufsprangen. Da kam plötzlich Pinkus, ganz verstört und zerzaust, aus dem Hauptthore mit solcher Vehemenz dahergeflogen,

daß die Schöße seines punktierten Schlafrockes weit hinter ihm drein rauschten. Er wollte vernünftig reden, aber der Fruhlingssturm hatte ihn mit erfaßt, er mußte zu seinem großen Ärger in lauter Versen sprechen und schrie ingrimmig:

Bin ich selber von Sinnen?
Im Schlosse drinnen
Ein Brausen, Rumoren,
Alles verloren!
Die Wasser, die Winde,
Das Feuer, das blinde,
Die ich besprochen,
Wild ausgebrochen,
Die rasen und blasen
Aus feurigen Nasen,
Mit glühenden Blicken,
Brechen alles in Stücken!

Hier stutzte er auf einmal, er hatte die Libertas erblickt, da schoß ihm plötzlich das Blatt. Er kannte sie zwar nicht von Person, aber der schlaue Magier wußte nun sogleich, wer die ganze Verwirrung angerichtet. Ohne Verzug schritt er daher auf sie los und forderte ihren Paß. Sie betrachtete ihn von oben bis unten, er sah vom Schrecke so windschief und verschoben aus; sie mußte ihm helllaut ins Gesicht lachen. Da wurde er erst recht wild und rief die bewaffnete Macht heraus, die sich nun von allen Seiten mit großer Anstrengung mobil machte, denn der Friedensfuß, auf dem sie solange gestanden, war ihr soeben etwas eingeschlafen. Libertas stand unterdessen wie in Gedanken und wußte gar nicht, was die närrischen Leute eigentlich wollten. Doch sie sollte es nur zu bald erfahren. Pinkus befahl, die gefährliche Landstreicherin im Namen der Gesittung zu verhaften. Sie ward eiligst wie ein Wickelkind mit Stricken umwunden und ihr, in gerechter Vorsicht, darüber noch die Zwangsjacke angelegt. Da hätte man sehen sollen, wie bei dieser Arbeit manchem würdigen Krieger eine Thräne in den gewichsten Schnurrbart herabperlte; aber der Potriotismus war groß und Stockprügel thun weh. So wurde Libertas unter vielem Lärme in das mit dem Schlosse verbundene Arbeitshaus abgeführt.

Pinkus aber, nachdem er sich von der Alteration einigermaßen wieder erholt hatte, schrieb sogleich ein großes Renaissancefest aus, das in einem feierlichen Aufzuge aus dem chinesischen Lusthause nach dem Schlosse bestand und wohl einer würdigeren Feder wert wäre. Da sah man nämlich zuerst zwölf weißgekleidete Mädchen, eine hinter der anderen vorschreitend, in den chinesischen Saal hereinschweben, sie trugen auf ihren Achseln eine wunderliche Festgabe, die wie eine lange Wurst oder wie ein greulicher Wurm aussah. Damit traten sie in einer Reihe vor Pinkus, stellten sich auf das eine Bein und streckten das andere anmutsvoll in die Luft, während eine jede die rechte Hand auf ihr Herz legte, mit der linken aber das langschweifige Weihopfer hoch in die Höhe hob und alle lieblich dazu sangen:

Wir bringen dir der Treue Zopf
Von eigner Locken Seide,
Lang trag ihn dein erhabner Kopf
Zu deines Landes Freude,
Kopf, Zopf und Lockenseide!

Es war wirklich ein ungeheurer Zopf, den sie eiligst aus ihren eigenen Locken zusammengewunden hatten. Der gerührte Pinkus riß sich sofort den Haarbeutel vom Haupte, verehrte ihn unter angemessenen Worten den Jungfrauen, um ihn als teures Andenken in dem Prüfungssaale ihrer Pensionsanstalt aufzuhängen und ließ sich dann den patriotischen Zopf am Genicke befestigen, was sich sehr feierlich ausnahm, denn er schleppte ihn hinten etwas nach, so daß ihm jeder drei Schritte vom Leibe bleiben mußte, um nicht unversehens darauf zu treten. Jetzt aber begann der Zug durch den Garten. Voran schritten, wie eine Schar schneeweißer Gänse, die glücklichen Jungfrauen mit dem Haarbeutel auf sammetnem Kissen, ihnen folgte der Haushofmeister, an dessen Allongeperücke in der feuchten Abendluft die Locken aufgegangen waren und wie ein Fürstenmantel fast bis an die Fersen herabfielen, endlich kam Pinkus selbst, dem der Kammerdiener den Zipfel des Opferzopfes ehrerbietig nachtrug. Auch der Ziergarten, der seit Libertas gebunden war, hatte unterdes seine vorige würdige Haltung wiedergewonnen, und wo Pinkus vorüberschritt, präsentierte der marmorne Herkules mit seiner Keule, der geigende Apollo

salutierte mit dem Fiedelbogen und die Tritonen in den steinernen Becken bliesen auf ihren Muscheln aus Leibeskräften: Heil dir im Siegerkranz!

Die Geschichte machte damals großes Aufsehen in Deutschland. Die Schwalbe schoß ängstlich hin und her und schwatzte und schrie von allen Dächern und Zäunen: Weh, weh, Frau Libertas ist gefangen! Die Lerche stieg sogleich wieder kerzengegerade in die Höh' und meldete es dem Adler, die Nachtigall schluchzte und konnt' sich gar nicht erholen, selbst der Uhu seufzte einigemal tief auf; der Rohrdommel aber trommelte sofort Alarm und der Storch marschierte im Paradeschritt durch alle Wiesen und Felder und klapperte unablässig zum Appell. Bald wurde es auch weiter im Walde lebendig; der Hase duckte sich im Kohle und mochte von der ganzen Sache nichts wissen, der Fuchs wollte erst abwarten, welche Wendung sie nehmen würde; der biedere Bär dagegen ging schnaubend um und wurde immer brummiger, und die Hirsche rannten verzweifelungsvoll mit ihren Geweihen gegen die dicksten Eichen, oder fochten krachend miteinander, um sich in den Waffen zu üben.

Da kam zur selben Stunde der Doktor Magog dahergewandert, der seinen Verleger nicht finden konnte und daher soeben in großer Verlegenheit war. Der hörte mit Verwunderung das ungewöhnliche Geschrei der Vögel; durch einen entflogenen Star, der reden gelernt, erfuhr er alles, was geschehen, und wollte aus der Haut fahren über diese Nachricht. Ha! rief er, und dabei fuhr ihm wirklich der Ellbogen aus dem Ärmel. Aber sein Entschluß war sogleich gefaßt: er wandte sich eiligst seitwärts nach dem Walde hin. Da erblickte ihn ein Köhler von fern und rief ihm zu, wohin er ginge? — Zum Urwalde, erwiderte Mogog. — Seid Ihr toll? schrie der Köhler wieder herüber,

Kehrt um auf der Stelle,
Dort steht ein Haus,
Da brennt die Hölle
Zum Schornstein heraus,
Und auf der Schwelle
Tanzt der Teufel Kehraus.

Laßt ihn tanzen! entgegnete Magog und schritt stolz weiter. Der fromme Köhler sah ihm nach, bis er im Walde verschwunden war. So gnad' ihm Gott, sagte er dann und schlug ein Kreuz. Magog aber räsonnierte noch lange innerlich: Abergläubisches Volk, das im Mittelalter und in der Religion stecken geblieben! Darum wächst auch der Wald hier so dumm ins Blaue hinein, daß man keinen vernünftigen Fortschritt machen kann.

So war er eine Weile durch das Dickicht vorgedrungen, als er unverhofft eine dünne Gestalt sehr eilfertig auf sich zukommen sah. Es war eine lange, hagere, alte Dame in ganz verschossenem altmodischen Hofstaate, das graue Haar in lauter Papilloten gedreht, wie ein gespickter Totenkopf, die hatte unter jedem Arme eine große Pappschachtel, hielt mit der einen Hand ein zerrissenes Parasol über sich und stützte sich mit der anderen auf einen Haubenstock. — „Ist das der rechte Weg zum Urwalde?“ fragte Magog. — „Gewiß, leider, mein Herr,“ erwiderte die Dame, sich feierlich verneigend. „Ja,“ setzte sie dann mit außerordentlicher Geschwindigkeit in einem Striche fortredend hinzu — „ja, diese bäuerische ungesittete Nachbarschaft macht sich von Tag zu Tag breiter, besonders seit einigen Tagen, man sagt, die famose Libertas sei wieder einmal in der Luft, es ist nicht mehr auszuhalten in dieser gemeinen Atmosphäre, keine Gottesfurcht mehr vor alten Familien, aber ich hab' es meinem hochseligen Herrn Neveu immer vorausgesagt, das war auch so ein herablassender Volksfreund, wie sie es nennen, ja das eine Mal embrassierte er sich gar mit dem Pöbel, da haben sie ihn jämmerlich erdrückt, und nun gar wir Jungfrauen sind beständigen Attaquen ausgesetzt, und so sehe ich mich soeben bemüssiget zu emigrieren; o Sie glauben gar nicht, mein Herr, was so eine arme Waise von Distinktion sich zerärgern muß in der gegenwärtigen Abwesenheit aller Tugenden von Stande!“ Hier kam sie vor großem Eifer ins Singen und machte plötzlich einen langen, feinen Triller wie eine verdorbene Spieluhr, bis sie sich endlich ganz verhustete. Magog, der ihr voll Erstaunen zugehört, brach in ein schallendes Gelächter aus. Darüber geriet die Dame in solchen Zorn, daß sie verächtlich und ohne Abschied zu nehmen eiligst weiter emigrierte. — „Ohne Zweifel die Urtante, da kann ich nicht mehr weit haben,“ dachte Magog und schritt getrost wieder vorwärts.

Bald aber verlor sich der Fußsteig vor seinen Füßen, der

Forst wurde immer wilder und dichter, von fern nur sah er eine seltsame Rauchsäule über die Wipfel aufsteigen; da gedachte er der Warnung des Köhlers und des wüsten Hauses, aus dem die Hölle brennen sollte. Aber ein rauchender Schornstein war ihm von jeher ein anziehender Anblick und so klomm er mühsam eine Anhöhe hinan, um das ersehnte Haus zu entdecken. Doch zu seinem Schrecken bemerkte er, daß es ringsum bereits zu dunkeln anfing. Jetzt begann es auch unten am Boden schon sich geheimnisvoll zu rühren, Eidechsen raschelten durch das trockene Laub, die Fledermäuse durchkreuzten mit leisem Fluge die Dämmerung, aus den feuchten Wiesen krochen und wanden sich überall trägringelnd lange Nebelstreifen und hingen sich an die Tannenäste wie Trauerflöre, und als Magog endlich droben ins Freie trat, stieg die kühle stille Nacht über die Wälder herauf und bedeckte alles mit Mondschein. Auch die Rauchsäule konnte er nicht mehr bemerken, es war, als hätte die fromme Nacht die Hölle ausgelöscht. Da beschloß er, hier oben den Morgen abzuwarten, streckte sich auf das weiche Moos hin, schob sein mit Manuskripten vollgepfropftes Reisebündel unter den Kopf, betrachtete dann noch eine Zeit lang die zerrissenen Wolken, die über ihm dahinjagten und manchmal wie Drachen nach dem Monde zu schnappen schienen, und war endlich vor großer Müdigkeit fest eingeschlafen.

So mochte er eine geraume Zeit geruht haben, da meinte er mitten durch den Schlummer ein Geflüster zu vernehmen und dazwischen ein seltsames Geräusch, wie wenn ein Messer auf den Steinen gewetzt würde. Die Stimmen kamen immer näher und näher. „Er schläft," sagte die eine, „jetzt ist's die rechte Zeit." — „Ein schlechter Braten," entgegnete eine andere tiefe Stimme, „er ist sehr mager, hab' seinen Futtersack untersucht, den er unterm Kopfe hat, er lebt bloß von Papier." — Nun schien es dem Magog, als hörte er auch die emigrierte Tante leise und eifrig dazwischenreden in verschiedenen unbekannten Sprachen, die anderen antworteten ebenso, die Wipfel rauschten verworren drein, auf einmal schlug sie wieder ihren schrillenden Triller. Da sprang Magog ganz entsetzt auf — es war ein heiserer Hahn, der fern im Thale krähte. Verstört blickte er um sich, der Morgen blitzte zu seinem Erstaunen schon über die Wälder, er wußte nicht, ob ihm das alles nur geträumt oder sich wirklich ereignet hatte.

Jetzt sah er auch die Rauchsäule von gestern wieder empor-

wirbeln, er hielt es für einen unverhofften feuerspeienden Berg. Als er indes näher kam, erkannte er, daß es nur eine ungeheuere Lehmhütte war, in welcher wahrscheinlich das Frühstück gekocht wurde. In diesen tröstlichen Gedanken ging er also unaufhaltsam darauf los. Auf einmal aber blieb er ganz erschrocken stehen. Denn auf dem Rasenplatze vor der Hütte war ein Riesenweib wahrhaftig soeben damit beschäftigt, ein großes Schlachtmesser zu wetzen. Sie schien ihn nicht zu bemerken oder weiter nicht zu beachten, weil er so klein war, und in demselben Augenblicke brachen auch mehrere Riesenkinder mit großem Geschreie aus der Hütte und zankten und würgten und rauften untereinander, daß die Haare davonflogen Über diesem Lärme aber erhob sich plötzlich eine wunderbare, baumlange Gestalt und gähnte, daß ihm die Morgensonne bis tief in den Schlund hineinschien. Der Mann war greulich anzusehen, ungewaschen und ungekämmt, wie ein zerzaustes Strohnest, und hatte eine ungeheuere Wildschur an, die war aus lauter Lappen und Fetzen von Fuchsbalg, wilden Schweinshäuten und Bärenfellen zusammengeflickt. — „Herr Rüpel?!“ rief da Magog in freudigem Erstaunen. — „Wer ruft mich?“ erwiderte der Riese noch halb im Schlafe und sah den Fremden verwundert an. — „Sie eben hab' ich aufgesucht,“ entgegnete Magog, „eine höchst wichtige Angelegenheit.“ — Aber Rüpel hatte gerade mit der Kindererziehung zu thun. „Hetzoh!“ schrie er den Jungens zu, die noch immer fortrauften, „du da wirst dich doch nicht unterkriegen lassen, frisch drauf!“ Dann streckte er unversehens sein langes Bein vor, da stürzten und kollerten die Verbissenen plötzlich verworren übereinander, während die Riesenmutter voller Zorn ihren Kehrbesen mitten in den Knäuel warf. Darüber kamen alle in ein so herzhaftes Lachen, daß der Wald zitterte.

Da nun Magog die Familie in so guter Laune sah, faßte er sich ein Herz und rückte sogleich mit seinem eigentlichen Plane heraus. „Herr Rüpel,“ sagte er, „ich bin ein Biedermann und kenne kein Hofieren und keinen Hof, als den Hühnerhof meiner Mutter, aber das muß ich Ihnen rund heraussagen: Ihre Macht und Gesinnungstüchtigkeit ist durch ganz Europa ebenso berühmt als geschätzt und ebenso geschätzt als gefürchtet. Darum wende ich mich vertrauensvoll an Ihr großes Herz und rufe: Wehe und abermals wehe! die Libertas ist geknechtet! — wollen wir

das dulden?" — „Libertas? wer ist die Person?" fragte Rüpel. — „Libertas?" erwiderte Magog, „Libertas ist die Schutzpatronin aller Urwälder, die Patronin dieses langweiligen — wollt sagen: altheiligen Waldes." — „J bewahre," fiel ihm hier die Riesin ins Wort, unsere Grundherrschaft ist das gnädige Fräulein Sibylla da draußen." — „Was? die mit den Papilloten und großen Haubenschachteln? rief Magog, den dieser unerwartete Einwurf ganz aus dem Concept gebracht hatte. Aber er faßte sich bald wieder. „Grundherrschaft!" fuhr er fort, „schützt die Grille Krokodile, der Frosch das Rhinoceros, der Weißfisch den Haifisch? — Wer die Macht hat, ist der Herr und Ihr habt die Macht, wenn die Libertas regiert, und habt die Macht nicht, wenn die Libertas gefangen ist, und die Libertas ist gefangen — ich frage also nochmals, wollen wir das dulden?"

Hier aber wurde er, da er eben im besten Zuge war, durch einen seltsamen Auftritt unterbrochen. Ein Reiher kam nämlich pfeilschnell dahergeschossen, setzte sich gerade auf seinen zerknitterten Kalabreser, drehte ein paarmal mit dem dünnen Halse, verneigte sich dann feierlich vor der Gesellschaft und sagte: „Sie lassen alle ihren Respekt vermelden und es thut ihnen sehr leid, aber sie können heut und morgen nichts bringen, wir haben alle außerordentlich Wichtiges zu thun; schönen guten Morgen! Und damit sich abermals höflich verneigend, schwang er sich wieder in die Lüfte. — „Guten Morgen, Herr Fischer," erwiderte Rüpel, ihm ganz verblüfft und mit einer verzweifelten Resignation nachschauend. Jetzt sah man auf einmal auch einen ungeheueren Schwarm wilder Gänse über den Wald fortziehen, einen alten gewiegten Gänserich voran, alle die Hälse wie Lanzen weit vorgestreckt und in einem spitzen Keile dahinstürmend, als wollten sie den Himmel durchbrechen, und dabei machten sie ein so entsetzliches kriegerisches Geschreie, daß man sein eigenes Wort nicht hören konnte. Währenddes aber hatte der eine Riesenknabe sich mit dem Ohre auf den Boden gelegt und sagte: „Draußen im Grunde hör' ich ein groß Getrampel, man kann die Tritte deutlich unterscheiden: Hirsche, Auerochsen, Bären, Damhirsche, Rehe, zieht alles wild durcheinander den großen See entlang." — „Die Tollköpfe!" rief die Riesenmutter aus, „da haben sie gewiß wieder Verdruß gehabt mit dem gnädigen Fräulein und haben unseren guten Wald in Verruf gethan und wandern aus; denn das Fräulein ist ihnen

immer spinnefeind gewesen und ließ sie mit Hunden hetzen und schinden und braten obendrein."

„Nein, nein, die alte Spinne ist ja selber ausgewandert, ich bin ihr gestern begegnet," sagte Magog voll Verwunderung, „aber warum nehmen Sie sich denn die Sache so sehr zu Herzen, teuerste Frau von Rüpel?"

„Wie sollt' ich nicht!" erwiderte die Riesin, „ach wir armen Waldleute müssen uns gar kümmerlich durchhelfen mit der großen Familie. Sehen Sie, lieber Herr, ich und mein Mann arbeiten hier für die vornehmen Tiere: Hirsche, Rehe und anderes Hochwild um Tagelohn, den wir von ihnen in Naturalien beziehen. Des Abends spricht mancher Edelhirsch bei uns ein, wenn er nachts auf die Freite gehen will, da muß ihm mein Mann die Pelzstiefelchen putzen, dafür erhalten wir denn die Felle der verunglückten Kameraden und die abgeworfenen Geweihe in die Wirtschaft. Alle Morgen aber kommen die Bären und lassen sich ihre Pelze ausklopfen und bringen uns große Honigfladen, oder ein paar wilde Schweine lassen sich ihre Hauer schleifen und werfen uns zum Danke einen fetten Frischling auf die Schwelle, denn die Zeiten sind schlecht, da kommt es ihnen auf ein Kind mehr oder weniger nicht an. Ich aber flechte Nester für die Adler, Habichte und Auerhühner und die lassen uns dann im Vorüberfliegen einen Hasen oder ein Zicklein herunterfallen, oder legen uns nachts einige Schock Eier vor die Thür, wenn sie eben nicht Lust haben, alle auszubrüten. Und nun — ach das große Unglück! jetzt haben wir unsere Kundschaft verloren und stehen ganz verlassen in der Welt, o! o!" — Und hier fing sie jämmerlich zu heulen an und der Riese, der sich lange gehalten, stimmte plötzlich furchtbar mit ein.

Da trat Magog mannhaft mitten unter sie. „Das soll bald anders werden!" rief er; „kennt Ihr das Schloß des Baron Pinkus?" Der Riese entgegnete, er habe es wohl von fern gesehen, wenn er manchmal zur Unterhaltung bis an den Rand des Waldes gegangen, um die Köhler und andere kleine Leute zu schrecken. — „Nun gut," fuhr Magog fort, „dort eben sitzt die Libertas gefangen. Seht, mich hat auch die Welt nur auf elende Lorbeeren gebettet, daß ich mir an dem stacheligen Zeuge schon den ganzen Ärmel am Ellbogen durchgelegen; darum habe ich ein Herz für das arme Riesenvolk. Die Libertas ist eine

reiche Partie, wir müssen sie befreien! Dabei kann es vielleicht einige Püffe setzen, was frag' ich danach! Ihr habt ja ein dickes Fell, alles für meine leidenden Brüder! Mit einem Worte: Ihr befreit sie und ich heirate sie dann und Ihr seid auf dem Schlosse Portier und Schloßwart und Haushofmeister, eh' man die Hand umdreht. Topp, schlagt ein — aber nicht zu stark, wenn ich bitten darf"

Darüber war Rüpel ganz wild geworden und schritt, ohne ein Wort zu sagen, so eilig in die Hütte, daß Magog nur mühsam und mit vorgehaltenen Händen tappend folgen konnte. Denn sie stiegen über viele ungeschickte Felsenstufen in eine große Höhle hinab, über welcher der Berg, den Magog für die Hütte gehalten, nur das Dach und den Schornstein bildete. Im Hintergrunde der Höhle hing ein Kessel über dem Feuer, ein zahmer Uhu mit großen, funkelnden Augen saß in einem Felsenspalte daneben und fachte mit seinen Flügeln die Flamme an und schnappte manchmal nach den Fledermäusen, die geblendet nach dem Feuer flogen. Die Flamme warf ein ungewisses Licht über die rauhen und wunderlichen Steingestalten umher, die bei den flackernden Wiederscheinen sich heimlich zu bewegen schienen, und mächtige Baumwurzeln drängten sich überall wie Schlangen aus den Wänden, in der Tiefe aber hörte man ein Picken und Hämmern und unterirdische Wasser verborgen gehen, und dazwischen rauschte der Wald immerfort durch die offene Thür herein. Rüpel aber rumorte eifrig in der Höhle herum, er schien allerlei zusammenzusuchen. Auf einmal wandte er sich zu Magog: „Und damit Punktum, ich geh' mit auf die Befreiung!"

Da nun die Riesin merkte, wo das alles eigentlich hinauswollte, wurde sie plötzlich ganz empfindlich und nannte ihren Mann einen alten Bummler und den Magog einen verlaufenen Schnappsackspringer, der nur gekommen, das häusliche Familienglück zu stören. Vergebens hielt ihr Magog den Patriotismus und den gebieterischen Gang der neuen Weltgeschichte entgegen. Sie behauptete, sie hätten schon hier im Hause Geschichten genug und nicht nötig, noch neue zu machen, und die ganze Geschichte ging die Welt gar nichts an! So entspann sich unversehens ein bedenklicher Streit. Rüpel fluchte, die Riesin zankte, die Kinder schrieen und draußen war von dem Lärme das Echo aus dem Morgenschlummer erwacht und schimpfte immerfort mit drein,

man wußte nicht, ob auf Rüpel, auf Magog oder auf die Riesin.

Da hob sich auf einmal im Boden ein Stein dicht neben Magog, der erschrocken die Beine einzog, denn er meinte, es wollte ihn ein Riesenmaulwurf in die Zehen beißen. Es war aber nur eine heimliche Fallthür und aus dieser fuhr mit halbem Leibe ein winziges Kerlchen mit altem Gesichte und spitzer Mütze zornig empor: „Was macht Ihr heute hier oben wieder für ein greuliches Spektakel," sagte er mit seiner dünnen Stimme, „wenn Ihr nicht manierlicher seid, kündigen wir Euch die Miete auf!" Dabei that es einen glühenden Blick aus der Tiefe herauf und Magog konnte durch die Öffnung weit hinabschauen. Da sah er unzählige kleine Wichte, jedes eine Grubenlampe auf dem Kopfe, in goldenen Eimern wundersam singend auf- und niederschweben, und ganz unten blitzte und funkelte es bei den vielen irrenden Lichtern von Diamanten, Krystallen und Saphiren wie ein prächtiger Garten. — „Um Gottes willen," rief die Riesin ihm leise und ängstlich zu, schaut nicht so hin, man wird wahnsinnig, wenn man lange da hinuntersieht; das sind unsere Hausherren, die Zwerge und Grubenleute, die unter uns wohnen und uns diese Dachkammer für ein Billiges überlassen haben. Aber Rüpel, dem noch der vorige Zank in den Gliedern steckte, hatte schon mit dem Fuße nach dem Zwerglein gestoßen und hätte es sicherlich zertreten, wenn es nicht fix wieder untergeduckt und den Stein hinter sich zugeklappt hätte.

Sodann ergriff Rüpel rasch seinen knotigen Wanderstab, warf einen Sack über die Schultern und stand in seinen Pelzhäuten wie eine Kürschnerbude reisefertig in der Thür. Da hätte man nun die feierliche Abschiedsscene sehen sollen, die wohl geeignet war, ein fühlendes Herz mit den sanftesten Regungen zu erfüllen! Die Riesin hing mit aufgelöstem Haare am Halse des geliebten Mannes und schluchzte außerordentlich: auch von seinem gerechten Schmerze zeugte eine ungeheuere Thräne im Auge, die lieben Kleinen umklammerten kindlich lallend die Kniee ihres verehrten Erzeugers, da hörte man nichts, als die süßen Namen: Papa und teuerer Gatte und treue Lebensgefährtin! Aber Rüpel zerdrückte die Thräne und riß sich los wie ein Mann. „Weib, du sollst von mir hören!" rief er und schritt majestätisch in den Wald hinein und Magog versäumte nicht, ihm auf das allereil-

fertigste nachzufolgen, denn hinter ihnen hörte er noch immer die Stimme der verwaiseten Familienmutter und konnte nicht recht unterscheiden, ob sie noch immer weinte oder etwa von neuem schimpfte.

Endlich war alles verhallt, man vernahm nur noch den Tritt der einsamen Wanderer. Magog bemerkte mit vieler Genugthuung den langen Fortschritt seines Reisekumpans, und da er seinen Rücken recht betrachtete, freute er sich dieser breitesten Grundlage und lud ihm auch noch sein eigenes Ränzel mit auf, das freilich nicht sonderlich schwer war. Durch die Wildnis aber wehte ihnen ein kräftiger Waldhauch entgegen, da wurden beide ganz lustig. Rüpel erzählte, wie er eigentlich von dem berühmten deutschen Bärenhäuter abstamme, Magog aber stimmte sein Lieblingslied an:

> Von des Volkes unverjährbaren Rechten
> Und der Tyrannen Attentaten,
> Die die Völker verdummen und knechten,
> Fürsten und Pfaffen und Bureaukraten.

„Und Bier und Braten!“ fiel hier Rüpel jubelnd mit ein. — „Haben Sie etwas mit?“ wandte sich Magog rasch herum. Rüpel schüttelte mit dem Kopfe. — „Ha, also nur immer vorwärts, vorwärts!“ ermutigte Magog.

Über dem Singen und den vergnügten Gesprächen aber hatte Rüpel unvermerkt den rechten Weg verloren. Vergebens bestieg er nun jeden Berg, dem sie begegneten, um sich wieder zurechtzufinden; man sah nichts als Himmel und Wald, der wie ein grünes Meer im frischen Winde Wellen schlug, soweit die Blicke reichten. Und fragen konnten sie auch niemand. Denn der Lärm, den sie unterwegs machten, war groß, und wo sie etwa ein einsamer Hirt oder Jäger hörte und des erschrecklichen Riesen ansichtig wurde, entfloh er sogleich oder verbarg sich im dicksten Gebüsche, bis sie vorüber waren. So irrten sie den ganzen Tag umher.

Des Abends, da sie schon sehr hungrig waren, kamen sie endlich an eine anmutige Anhöhe, an der unten ein Fluß vorüberging. Jenseit des Flusses aber lag ein weiter, wüster Platz,

rings vom finsteren Walde eingeschlossen, und auf dem Platze lagen einzelne große Felsblöcke zerstreut, wie Trümmer einer verfallenen Stadt, was sehr einsam anzusehen war. Auf dieser Höhe machte Rüpel plötzlich halt und ließ den Magog seitwärts zwischen das Gebüsch treten und sich dort ganz still verhalten. Er selbst aber setzte sich mitten auf die Höhe, zog sein haariges Wams, gleich einer Nebelkappe, aus der nur seine großen Augen hervorfunkelten, bis über den Kopf herauf, kniff aus den Fellen ein paar seltsame Ohren darüber und breitete mit beiden Armen den Pelzmantel aus wie zwei Flügel, so daß er wie eine ungeheuere Nachteule aussah. Es dauerte auch nicht lange, so kamen von allen Seiten die schreckhaftesten Vögel, wilde Auerhühner, Birkhähne und Fasanen mit großem Geschreie herbei und stießen und hackten auf das Ungetüm; und als der Schwarm am dicksten, schlug er rasch beide Pelzflügel über ihnen zusammen und schob alles in seine weitläufigen Manteltaschen. — „Das hab' ich von meinem Urgroßvater Kauzenweitel gelernt," rief er sehr zufrieden aufstehend zu Magog hinüber. Dann ging er zu dem Flusse hinab und streckte sich unter dem hohen Schilfe platt auf den Leib am Ufer hin. Magog meinte, er sei durstig und wolle den Fluß austrinken; aber Rüpel ließ bloß seinen verworrenen Bart ins Wasser gleiten, den hielten die klügsten Hechte und die breitmauligsten Karpfen für spielendes Gewürm und so oft sie danach schnappten, schnappte Rüpel auch nach ihnen und hatte gar bald mehrere Mund voll auserlesene Fische aufs Trockene gebracht. Darauf kehrte er wieder zu Magog zurück, holte aus seinem Reisesacke einen Feldkessel, Bratspieß, Messer und Gabeln hervor und schlug sich mit der Faust auf beide Augen, daß es Funken gab. Daran zündete er ein großes Feuer an und fing sogleich mit vielem Eifer zu kochen und zu braten an; und eh' es noch dunkel wurde, saßen beide Wanderer um die lustige Flamme gelagert und schmausten in freudereichem Schalle.

Unterdes war die Nacht herangekommen, in dem Feuer neben ihnen flackerte nur noch manchmal ein blaues Flämmchen auf; sie richteten sich daher in dem trockenen Laube, so gut es gehen wollte, zur Ruhe ein und waren auch beide sehr bald eingeschlafen. Es mochte aber noch lange nicht Mitternacht sein, als Magog, wie in seiner ersten Reisenacht, wieder ein seltsames Rauschen und Murmeln vernahm, das bald schwächer, bald wieder

lauter wurde, fast wie das verworrene Brausen einer fernen Stadt. Er richtete sich mit halbem Leibe auf, aber diesmal war es kein bloßer Traum. Denn obgleich der Mond zwischen vorüberjagendem Gewölke den wüsten Platz jenseit des Flusses nur flüchtig beleuchtete, so konnte er doch zu seinem Erstaunen deutlich bemerken, daß der Platz jetzt ganz belebt war. In einem weiten Halbkreise am Waldrande drüben lagen nämlich, dicht Kopf an Kopf gereiht, zahllose Auerochsen, zunächst hinter ihnen standen Rehe und Damhirsche, über diese hinweg starrte dann ein ganzer Wald von Hirschgeweihen und weiterhin noch bis tief in die Schatten des Waldes schien es verworren zu wimmeln und zu drängen, denn so oft ein Mondstrahl das Dunkel streifte, sah man da und dort den Kopf eines Einhorns oder bärtigen Elens sich abenteuerlich hervorstrecken, und zwischen ihren Beinen Marder, Iltis und andere geringe Tiere geschäftig hin und her schlupfen. Selbst die Bäume, die den Platz von der einen Seite umschlossen, waren von allerlei großen und kleinen Vögeln bedeckt, daß sie aussahen wie Weinstöcke im Herbste und man nicht wußte, was Blatt oder Vogel war, rings um den Platz aber machten Störche ernsthaft die Runde und hoben die langen Schnäbel gegen den Wind, ob etwa von fern ein Feind nahe.

„Aha, das sind gewiß die Tiere, die der Riesenknabe schon heute früh in der Ferne hat marschieren gehört," dachte Magog und wollte, als er sich vom ersten Erstaunen ein wenig erholt, geschwind den Rüpel wecken und rüttelte und schüttelte ihn mit großer Anstrengung aus Leibeskräften. Der that aber nach der guten Mahlzeit einen schweren Schlaf, er hob bloß den Kopf in die Höh' und glotzte ihn an, ohne etwas zu sehen, dann wälzte er sich auf die andere Seite und schnarchte so schrecklich weiter, daß von dem Atem die nächsten Bäume sich auf und nieder bogen.

Nun schaute Magog still und unverwandt nach dem Platze hinüber, denn er war sehr neugierig, was die Tiere in dieser Einsamkeit eigentlich vorhätten. Da sah er, wie ein Auerochs plötzlich aus der vorderen Reihe brach, mit einem gewaltigen Satze auf einen der umherliegenden Steinblöcke sprang und, nachdem er mit seinem zottigen Haupte sich dreimal vor der Versammlung verneigt, sofort eine donnernde Rede begann. Dabei brüllte er mitten im Sprechen oft plötzlich furchtbar auf, scharrte mit dem einen Vorderfuße, ringelte wütend den Schweif in die

Luft und schüttelte die Mähne, daß man beim Mondscheine seine rotglühenden Augen rollen sah. Magog konnte nichts davon verstehen, aber die Rede mußte sehr hinreißend sein, denn als er endlich von dem Steine wieder zu seinen Kameraden zurücksprang, ging ein freudiges Brüllen, Schnurren und Scharren durch die ganze Versammlung und alle Hirsche schlugen mutig mit ihren Geweihen zusammen. Darauf hatte ein Bär das Wort erhalten. Auch dieser kletterte bedächtig auf einen der Steine herauf, stellte sich auf die Hinterbeine und streckte während seiner Ansprache bald das eine, bald das andere Vorderbein weit vor sich aus, dann legte er die eine Tatze an sein Herz — er konnte vor Rührung nicht weiter und mußte abtreten. Jetzt ließ sich unerwartet aus irgend einem dunklen Winkel ein Uhu auf dem Steine nieder. Das wollten die anderen Vögel durchaus nicht leiden, ja ein kecker Nußhäher schoß plötzlich hervor und hackte nach ihm, aber die wachthabenden Störche stellten klappernd sogleich die Ruhe wieder her. Nun schüttelte der Uhu seine Federn auf, daß er aussah wie eine Allongeperücke, klappte zum Gruße dreimal mit dem Schnabel, setzte eine Brille auf und fing aus einem Blatte, das er mit der einen Klaue vor sich hielt, zu lesen an. Er schien alles sehr weitläufig und gründlich auseinanderzusetzen, denn die ganze Gesellschaft hörte dem gelehrten Redner so aufmerksam zu, daß man dazwischen das Wiederkäuen der Ochsen vernehmen konnte; nur die ungeduldigen Vögel in den Bäumen, die nun einmal ärgerlich geworden, störten leider zuweilen die feierliche Stille durch plötzliches ungebührliches Schreien und Raufen. Unterdes aber ging die Vorlesung ohne Komma und ohne Punktum in einem Tone immer fort und fort, wie murmelnde Bäche und spinnende Kater, und Magog wußte nicht, wie lange die Rede gedauert, denn ehe sie noch ihr Ende erreicht hatte, war er über dem einförmigen Gemurmel, so sehr er sich auch dagegen sträubte, unaufhaltsam eingeschlummert.

Er hätte auch wahrscheinlich bis in den Tag hinein geschlafen, wenn ihn nicht mitten in der Nacht Rüpel auf einmal durch unablässiges Rufen geweckt hätte. Sein erster Blick fiel auf den geheimnisvollen Platz drüben, der war aber, als wäre eben nichts geschehen, wieder so still und einsam wie gestern. Rüpel aber verzehrte bereits mit großem Appetite die Überbleibsel vom gestrigen Mahle und hatte auch ein gut Stück davon für

Magog zurückgelegt. Da dieser ihm nun erzählte, was er in der Nacht jenseit des Flusses gesehen, gab Rupel wenig darauf und meinte, das sei ohne Zweifel eine geheime Verschwörung, da kümmere er sich nicht darum, wenn er nur sein Auskommen habe. Mit dem Auskommen aber stehe es heute gerade sehr schlimm. Er habe nämlich jetzt erst an den Gestirnen die rechte Richtung erkannt, sie seien ganz auf den Holzweg geraten und hätten noch weit zu gehen. In dieser Richtung gebe es jedoch keinen Fluß, um darin zu fischen, und mit dem vom seligen Kauzenweitel ererbten Kunststücke sei es auch nichts, weil die verschworenen Vögel heut alle nicht zu Hause seien. Sie mußten daher eilen, um womöglich noch in der Nacht ihr Ziel zu erreichen.

So geschah es also, daß sie noch zur selben Stunde, nachdem sie sich gehörig gestärkt hatten, ihren Befreiungszug unverdrossen wieder fortsetzten. War aber schon der Anfang dieser Nacht schön gewesen, so war sie jetzt noch viel tausendmal schöner. Die Sterne blinkten durch das dunkle Laub, als ob die Bäume silberne Blüten trügen, und der Mond ging wie ein Einsiedler über die stillen Wälder und spielte melancholisch mit der schlummernden Erde, indem er bald einen Felsen beleuchtete, bald einen einsamen Grund in tiefen Schatten versenkte und Berg und Wald und Thal verworren durcheinander stellte, daß alles fremd und wunderbar aussah. Auf einmal blieb Rüpel stehen, denn ein seltsam schweifendes Licht streifte die Spitzen des Gebüsches vor ihnen. Sie bogen die Zweige vorsichtig auseinander und erblickten nun mehrere schöne, schlanke Mädchengestalten in leuchtenden Gewändern, die sich bei den Händen angefaßt hatten und dort einen Ringeltanz hielten. Ihre langen, blonden Haare flogen in der leisen Luft, daß es wie ein Schleier von Mondschein um sie her wehte, und doch sahen sie aus wie Kinder und berührten mit den zierlichen Füßchen kaum den Boden, und wo sie ihn berührten, schimmerte das Gras von goldenem Glanze. Dabei sangen sie überaus lieblich:

Luft'ge Kreise, lichte Gleise
Von Gesang und Mondenschein
Ziehn wir leise dir zur Reise,
Kehre bei uns Elfen ein!

Das ließen sich die Reisenden nicht zweimal sagen und eilten sehr erfreut über die große Höflichkeit aus ihrem Verstecke hervor. Kaum waren sie indes auf den freien Platz herausgekommen, so war plötzlich die ganze Erscheinung lautlos verschwunden und sie schwankten auf einem mit trügerischem Rasen bedeckten Moorgrunde, in welchem Rüpel sogleich bis über die Kniee versank. Dabei glaubten sie hier und da heimlich lachen zu hören, konnten jedoch durchaus niemand mehr entdecken. Rüpel aber, um sich zu helfen, griff wütend um sich, erwischte den Magog, der soeben schon wieder aufs Trockene sprang, beim Rockzipfel und riß ihm einen Schoß seines alten Frackes glatt weg, worüber der Doktor höchst entrüstet wurde und beide in einen sehr unangenehmen und lauten Wortwechsel gerieten.

Nachdem sie sich endlich herausgearbeitet und an dem Moose möglichst wieder gesäubert hatten, sagte Rüpel: „Ja, in dieser Gegend ist's nicht recht geheuer, hier nahebei muß auch der stille See liegen mit dem versunkenen Schlosse; man kann, wenn's windstill ist, tief im Grunde noch die Türme sehen und manchmal in schönen Sommernächten taucht es herauf, bis die ersten Hähne krähen." Und in der That, der unheimliche Spuk wollte gar nicht aufhören, je weiter sie in der verrufenen Gegend fortschritten. Irrlichter hüpften überall über den Weg vor ihnen und spielten und wanden sich untereinander wie junge Kätzchen; dann fuhren sie neckend nach Rüpels Bart; setzten sich auf Magogs Hut oder haschten von hinten nach ihm, als wollten sie ihm den noch übrig gebliebenen Frackschoß abreißen. Rüpel sagte: „Die närrischen Dinger werden mir noch meine Wildschuhe anzünden," und suchte immerfort eines zu greifen, und da es jedesmal mißlang, brach er endlich in ein so herzhaftes Lachen aus, daß es weit durch den Wald schallte und die Irrlichter erschrocken nach allen Seiten auseinanderfuhren.

„Hab' ich's nicht gesagt?!" rief dann Rüpel, indem er plötzlich ganz erschrocken stillstand und mit dem Finger in die Nacht hinauswies. Magog wandte sich rasch herum und erblickte in der Waldeinsamkeit einen großen, klaren See, und mitten in dem Seee ein schneeweißes Schloß mit goldenen Zinnen, das sich wie ein schlummernder Schwan im Wasser spiegelte, und rings um das Schloß herum schien ein Garten mit Myrten, Palmen und anderen wunderbaren Bäumen gleichfalls zu schlummern, so

still war es dort. Jetzt aber erhoben sich auf einmal einige Elfen, die unter den Palmen geschlafen hatten, dann immer mehrere, und gleich darauf sah man sie alle wie Johanniswürmchen geschäftig hin und her irren, als würde dort ein großes Fest vorbereitet. Dabei streiften sie im Vorüberschweben mit ihren Fingerspitzen Bäume, Blumen und Sträucher, die von der flüchtigen Berührung allmählich in hundertfarbigem Glanze, wie lauter Bergkrystalle, Rubinen, Smaragden und Saphire zu leuchten anfingen, und wenn die Luft durch den Garten ging, gab es einen wunderbaren Klang, als ob der Mondschein selber sänge. — „Das ist ihr Traumschloß," flüsterte Rüpel dem Magog zu und wandte kein Auge von der prächtigen Illumination. Magog aber warf stolz den Kopf zurück. „Einfältiges Waldesrauschen, alberne Kobolde, Mondenschein und klingende Blumen," sagte er mit außerordentlicher Verachtung, „nichts als Romantik und eitel Märchen, wie sie müßige Ammen sonst den Kindern erzählten. Aber der Menschengeist ist seitdem mündig geworden. Vorwärts! die Weltgeschichte wartet draußen auf uns." Mit diesen Worten drängte er den kindischen Riesen fort zu verdoppelter Eile und ruhte nicht, bis der Blumengesang und der schimmernde Garten hinter ihnen verklungen und versunken.

Das war aber nun einmal eine wahre Hexennacht, denn sie mochten kaum noch eine Stunde lang gegangen sein, so hörten sie schon wieder ein seltsames Geräusch vor sich, ein Schwanken und Knistern in den Zweigen und Hufklang dazwischen, immer näher und näher, wie wenn jemand rasch und heimlich durch das Dickicht bräche. Und es war auch wirklich ein flüchtiger Zug, der gerade auf sie zukam. Voran eilten viele Irrlichter in lustigen Sprüngen, um unter den Eichenschatten den Weg zu zeigen, dann folgte ein Hirsch und auf dem Hirsche saß eine sehr schöne Dame, von ihren Locken, wie von einem goldenen Mantel, durch den die Sterne schienen, rings umwallt und einen Kranz ums Haupt, der in grüngoldenem Feuer funkelte. Als sie die beiden Wanderer gewahrte, stutzte sie und auf einen Wink von ihr hielten Hirsch und Irrlichter plötzlich an. Rüpel verneigte sich, so tief er's vermochte und wagte kaum verstohlen aufzublinzeln, während die Irrwische, die keinen Augenblick ruhig bleiben konnten, sich schon wieder mit Magogs verwitwetem Rockschoße zu schaffen machten. „Was sucht ihr hier?" fragte die Reiterin, die Fremden mit

einem strengen und durchdringenden Blicke betrachtend. — „Die Libertas,“ entgegnete Magog stolz. Da lachte die Dame und winkte wieder, und wieder eilten die Irrlichter voran und flog der Hirsch mit seiner schönen Herrin über den Rasen fort — sie schienen nach dem Traumschlosse hinzuziehen.

Jetzt erst richtete sich Rüpel mühsam aus seiner Devotion wieder auf; „gewiß Ihre Majestät die Elfenkönigin,“ rief er, dem Zuge noch lange nachsehend. „Das wäre mir eine schöne Königin,“ erwiderte Magog, „ihr Diadem war nicht einmal echt, nichts als leuchtende Johanniswürmchen.“

Der Morgen fing endlich an zu dämmern, in der Ferne krähte schon ein Hahn; da bog Rüpel bald da, bald dort die Wipfel auseinander und spähte unruhig nach allen Seiten umher. „Jetzt hab' ich's!“ rief er auf einmal, „dort ist das Schloß des Baron Pinkus.“ — „Das trifft sich ja vortrefflich,“ entgegnete Magog, „es scheint noch alles zu schlafen droben, wir müssen das Schloß überrumpeln. Der Star hat mir alles ausführlich beschrieben: dort in dem Eckturme sitzt die Libertas gefangen. Sie, lieber Herr Rüpel, haben gerade die gehörige Leibeslänge, Sie langen also ohne weiteres in das Turmfenster hinein und heben die Gefangene in meine Arme. Ja, jetzt gilt's: Entführung, Hochzeit, Tod oder Haushofmeister!“ Nun aber hatte er seine Not mit dem Riesen, der nicht so leise auftreten konnte, wie es die Wichtigkeit des entscheidenden Augenblickes erheischte und überdies bald Eicheln knackte, bald wieder einen Ast abbrach, um sich die Zähne zu stochern. Jetzt glaubten sie in dem Schloßhofe einen Hund anschlagen zu hören. „Um des Himmels willen,“ flüsterte Magog seinem Gefährten zu, „nur still jetzt, sachte, sachte!“ — So zogen sie sich vorsichtig am Rande des Waldes hin, als ob sie ein Eulennest beschleichen wollten.

Da sahen sie zu ihrer nicht geringen Verwunderung auf einmal einen glänzenden Punkt sich wie eine Sternschnuppe übers Feld bewegen. Es kam immer näher und bald konnten sie deutlich unterscheiden, daß es eine Frauengestalt und die Sternschnuppe eine glimmende Cigarre war, die sie im Munde hielt. Sie kam, wie es schien, in großer Angst vom Schlosse gerade auf sie dahergeflogen: eine prächtige Amazone mit Schärpe, Reitgerte und

klingenden Sporen, ein zierliches Reisebündel unter dem Arme. Jetzt stand sie atemlos dicht vor Magog, den sie beinahe umgerannt hätte. — „Mein Ideal!“ rief sie da plötzlich aus, und „Libertas!“ schallte es aus Magogs entzücktem Munde herüber. Sie hatten einander im Augenblicke erkannt, ein geheimnisvoller Zug gleichgestimmter Seelen riß Herz an Herz, und in einer langen, stummen Umarmung ging ihnen die Welt unter und die Ewigkeit auf. — Unterdes war auch Rüpel neugierig zwischen den Bäumen hervorgetreten, da erschrak die Dame sehr und sah ihn scheu von der Seite an. Rüpel aber, dem ihr neckisches Wesen gefiel, wurde auf einmal sehr galant, wollte ihr seine Bärenhaut unterbreiten und sie in seinem Futtersacke durch den Wald tragen, ja er versuchte sogar in seiner Lustigkeit, auf dem Rasen eine Menuett auszuführen, die er einst die alte Urtante hatte tanzen gesehen. Nun wurde auch die Dame wieder ganz vertraulich und erzählte, wie sie es auf dem barbarischen Schlosse nicht länger habe aushalten können; dann geriet sie immer mehr in sichtbare Begeisterung und sprach von Tyrannenblut, von Glaubens-, Rede-, Preß- und allen erdenklichen Freiheiten. Da hielt sich Magog nicht länger, reckte zum Treuschwure den Arm hoch zu den Göttern empor, reichte ihr darauf die Rechte und verlobte sich sogleich mit ihr, und Rüpel schrie in einem fort Vivat! dazu.

Über diesem Freudengeschreie aber entstand nach und nach ein bedenkliches Rumoren im Schlosse. Die Verliebten draußen merkten es gar nicht, wie erst einzelne Wachen verdächtig über das stille Feld fast bis zum Walde streiften und dann eiligst wieder zum Schlosse zurückkehrten. Auf einmal aber that sich das Schloßthor auf und die ganze bewaffnete Macht schritt mit dem Feldgeschreie: „Die Libertas ist entwischt!“ todesmutig daraus hervor. Dazwischen konnte man deutlich die Stimme des Baron Pinkus unterscheiden, der entrüstet gegen das Dasein von Riesen und dergleichen abergläubischen Nachtspuk, wovon die Streifwachen gefabelt, im Namen der Aufklärung protestierte. Jetzt aber erblickten sie den Rüpel, den sie anfangs für einen knorrigen Baumstamm angesehen hatten, und hielten plötzlich an. Niemand wagte sich zu regen, es war so still, daß man fast die Gedanken hören konnte; überall nichts als ein irres Flüstern mit den Augen, todbleiche Gesichter und fliegende Röte dazwischen, kurz, alle Symptome einer allgemeinen Verschwindsucht. Bei Pinkus end-

lich kam sie zum Ausbruche. Erst ganz leise mit langen, langen Schritten, den Kopf noch immer zurückgewendet, dann unaufhaltsam in immer weiteren Sprüngen, daß ihm der Opferzopf hoch in der Luft nachflog, stürzte er nach dem Schlosse und die bewaffnete Macht in wildester Flucht ihm nach. Rüpel hatte eben nur noch Zeit genug, den behenden Pinkus mit ein paar gewaltigen Sätzen am Zipfel seines Zopfes zu erfassen, aber er behielt den Zopf allein in der Hand und damit hieb er wütend rechts und links und trieb sie alle vor sich her; ja, er wäre ohne Zweifel mit ihnen zugleich in das Schloß gedrungen, wenn er nicht in der Hitze des Gefechtes an den Schwibbogen des Thores mit solcher Vehemenz mit dem Kopfe angerannt wäre, daß er unversehens rücklings zu Boden fiel, was den empfindlich Geschlagenen notdürftigen Vorsprung gewährte, sich in das Schloß zu salvieren und, ehe Rüpel sich wieder aufraffte, die eisernen Thorflügel dicht vor ihm krachend zuzuwerfen.

Nun wandte sich Rüpel sehr vergnügt um, mit Magog weiteren Kriegsrat zu pflegen. Aber wie erstaunte er, als er niemand hinter sich erblickte. Vergebens ging und rief er am Rande des Waldes auf und nieder, die beiden Liebenden waren spurlos verschwunden. Die Libertas mag sich wohl vor dem Schlachtlärme etwas tiefer in den Wald zurückgezogen haben, dachte er; er hoffte noch immer sie wiederzufinden und ging und rief von neuem immer weiter fort, worüber er aber mit dem Echo, das ihm lauter unvernünftige Antworten gab, in einen ebenso heftigen als fruchtlosen Wortwechsel geriet. Und so hatte er denn von der ganzen großen Unternehmung nichts als ein paar neuer Löcher in seiner alten Wildschur gewonnen und schritt endlich voller Zorn und so eilfertig wieder in den Urwald zurück, daß wir ihm unmöglich weiter nachgehen können.

Wie aber war die Libertas so unverhofft aus ihrem Turme entkommen?

Wir haben schon früher gesehen, daß seit ihrer Gefangenschaft im Pinkusschen Schlosse und Garten die gute, alte Zeit wieder repariert und neu vergoldet worden, wo sie durch ihre impertinente Einmischung etwa gelitten hatte. Alles schämte sich pflichtschuldigst der augenblicklichen Verführung und Verwilderung;

in der schillernden Mittagsschwüle plätscherten die Wasserkünste wieder wie blödsinnig immerfort in endloser Einförmigkeit; die Statuen sahen die Buchsbäume, die Buchsbäume die Statuen an und die Sonne vertrieb sich die Zeit damit, auf den Marmorplatten vor dem Schlosse glitzernde Schnörkel und Ringe zu machen; es war zum Sterben langweilig. Libertas hatte daher schon lange nachgedacht, wie sie sich befreien könnte, und sann und sann, bis endlich die Nacht der ganzen Industrie im Schlosse das Handwerk gelegt und draußen die Welt ungestört wieder aufatmete. Auch der Schwan auf dem Wallgraben unter dem Turme war nun eingeschlummert und drüben standen die Wälder im Mondscheine. Da trat Libertas an das offene Fenster und sprach:

Wie rauscht so sacht
Durch alle Wipfel
Die stille Nacht,
Hat Thal und Gipfel
Zur Ruh gebracht.
Nur in den Bäumen
Die Nachtigall wacht
Und singt, was sie träumen
In der stillen Pracht.

Die Nachtigall aber antwortete aus dem Fliederbusche unten:

In der stillen Pracht,
In allen frischen Büschen, Bäumen flüstert's in Träumen
Die ganze Nacht,
Denn über den mondbeglänzten Ländern
Mit langen, weißen Gewändern
Ziehen die schlanken
Wolkenfrauen, wie geheime Gedanken,
Senden von den Felsenwänden herab die behenden
Frühlingsgesellen: die hellen Waldquellen,
Um's unten zu bestellen
An die duftigen Tiefen,
Die thun, als ob sie schliefen,
Und wiegen und neigen in verstelltem Schweigen
Sich doch so eigen mit Ähren und Zweigen,

Erzählen's den Winden,
Die durch die blühenden Linden,
Vorüber an den grasenden Rehen
Säuselnd über die Seeen gehen,
Daß die Nixen verschlafen auftauchen
Und fragen,
Was sie so lieblich hauchen?
Ich weiß es wohl, dürft' ich nur alles, alles sagen.

Hier kam plötzlich ein Storch aus dem Gesträuche und klapperte zornig nach dem Fliederbusche hin, und die Nachtigall schwieg auf einmal. — Was hat nur der Storch mit der Nachtigall zu so später Zeit? er ruht doch sonst auch gern bei Nacht, sagte Libertas zu sich selbst und wußte gar nicht, was sie davon denken sollte.

Aber die Nachtigall wußte es recht gut, und daß sie in der Nähe des Schlosses nicht so viel ausplaudern sollte; denn unter den freien Tieren des Waldes war in jener großen, nächtlichen Versammlung, die Magog auf seiner Wanderschaft von ferne mit angesehen hatte, eine geheime Verschwörung gemacht worden und sollte eben in der heutigen Nacht zum Ausbruche kommen. Schon am vorigen Abende war es den Landleuten, die vor Schlafengehen noch ihre Saaten in Augenschein nahmen, sehr aufgefallen, wie da über der Au im Thale, wo die glänzenden Sommerfäden an den Gräsern hingen, so viele Schwalben emsig hin und herschweiften und mit ihren Schnäblein die Fäden aufrafften, soviel eine jede im Fluge erhaschen konnte, daß sie, als sie damit durch die Luft flogen, wie in langen silbernen Schleiern dahinzogen. Dieses feine Gespinst aber breiteten die Schwalben sodann auf einer einsamen Waldwiese im Mondscheine aus; da kamen hurtig unzählige kleine Spinnen, die schon darauf gewartet, rote, braune und grüne, und drehten die Fäden fleißig zusammen und woben, damit es besser aussähe, auch etwas Mondschein darein, während die Johannisfünkchen ihnen dabei leuchteten und die Heimchen dazu sangen. Kaum aber hatten sie die letzten Maschen geknüpft, so säuselte es leise, leise durch die Stille, von allen Seiten kamen Bienen, die heute Schlaf und Honig vergaßen, dicke Päckchen an ihren Füßen, die streckten und steiften mit dem Wachse das ganze Gespinst gar kunstreich zu einer langen Strickleiter. Unterdes

sah man bei dem klaren Mondlichte bald da, bald dort am Waldessaume ein Reh mit den klugen Augen hervorguken und schnell wieder im Dickichte verschwinden, denn das wachsame Wild machte die Runde, um sogleich zu warnen, wenn etwa Verrat drohte. Der getreue Storch aber, der vorher die Nachtigall wegen ihrer Plauderhaftigkeit ausgescholten, stand die ganze Zeit hindurch, nur ein paarmal wider Willen einnickend, unbeweglich auf einem Beine bei den Spinnen und Bienen, um auf ihr Werk aufzupassen und ohne Nachsicht jeden wegzuschnappen, der sich bei der Arbeit saumselig zeigte. Und als die Leiter fertig war, prüfte er sie bedächtig, hing sie dann an den Ast des nächsten Baumes und stieg selbst daran hinauf, um zu versuchen, ob sie fest genug, wobei er sich aber so ungeschickt und seltsam anstellte, daß die kleinen behenden Kreaturen ringsumher einigemal heimlich kichern mußten und die Heimchen neckend: Storch, Storch Steiner, hast so lange Beine! zu ihm hinüberriefen, worüber er jedesmal sehr böse wurde und mit seinem langen Schnabel nach ihnen hackte.

Als er nun aber sah, daß alles gut war, nahm er das eine Ende der luftigen Leiter in den Schnabel, flog damit zu dem Fenster der Libertas hinan und schlang es fest um das Fensterkreuz. Zu gleicher Zeit schlug die Wachtel gellend in dem nahen Kornfelde; das war das verabredete Zeichen. Da erwachten alle Waldvögel draußen, die ohnedies nicht fest geschlafen vor Freude und Erwartung und weil die Nachtigall die ganze Nacht so laut geschmettert hatte. Die flogen nun alle nach dem Turmfenster droben, pickten an die Scheiben und sangen ganz leise:

Frau Libertas, komm heraus!
Denn der liebe Gott hat lange
Draußen unser grünes Haus
Schon geschmückt dir zum Empfange,
Hat zur Nacht die stillen Thale
Rings mit Mondenschein bedeckt,
Und in seinem Himmelssaale
Alle Lichter angesteckt.
Horch, das rauscht so kühl herauf,
Frau Libertas, wache auf!

Aber Libertas, die an dem heimlichen Treiben draußen längst alles gemerkt, hatte schon ihr Bündel geschnürt und betrat, die

treuen Vögel freundlich grüßend, die Strickleiter, und wie sie so in die Nacht hinabstieg, boten ihr die kleinen Birken, die aus den Mauerritzen des alten Turmes wuchsen, überall helfend die grünen Hände, und von unten wehte ihr der Duft der Wälder und Wiesen erfrischend entgegen. Als sie aber an den breiten Wallgraben kam, war schon der Schwan am Ufer und schwellte stolz seine Flügel wie zwei schneeweiße Segel. Da setzte sich Libertas dazwischen und er glitt mit ihr hinüber und betrachtete voll Entzücken ihr schönes Bild, das auf dem Spiegel des Weihers neben ihm dahinschwebte. Unterdes hatte aber der Kettenhund im Hofe schon lange die Ohren gespitzt und weckte jetzt laut bellend seinen Nachbar, den boshaften Puter, der hätte bald alles verraten, er gollerte so heftig, daß er ganz rot und blau am Kragen wurde vor Zorn und Hoffart, darüber wachten auch die Gänse im Stalle auf und schrieen Zeter und abermals Zeter, denn sie hatten die rechte Witterung von den heimlichen Umtrieben am Turme und fürchteten alle, wenn die Libertas entwischte, aus dem guten Futter zu kommen und zu den anderen gemeinen Vögeln in die Freiheit gesetzt zu werden. Aber ihr Lärm und Ärger kam zu spät, Libertas war schon jenseit des Wallgrabens. Drüben aber stand ein Hirsch am Waldessaume und neigte die Kniee und sein Geweih vor ihr bis auf den Rasen. Da schwang sie sich rasch hinauf und fort ging es durch Nacht und Wald, und der Storch mit den anderen Vögeln, um ihr das Geleit zu geben, stürzte sich hinterdrein vom Turme in die Luft, in stillen Kreisen über den mondbeglänzten Gärten, Wäldern und Seeen schwebend. Die im Schlosse merkten es erst bei Tagesanbruch, wo sie, wie wir gesehen, zu ihrem Unglücke auf ihre Verfolgung ausrückten. Nur die Hirten, die an den Bergeshängen bei ihren Herden wachten, hörten erstaunt den Gesang in den Lüften und die geheimnisvolle Flucht im Waldesgrunde an den einsamen Weilern vorüberziehen. Und das war eben die schöne Frauengestalt auf dem Hirsche, die in derselben Nacht Rüpel und Magog auf ihrer Wanderschaft im Urwalde gesehen, ohne die Libertas zu erkennen, auf deren Befreiung sie so schlau und vorsichtig ausgezogen.

Die Amazone aber, die sie gerettet hatten, war niemand anders als die Pinkussche Silberwäscherin Marzebille, ein herzhaftes Frauenzimmer, die schon früher als Marketenderin mit

den Aufklärungstruppen durch dick und dünn mit fortgeschritten und nirgends fehlte, wo es was neues gab. Die hatte nun seit der Libertas Erscheinung eine inkurabele Begeisterung erlitten und sich daher an jenem denkwürdigen Morgen kurz resolviert, aus dem Schloßdienste in die Freiheit zu entlaufen. Der Dr. Magog aber war damals vor dem unverhofften Schlachtgetummel am Schlosse so heftig erschrocken, daß er mit seiner glücklich emancipierten Braut, die hier alle Schliche und Wege kannte, unaufhaltsam sogleich quer durch Deutschland und übers Meer bis nach Amerika entfloh, wo er wahrscheinlich die Marzebille noch heut für die Libertas hält.

Da konnte sie denn Rüpel freilich nicht mehr errufen. Und das schadet auch nichts, denn Magog hatte schon während der feierlichen Verlobung hin und her gesonnen, auf welche Weise er den Riesen, da er ihn nun nicht mehr brauchte, wieder loswerden könnte; er dachte gar nicht daran, einen so ungeschlachten Gesellen zu seinem Haushofmeister zu machen, dessen große Familie ihm wohl bald Haus und Hof verzehrt hätte. Dafür haben ihn, gleichwie die Menschen Vogelscheuchen aufzurichten pflegen, die dankbaren Vögel in Erwägung seiner vor dem Schlosse bewiesenen Bravour als Hüter des Urwaldes angestellt, mit der einzigen Verpflichtung, von Zeit zu Zeit mit den schrecklichsten Tierfellen, Mähnen und Auerochsenhörnern sich am Rande des Waldes zu zeigen. Dort also hat der Biedermann endlich sein sicheres Brot.

Die emigrierte Urtante ist gänzlich verschollen. Von der Libertas dagegen sagt man, daß sie einstweilen bei den Elfen im Traumschlosse wohne, das aber seitdem niemand wieder aufgefunden hat.



Joseph Freiherr von Eichendorff.

Sein Leben und seine Schriften.



1.

Lubowitz. Das Konvikt.

(1788—1804.)

Wenige Gaue Deutschlands mag es geben, die in verhältnismäßig kleinem Raum ein so belebtes reichbewegtes Bild gewähren, als Schlesien, jenes Land voll Mannigfaltigkeit und wechselnder Kontraste. Mit seinen mächtigen Gebirgszügen, den höchsten nordwärts der Alpen, und den weiten offenen Ebenen, mit seinen üppigen Fruchtfeldern, Wiesen und Obsthainen neben einsamen Öden, mit jener Fülle blühender Städte, stattlicher Dörfer und Landsitze neben oft irischer Armut, mit all den stolzen geräuschvollen Wundern moderner Industrie mitten im Segen patriarchalischer Einfalt, bildet es zugleich die alte Grenzmark deutschen und slavischen Wesens, wo verschiedene Nationalitäten, Sprachen und Konfessionen in engster Berührung sich kreuzen. Ein Übergangsland vom deutschen Norden zum Süden, wo die Pulse schon rascher gehen, die Herzen schon heißer schlagen, wird es bewohnt von einer intelligenten, fleißigen, strebsamen Bevölkerung, welche an dem Kulturleben Deutschlands so oft schon den hervorragendsten Anteil genommen, in Kunst und Wissenschaft, Handel und Verkehr, in aller Arbeit des Geistes immer unter den Ersten, dabei tapfer, genügsam, gutmütig, von heiterer Geselligkeit, und trotz mancher ungünstigen Verhältnisse in der großen Mehrzahl wacker und frommgesinnt. Durch Mundart und Sitte dem österreichischen Stammgenossen sich nähernd, sind Sang und Sage dem gesunden frischen Volke noch immer Bedürfnis, — wer kennt nicht den alten Rübezahl, jenes echte Kind der schlesischen Erde, die vielen charakteristischen Lieder und Weisen,

die von Geschlecht zu Geschlecht dort noch fortleben? Diese schöne, in vieler Beziehung so reichgesegnete Provinz war auch die geliebte Heimat unseres Dichters.

Joseph Freiherr von Eichendorff stammte aus einem alten katholischen, seit mehreren Jahrhunderten in Schlesien angesessenen Geschlechte, dessen Ahnherr, ein bayerscher Krieger, um das Jahr 928 im Kampfe gegen die heidnischen Wenden durch Kaiser Heinrich I. auf dem Schlachtfelde bei Alt-Brandenburg den Ritterschlag erhalten haben soll. Während ein Teil der Familie in der ursprünglichen Heimat Bayern seinen Wohnsitz behielt, wo wir dem Namen bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts begegnen und wo sich unweit Passau im Kreise Niederbayern noch heute das Städtchen Eichendorff, der alte Stammsitz, findet, war ein anderer Zweig schon früh, wie es scheint, seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts, im Magdeburgischen und Halberstädtischen seßhaft; es gehörten ihm dort bis in das 14. und 15. Jahrhundert unter andern die beiden Rittersitze Eichendorff bei Calbe und Gardelegen, welchen dieser Name bis auf die Gegenwart verblieben. Mit der vorschreitenden Germanisierung der zwischen Elbe und Oder belegenen Landesteile hatte sich auch die Familie Eichendorff allmählich über letztere verbreitet, und seit dem 14. Jahrhundert sehen wir dieselbe schon in dem Besitz einer beträchtlichen Anzahl brandenburgischer Lehen im Osthavellande, im Oberbarnimer und Lebuser Kreise. Eine Wassermühle an der Stobberow nächst Lebus, zu einem jener Güter gehörig, die noch jetzt sogenannte „Eichendorffer Mühle", hat das Andenken an den einstigen Aufenthalt der Familie auch dort erhalten. In der innern Geschichte des Landes tritt der Name der Familie wiederholt und mit Ehren hervor; unter den Frauen derselben wird Margareta von Eichendorff, um das Jahr 1490, als Äbtissin des Klosters Friedland bei Wrietzen genannt; und Anna von Eichendorff, 1515 als Äbtissin des Klosters Zehdenik in der Uckermark. Johannes von Eichendorff, Propst am Domstift zu Stendal († 1459), ist in weiteren Kreisen bekannt geworden durch seine hervortretende Beteiligung an den damaligen kirchlichen Streitigkeiten über das sogenannte Wilsnacker Wunderblut. Im 17. Jahrhundert waren sämtliche Mitglieder des damals in der Mark reichverzweigten Geschlechts durch die Pest hinweggerafft worden, und als einziger Träger des Namens nur noch Hartwich

Erdmann von Eichendorff übrig geblieben, der seine märkischen Besitzungen veräußerte, in Schlesien die Verwaltung mehrerer ihm durch Erbschaft zugefallenen Güter antrat, im Jahre 1679 von Kaiser Leopold I. daselbst zum Landeshauptmann ernannt und mit seinen Nachkommen zugleich in den Freiherrnstand erhoben ward. Seitdem war die Familie in Schlesien heimisch geblieben und auch in der neuen Heimat bald zu Ansehen und Reichtum gelangt, indem sie neben Besitzungen in Mähren nach und nach Deutsch-Krawarn, Rauden, die Mediatherrschaft Tost, sowie die Rittergüter Schillersdorf, Tworkau, Slawikau, Sumin, Lubowitz u. a. in Oberschlesien erwarb, die ihr bis in die neuere Zeit angehörten und deren Bewirtschaftung die fast ausschließliche Aufgabe der Familie blieb, so daß nur wenige Mitglieder derselben einem andern Berufe sich widmeten. Nur hie und da diente ein Eichendorff im kaiserlichen und später im preußischen Heere, die Pflugschar auf kurze Zeit mit dem Schwerte vertauschend, treu dem alterprobten Spruche:

Mit dem Schwerte sei dem Feind gewehrt,
Mit dem Pflug der Erde Frucht gemehrt.
Frei im Walde grüne seine Lust,
Schlichte Ehre wohn' in treuer Brust,
Das Geschwätz der Städte soll er fliehn,
Ohne Not von seinem Herd nicht ziehn,
So gedeiht sein wachsendes Geschlecht,
Das ist Adels alte Sitt' und Recht.

Verstand, Tüchtigkeit und ein milder, zu jeglichem Wohlthun geneigter Sinn zeichneten die Familie zu allen Zeiten aus, so daß dieselbe auch jetzt noch, nachdem ihre schlesischen Besitzungen inzwischen längst in fremde Hände übergegangen, in dortiger Gegend sich ein ehrendes Andenken bewahrt hat. Näheres über die Familie findet man in der vortrefflichen Schrift „Geschichte des edlen und freiherrlichen Geschlechts von Eichendorff, nach Handschriften und Urkunden bearbeitet von Augustin Weltzel“. (Ratibor 1876.)

Inmitten jenes reichen und schönen Landbesitzes, eine Stunde von Ratibor, unweit der jugendlichen Oder, die hier ihre ersten Segel sieht, erhebt sich, von heiterer Höhe ringsher Umschau haltend, Schloß Lubowitz. Weiß und schlank emporstrebend aus den Wipfeln und Blüten eines reizenden Gartens, der sich mehrere

Hügel hinab bis zum nahen Strome zieht, und in dessen Schattenkühle Nachtigallen und Wasserkünste wetteifernd jeden neuen Frühling begrüßen, hebt es weithin sichtbar seine lichten Formen malerisch gegen den dunklen Hintergrund der nahen Karpaten und Sudetenberge ab. Jetzt Eigentum der Herzöge von Ratibor, war es ehedem und bis zum Jahre 1822 der fast beständige Aufenthalt der Familie Eichendorff, und hier auch ward dem Freiherrn Adolf von Eichendorff und seiner Gattin Karoline geborenen Freiin von Kloch, als zweiter Sohn am 10. März 1788 unser Dichter geboren, welcher in der Taufe die Namen Joseph Karl Benedikt erhielt.

Sein Vater, der in der Jugend die damalige Universität zu Frankfurt a. O. besucht, viel auf Reisen zugebracht, auch einige Jahre als Offizier beim Falkenhaynschen Füsilierregiment gestanden hatte, war ein Mann von gediegener, doch mehr praktischer Bildung, klarem ruhigem Verstande, fromm und ehrenfest in Wandel und Gesinnung, dabei mitten im Luxus eines oft verschwenderisch reichen Lebens für seine eigene Person bis zur Sonderbarkeit einfach und anspruchslos und von einer Herzensgüte, die vielleicht nur zu oft gemißbraucht worden ist. Durch den zeitigen Tod beider Eltern schon als Knabe verwaist und unter fremden Leuten aufgewachsen, suchte er den Segen eines glücklichen Familienlebens, den er früh entbehrt, später als sein kostbarstes Kleinod sich zu wahren, und war seiner eigenen Familie jederzeit ein musterhafter Gatte und Vater. Empfänglich für alles Hohe und Schöne, wo er es auch traf, und nicht selten überraschend genial in seinem Urteil, blieb er einer begeisterten Auffassung doch in gewisser Befangenheit durchaus fremd, alles Außergewöhnliche im Leben, insbesondere auch die Dichtkunst mehr achtend als begreifend. Eine geistvolle, lebendige, überall entschieden und thätig eingreifende Dame war dagegen die Mutter, die von bedeutender Schönheit, und ihrem Gatten bereits im 17. Lebensjahre vermählt, Geselligkeit und heiteren Glanz gern um sich sah und zu verbreiten wußte, wenngleich auch ihr eine eigentlich poetische idealistische Richtung, die hervorragende Gabe ihrer sämtlichen Kinder, versagt war.

Das Schloß zu Lubowitz war der stete Mittelpunkt eines regen Verkehrs, wo mannigfache Festlichkeiten sich folgten und Gäste von nah und fern zusammengeführt wurden, die kürzere

oder längere Zeit weilend und oft von bedeutender Persönlichkeit, auf das Leben im elterlichen Hause anregend einwirkten und zur frühen geistigen Entwickelung der Kinder viel beitragen mußten. Auch die politischen Ereignisse der damaligen Zeit, die blutigen Stürme der französischen Revolution, mit deren Beginne Eichendorff das Licht der Welt erblickt hatte, und die in dunklen Wettern selbst dem engern Vaterlande immer näher drangen, konnten nicht verfehlen, den jugendlichen Geist von der heitern Oberfläche des Lebens hinwegziehend schon früh zu klären und zu vertiefen. Noch in späteren Jahren pflegte Eichendorff gern zu erzählen, mit welcher fieberhaften Ungeduld in jenen Jahren der tägliche Postbote aus der benachbarten Stadt erwartet wurde und welchen überwältigenden Eindruck die wechselnden Pariser Nachrichten hinterließen, welche der Vater allabendlich im Kreise seiner Familie aus den Zeitungen mitteilte.

Von fünf Kindern waren den Eltern zwei Knaben und eine Tochter erhalten geblieben, welche die liebende zärtliche Sorgfalt ihrer Eltern mit der rührendsten Gegenliebe vergalten und namentlich dem edlen Vater mit wahrhaft enthusiastischer Zärtlichkeit anhingen. Die Erziehung des Knaben Joseph und seines etwa zwei Jahre ältern, ebenfalls außerordentlich begabten Bruders Wilhelm leitete als Hofmeister ein würdiger einsichtsvoller Geistlicher, der nachmalige Pfarrer und Erzpriester Heinke, von dem die Brüder auch später stets nur mit hoher Achtung gesprochen, während durch Hauslehrer der speziellere Unterricht erteilt ward. Der lebhafte Geist des talentvollen Knaben, dem es auch an der nötigen Grundlage der Ausdauer und des Fleißes nicht fehlte, eignete sich die dargebotenen Kenntnisse schnell und mit Leichtigkeit an, und auch der Drang zu produktivem Schaffen war schon früh in ihm erwacht. So arbeitete er in seinen Mußestunden, statt wie andere Altersgenossen an lärmende Spiele zu gehen, unter anderem emsig an einer illustrierten Naturgeschichte, die er mit selbst kolorierten Abbildungen von allerlei Tieren und Pflanzen und mit dem begleitenden Texte versah, entwarf in bunten Farben die künstlichsten Schlachtpläne, für sein damaliges Alter von ungewöhnlichem Nachdenken zeugend, und verfaßte bereits in seinem zehnten Lebensjahre ein mehraktiges Trauerspiel, dessen Stoff der römischen Geschichte entnommen war, und das den kindlichen Verfasser beim Niederschreiben und so oft er es von neuem

überlas, bis zu Thränen rühren konnte. Allerlei die Phantasie nährende Reisebeschreibungen und Übersetzungen englischer und französischer Romane, welche die nicht immer gehörig gehütete Bibliothek seines Vaters in großer Auswahl bot, die alten schlichten Volksbücher mit ihren einfach derben Holzschnitten, vor allem aber ein Exemplar des neuen Testamentes, sowie endlich der treuherzige Wandsbecker Bote bildeten die heißgeliebte Lektüre des Knaben, mit der er sich gern im Wipfel hoher Bäume wiegte, oder in Folge deren er verschiedene liebgewordene Plätze im Garten zu Ehren des bewunderten Claudius mit dem Namen Hamburg und Wandsbeck bezeichnete. Ein Nußbaumwäldchen im Schloßgarten, auf einem Abhang an der Oder gelegen, der sogenannte Hasengarten, wo er noch in späteren Zeiten dichtend oft geweilt und dem er in seinem schönen Gedichte „Abschied von Lubowitz“ ein Denkmal der Erinnerung gesetzt, war schon damals sein Lieblingsaufenthalt. Im Schatten gelagert, lauschte er hier oft den tausend Stimmen der Natur umher und ließ gedankenvoll über den Garten in die ferne glänzende Landschaft hinaus schauend Ahnungen in sich wach werden, die von einer bedeutenden Zukunft sprachen und den Willen befestigten, sich eine solche zu schaffen. In dem Romane „Ahnung und Gegenwart“, der überhaupt viele Erinnerungen und Porträts aus des Dichters Jugend enthält, schildert er die Stimmung seiner eigenen Kindesjahre also:

„Da saß ich denn einsam im Garten und las die Magelone, Genofeva, die Haimonskinder und vieles Andere unermüdet der Reihe nach durch. Am liebsten wählte ich dazu meinen Sitz in dem Wipfel eines hohen Birnbaumes, der am Abhange des Gartens stand, von wo ich dann über das Blütenmeer der niederen Bäume weit ins Land schauen konnte, oder an schwülen Nachmittagen die dunklen Wetterwolken über den Rand des Waldes langsam auf mich zukommen sah.

„Ich weiß nicht, ob der Frühling mit seinen Zauberlichtern in diese Geschichten hineinspielte, oder ob sie den Lenz mit ihren rührenden Wunderscheinen überglänzten, — aber Bäume, Wald und Wiesen erschienen mir damals anders und schöner. Es war, als hätten mir diese Bücher die goldenen Schlüssel zu den Wunderschätzen und der verborgenen Pracht der Natur gegeben. Mir war noch nie so fromm und fröhlich zu Mute gewesen. Selbst die ungeschickten Holzstiche dabei waren mir lieb, ja überaus

wert. Ich erinnere mich noch jetzt mit Vergnügen, wie ich mich in das Bild, wo der Ritter Peter von seinen Eltern zieht, vertiefen konnte, wie ich mir den einen Berg im Hintergrunde mit Burgen, Wäldern, Städten und Morgenglanz ausschmückte, und in das Meer dahinter, aus wenigen groben Strichen bestehend, und die Wolken darüber mit ganzer Seele hineinsegelte. Ja, ich glaube wahrhaftig, wenn einmal bei Gedichten Bilder sein sollen, so sind solche die besten; jene feinen, sauberen Kupferstiche mit ihren modernen Gesichtern und ihrer bis zum kleinsten Strauche ausgeführten festbegrenzten Umgebung verderben und beengen alle Einbildung; anstatt daß diese Holzstiche mit ihren verworrenen Strichen und unkenntlichen Gesichtern der Phantasie, ohne die doch niemand lesen sollte, einen frischen unendlichen Spielraum eröffnen, ja sie gleichsam herausfordern.

„Aber diese Herrlichkeit dauerte nicht lange. Mein Hofmeister, ein aufgeklärter Mann, kam hinter meine heimlichen Studien und nahm mir die geliebten Bücher weg. Ich war untröstlich. Aber Gott sei Dank, das Wegnehmen kam zu spät. Meine Phantasie hatte auf den waldgrünen Bergen, unter den Wundern und Helden jener Geschichten gesunde, freie Luft genug eingesogen, um sich des Anfalls einer ganzen, nüchternen Welt zu erwehren. Ich bekam nun dafür Campes Kinderbibliothek; da erfuhr ich denn, wie man Bohnen steckt, sich selber Regenschirme macht, wenn man etwa einmal wie Robinson auf eine wüste Insel verschlagen werden sollte, nebstbei mehrere zuckerbackene, edle Handlungen, einige Elternliebe und kindliche Liebe in Charaden. Mitten aus dieser pädagogischen Fabrik schlugen mir einige kleine Lieder von Mathias Claudius rührend und lockend ans Herz. Sie sahen mich in meiner prosaischen Niedergeschlagenheit mit so schlichten, ernsten, treuen Augen an, als wollten sie freundlich tröstend sagen: „Lasset die Kleinen zu mir kommen!“ Diese Blumen machten mir den farb- und geruchlosen, zur Menschheitssaat umgepflügten Boden, in welchen sie seltsam genug verpflanzt waren, einigermaßen heimatlich. Ich entsinne mich, daß ich in dieser Zeit verschiedene Plätze im Garten hatte, welche Hamburg, Braunschweig und Wandsbeck vorstellten. Da eilte ich denn von einem zum andern und brachte dem guten Claudius, mit dem ich mich besonders gern und lange unterhielt, immer viele Grüße mit. Es war damals mein größter innigster Wunsch, ihn einmal in meinem Leben zu sehen.

„Bald aber machte eine neue Epoche, die entscheidende für mein ganzes Leben, dieser Spielerei ein Ende. Mein Hofmeister fing nämlich an, mir alle Sonntage aus der Leidensgeschichte Jesu vorzulesen. Ich hörte sehr aufmerksam zu. Bald wurde mir das periodische, immer wieder abgebrochene Vorlesen zu langweilig. Ich nahm das Buch und las es für mich ganz aus. Ich kann es nicht mit Worten beschreiben, was ich dabei empfand. Ich weinte aus Herzensgrunde, daß ich schluchzte. Mein ganzes Wesen war davon erfüllt und durchdrungen, und ich begriff nicht, wie mein Hofmeister und alle Leute im Hause, die doch das alles schon lange wußten, nicht ebenso gerührt waren und auf ihre alte Weise so ruhig fortleben konnten."

So träumerisch der schöne Knabe wohl oft erscheinen mochte, so keck und heiter konnte er auch wieder auf der andern Seite sein. Schon früh ein geübter Schwimmer und Reiter, begleitete er seinen Vater gern und häufig auf anstrengenden Jagden, betrieb den Vogelfang mit wahrer Leidenschaft, versäumte nie die Gelegenheit zu Tanz und Lust, und war meist in Gesellschaft seines Bruders ein unermüdlicher Durchwanderer der nahen und entfernten Umgegend. Die liebsten Ausflüge galten dabei immer dem in geheimnisvoller Abgeschiedenheit an einem stillen Weiher belegenen väterlichen Jagdschlosse Sumin, das ernste Waldhügel rings umstanden, von welchen Tag und Nacht Wald und Wind ewig gleichförmig herabrauschten, sowie dem großartigen Toster Schlosse, wo die Eltern wohl auch während der heißen Jahreszeit eine kurze Sommerfrische zu nehmen pflegten. Das letztere, bei dem Brande der Stadt Tost im Jahre 1825 leider gänzlich zerstört, hatte mit seinen vielen Türmen, Erkern und Schießscharten ein noch ganz feudales mittelalterliches Gepräge und schaute von einem steilen waldbewachsenen Berge, wo zahlreich gehegte Damhirsche sich ergingen, finsterschweigend auf das kleine Städtchen herab, das zu seinen Füßen Berg und Park freundlich umkränzte.

Das nahe Ratibor und Troppau fügten zu dem allen noch theatralische Genüsse, indem während der zahlreich besuchten Jahrmärkte umherziehende Schauspielertruppen dort ihre improvisierten Bühnen aufschlugen und selbst unter den gebildeteren Gästen in der Regel ein dankbares Publikum fanden.

Wenn Eichendorff irgendwo sagt: „Wer einen Dichter recht

verstehen will, muß seine Heimat kennen, auf ihre stillen Plätze ist der Grundton gebannt, der dann durch alle seine Bücher wie ein unaussprechliches Heimweh fortklingt", so gilt dies ganz eigentlich auch von ihm selbst. Seine Heimat ließ ihn nicht los, sie blieb die Seele und Sehnsucht seiner Dichtung, der malerische Hintergrund seiner Gestalten und Bilder, und es ist geradezu rührend und echt charakteristisch, wenn wir selbst noch in Entwürfen zu Dichtungen, die Eichendorff im spätesten Alter geschrieben, Bemerkungen finden wie z. B. „Robert kommt wieder nach Hause (Lubowitz), Stillleben im Lubowitzer Garten" u. s. w. Solche ausdrückliche Hinweisungen finden sich fast in allen seinen Dichtungen.

Eine ganz neue Welt eröffnete sich dem Knaben, als die Eltern im Jahre 1799 mit ihren Kindern einen längeren Aufenthalt in Karlsbad und Prag nahmen, wohin die Reise mit allem schwerfälligen Prunke damaliger Zeit in einer Reihe stattlicher Wagen mit Zofen, Jägern und Heiducken über Breslau und Dresden ging. Um sich in der Fülle neuer ungeahnter Eindrücke zu orientieren und sich über das Erlebte Rechenschaft zu geben, begann der Knabe mit jener Reise ein Tagebuch, das seitdem mit seltener Unterbrechung bis zum Jahre 1817 fortgeführt worden ist, von welchem sich aber wenig mehr erhalten hat.

Bald danach, im Herbst des Jahres 1801, verließen die beiden Knaben Joseph und Wilhelm das elterliche Haus, um auf dem katholischen Gymnasium zu Breslau ihre weitere Ausbildung zu erhalten. Die katholischen Gymnasien der damaligen Zeit, meist hervorgegangen aus den früheren Unterrichtsanstalten der Jesuiten, hatten zwar sämtliche Lehrgegenstände mit den protestantischen Gymnasien gemein, aus der klösterlichen Zeit aber noch manche Eigentümlichkeiten herübergenommen. Dahin gehörten die sogenannten Konvikte, wo die Schüler, aus den Freischülern oder Fundatisten und den wohlhabenden Pensionären bestehend, unter Aufsicht der Lehrer gemeinschaftlich wohnten, täglich den Gottesdienst besuchten, mehrmals im Jahre größere Musikaufführungen veranstalteten und zur Weihnachts- und Faschingszeit theatralische Vorstellungen gaben, die gewöhnlich von einem zahlreichen, besonders dazu eingeladenen Publikum besucht wurden, und nicht selten zu wirklich ausgezeichneten Leistungen Gelegenheit gaben.

Zu den dramatischen Aufführungen wählte man freilich nicht mehr wie früher feierliche Schauspiele religiösen Inhalts, sondern, der Zeitrichtung entsprechend, sentimentale Stücke aus Weises damals sehr beliebtem „Kinderfreund“ oder frivol-tändelnde Kotzebuaden. In einem derartigen, mit dem Breslauer katholischen Gymnasium verbundenen Konvikte fanden auch die beiden Brüder in den nächstfolgenden drei Jahren Aufnahme und Erziehung, während sie zugleich die beiden obersten Klassen des Gymnasiums besuchten, welches sich unter Leitung des Rektor Köhler eines wohlverdienten Rufes erfreute. Heiter und kräftig wuchsen die beiden Knaben hier heran. Den wissenschaftlichen Studien widmeten sie Eifer und Fleiß, und die halbjährigen Schulzeugnisse rühmten wiederholt die „vielversprechenden Geistesanlagen“ und großen Fortschritte der Brüder. Insbesondere hatte der Knabe Joseph das Studium der griechischen Klassiker, vor allem des Homer, mit solcher Vorliebe ergriffen, daß er während des Winters 1803—4 geraume Zeit hindurch heimlich und wider das ausdrückliche Verbot der beaufsichtigenden Lehrer ganze Nächte im ungeheizten Schlafzimmer mit der Lektüre jener Klassiker verbrachte, wobei ihm sein Stubenkamerad Gesellschaft leistete. Diese jugendliche Unbesonnenheit sollte indes bald hart gebüßt werden. Sein Stuben- und Studiengenosse, ein hoffnungsvoller Knabe und einziger Sohn armer Eltern, zog sich durch jene anstrengenden Nachtwachen eine heftige Erkrankung und raschen Tod zu. Der junge Eichendorff war davon auf das tiefste ergriffen und widmete dem Freunde einen warmen poetischen Nachruf, der seine ganze Bekümmernis rührend aussprach. Es ist der erste erhaltene Versuch dieser Art. Auch sonst beschäftigte sich Eichendorff schon damals viel mit dichterischen Produktionen; sie waren meist heiteren, mutwilligen Inhalts. Eine gleiche Richtung verfolgte auch eine sogenannte „Wochenzeitung“, an der Eichendorff mit den andern jungen Kameraden schrieb und die durch Abschriften im Konvikt verbreitet wurde. Unter fingiertem Namen wurden hier verhaßte oder lächerliche Persönlichkeiten und Konviktszustände in Form von Korrespondenzen aus fremden Orten und Weltteilen mit Witz und Laune gegeißelt. Der magere Konviktstisch und dessen karger Verwalter spielten darin keine unwichtige Rolle. Einen großen Teil der Abende nahm übrigens der den Konviktsschülern sehr liberal gestattete Besuch des Breslauer Theaters in Anspruch, wo der junge

Eichendorff neben damals beliebten Opern und Schauspielen, welche man jetzt zum großen Teil kaum mehr dem Namen nach kennt, auch die Mozartschen Tonwerke sowie die Dramen von Goethe und Schiller zum erstenmal bewundern lernte; die letzteren verfehlten namentlich nicht eines gewaltigen Eindrucks. Auch bei den theatralischen Aufführungen im Konvikte waren die beiden Brüder lebhaft beteiligt. Nicht nur die gesamte Zurüstung der Bühne, die Beschaffenheit der Garderobe, Bemalung und Aufbau der Coulissen ward mit großer Vorliebe betrieben, sondern auch als Darsteller in den Stücken selbst waren sie gern und mit Beifall thätig. Unser junger Dichter trat hierbei wiederholt auch in weiblichen Rollen auf, und in einer der letzteren war es, wo er durch sein graziöses Spiel so viel Aufsehen erregte, daß die unter den Zuschauern befindliche Gemahlin des späteren österreichischen Ministers Grafen Sedlnitzky sich den Knaben nach beendetem Spiele vorstellen ließ und ihm mit Bezug auf die dargestellte Rolle ihren Fächer als Andenken an diesen Abend verehrte.

Ernstere Musik wurde im Konvikt außerordentlich gepflegt, und die regelmäßig wiederkehrenden Aufführungen bedeutender Tonwerke sowie die sorgfältig gewählte tägliche Tafelmusik, lediglich von Zöglingen des Konvikts exekutiert, reiften schon früh die große Liebe für Musik und jenes feine sichere Verständnis derselben, welche Eichendorff auszeichneten, wenngleich er ein ausübendes Talent dafür nicht besaß. Sein Bruder spielte verschiedene Instrumente meisterhaft und hatte sich später auch mehrfach mit musikalischen Kompositionen beschäftigt, die von einem entschiedenen Berufe zeugten, indes nur in Freundeskreisen bekannt geworden sind.

Die halbjährig wiederkehrenden Schulvakanzen führten die heranreifenden Jünglinge regelmäßig auf einige Zeit in das elterliche Haus zurück, und das heimatliche Leben verfehlte nicht, immer wieder von neuem seinen alten Zauber auszuüben. Meist begleitet von jungen Freunden aus dem Konvikte, genossen sie dasselbe so ganz und aus so vollem Herzen, daß sie die dort verlebten Tage wohl mit Recht als ihre „Lubowitzer Jubelperioden“ im Tagebuche bezeichnen konnten, die stets mit Ungeduld erwartet wurden. Mehren jener jugendlichen Genossen hat Eichendorff auch in der Folge und bis an sein Lebensende treue Freundschaft bewahrt, wir nennen unter ihnen nur J. Klein, der als Schriftsteller und Direktor des Koblenzer Gymnasiums sich nachmals vielfache Verdienste erworben.

Im Frühjahr 1804 hatten die beiden Brüder den Gymnasialkursus so weit beendet, daß sie ihre Universitätsstudien beginnen konnten. Ihr Vater trug indes Bedenken, sie schon jetzt, im 16. und 17. Lebensjahre einer fernen Hochschule anzuvertrauen, und sie verweilten daher in Gesellschaft ihres ehemaligen Erziehers Heinke noch ein Jahr in Breslau, einige akademische Vorlesungen, namentlich Mansos, besuchend, sowie mit Eifer dem Studium der französischen und englischen Sprache obliegend.

Als endlich auch der Aufenthalt in Breslau sich im Frühjahr 1805 seinem Abschluß näherte, ward vor der Abreise in munterer Gesellschaft schnell noch eine letzte Abschiedswanderung nach dem majestätischen Zobtenberge unternommen, der eine prächtige Rundschau über ganz Schlesien gewährt, und von seiner Höhe, wie der Jüngling in seinem damaligen Tagebuch vermerkt, „dem lieben Vaterländchen aus voller Kehle ein stürmisches Valet zugerufen", in Breslau selbst „die hundert und einfältigen Abschiedsvisiten" erledigt, und über Lubowitz froh dem freien Halle zugeeilt, wo die beiden Brüder die Rechtswissenschaft zu studieren gedachten.

2.

Halle und Heidelberg.

(1805—1810.)

Halle war zu jener Zeit eine der besuchtesten Universitäten Deutschlands, berühmt durch einen Kreis höchst bedeutender Lehrer, unter denen vor allem Friedrich August Wolf, Schleiermacher und Steffens hervorragten, Männer, welche der Universität einen Glanz verliehen, zu dem sich dieselbe später nie wieder emporgeschwungen. Eine zahlreiche, kecke Jugend aus allen Gauen Deutschlands war hier versammelt, welche den Wissenschaften mit allem Ernste oblag, zum großen Teil aber auch Tag und Nacht lärmend die Straßen füllte und in ihren bunten phantastischen Trachten, die nach den Landsmannschaften wechselten, bald mit Helm, Sporen und Hiebern, bald mit Guitarre und Violine versehen, der kleinen, unfreundlichen Stadt ein so wunderliches Ansehen verlieh, daß man sich oft mitten im tollsten Mummenschanz zu befinden glaubte. Lange Wanderzüge zu Fuß, Roß oder Wagen, mit Gesang und Jubel die ganze Umgegend durchziebend, kennzeichneten den Studentensitz schon von weitem.

Im Mai 1805 waren die beiden Brüder in dieser neuen Welt angelangt, und gaben sofort dem Professor Wolf ein Empfehlungsschreiben ihres Landsmannes, des Grafen H., ab, welches aber durchaus keinen andern Erfolg hatte, als daß Wolf an dieselben in seiner jovial-sarkastischen Art die Frage richtete: „Wer ist denn dieser H., ist es etwa derselbe, der auch manchmal in Journalen lateinische Verse macht? Ach ja, ich erinnere mich, er schrieb, als er noch hier studierte, immer am reinlichsten meine Vorlesungen nach.“ Ungeachtet eine persönliche Annäherung auch

in der Folge nicht stattfand, blieben die Brüder während ihres anderthalbjährigen Aufenthalts in Halle doch stets eifrige Schüler des genialen Forschers, von dessen interessanten Vorträgen über klassisches Altertum sie keinen versäumten. Auch den philologischen Lektionen des Hofrats Schütz sowie den philosophischen Vorlesungen ihres schlesischen Landsmannes Kayssler widmeten sie neben den juridischen Fachstudien Fleiß und Teilname. Von besonderer, für das ganze Leben entscheidender Bedeutung aber wurde Halle für unsern Dichter durch die romantische Richtung, die wie ein Geistesfrühling plötzlich über die erstaunte Welt weckend und erfrischend hereingebrochen und gerade in Halle eine eminente Vertretung hatte. Dort sollte auch Eichendorff die erste Anregung zur Romantik finden, und es konnte nicht fehlen, daß der lebhafte geistvolle Jüngling sich sogleich mächtig von ihr angezogen fühlte, wie denn überhaupt alle begabtere Jugend damals zu dieser Fahne hielt.

Vor allen war es Steffens, der selbst noch im ersten Mannesalter, weniger begründend als prophetisch andeutend, mit seinem zündenden Wort die neuen Bahnen wies. Seine Vorträge über Naturphilosophie versammelten stets einen Kreis begeisterter Jünger und waren von außerordentlicher Wirkung. Welchen wahrhaft hinreißenden Zauber dieser Mann auszuüben vermochte, davon legt noch der erst kürzlich erschienene Briefwechsel Schleiermachers ein merkwürdiges Zeugnis ab. In einem Briefe vom März 1805 schreibt der besonnene Theologe an eine Freundin: „Du weißt, liebe Freundin, ich bin ebensowenig hochmütig als bescheiden; aber nie habe ich einen Mann so aus vollem Herzen und in jeder Beziehung über mich gestellt, als diesen, den ich anbeten möchte, wenn es Mann gegen Mann geziemte. Zuerst, seine Ehe ist eine rechte Ehe im ganzen Sinne. Man sieht äußerlich nicht viel davon, aber es ist innerlich die schönste Wahrheit. Mit welchem Enthusiasmus ergießt er sich über sein Verhältnis zu ihr, mit welcher Kindlichkeit giebt er den vertrauteren Freunden kleine Züge von ihrer Tiefe, von ihrer Religiosität, von ihrer Gemütlichkeit, immer mit den schönsten Thränen in den Augen. Und dann, der ganze Mensch ist über alle Beschreibung herrlich, so tief, so frei, so witzig, als Friedrich Schlegel nur immer sein kann. Im Philosophieren mit einer viel größeren Lebendigkeit noch, mit einer glühenden Beredsamkeit,

selbst in unserer, ihm eigentlich fremden Sprache, ist er nicht nur durchaus rechtlich und von aller Parteisucht entfernt, sondern durch und durch heilig und in dem Sinne, in welchem ich es ehren und lieben muß, milde. Kannst du dir denken, wie der erste Naturphilosoph bis zu hellen Thränen gerührt von einem köstlichen Sonnenuntergang scheidet, den wir oben auf dem Petersberg hatten? Aber dieser ist auch ein wahrer Priester der Natur .... Es ist zwischen Steffens und mir eine wunderbare Harmonie, die mir große Freude macht und mir gleichsam eine neue Bürgschaft giebt für mich selbst. Wenn er im Gespräch sittliche Ideen äußerte, so sind es immer die meinigen, und was ich von der Natur verstehe und von mir gebe, fällt immer in sein System. Auch unsere Zuhörer merkten es, wie wir uns — von ganz verschiedenen Seiten ausgehend, also daß es nichts anderes sein kann, als die reine innere Harmonie — immer im Mittelpunkt vereinigen und einander in die Hände arbeiten."

Ihm auch hatte sich Eichendorff mit dem ganzen Enthusiasmus edler Jugend angeschlossen und Steffens Vorträge waren für ihn gleichsam die Vorschule zur Romantik, während er sich daneben in Novalis vertiefte und mit „Sternbalds Wanderungen" manchen herrlichen Sommermorgen auf dem nahen Giebichenstein verbrachte. Mit Goethes Dichtungen beschäftigte er sich damals ebenfalls viel, sie immer wieder mit neuer Bewunderung lesend und in sich aufnehmend. Von seinen eigenen dichterischen Erzeugnissen aus jener Zeit, meist lyrischen Inhalts, hat sich wenig mehr erhalten; mit der Form noch ringend, waren es die Erstlingsklänge jugendlicher Andacht, mit denen der Ahnende sich vor dem Heiligtum der Dichtkunst niedergelassen.

Nichts weniger als Kopfhänger, wußte der Jüngling auch im äußern Leben sich nach wie vor frisch zu tummeln, dem Frohen überall noch froh entgegenkommend. In der Schwimmschule der Halloren, die in ihrer altertümlichen Tracht Schwäger und Duzbrüder aller Studenten waren, zum vollendeten Meister ausgebildet, sah man den kühnen Schwimmer fast täglich allein oder im raschen Wettkampf die Fluten der Saale durchschneiden. Der erlangten Fertigkeit überließ er sich dabei nicht selten mit tadelnswerter Verwegenheit. So geschah es z. B. während eines Besuches in der Heimat, daß er, mit den Eltern an den Ufern der Oder spazieren gehend, sich plötzlich, sein fünfjähriges Schwester=

chen im Arm, in den Strom stürzte und mit ihr schwimmend dem andern Ufer zueilte, zum nicht geringen Entsetzen der erschreckten Eltern. Dem oft rohen und wüsten Treiben der sogenannten Landsmannschaften durchaus fern, hielt der junge Student doch im übrigen wacker zu seiner schlesischen Landsmannschaft, an deren Lustbarkeiten und Aufzügen er sich gern beteiligte. Auch den Kreis seiner nächsten Bekannten bildeten damals noch ausschließlich Landsleute, die sich mit den Brüdern Eichendorff gemeinschaftlich in dem Wirtshause „zu den drei Königen" in der Ullrichsgasse einquartiert hatten und als die „dreikönigliche Hausburschenschaft" von dort aus manchen Mutwillen trieben. Mit diesen Freunden, bisweilen im stattlichen „Burschenwichs" der Schlesier, ward an heiteren Tagen über Land geritten und auf solche Weise auch die weitere Umgebung, Merseburg, Naumburg, Leipzig wiederholt heimgesucht. In Leipzig lernte Eichendorff bei dieser Gelegenheit zum erstenmale Ifflands Spiel kennen, der im Sommer 1805 dort eine Reihe von Vorstellungen gab und natürlich auch von Halle viele Besucher hinzog. Am lebhaftesten aber blieb der Verkehr mit Lauchstädt, dem nahen Badeorte, wo gerade damals Goethe sich aufhielt und die weimarischen Schauspieler unter seiner Leitung während der Sommerzeit — von den Studenten die Lauchstädter Zeit genannt — Vorstellungen gaben. Von letzteren äußerte Goethe selbst: „Eigentlich erholte sich das weimarische Theater erst durch einen längern Aufenthalt in Halle und Lauchstädt, wo man vor einem gleichfalls gebildeten, zu höheren Forderungen berechtigten Publikum das beste, was man liefern konnte, zu leisten genötigt war; das Repertorium dieser Sommervorstellungen war vielleicht das bedeutendste, was die weimarische Bühne, wie kaum eine andere, in so kurzer Zeit gedrängt aufzuweisen hatte." Diese Vorstellungen — unter Wolfs Direktion wurden auch antike Dramen mit der ganzen Scenerie des antiken Theaters aufgeführt — fesselten den jungen Eichendorff ungemein und nicht leicht ging eine derselben ungesehen vorüber. Mächtig wie die Darstellungen wirkte aber auch die Anwesenheit Goethes, dessen erste Bekanntschaft Eichendorff in Galls Vorträgen über Schädellehre gemacht, und auf dessen Gestalt während der Vorstellungen in der Regel fast aller Blicke hafteten.

Im Herbst des Jahres 1805 hatten die beiden Brüder von

Halle aus eine größere Reise durch Norddeutschland, zum Teil zu Fuß, unternommen, Sachsen, das waldgrüne, sang- und sagenreiche Thüringen und den Harz nach allen Richtungen durchstreift, in Hamburg, Bremen, Lübeck und an den Gestaden der Nordsee sich einige Zeit aufgehalten, in Wandsbeck den greisen Claudius besucht und über Mecklenburg den Rückweg angetreten, reichgesättigt mit den angenehmsten Erinnerungen, die noch lange nachklangen.

Unter den biographischen Fragmenten, die Eichendorff kurz vor seinem Tode begonnen, findet sich auch ein Aufsatz, „Halle und Heidelberg" überschrieben, in welchem der Greis nach einer mehr als fünfzigjährigen wechselvollen Zwischenzeit uns am Abend seines Lebens einzelne Bilder seiner Jugend vorführt. Wie glücklich sie gewesen, tritt uns aus diesen Aufzeichnungen lebendig noch entgegen. Das Halle seiner Studienzeit skizzirt er, nachdem kurz vorher von den geistigen Strömungen auf den damaligen Universitäten Deutschlands die Rede, darin also:

„Am auffallendsten zeigte sich die Verwirrung, welche diese plötzliche Revolution der Geister anrichtete, auf der damals frequentesten Universität, in Halle, weil dort das heterogenste Material auch den entschiedensten Kampf provozierte. Hier trennte sich alles in zwei Hauptlager, in das stabile der Halbinvaliden und das bewegliche des neuen Freicorps, während das letztere wieder in mehre verschiedenartige Gruppen zerfiel, welche aber von der Jugend, die noch nicht so ängstlich sondert, unter dem Begriff der Romantik zusammengefaßt wurden. An der Spitze der Romantiker stand Steffens. Jung, schlank, von edler Gesichtsbildung und feurigem Auge, in begeisterter Rede kühn und wunderbar mit der ihm noch fremden Sprache ringend: so war seine Persönlichkeit selbst schon eine romantische Erscheinung und zum Führer einer begeisterungsfähigen Jugend vorzüglich geeignet. Sein freier Vortrag hatte durchaus etwas Hinreißendes durch die dichterische Improvisation, womit er in allen Erscheinungen des Lebens die verhüllte Poesie mehr divinierte als wirklich nachwies. Am unmittelbarsten mußte diese Naturphilosophie begreiflicherweise die Mediziner berühren, unter denen die besseren Köpfe sich jetzt von der bisherigen Empirie zu dem ritterlichen Reil und Froriep wandten, die überall auf das geheimnisvolle Walten höherer Naturkräfte hindeuteten. — Eine andere

Gruppe wieder bildeten die jungen Theologen, welche sich um Schleiermacher scharten. Dieser merkwürdig komponierte Geist schien seiner ursprünglichen stachelichten Anlage nach zum Antipoden der Romantik geschaffen, und doch hielt er wacker zu ihr und hat auf demselben platonischen Wege der Theologie, die damals zum Teil in toten Formeln, zum Teil in fader Erfahrungsseelenlehre sich erging, wieder Gemüt erobert: eine Art von geharnischtem Pietismus, der mit scharfer Dialektik alle Sentimentalität männlich zurückwies. Am entferntesten wären vielleicht die Philologen geblieben, hätte nicht Wolf, obgleich persönlich nichts weniger als Romantiker, hier wider Wissen und Willen die Vermittelung übernommen durch den divinatorischen Geist, womit er das ganze Altertum wieder lebendig zu machen wußte, sowie durch seine geniale Humoristik und den schneidenden Witz, mit dem der stets Streitlustige gegen Schütz und andere, welche die Alten noch immer mumienhaft einzubalsamieren fortfuhren, fast in dramatischer Weise beständig zu Felde lag. — Zwischen diesen Gruppen klemmte sich endlich noch eine ganz besondere Species von Philosophen herein, die den unmöglichen Versuch machten, die Kantsche Lehre ins Romantische zu übersetzen. Hierher gehörte Professor Kayssler, ein ehemaliger katholischer Priester, der geheiratet und nun gleichsam zur Rechtfertigung dieses abenteuerlichen Schrittes sich eine noch abenteuerlichere Philosophie erfunden hatte. Er hatte es indes als doppelter Renegat, mit den Kantianern wie mit den Romantikern verdorben; seine trockenen abstrusen Vorträge fanden fast nur unter seinen schlesischen Landsleuten geringen Anklang, und wir wollten ihn hier nur nennen, um das Bild der damaligen elementarischen Gährung möglichst zu vervollständigen. — Gegenüber allen diesen neuen Bestrebungen lag aber die breite schwere Masse der Kantschen Orthodoxen und der Stockjuristen, sämtlich von dem wohlfeilen Kunststück vornehmen Ignorierens fleißig Gebrauch machend; unter den letzteren einerseits Schmaltz, der nachherige Geheimerat der Demagogenjäger, der die Kantsche Philosophie, die er vor kurzem sich in Königsberg geholt, auf seine faselige Weise elegant zu machen suchte; andrerseits Dabelow, König, Woltaer u. a., die von der Philosophie überhaupt nichts wußten.

„Übrigens stand Halle, so unfreundlich auch die Stadt und ein großer Teil ihrer Umgebung ist, in jener Zeit noch in mancherlei

lokalem Rapport mit der romantischen Stimmung. Der nahe Giebichenstein mit seiner Burgruine, an die sich die Sage von Ludwig dem Springer knüpft, war damals noch nicht modern englisiert und eingehegt wie jetzt, und bot in seiner verwilderten Einsamkeit eine ganz artige Werkstatt für ein junges Dichterherz. Völlig mystisch dagegen erschien gar vielen der am Giebichenstein belegene Reichhardtsche Garten mit seinen geistreichen und schönen Töchtern, von denen die eine Goethesche Lieder komponierte, die andere sogar Steffens Braut war. Dort aus den geheimnisvollen Boskets schallten oft in lauen Sommernächten, wie von einer unnahbaren Zauberinsel, Gesang und Guitarrenklänge herüber, und wie mancher junge Poet blickte da vergeblich durch das Gitterthor oder saß auf der Gartenmauer zwischen den blühenden Zweigen die halbe Nacht, künftige Romane vorausträumend. — Nicht allzufern davon aber, um auch in dieser Beziehung die Gegensätze zu vervollständigen, bewohnte Lafontaine ein idyllisches Landhaus. Man erzählte von ihm, daß er selbst an seinen schlechten Romanen eigentlich am wenigsten schuld sei, daß ihn vielmehr seine Verleger von Zeit zu Zeit nach Berlin verlockten und dort so lange gleichsam eingesperrt hielten, bis er einen neuen dicken Roman fertig gemacht, was er denn, um nur wieder freizukommen, jedesmal mit unglaublicher Geschwindigkeit besorgt habe. Und hiermit stimmte in der That auch seine ganze äußere Erscheinung überein. Es war ein bequemer, freundlicher, lebensfroher Mann, der jetzt, da die Zeit seine Sentimentalität quiesciert hatte, sich getrost auf das Übersetzen alter Klassiker verlegte und wie ein harmloser Revenant unter der verwandelten Generation umherging.

„Von nicht geringer Bedeutsamkeit war auch die Nähe von Lauchstädt, wo die weimarischen Schauspieler während der Badesaison Vorstellungen gaben. Diese Truppe war damals in der That ein merkwürdiges Phänomen und hatte unter Goethes und Schillers persönlicher Leitung wirklich erreicht, was später andere, z. B. Immermann in Düsseldorf, vergeblich anstrebten, nämlich das Theater zu einer höheren Kunstanstalt und poetischen Schule des Publikums emporzuheben. Sie hatten allerdings, und wir möchten fast hinzufügen: glücklicherweise, keine eminent hervorragenden Talente, die durch das Hervortreten einer übermächtigen Persönlichkeit so oft die Harmonie des Ganzen mehr

stören als fördern, gleichwie die sogenannten schönen Stellen noch lange kein Gedicht machen. Aber sie hatten, was damals überall fehlte, ein künstlerisches Zusammenspiel. Denn eben jener höhere Aufschwung der waltenden Intentionen hob alle gleichmäßig über das Gewöhnliche und schloß das Gemeine oder Mittelmäßige von selbst aus, jeder hatte ein intimeres Verständnis seiner Kunst und seiner jedesmaligen Aufgabe und ging daher mit Lust und Begeisterung ans Werk. Und so durften sie wagen, was den berühmtesten Hoftheatern bei unverhältnismäßig größeren Kräften damals noch gar nicht in den Sinn kam. Mitten in der allgemeinen Misere der Kotzebuaden und Iffländerei eroberten sie sich kühn ganz neue Provinzen; gleichsam die Tragweite der Kunstwerke und des Publikums nach allen Seiten hin prüfend, brachten sie Calderon auf die Bühne, gaben den Alarcos und den Jon der Schlegel, Brentanos Ponce de Leon u. s. w. — Man kann sich leicht denken, wie sehr dieses Verfahren gerade das empfänglichste und dankbarste Publikum der Studenten enthusiasmieren mußte. Die Komödienzettel kamen des Morgens schon gleich Götterboten nach Halle herüber und wurden, wie später etwa die politischen Zeitungen und Kriegsbülletins, beim „Kuchenprofessor“ eifrigst studiert. War nun eines jener litterarischen Meteore oder ein Stück von Goethe oder Schiller angekündigt, so begann sofort eine wahre Völkerwanderung zu Pferde, zu Fuß oder in einspännigen Kabrioletts, nicht selten einer großen Retirade mit lahmen Gäulen und umgeworfenen Wagen vergleichbar; niemand wollte zurückbleiben, die Reicheren griffen den Unbemittelten mit Entree und sonstiger Ausrüstung willig unter die Arme, denn die Sache wurde ganz richtig als eine Nationalangelegenheit betrachtet. In Lauchstädt selbst aber konnte man, wenn es sich glücklich fügte, Goethe und Schiller oft leibhaftig erblicken, als ob die olympischen Götter wieder unter den Sterblichen umherwandelten. Und außerdem gab es dort auch vor und nach der Theatervorstellung in der großen Promenade noch eine kleine Weltkomödie, in welcher wenigstens in den Augen der jüngeren Damen die Studenten selbst die Heldenrollen spielten. Diese fühlten sich überhaupt hier wahrhaft als Musensöhne, es war ihnen zu Mute, als sei dies alles eigentlich nur ihretwegen veranstaltet, und sie hatten im Grunde recht, da sie vor allen anderen das rechte Herz dazu mitbrachten.

„Dieses alte Hallesche Leben aber wurde im Jahre 1806 beim Zusammensturz der preußischen Monarchie unter ihren Trümmern mit begraben. Die Studenten hatten unzweideutig Miene gemacht, sich in ein bewaffnetes Freicorps zusammenzuthun. Napoleon, dem hier zum erstenmale ein Symptom ernsteren Volkswillens gleichsam prophetisch warnend entgegentrat, hob daher zornentbrannt die Universität auf, die Studenten wurden mit unerhörtem Vandalismus plötzlich und unter großem Wehgeschrei der Bürger nach allen Weltgegenden auseinandergetrieben und mußten, ausgeplündert und zum Teil selbst der nötigen Kleidungsstücke beraubt, sich einzeln nach Hause betteln. — Wunderbarer Gang der Weltgerichte, dieselben, vom übermütigen Sieger in den Staub getretenen Jünglinge sollten dereinst siegreich in Paris einziehen!“

Am 16. Oktober 1806 hatte bekanntlich Bernadotte die Stadt nach einem heftigen Straßenkampfe eingenommen, bald danach war die Aufhebung der Universität erfolgt, die unter andern auch dem großen W o l f Veranlassung gab, sich dem fremden Eroberer gegenüber leider klein genug zu zeigen. Noch vor dem Eintritt jener Katastrophe, im August 1806, hatten die Brüder Eichendorff Halle verlassen und sich in Begleitung einiger Universitätskameraden in die Heimat begeben. Die Ankunft der Hallischen Gesellschaft in Lubowitz ward mit jugendlichem Übermut der gesamten Umgegend sofort durch allerhand Kundgebungen signalisiert. Nicht allein wurden schon am Abend der Rückkehr aus den Fenstern und von den Altanen des Schlosses nach allen Richtungen Pistolen und Böller abgefeuert und Raketen abgebrannt, sondern auch noch bei Anbruch des nächsten Tages die befreundeten Familien der Nachbarschaft mit Feuerspritzen und Gießkannen heimgesucht, so daß die Überraschten sich plötzlich mit einer unbarmherzigen Wasserkanonade begrüßt sahen, die mit der gleichen Waffe erwidert, in der Regel in allgemeinen Scharmützeln heiter endete. Wie gewöhnlich wechselten auch jetzt wieder auf Lubowitz in bunter Folge Festlichkeiten und geselliger Verkehr aller Art, bei denen auch unsere junge Gesellschaft sich mehr oder minder beteiligte. An den Abenden pflegte die letztere selbsterfundene dramatische Scherze oder lebende Bilder mit Instrumentalbegleitung aufzuführen, die gewöhnlich von Witz und Laune getragen die ältere Gesellschaft so ergötzten, daß sie nicht

oft genug wiederholt werden konnten. Salz und Seele aller solcher Schwänke war ein junger Geistlicher, der die Stelle eines Hauskaplans versah und dem die Beaufsichtigung der Schulen auf den Eichendorffschen Gütern übertragen war. Unerschöpflich in Erfindung und Ausführung phantastischer Scherze, wußte er denselben stets eine tiefere, oft ironische Bedeutung zu geben. „Seine Gemütsart war durchaus dunkel und melancholisch. Die eine Hälfte seines Lebens hindurch war er bis zum Tode betrübt, mürrisch und unbeholfen, die andere Hälfte lustig bis zur Ausgelassenheit, witzig und sinnreich geschickt, so daß man ihn leicht für einen zwiefachen Menschen halten konnte. Es war aber eben die Tiefe seines Wesens, daß er sich niemals zu dem ordentlichen gleichförmigen Spiele der anderen an der Oberfläche bequemen konnte, und selbst seine Lustigkeit, wenn sie oft plötzlich losbrach, war durchaus ironisch und fast schauerlich. Dabei waren alle Schmeichelkünste und alltägliche Handgriffe, sich durch die Welt zu helfen, seiner spröden Natur so zuwider, daß er selbst die unschuldigsten, gebräuchlichsten Gunstbewerbungen, ja sogar unter Freunden alle äußeren Zeichen der Freundschaft verschmähte. Vor allen sogenannten klugen gemachten Leuten war er besonders verschlossen, weil sie niemals weder seine Betrübnis, noch seine Lustigkeit verstanden und ihn mit ihrer angebildeten Afterweisheit von allen Seiten drengten." Gutmütig, ohne gebildetes Verständnis für Poesie, in seiner bizarren Eigentümlichkeit aber selbst eine poetische Erscheinung, war er der stete Freund und Begleiter der jungen Brüder. In seiner einsamen Behausung weilten dieselben oft, in die anregendsten Gespräche vertieft, während der Freund sich emsig mit der Anfertigung von mechanischen Gegenständen verschiedenster Art beschäftigte, für die er nie eine Anleitung erhalten. Eichendorff, welcher die innerste Natur desselben am besten zu befreien verstand und mit dem merkwürdigen Mann noch später lange Jahre hindurch in Freundschaft verbunden blieb, hat ihm „in Ahnung und Gegenwart" unter dem Namen Victor ein Denkmal liebender Erinnerung gesetzt. Er sagt daselbst von ihm zum Schluß: „Und du seltsamer, guter, geprüfter Freund, ich brauche dich und mich nicht zu nennen, aber du wirst uns beide in tiefster Seele erkennen, wenn dir diese Blätter vielleicht einmal zufällig in die Hände kommen. Dein Leben ist mir immer erschienen wie ein uraltes verbautes

Gemach mit vielen rauhen Ecken, das unbeschreiblich einsam und hoch steht über den gewöhnlichen Hantierungen der Menschen. Eine alte verstimmte Laute, die niemand mehr zu spielen versteht, liegt verstaubt auf dem Boden. Aus dem finstern Erker siehst du durch bunt und phantastisch gemalte Scheiben über das niedere, emsig wimmelnde Land hinweg in ein anderes ruhiges, wunderbares, freies Land. Alle die wenigen, die dich kennen und lieben, siehst du dort im Sonnenschein wandeln und das Heimweh befällt auch dich. Aber dir fehlen Flügel und Segel und du reißest in verzweifelter Lust an den Saiten der alten Laute, daß es mir oft das Herz zerschneiden wollte. Die Leute gehen unten vorüber und verlachen dein wildes Geklimper, aber ich sage dir, es ist mehr göttlicher Klang darin, als in ihrem ordentlichen allgepriesenen Geleier." — Als einfacher Landpfarrer hat der Freund in hohem Alter sein Leben beschlossen, ohne Namen in der Welt, aber eingetragen in das Buch des Lebens.

Häufig verkehrte Eichendorff zu jener Zeit auch in Troppau, wo ein Bruder seines Vaters sich während des Winters in der Regel aufhielt, und wo vielfache Verbindungen mit dem österreichischen Adel unterhalten wurden, der sich, wie noch heute, zahlreich dort zusammenfand. Zu poetischen Produktionen ließ das bewegte äußere Leben kaum die nötige Zeit. Jean Pauls Werke scheinen den Jüngling damals viel beschäftigt zu haben.

Die tragischen Geschicke des Vaterlandes störten indes gar bald auch die heitere Geselligkeit auf Schloß Lubowitz. Der erschütternden Kunde von den Schlachten bei Jena und Auerstädt, dem Falle der Festungen Spandau, Stettin, Küstrin, Magdeburg folgte unmittelbar auf dem Fuße der Einmarsch der feindlichen Heere in Schlesien, wo auch Breslau und fast sämtliche feste Plätze binnen kurzem in die Hand des Feindes fielen. Schrecken und Bestürzung verbreitete sich über das ganze Land, alle Heerstraßen waren mit Fliehenden, Gefangenen und Verwundeten bedeckt; auf den Eichendorffschen Gütern wurden eiligst alle Sachen von Wert eingepackt und vergraben oder in das nahe Ausland geflüchtet. Die gefürchtete Plünderung blieb zwar aus, aber Brandschatzungen, Einquartierungen, Requisitionen und Auflagen aller Art sogen und zehrten gewaltig am Wohlstande der Gegend und des Einzelnen. Die heftige Beschießung der unfernen Veste Kosel, die nach tapferer Gegenwehr des Kommandanten

v. Neumann endlich auch fiel, machte selbst noch in Lubowitz alle Fenster erklirren und lockte seine Bewohner häufig auf die umliegenden Höhen, um dort ängstlich des Verlaufes zu harren. Wenn Eichendorff bald danach in sein Tagebuch die Worte niederschrieb: „Politische Morgenröte einer schöneren Zeit durch die Nachricht von den Siegen der Russen und der deutschen Teilnahme Österreichs", so sollte doch diese bessere Zeit noch lange nicht erscheinen, die Schmach und die Erniedrigung Deutschlands vielmehr noch immer unerträglicher werden. Waren doch die Handlanger des fremden Eroberers, die als Unterdrücker nun in Schlesien eingezogen waren, selber Deutsche, Angehörige der Rheinbundsstaaten! Patriotischer Unmut kochte in den Herzen der Jünglinge, die auf Lubowitz so frohe Tage miteinander verlebt hatten. Die beiden Kameraden, welche von Halle aus die Brüder Eichendorff begleitet, traten, um gegen den gemeinsamen Feind zu fechten, in österreichischen Militärdienst, wo ihrer eine ehrenvolle Laufbahn harrte. Eichendorff selbst aber und sein Bruder faßten den Entschluß, sich zur Fortsetzung ihrer Studien nach Dorpat zu begeben, um dort eine, wie sie glaubten, freiere Zufluchtsstätte aufzusuchen. Der Tag der Abreise war bereits bestimmt, als dieser Plan noch rückgängig und auf anderweitigen wiederholten Rat Heidelberg zum nächsten Bestimmungsorte ersehen wurde. Es ist leicht möglich, daß der Entwicklungsgang des Jünglings ein wesentlich anderer geworden wäre, wenn es bei der Wahl von Dorpat verblieben. Heidelberg, wo so viele Berührungen mit verwandten Geistern und Verhältnissen stattfinden sollten, festigte die gewonnene Richtung dauernd und für immer, sie schnell zu glänzender Blüte entfaltend. Durch das Zusammenwirken der günstigsten Umstände, wie sie selten in so glücklichem Vereine sich darbieten, erhielt Eichendorffs dichterischer Beruf in Heidelberg erst seine eigentliche Weihe und den Stempel seiner Eigentümlichkeit.

Im Frühjahr 1807 erfolgte die Abreise nach Heidelberg, indem die Brüder vorher den größern Teil West- und Süddeutschlands besuchten; das damalige Tagebuch enthält eine höchst anziehende lebendige Schilderung dieser Reise.

Trotz der paradiesischen Natur, die den Jüngling in kaum geahnter Schönheit in Heidelberg empfing und zum heitersten Genusse lockte, war sein Aufenthalt auch dort durch strengen

Fleiß und angespannte Thätigkeit bezeichnet. Schon mit dem frühesten Morgen zur Arbeit sich erhebend, widmete er nicht nur unter des herrlichen Thibauts Leitung dem Studium der Jurisprudenz die ernsteste Ausdauer, sondern fand auch noch Zeit, sich unausgesetzt mit den alten Sprachen zu beschäftigen, philologische und philosophische Vorlesungen zu besuchen, französischen und italienischen Sprachunterricht zu nehmen, sowie mit Vorliebe Gesang und Guitarrespiel zu pflegen. Der italienischen Sprache ward er schon damals so mächtig, daß er sich mit Eleganz in ihr unterhielt und einst in munterer Gesellschaft als Italiener eingeführt werden konnte, ohne daß die anwesenden wirklichen Italiener die Täuschung sogleich gewahr wurden. Mit der ältern italienischen Litteratur machte er sich vornehmlich vertraut; einer Übertragung von Goethes Wilhelm Meister in das Italienische unterzog er sich ebenfalls zu jener Zeit.

Das ernste hochgestimmte Streben des Jünglings, verbunden mit der brennenden Vaterlandsliebe, die durch den äußern und innern Verfall Deutschlands nur noch intensiver wurde, führte ihn hier einem Kreise von Männern entgegen, die sich damals an den Ufern des Neckar in gleicher Gesinnung zusammengefunden und mit welchen Eichendorff gar bald auf das innigste befreundet werden sollte. Es waren dies Joseph Görres, Ludwig Achim von Arnim und Clemens Brentano, deren Namen wir nur zu nennen brauchen, um die ganze Bedeutung des Freundschaftsbundes zu ermessen.

Görres war erst seit kurzem von Koblenz, wo er an der Sekundärschule Physik und Naturgeschichte gelehrt hatte, nach Heidelberg übergesiedelt, um hier vor einem größern reifern Zuhörerkreise seine Vorträge zu eröffnen, die sich über die verschiedensten Gegenstände, Geologie, Ästhetik, Geschichte und Philosophie erstreckten. Außer den politischen Versuchen seiner frühesten Jugend waren bisher von ihm nur einzelne aphoristische Schriften erschienen, wogegen er damals in Heidelberg das epochemachende Werk über „die deutschen Volksbücher“ herausgab. Durch Zufall war es gerade eine Vorlesung von Görres, welche Eichendorff bei seiner Ankunft in Heidelberg zuerst besuchte und der geniale gewaltige Mann fesselte ihn sogleich dergestalt, daß er nicht nur mit steigender Teilnahme dessen anregenden Vorträgen beiwohnte, sondern bald auch in die intimsten persönlichen Be-

ziehungen zu demselben trat. Erst durch Görres ward Eichendorff auch mit Arnim und Brentano bekannt, die sich ebenfalls erst seit kurzer Zeit in Heidelberg aufhielten, beide nur noch wenig gekannt, da ihre Erstlingswerke ziemlich unbemerkt vorübergegangen waren.

Die Freunde sahen sich nach ihrer ersten Begegnung bald fast täglich, in geistreichem Verkehre und gemeinsamer Thätigkeit sich während einer trüben Zeit stärkend und nach dem Maß ihrer Kräfte die bessere Zukunft wacker vorbereitend. In dem schönen Nachruf an Arnim, der bereits 1831 im besten Mannesalter aus dem Leben schied, sagt Görres über Stimmung und Sterben der Genossenschaft: „Die Zeit, in der wir damals in Heidelberg uns begegnet, war, um auf den Anfang zurückzukehren, jene, die zunächst auf die Jenaer Schlacht gefolgt. Der Ehrentempel deutscher Nation war weit aufgethan, das damals blühende Geschlecht hielt seinen feierlichen Einzug durch die offenen Pforten, und es war ein ungemein erquicklicher Anblick, dem Zuge, der auch ein Leichenzug gewesen, zuzusehen, wo Deutschland sein altes Kaisertum nicht zur Krönung, sondern zu Grabe geleitete. Voran schritten die Herolde des Eroberers im Geleite seiner Bewunderer, dann die mächtigen Vasallen, bis zur Unkenntlichkeit im fremden Staate aufgeputzt, dann die diplomatische Partie im Gefolge einer schwerbeladenen Wagenburg, weiter die Heere unter fremden Fahnen dem Pfade *ihrer* Ehre folgend, sofort Chöre von Poeten und Rhetoren, die sangen und sagten die Rede von dem Weltüberwinder, zuletzt die Massen des Volkes, — einige tanzend und jubilierend, die meisten niedergeschlagen, schweigend und verzagt und wie betäubt. Und es war ein Reißen und ein Raffen unter denen oben, wie es bei solchen Sterbefällen unter der Dienerschaft großer Häuser wohl mitunter so die Sitte oder Unsitte mit sich bringt; die alte Pracht des Hauses, wo sie sich nicht teilbar zeigte, wurde von den gierigen Fäusten zerrissen und die Fetzen zum Juden hingetragen, um für den Erlös Fluch und Schande einzutauschen; in der Mitte war's ein Drängen und ein Treiben, um auch teilzunehmen an den Brocken und den Ehren, die ausgeworfen wurden, dazu ein Biegen und ein Schmiegen, um der Gnade sich würdig zu beweisen, und ein behagliches Sicheingewöhnen in die Unterwürfigkeit mit höhnischem Seitenblick auf alles, in dem noch

irgend einiger Widerstand sich kundgeben wollte; unten endlich Stumpfheit und Gleichgültigkeit, kaum mehr eine dunkle Erinnerung in den Massen, daß es je so etwas wie ein Vaterland gegeben, dabei Not und Verderben überall. Nur verhaltnismaßig wenige, durch die Menge zerstreut, schienen die Schmach zu fühlen, und wo man sie entdeckte, wurden sie als überspannte Phantasten verschrien und angefeindet. Die Journale und Zeitungen, flach, trivial und geistlos über die Möglichkeit hinaus, wetteiferten der Mehrzahl nach in der Niedertracht. . . . . Die Gelehrten hatten die Hände voll zu thun, die täglichen Veränderungen in Statistik, Geographie, Gesetzgebung, Politik in ihre Kompendien einzutragen und freuten sich der gangbaren Meßartikel; andere, die dort keine Beschäftigung gefunden, hetzten sich ab um romantische und klassische Poesie und ähnliche unschuldige Gegenstände. Wir, die wir uns an den Ufern des Neckar zusammengefunden und unseres Zeichens jenen überspannten Phantasten angehörten, hatten nicht Lust, in das fröhliche Tiriliri jener patriotischen Singvogel einzufallen, und sahen, daß auch manche andere gleicher Stimmung waren. In Zeiten einer allgemein herrschenden Seuche vermag der einzelne nur wenig gegen das Verderben, das überall sich in Massen setzend jeden gesonderten Widerstand leicht überwältigt. Die Himmelswinde, die den ansteckenden Dunst über die Länder hergeweht, müssen ihn auch wieder wegblasen, und dann läßt gegen die Nachzügler sich schon etwas versuchen. Aber wie wenig auch immer auszurichten und wie ungleich der Kampf sein möge, es ziemt sich nicht, ihm aus dem Wege zu gehen, und nur, was jeder gewollt, wird ihm ja angerechnet, denn was er erlangt, hat vom Zutritt oder Abtritt anderer Mächte abgehangen. Das bedachten wir und trugen am Fuße des Jettenbühels ein wenig Reisig und Holz zusammen, um ein kleines Feuer dort zu zünden, an dem wir uns in der kalten nebligen Zeit einigermaßen erwärmen könnten, und an dem der übelriechende Heerrauch, der die Sonne trübte, sich lichten und zerstreuen möchte. Das Wesen alter Zeit, wie es in den Dichtungen der Vergangenheit fortlebte, schien mit Recht Arnim am tauglichsten, um die erstarrte Gegenwart wieder einigermaßen zu erwärmen und zu beleben, und die Volkspoesie, wie sie keinem der früheren Jahrhunderte noch ihren Dienst versagt, schien auch hier willfährig sich zu bieten, um das Volk wieder zu sich selbst zu bringen. Früher hatte Clemens

Brentano sich mit ihm geeint und sein schönes edles Wesen liebgewonnen, und Arnim hatte sich zu ihm gehalten, und wie verschieden, ja in manchem entgegengesetzt die beiden Naturen sein mochten, ein Gemeinsames hatte sie verbunden, und ihre Verbindung in der Folge bei ganz auseinandergehenden Lebenswegen in der Entfernung sich bisweilen wohl lockerer lösend, aber in der Nähe sich immer wieder schärfer anziehend, hat bis zum Tode ausgehalten. Beide hatten die Herausgabe des „Wunderhorns" unternommen, wie sie in der Nachschrift sagen, den letzten Bienenstock just zur rechten Zeit auffassend, als er eben wegschwärmen wollte. Arnims ganzes Wesen hat in dieser Nachschrift sich ausgesprochen; das warme fröhliche Gemüt durch Flur und Wälder gehend und überall im Vorübereilen sich Blütenzweige von den Büschen reißend, um sich damit das Haupt zu kränzen; jeden Singvogel dabei in seinem Tone lockend und das Echo mit seinem Jubel neckend; seine lebendige Teilnahme an allem, was vom Leben ist und wieder ins Leben geht; sein Zorn gegen jede lügenhafte Fratze in der Zeit, im Auffahren doch immer wieder sich begütigend durch die angeborene Milde . . . Ich hatte in gleichem Sinne meine Schrift über die Volksbücher geschrieben und half ihm dann mit Brentano an der Einsiedlerzeitung, deren Herausgabe er, um vielfach zerstreute und geteilte Zwecke zu vereinigen, unternommen. In der Erwartung eines solchen Zusammenwirkens hatte er sich nicht getäuscht, viel wackere Leute schlossen sich an, und das Blatt war ohne Zweifel weit das beste von allen, die damals erschienen, aber das damalige Publikum wollte nichts von diesem hören; es hatte seine Schleimsuppen und Rattenpasteten einmal liebgewonnen und fürchtete, mit der neuen Diät sich den Magen zu verderben und Sodbrennen zu erregen. Scherzhaft hatte Arnim in der Ankündigung gesagt, das Blatt werde jedem zugesendet, der es nicht ausdrücklich in postfreien Briefen abbestellt; den Scherz aber hatten die verehrten Leser übel genommen und sich sogleich zur Abwehr in Positur gesetzt. . . ."

Auch Eichendorff hat uns in dem bereits erwähnten biographischen Aufsatze ein Bild jener heidelberger Tage hinterlassen. Er sagt:

„Der Geist einer bestimmten Bildungsphase läßt sich nicht aufheben wie eine Universität. Was wir vorhin als das Cha-

rakteristische jener Periode bezeichnet: die Opposition der jungen Romantik gegen die alte Prosa war keineswegs auf Halle beschränkt, sondern ging wie ein unsichtbarer Frühlingssturm allmählich wachsend durch ganz Deutschland. Insbesondere aber gab es dazumal in Heidelberg einen tiefen nachhaltenden Klang. Heidelberg ist selbst eine prächtige Romantik; da umschlingt der Frühling Haus und Hof und alles Gewöhnliche mit Reben und Blumen, und erzählen Burgen und Wälder ein wunderbares Märchen der Vorzeit, als gäbe es nichts Gemeines auf der Welt. Solch gewaltige Scenerie konnte zu allen Zeiten nicht verfehlen, die Stimmung der Jugend zu erhöhen und von den Fesseln eines pedantischen Comments zu befreien; die Studenten tranken leichten Wein anstatt des schweren Bieres und waren fröhlicher und gesitteter zugleich als in Halle. Aber es trat gerade damals in Heidelberg noch eine ganz besondere Macht hinzu, um jene glückliche Stimmung zu vertiefen. Es hauste dort ein einsiedlerischer Zauberer, Himmel und Erde, Vergangenheit und Zukunft mit seinen magischen Kreisen umschreibend — das war Görres.

„Es ist unglaublich, welche Gewalt dieser Mann, damals selbst noch jung und unberühmt, über alle Jugend, die irgend geistig mit ihm in Berührung kam, nach allen Richtungen hin ausübte. Und diese geheimnisvolle Gewalt lag lediglich in der Großartigkeit seines Charakters, in der wahrhaft brennenden Liebe zur Wahrheit und einem unverwüstlichen Freiheitsgefühl, womit er die einmal erkannte Wahrheit gegen offene und verkappte Feinde und falsche Freunde rücksichtslos auf Tod und Leben verteidigte, denn alles Halbe war ihm tödlich verhaßt, ja unmöglich, er wollte die ganze Wahrheit. Wenn Gott noch in unserer Zeit einzelne mit prophetischer Gabe begnadigt, so war Görres ein Prophet, in Bildern denkend und überall auf den höchsten Zinnen der wildbewegten Zeit weissagend, mahnend und züchtigend; auch darin den Propheten vergleichbar, daß das „Steiniget ihn!“ häufig genug über ihn ausgerufen wurde. Drüben in Frankreich hatte er bei den Banketten der bluttriefenden Revolution, hier in den Kongreßsälen der politischen Weltweisen das Mene Tekel kühn an die Wand geschrieben, und konnte sich nur durch rasche Flucht von Kerker und Banden retten, oft Monate lang arm und heimatlos umherirrend. Seine äußere Erscheinung erinnerte

einigermaßen an Steffens und war doch wieder grundverschieden. Steffens hatte bei aller Tüchtigkeit etwas Theatralisches, während Görres, ohne es zu wollen oder auch nur zu wissen, schlicht bis zum Extrem, selbst die unschuldigsten Mittel des Effekts verschmähte. Sein durchaus freier Vortrag war monoton, fast wie fernes Meeresrauschen schwellend und sinkend, aber durch dieses einförmige Gemurmel leuchteten zwei wunderbare Augen und zuckten Gedankenblitze beständig hin und her; es war wie ein prächtiges nächtliches Gewitter, hier verhüllte Abgründe, dort neue ungeahnte Landschaften plötzlich aufdeckend, und überall gewaltig weckend und zündend fürs ganze Leben.

„Neben ihm standen zwei Freunde und Kampfgenossen; Achim von Arnim und Clemens Brentano, welche sich zur selben Zeit nach mancherlei Wanderzügen in Heidelberg niedergelassen hatten. Sie bewohnten im „Faulpelz", einer ehrbaren, aber obskuren Kneipe am Schloßberg, einen großen luftigen Saal, dessen sechs Fenster mit der Aussicht über Stadt und Land die herrlichsten Wandgemälde, das herüberfunkelnde Zifferblatt des Kirchturms ihre Stockuhr vorstellte; sonst war wenig von Pracht oder Hausgerät darin zu bemerken. Beide verhielten sich zu Görres eigentlich wie fahrende Schüler zum Meister, untereinander aber wie ein seltsames Ehepaar, wovon der ruhige mildernste Arnim den Mann, der ewig bewegliche Brentano den weiblichen Part machte. Arnim gehörte zu den seltenen Dichternaturen, die, wie Goethe, ihre poetische Weltansicht jederzeit von der Wirklichkeit zu sondern wissen, und daher besonnen über dem Leben stehen und dieses frei als ein Kunstwerk behandeln. Den lebhafteren Brentano dagegen riß eine übermächtige Phantasie beständig hin, die Poesie ins Leben zu mischen, was denn häufig eine Konfusion und Verwickelungen gab, aus welchen Arnim den unruhigen Freund durch Rat und That zu lösen hatte. Auch äußerlich zeigte sich der große Unterschied. Achim von Arnim war von hohem Wuchs und so auffallender männlicher Schönheit, daß eine geistreiche Dame einst bei seinem Anblick und Namen in das begeisterte Wortspiel: Ach im Arm ihm! ausbrach; während Bettina, welcher, wie sie selber sagte, eigentlich alle Menschen närrisch vorkamen, damals an ihren Bruder Clemens schrieb: „Der Arnim sieht doch königlich aus, er ist nicht in der Welt zum zweitenmal." — Das letztere

konnte man zwar auch von Brentano, nur in ganz anderer Beziehung sagen. Während Arnims Wesen etwas wohlthuend Beschwichtigendes hatte, war Brentano durchaus aufregend; jener erschien im vollsten Sinne des Worts wie ein Dichter, Brentano dagegen selber wie ein Gedicht, das, nach Art der Volkslieder, oft unbeschreiblich rührend, plötzlich und ohne sichtbaren Übergang in sein Gegenteil umschlug und sich beständig in überraschenden Sprüngen bewegte. Der Grundton war eigentlich eine tiefe, fast weiche Sentimentalität, die er aber gründlich verachtete; eine eingeborene Genialität, die er selbst keineswegs respektierte und auch von andern nicht respektiert wissen wollte. Und dieser unversöhnliche Kampf mit dem eigenen Dämon war die eigentliche Geschichte seines Lebens und Dichtens, und erzeugte in ihm jenen unbändigen Witz, der jede verborgene Narrheit der Welt instinktartig aufspürte und niemals unterlassen konnte, jedem Thoren, der sich weise dünkte, die ihm gebührende Schellenkappe aufzustülpen und sich somit überall ingrimmige Feinde zu erwecken. Klein, gewandt und südlichen Ausdrucks, mit wunderbar schönen, fast geisterhaften Augen, war er wahrhaft zauberisch, wenn er selbstkomponierte Lieder, oft aus dem Stegreif, zur Guitarre sang. Dies that er am liebsten in Görres' einsamer Klause, wo die Freunde allabendlich einzusprechen pflegten; und man könnte schwerlich einen ergötzlicheren Gegensatz der damals florierenden ästhetischen Thees ersinnen, als diese Abendunterhaltungen, häufig ohne Licht und brauchbare Stühle, bis tief in die Nacht hinein, wie da die drei alles Große und Bedeutende, das je die Welt bewegt hat, in ihre belebenden Kreise zogen, und mitten in dem Wetterleuchten tiefsinniger Gespräche Brentano mit seinem witzsprühenden Feuerwerk dazwischenfuhr, das dann gewöhnlich in ein schallendes Gelächter zerplatzte.

„Das nächste Resultat dieser Abende war die Einsiedlerzeitung, welche damals Arnim und Brentano in Heidelberg herausgaben. Das selten gewordene Blatt war eigentlich ein Programm der Romantik; einerseits die Kriegserklärung an das philisterhafte Publikum, dem es feierlich gewidmet und mit dessen wohlgetroffenem Porträt es verziert war; andererseits eine Probe- und Musterkarte der neuen Bestrebungen, Beleuchtung des vergessenen Mittelalters und seiner poetischen Meisterwerke, sowie die ersten Lieder von Uhland, Justinus Kerner u. a. Die

merkwürdige Zeitung hat nicht lange gelebt, aber ihren Zweck als Leuchtkugel und Feuersignal vollkommen erfüllt. Übrigens standen ihre Verfasser in der That einsiedlerisch genug über dem großen Treiben, und Arnim und Brentano, obgleich sie neben Tieck die einzigen Produzenten der Romantiker waren, wurden doch von der Schule niemals als vollkommen zünftig anerkannt. Sie strebten vielmehr, die Schule, die schon damals in überkünstlichen Formen üppig zu luxurieren anfing, auf die ursprüngliche Reinheit und Einfachheit des Naturlauts zurückzuweisen. In diesem Sinne sammelten sie selbst auf ihren Fahrten und durch gleichgestimmte Studenten überall die halbverschollenen Volkslieder für „des Knaben Wunderhorn", das, wie einst Herders „Stimmen der Völker" durch ganz Deutschland einen erfrischenden Klang gab.

„Auch Creuzer lebte damals in Heidelberg und gehörte, wiewohl dem genannten Triumvirat persönlich ziemlich fern stehend, durch seine Bestrebungen diesem Kreise an. Seine mystische Lehre hat, z. B. später in Lobeck, sehr tüchtige Gegner gefunden, und wir wollen keineswegs in Abrede stellen, daß die phantastische Weise, womit er die alte Götterlehre als ein bloßes Symbolum christlich umzudeuten sucht, gar oft an den mittelalterlichen Neuplatonismus erinnert und am Ende zu einer gänzlichen Auflösung des Altertums führt. Allein in Kriegszeiten bedarf ein grober Feind auch eines gewaltsamen Gegenstoßes. Erwägt man, wie geistlos dazumal die Mythologie als ein bloßes Schulpensum getrieben wurde, so wird man Creuzers That billigerweise wenigstens als eine sehr zeitgemäße und heilsame Aufregung anerkennen müssen. — Noch zwei andere, höchst verschiedene heidelberger Zeitgenossen dürfen hier nicht unerwähnt bleiben; wir meinen: Thibaut und Gries. In solchen Übergangsperioden ist die sanguinische Jugend gern bereit, den Spruch: „Wer nicht mit uns, ist gegen uns", gelegentlich auch umzukehren und jeden für den ihrigen zu nehmen, der nicht zum Gegenpart hält; und in dieser Lage befand sich Thibaut. Schon seine äußere Erscheinung mit den langherabwallenden, damals noch dunkeln Locken, was ihm ein gewisses apostolisches Ansehen gab, noch mehr der eingeborne Widerwille gegen alles Kleinliche und Gemeine, unterschied ihn sehr fühlbar von dem Troß seiner eigentlichen Zunftgenossen, und mit seiner propagandistischen Liebe und Kenntnis

von der Musik der alten tiefsinnigen Meister berührte er in der That den Kreis der Romantiker. — Bei weitem unmittelbar indes wirkte Gries. Wilhelm Schlegel hatte soeben durch das dicke Gewölk verjährter Vorurteile auf das Zauberland der südlichen Poesie hingewiesen. Gries hat es uns wirklich erobert. Seine meisterhaften Übersetzungen von Ariost, Tasso und Calderons Schauspielen treffen ohne philologische Pedanterie und Wortängstlichkeit überall den eigentümlichen Sinn und Klang dieser Wunderwelt; sie haben den poetischen Gesichtskreis unendlich erweitert und jene glückliche Formfertigkeit erzeugt, deren sich unsere jüngern Poeten noch bis heute erfreuen. Auch war Gries sehr geeignet, für den Ritt in das alte romantische Land Proseliten zu machen. Er verkehrte gern und viel mit den Studenten, die Abendtafel im Gasthofe zum Prinzen Karl war sein Katheder, und es war, da er sehr schwerhörig, oft wahrhaft komisch, wie da die leichten Scherze und Witze gleichsam aus der Trompete gestoßen wurden, so daß die heitere Konversation sich nicht selten wie ein heftiges Gezänke ausnahm.

„Man sieht, die Romantik war dort reich vertreten. Allein sie hatte auch damals schon ihren sehr bedenklichen Afterkultus; Graf von Löben war in Heidelberg der Hohepriester dieser Weltkirche. Der alte Goethe soll ihn einst den vorzüglichsten Dichter jener Zeit genannt haben. Und in der That, er besaß eine ganz unglaubliche Formgewandtheit und alles äußere Rüstzeug des Dichters, aber nicht die Kraft, es gehörig zu brauchen und zu schwingen. Er hatte ein durchaus weibliches Gemüt mit unendlich feinem Gefühl für den salonmäßigen Anstand der Poesie, eine überzarte empfängliche Weichheit, die nichts Schönes selbständig gestaltete, sondern von allem Schönen wechselnd umgestaltet wurde. So durchwandelte er in seiner kurzen Lebenszeit zierlich fast alle Zonen und Regionen der Romantik; bald erschien er als begeisterungswütiger Seher, bald als arkadischer Schäfer, dann plötzlich wieder als ascetischer Mönch, ohne sich jemals ein eigentümliches Revier schaffen zu können. In Heidelberg war er gerade „Isidorus Orientalis“ und novalisierte, nur leider ohne den Tiefsinn und den dichterischen Verstand von Novalis. In dieser Periode entstand sein frühester Roman „Guido“, sowie die „Blätter aus dem Reisebüchlein eines andächtigen Pilgrims“; jener durch seine mystische Überschwenglichkeit, dieser durch ein

unkatholisches Katholisieren ganz wider Wissen und Willen die erstaunlichste Karikatur der Romantik darstellend. Er hatte in Heidelberg nur wenige sehr junge Jünger, die ihn gehörig bewunderten, aber die Gemeinde dieser Gleichgesinnten war damals sehr zahlreich durch ganz Deutschland verbreitet. Es wäre eine schwierige, ja fast unmögliche Aufgabe, jenes wunderliche Gewirr von Talent und Zopf, Lüge und Wahrheit mit wenigen Worten in einen Begriff zusammenzufassen; und doch ist dieses Treiben insofern von litterarischer Wichtigkeit, als dasselbe den schmählichen Verfall der Romantik vorzüglich verschuldet hat."

Der Umgang mit Görres, Arnim und Brentano bildete für Eichendorff den Kern und Mittelpunkt seines Lebens in Heidelberg, und selten mag es sich wohl fügen, daß ein Kreis von so eminent genialen Freunden sich zusammenfindet, die von gleicher Gesinnung beseelt auf dem gleichen Wege dem gleichen Ziel zustreben. Vor allem fühlte sich Eichendorff von Arnims wahrhaft adeliger Erscheinung angezogen, er stand diesem aber auch in Wesen und Anschauung am nächsten und hat selbst als Dichter mit ihm unverkennbar die meiste Verwandtschaft. In seiner Schrift über die romantische Poesie in Deutschland hat Eichendorff namentlich auch jene Männer mit ebenso wahren als schönen Worten gewürdigt. An der schriftstellerischen Thätigkeit der Freunde nahm übrigens Eichendorff, der jüngste unter ihnen, damals noch keinen hervorragenden Anteil, selbst die Einsiedlerzeitung enthielt keine Beiträge von ihm, und nur bei der Herausgabe der „Deutschen Volksbücher" war er Görres behilflich. Nichtsdestoweniger beschäftigten ihn vielfach poetische Produktionen, die den Freunden aber erst näher bekannt wurden, als Graf Otto Heinrich von Löben deren Veröffentlichung besorgte. Auch den letztern hatte Eichendorff erst in Heidelberg kennen lernen, wo derselbe mit Budde und Strauß, dem nachmaligen Berliner Oberhofprediger, einen gesonderten Kreis bildete, der mit dem obengedachten in fast gar keiner Verbindung stand und dessen Anhänger sich in einem gewissen romantischen Pietismus gefielen. So grundverschieden in ihrem innersten Wesen Löben und Eichendorff auch waren, es hatte dies doch auf ihr persönliches Verhältnis damals noch keinen störenden Einfluß. Löben war unserm Dichter mit so warmer Freundschaft entgegengekommen, daß Eichendorff ihn durchaus lieb gewann, und auf den Wunsch

Löbens beide bald das vertrauliche Du mit einander austauschten. Löben war es denn auch, welchem Eichendorff zuerst seine bis dahin zurückgehaltenen Dichtungen mitteilte, und der für den jugendlichen Autor in freudiger Erregung den Dichternamen Florens (der Blühende) wählte, unter dieser Bezeichnung auch den Abdruck einzelner Gedichte in Friedrich Asts „Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst" vermittelte. Diese einige Jahre hindurch in Landshut erschienene, jetzt fast vergessene Zeitschrift war unter des trefflichen Asts Leitung ein bedeutendes Organ jener Tage, welches neben gediegenen wissenschaftlichen Abhandlungen auch viele interessante Beiträge namentlich jüngerer Dichter brachte. Seit 1808 findet sich darin eine Reihe von Liedern unseres Dichters, die, allmählich in weiteren Kreisen bekannt, zuerst die Aufmerksamkeit auf den jungen Autor lenkten. Sie sind in ihrer ursprünglichen Form nur zum Teil in die spätere Gedichtsammlung aufgenommen worden und überraschen schon durch eine eigentümliche Kraft und Musik der Sprache, wie z. B. das Sonett: „Was wollen mir vertraun die blauen Weiten" und andere, in der jetzigen Ausgabe durch die beigefügte Jahreszahl 1808 leicht kenntlich. Auch von Eichendorffs Bruder, Wilhelm, der damals noch ein wackerer Genosse des brüderlichen Strebens war, enthält die Zeitschrift mehre mit W. v. E. unterzeichnete Liederproben, die zu den schönsten Erwartungen berechtigen, aber bis auf wenige spätere Nachträge die einzigen gedruckten geblieben sind.

Unter den sonstigen heidelberger Freunden des Dichters erwähnen wir noch des Dr. N. J. Julius aus Hamburg, welcher sich später durch seine Schriften über Gefängniswesen und als gelehrter Kenner englischer und spanischer Litteratur einen europäischen Ruf erworben hat, und mit dem Eichendorff bis in die neueste Zeit fortwährend in persönlicher und litterarischer Verbindung gestanden.

Es begreift sich, wie anregend in jeder Beziehung der heidelberger Aufenthalt für den jungen Poeten war; dazu die sorgenlose äußere Lage und die unvergleichliche Natur, die gleichsam „selber mit dichtend" ihn, den Dichter der Landschaft, von allen Seiten begrüßte. Sinnend saß er da oft an dem offenen Fenster seiner Wohnung in der Mannheimer Vorstadt, während „der Waldeshauch von den Bergen erfrischend durch die Straßen ging,

in dem Blütenmeer der Gärten rings die Nachtigallen schlugen“, und der Blick auf den malerischen Trümmern des alten Pfalzgrafenschlosses weilte und auf jenen in Glanz und Duft gehüllten Konturen der Landschaft, wie sie in solcher Schönheit vielleicht nur Heidelberg eigen. Dort in der prächtigen Natur, wo zugleich der klassische Boden deutscher Gedichte, „mitten zwischen Burgen und Erinnerungen einer großen Vergangenheit“, hatte sich unser Dichter zuerst die Glut seiner Farben geholt, die schon von einem südlicheren Hauche geschwellt, doch immer so deutsch und heimatlich blieben, und namentlich seiner Lyrik den eigentümlichen Reiz verleihen. Es ist gewiß ganz treffend, wenn Karl Gutzkow irgendwo sagt, wie ihm der Anblick der ewig jungen Neckarstadt, dieses Kaiserstuhles deutscher Romantik, immer den Gedanken an Eichendorff wachgerufen: „Da schwimmt die dämmernde Stadt in dem murmelnden Neckar, tausend Lichter spiegeln sich im Flusse, ein Anblick, nicht so erhaben wie Venedig, aber geisterhaft und geheimnisvoll; hier Gesang eines lauten Chors, dort tiefe Stille, nur ein Student spielt die Zither, alles ernst, selig und überwältigend, alles Poesie. Ich habe zweimal diesen Traum erlebt und dabei immer an Eichendorff gedacht.“

Noch in einer seiner letzten Schöpfungen, dem erzählenden Gedichte: „Robert und Guiscard“ hat Eichendorff die Erinnerung an Heidelberg warm und innig gefeiert.

Nachdem von Heidelberg aus in kleineren Ausflügen die schönsten Punkte des herrlichsten badischen Landes aufgesucht worden waren, trat Eichendorff nach beendeten Universitätsstudien im Frühjahr 1808 mit seinem Bruder eine Reise nach Paris an. Über Straßburg, „schön und alt, aber nicht mehr so deutsch und rührend treu wie Nürnberg“, mit seinem Münster, „der noch immer nach der alten Heimat hinüberschaut, an eine alte ungetilgte Schuld mahnend“, über Burgund, Lothringen und die rebenbekränzte Champagne erreichten die Brüder durch die Vorstadt St. Martin und das neuerrichtete Triumphthor das Häusermeer von Paris, nicht ahnend, daß sie nach Verlauf nur weniger Jahre durch dasselbe Thor als ruhmreiche Sieger und Befreier von neuem einen stolzeren Einzug halten sollten. Es konnte nicht fehlen, daß trotz der patriotischen Verstimmung, mit der sie die fremde Welt betraten, die Großartigkeit der Weltstadt ihnen gewaltig imponierte. Mit dem größten Interesse widmeten sie

sich den vielen Sehenswürdigkeiten derselben, suchten sich nach allen Richtungen hin zu orientieren, ihre Hauptstudien galten aber den reichen Kunstschätzen des Louvre, die sich dort aus allen Ländern der Welt durch schamlosen Raub zusammengeschleppt zu einer in der That unvergleichlichen Galerie vereinigt fanden. Die Vormittage wurden großenteils zu fleißigen Arbeiten in der kaiserlichen Bibliothek benutzt, indem sie auf Görres' Ersuchen mehrere altdeutsche Handschriften für dessen Volksbücher verglichen. Ausflüge in die reichen Umgebungen von Paris beschlossen den dortigen mehrmonatlichen Aufenthalt, und die Reisenden kehrten über Metz auf kurze Zeit nach Heidelberg zurück, erfreut, als die Gegend wieder ein deutsches Antlitz zeigte und die ersten deutschen Laute sie bewillkommten. Gelegentlich der Rückreise enthält ein Brief aus jener Zeit die Worte: „Die französischen Gegenden haben fast durchweg jenes Wunderbare, was sich uns schon bei der Hinreise so oft aufdrängte. Sie erregen, sobald man sie verlassen, die Empfindung, als müsse man durchaus wieder hin, um irgend jemanden zu sprechen, ohne den man nicht glücklich sein kann. Ist man aber da, so erwecken die leisen Hügel, die gleichen Städte, die gleichen breiten Landstraßen und die eine Manier in dem ganzen Leben der Franzosen, ohne alle hervorstechende Eigentümlichkeit, jenen Heißhunger nach Deutschland, den wir schon in Paris nach den alten treuen Klängen unserer Muttersprache empfunden hatten.“ Von der Ankunft in Heidelberg heißt es im Tagebuch: „Fröhlichste Fahrt meines Lebens. Alle bebauten Fluren und Dörfer begrüßt, alles grün und reizend, frohe Gesichter, ewiger Frühling. Hinter den letzten Höhen trat endlich auch das Amphitheater von Heidelberg hervor, alle Berge bis weit hinter Rohrbach wie beschneit von Blüte. Mit Entzücken eingefahren.“ Nur wenige Wochen blieben die Brüder noch in Heidelberg, im Juni 1808 verließen sie die durch tausend Erinnerungen fortlebende Neckarstadt, um sich in die Heimat zu begeben. Eichendorff hat das unvergessene Heidelberg seitdem nicht wieder gesehen. Mit Löben, der sich den Brüdern bis Nürnberg als Reisegefährte angeschlossen, besuchten dieselben Frankfurt, Aschaffenburg, den Spessart und Würzburg. In dem lieben Nürnberg blieben sie mit Löben einige Tage zusammen, voll Lust sich aller Herrlichkeiten der alten deutschen Stadt erfreuend; „die Erinnerung an Albrecht Dürer, Hans Sachs und

die große untergegangene Zeit, die sich in steinernen Zügen dort gleichsam verkörpert", versetzten sie in eine wahrhaft gerührte Stimmung. Nach der Trennung von Löben setzten die Brüder über Regensburg und die Donau hinab ihre Reise nach Wien fort, verweilten auch hier einige Zeit, und langten im Spätsommer erfreut wieder im heimischen Lubowitz an.

Ihre Absicht war, den alternden Vater in der Bewirtschaftung seines Besitztums zu unterstützen, welcher gerade damals einer kräftigeren Leitung besonders bedürftig zu werden begann. Zugleich gedachten sie nach Umständen durch Übernahme einzelner Landgüter einen selbständigen Wirkungskreis und eigenen Herd sich zu gründen. Länger als zwei Jahre weilten sie in Lubowitz, thätig bemüht, sich mit den Pflichten des neuen Berufes vertraut zu machen, und demselben bis in das kleinste Detail ihre Kraft und Aufmerksamkeit widmend. Mit seltener Unverdrossenheit pflegte Eichendorff auch überall da zu erscheinen, wo er irgend behülflich sein zu können glaubte, und wir ersehen unter anderm aus dem Tagebuche, wie er bei Feuersbrünsten, die in der Umgegend entstanden, immer einer der ersten sogleich nach dem Orte des Unglücks eilte und rettend und anordnend oft ganze Nächte auf der Brandstätte verweilte. Das vielbewegte Schloßleben setzte sich zwar in alter Weise fort, wurde aber durch die damit verbundene Zersplitterung der Zeit unserm Dichter jetzt oft so lästig, daß er sich demselben durch eiligen Ritt in die Nachbarschaft wohl manchmal auf einige Zeit zu entziehen suchte. Gesellig und geschäftlich auf diese Weise vielfach in Anspruch genommen, kehrte er mit um so größerer Liebe immer wieder zur Pflege der Dichtkunst zurück, die er als die eigentliche Aufgabe seines Lebens mehr und mehr nun erkannte. Der „Hasengarten" oder die einsame Kaplanei seines Freundes „Victor" waren die oft gesuchte Werkstatt seines poetischen Schaffens, und es ist in der That erstaunlich, wieviel des Schönen und Kraftvollen jene Zeit entstehen sah. Man möchte fast sagen, daß die Landwirtschaft, immer in Atem haltend, stählend und erfrischend, eine wohlthätige Rückwirkung auch auf die Kräftigung seines poetischen Genius gehabt. Außer zahlreichen Novellen und Märchen, sowie einem der vaterländischen Geschichte entnommenen Drama „Hermann", die aber meist unvollendet geblieben, ist auch der Roman „Ahnung und Gegenwart" zum Teil schon damals niedergeschrieben

worden, und ebenso gehören dieser Zeit viele jener unvergleichlichen Lieder an, die seitdem so oft in Musik gesetzt und gesungen ein Gemeingut des deutschen Volkes, ja Volkslieder im eigentlichen Sinne des Worts geworden sind. Die vielbekannten Weisen: „In einem kühlen Grunde", — „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben", — „Vergangen ist der lichte Tag", eine große Zahl geistlicher Gedichte, die klangvollen Zeitlieder, welche mit der ganzen Kraft sittlicher Entrüstung Deutschlands Schmach beklagen und eine neue Zeit heraufbeschwören, sie alle sind in jener Lubowitzer Zurückgezogenheit entstanden. Verschiedene derselben sind gleich damals in Asts Zeitschrift, im „Abendblatt" und anderen periodischen Blättern veröffentlicht, ein großer Teil in „Ahnung und Gegenwart" aufgenommen worden. Auch eine Sammlung oberschlesischer Sagen und Märchen, meist dem Munde des Volkes abgelauscht, begann Eichendorff damals anzulegen. Es kam ihm hierbei seine Vertrautheit mit der polnischen Sprache trefflich zu statten, die von einem großen Teil der dortigen Bevölkerung geredet, ihm auf diese Weise von frühester Kindheit an gleichsam eine zweite Muttersprache geworden war.

In gehobener Stimmung, voll Zuversicht in die Zukunft blickend, schrieb er damals einem der Heidelberger Freunde: „Über mich übt die Heimat und die schöne Zeit wieder ihre alte Zauberei. Das Herz weit und hoffnungsreich, das Auge frei und fröhlich, ernste Treue erfrischend über mein ganzes Wesen, so ist mein Sein, ich möchte fast sagen, ein Verliebtsein in die unvergängliche jungfräuliche Schöne des reichen Lebens. Meine einzige Bitte zu Gott ist: Laß mich das ganz sein, was ich sein kann!"

Während dieser Zeit, im Jahre 1809, war es denn auch, daß Eichendorff seine nachmalige Gattin, Luise Victoria von Larisch kennen lernte. Älteste Tochter des Gutsbesitzers Johann von Larisch auf Pogrzebin bei Ratibor, war sie im elterlichen Hause in der Stille eines einfachen strenggeregelten Landlebens erwachsen und hatte das erste jungfräuliche Alter erreicht, als Eichendorff sie zum erstenmale sah. Schön, geistreich, lebhaft und frohgelaunt, dabei häuslich und frommgesinnt, war das thätige, in Haus und Hof rastlos beschäftigte Mädchen in der That eine der lieblichsten Erscheinungen. Das erste Zusammen-

treffen hatte rasch einen Besuch auf dem nachbarlichen Pogrzebin zur Folge, und Eichendorffs leidenschaftliche Liebe zu dem reizenden Mädchen fand sich bald durch die herzlichste Gegenliebe belohnt. Seitdem sehen wir den jungen Dichter häufig dort verkehren, auf schnellem Roß dem Sitze der Geliebten zueilend. Eine Reihe der anmutigsten Liebeslieder verdankt diesen frohen Tagen ihre Entstehung, sie zeichnen sich fast alle durch ihren raschen frischen Ton aus. Aber auch in dem Mädchen hatte die Liebe manch schlummerndes Talent geweckt und wie erfreut war Eichendorff, als dasselbe ihn mit Gedichten überraschte, die sie selbst verfaßt. Wie sehr Eichendorff eine baldige Vermählung auch wünschte, so schien doch das jugendliche Alter der Braut noch ein Hindernis zu bieten, und später traten die Zeitverhältnisse störend dazwischen, so daß sich die Liebenden erst nach Verlauf von beinahe fünf Jahren am Ziel ihrer Wünsche sahen.

Im Herbst 1809 hatten sich die Brüder Eichendorff auf die Einladung Löbens nach Berlin begeben, um dort mit diesem sowie mit Arnim und Brentano zusammenzutreffen, und zwar erfolgte die Reise seltsamer Weise größtenteils zu Schiffe auf der Oder. Obgleich sie die Ufer des heimatlichen Stromes, wie sie gewünscht, auf diesem Wege gründlich kennen lernten, so schätzten sie sich doch glücklich, als die Fahrt beendet und sie Berlin erreichten, in welches sie zum erstenmale einkehrten. Die schöne, im Vergleich zu andern Residenzen aber damals noch tote Pracht der preußischen Hauptstadt machte auf sie einen nichts weniger als heitern Eindruck, der noch vermehrt ward durch die politische Lage von Stadt und Land, wo nach dem zürnenden Worte eines Zeitgenossen dem fremden Übermut gegenüber das Auge nichts sah, als die Ruhe glücklicher Schatten. Das Wiedersehen der Freunde war ein herzliches und führte zu erneuetem reichen Verkehre. Löben hatte mit den Eichendorffs dieselbe Wohnung bezogen; ebenso hauseten wie in Heidelberg auch Arnim und Brentano wieder zusammen, ersterer die „Gräfin Dolores“ vollendend, letzterer mit der Dichtung des Romanzencyklus vom „Rosenkranze“ beschäftigt.

Im kleinen Stübchen in der Mauerstraße, mitten im wunderlichsten Chaos von Instrumenten und Büchern, empfing da fleißig Tabak rauchend Brentano die Freunde, und in solcher Umgebung, bald übersprudelnd von Witz, bald wundervoll singend

zu einer alten Guitarre, nach seiner Angabe der ältesten in Deutschland verfertigten, war er immer derselbe unwiderstehliche Zauberer.

Durch ihn ward Eichendorff auch mit dem beweglichen Adam Müller zusammengeführt, der, um mit Eichendorffs Worten zu reden, auf dem unermeßlichen Gebiete göttlicher Offenbarung eine eigentümliche Domäne, ein specielles Tagewerk sich abgrenzt, gleichsam die Anwendung der Romantik auf die geselligen und politischen Verhältnisse des Lebens. Wenn auch oft nur Sophist und Schönredner, hat er doch das selbst von Gegnern nicht verkannte Verdienst, der tiefsinnige Begründer der neuern nationalökonomischen Theorien zu sein. Ein Kreis bedeutender interessanter Persönlichkeiten versammelte sich fast allabendlich im Hause des geselligen liebenswürdigen Mannes, und auch Eichendorff war dort ein häufiger und gern gesehener Gast. Mit Müllers Freunde, dem unglücklichen Heinrich von Kleist, der damals ebenfalls in Berlin sich aufhielt, scheint Eichendorff nicht zusammengekommen zu sein. Während jener Zeit besuchte Eichendorff mit besonderem Interesse die Vorlesungen Fichtes, welche dieser vor einem zahlreichen Zuhörerkreise in dem Palais des Prinzen Heinrich hielt, und nicht mindere Anziehungskraft übte das Berliner Nationaltheater, wo gerade Iffland, Mattausch, Frau Bethmann ihre Triumphe feierten.

Als am 23. Dezember 1809 das vielgeprüfte Königspaar seinen festlichen Einzug in die langverwaiste Residenz hielt, wohnte Eichendorff dieser patriotischen Feier innig gerührt und in tiefster Erregung noch bei. Er glaubte in dem Jubel des Volkes mehr zu erkennen, als ein bloßes Strohfeuer der Freude, das ohne nachhaltige Wirkung schnell wieder verlischt. „Zum Niederknieen war es“, sagt das Tagebuch, „wie der König mitten im glänzendsten Luxus seiner Umgebung in einfacher Armeeuniform und zu Pferde, da eben der Zug etwas stockte, vor unseren Fenstern stehen blieb und mit wahrhaft königlichem Anstande nach allen Seiten hin grüßte, während alle Glocken der Stadt läuteten, die Taschentücher wehten und das Volk drängend und jubelnd die Hüte schwenkte und laut schrie. Die Königin folgte in einem ihr von der Stadt geschenkten silberstrotzenden Wagen mit acht herrlichen Pferden, zu beiden Seiten geleitet von der brillant uniformierten städtischen Schützengilde.“

Eichendorff hatte die Absicht, Berlin bald danach wieder zu verlassen, doch verfiel er in ein gefährliches Nervenfieber, das ihn zu seinem großen Verdrusse volle drei Monate hindurch an Bett und Zimmer fesselte. Erst im März 1810 kehrten die Brüder in die Heimat zurück.

Den nächstfolgenden Sommer brachte Eichendorff noch unausgesetzt in Lubowitz zu, aber seinem feurigen Drange wollte das ländliche Stillleben nicht länger genügen. Der Druck der Zeit, die politische Schwüle der Gegenwart lastete schwer auf seiner Seele, er wünschte dem geliebten Vaterlande unmittelbar seine Kräfte und Dienste zu weihen. Sein engeres Vaterland, Preußen, schien ihm augenblicklich hierzu noch nicht die gewünschte Aussicht zu bieten, und er beschloß daher, sich nach Österreich zu wenden, wo einflußreiche Freunde und Verwandte ihm überdies in vieler Beziehung förderlich sein konnten. Im Oktober 1810 ging er mit seinem Bruder, der dieselben Gesinnungen teilte, nach Wien, um in den österreichischen Staatsdienst zu treten.

3.

Wien.

(1811—1812.)

In Wien erlangten die Brüder sogleich die Erlaubnis, ohne vorgängigen Besuch einer inländischen Universität die erforderlichen Staatsprüfungen abzulegen, sie unterzogen sich dieser Aufgabe während der nächsten Zeit mit solchem Eifer und Erfolg, daß sie fast in jeder der rasch aufeinander folgenden acht Prüfungen die „erste Klasse mit Auszeichnung“ erhielten. Ein nach allen Seiten hin mannigfach bewegtes reiches Leben harrte der Brüder auch hier. Schon die äußern Verhältnisse gestalteten sich von vornherein außerordentlich angenehm. Ein Freund der Familie, Graf Wilczek, hatte den Brüdern nicht nur in seinem eigenen Hause in der Herrengasse eine bequem eingerichtete Wohnung überlassen, sondern nahm sich derselben auch im übrigen mit so viel Interesse und Wohlwollen an, daß sie durch ihn sich bald in die ersten Kreise Wiens eingeführt sahen. Während des mehr als zweijährigen Aufenthaltes in Wien sind sie seitens der trefflichen Wilczekschen Familie fortdauernd durch Aufmerksamkeiten aller Art erfreut worden, und haben auch auf deren nahbelegenen Schlössern zu Sebarn und Leobendorf in heiterer Gesellschaft manche frohe Zeit verlebt. Von noch größerer Wichtigkeit aber ward für sie das gastliche Haus Friedrich von Schlegels, der seit 1808 im Dienste der Staatskanzlei in Wien weilte. Ihn, den Begründer und Altmeister deutscher Romantik, von dem zur Unterscheidung gegen die modernklassische rhetorische Richtung die junge, in der Fülle von Natur und Geschichte sich begeisternde Dichtkunst zuerst den Namen der romantischen empfangen, hatte Eichendorff bei seiner Ankunft in Wien sogleich aufgesucht. Herzlich

und mit der aufrichtigsten Teilnahme war er empfangen worden, und der jugendliche Autor fühlte sich in dem gemütlichen geistreichen Familienkreise so heimisch, daß er bald selbst wie ein Mitglied desselben angesehen werden konnte. Schlegel war, wie Eichendorff sagt, der führende Charakter der Romantik. „Wie einst Lessing, stellte er sich kühn auf jene Höhe der modernen Bildung, die über Vergangenes und Zukünftiges freie Umschau eröffnet, mit staunenswerte rVielseitigkeit Philosophie und Poesie, Geschichte und Kunst, das klassische Altertum wie das Mittelalter und den Orient durchforschend. Auch darin ist er Lessing vergleichbar, daß er, wie jener die skeptische Richtung seiner Zeit, so den geistigen Prozeß der Romantik in ungestümer Konsequenz zu dem Zielpunkte mit sich fortriß, wo die Sache spruchreif und eine Entscheidung unumgänglich wird, und zwar wiederum wie Lessing nicht als litterarisches Kunststück zur eigenen Verherrlichung, sondern aus tiefer Sehnsucht nach der höheren Wahrheit, d. i. nach Versöhnung von Glauben und Wissen in der Religion, oder wie er es selbst schärfer faßt: nach der Einheit der Wissenschaft und der Liebe. Es ist daher ebenso stumpfsinnig als ungerecht, ihn, wie von seinen Gegnern noch häufig geschieht, nach den einzelnen momentanen Phasen seines Bildungsganges zu beurteilen und gleichsam die Blüte für die trübe Hülse verantwortlich machen zu wollen, die sie doch selbst durchbrochen und weggeworfen. Gerade der männliche Fortschritt, der durch alle diese Verwandlungen sichtbar wird und jede oft liebevoll selbst erbaute Schranke, wenn er sie als solche erkannt, rücksichtslos von sich wirft, ist das Großartige seiner Erscheinung. So hatte Schlegel sich, man könnte sagen, durch die Romantik hindurchgekämpft, und als er bei ihren extremen Konsequenzen angelangt, ihres ungeheuren Irrtums sich bewußt wurde, war er es auch, der noch einmal alles Große und Wahre in ihr streng zusammenfassend, sie zu ihrem Ursprung — der Religion — zurückführte; und er hatte die Gewalt und das Recht dazu, denn er hatte sie innerlich erlebt, wie kein anderer. Die glückliche Macht der Kirche in allen Wissenschaften und Lebensbeziehungen zu enthüllen und zum Bewußtsein einer nach allen Richtungen hin zerfahrenen Zeit zu bringen, wurde von jetzt ab die Aufgabe seines Lebens." In diesem Sinne wirkte Schlegel, als Eichendorff seine persönliche Bekanntschaft machte, der gleiche Gedanke lag auch seinen be-

rühmten Vorlesungen zu Grunde, die er damals, 1811, vor einem zahlreichen und glänzenden Publikum über alte und neuere Litteratur hielt, durch sie zugleich für eine großartigere Auffassung der Litteraturgeschichte eine neue Ära bezeichnend. — In seiner äußeren Erscheinung machte Schlegel den Eindruck eines wohlwollenden behaglichen Gelehrten, den Wienern gefiel die Einfachheit und Bonhomie seines Wesens, und er fühlte sich auch unter ihnen wohl. Sein Haus bildete damals gleichsam den Mittelpunkt des geistigen Lebens in Wien; dort versammelte sich alles, was irgend einen Anspruch auf Bildung und Bedeutung hatte, und vielseitig mußte auch die Anregung sein, die Eichendorff aus solchem Umgange davontrug. In die geistreich bewegte Unterhaltung der um ihn gescharten Freunde griff Schlegel selbst übrigens nur selten unmittelbar ein, in größerer Gesellschaft verhielt er sich meist schweigend; desto lebendiger war seine Gattin Dorothea, die hochbegabte Tochter des bekannten Philosophen Moses Mendelssohn. Mit vollendetem Takte, Geist und Grazie leitete sie allezeit die Konversation und war die eigentliche belebende Seele des ganzen Kreises. Nichts weniger als schön, vielmehr von stark ausgesprochenen, fast männlichen Gesichtszügen, gab doch das beredte seelenvolle Auge ihrer Erscheinung, namentlich im Feuer des Gesprächs, etwas überaus Anziehendes. Dabei war sie ein Muster echter Weiblichkeit, freundlich entgegenkommend mit Rat und That, bescheiden, eine fleißige Hausfrau, von tiefster Religiosität und reichem Wissen. Es ist bekannt, daß sie, eine geschickte Malerin, in dem vortrefflichen, von ihrem Gatten herausgegebenen Romane „Florentin“ auch als Schriftstellerin aufgetreten, und bei Schlegels Sammlung der romantischen Dichtungen des Mittelalters sich beteiligte. In späteren Jahren hatte sie der litterarischen Thätigkeit ganz entsagt, und als ihr, emsig Hemden nähend, einst deshalb ein Vorwurf gemacht wurde, antwortete sie lächelnd: „Es giebt schon zu viele Bücher in der Welt, aber ich habe noch nicht gehört, daß es zu viele Hemden gäbe.“ Eichendorff verehrte die geistreiche Frau auf das herzlichste, und sie war es denn auch, der zuerst er seinen Roman „Ahnung und Gegenwart“ im Manuskripte vorlegte. Erst als er des aufmunternden Beifalls von ihrer und Schlegels Seite gewiß war, entschloß er sich zur Veröffentlichung seines größeren Erstlingswerkes. Das Manuskript des Romanes, von Dorotheas Hand mit mannigfachen Bemerkungen versehen,

30*

bewahrte er lange als ein Andenken ihrer liebevollen Teilnahme; von ihr rührt auch der jetzige Titel des Romans her.

Viel zu der Intimität, mit welcher Eichendorff im Schlegelschen Hause aufgenommen wurde, trug übrigens das enge Freundschaftsbündnis bei, welches er mit Schlegels Stiefsohn, dem nachmals so berühmt gewordenen Maler Philipp Veit, geschlossen hatte. Veit, mit einer vielseitigen gelehrten Bildung ausgerüstet, gewandt, schon früh einer ernsten religiösen Richtung sich zuneigend, begeistert für seinen Beruf, daneben auch für die Dichtkunst nicht ohne Talent, war eben erst aus Dresden zurückgekehrt, als Eichendorff ihn kennen lernte. Beide junge Männer, im gleichen Streben sich begegnend, wurden fortan die unzertrennlichsten Freunde und haben bis in das späteste Alter treu das Bündnis ihrer Jugend bewahrt. Der Verkehr mit Veit gehörte stets zu Eichendorffs liebsten Erinnerungen, und die Werke des christlichen Malers schmückten noch das Arbeitszimmer des greisen Dichters. Als Eichendorff Wien verließ, widmete er dem Freunde das schöne Abschiedslied, welches mit den Worten schließt:

„So ist unser Fest vergangen,
Und die lust'gen Kerzen löschen aus,
Doch die Sterne draußen prangen,
Und die führen mich und dich nach Haus."

Im Schlegelschen Hause traf Eichendorff öfter auch mit Heinrich von Collin, der aber bald darauf, 1811, schon starb, sowie mit dem noch sehr jugendlichen Theodor Körner zusammen. Ein näherer Anschluß an letzteren hat indes nicht stattgefunden, Körner erschien unserem Dichter nach den Andeutungen des Tagebuchs noch zu juvenil und haltungslos. Eine andere bedeutende und zugleich originelle Persönlichkeit, mit welcher Eichendorff ebenda in Berührung kam, war Clemens Maria Hoffbauer, später Generalvikar der Redemptoristen zu Wien. Eines armen Bauern Sohn aus Mähren, hatte er in Not und Mühsal sich eine gediegene glänzende Bildung angeeignet, unter den härtesten Verfolgungen, denen nur seine Energie und wahrhaft christliche Demut zu widerstehen vermochte, die Kongregation des h. Alphons Liguori nach Deutschland verpflanzt und demnächst in Wien eine der einflußreichsten Stellungen erworben. Seine

merkwürdigen Predigten waren die besuchtesten des damaligen Wiens und haben unendlich viel Gutes bewirkt. Er hat, wie sein neuester Biograph Sebastian Brunner bemerkt, keine Werke auf Papier, aber durch Wort und That in Menschenherzen hinterlassen.

Seit dem Frühjahr 1811 befand sich auch Adam Müller wieder in Wien, im Hause des Erzherzogs Maximilian von Este wohnend und daselbst Vorträge über Staatswirtschaft haltend. Die bereits in Berlin zwischen ihm und Eichendorff angeknüpfte Verbindung ward hier eine so freundschaftliche, daß die Brüder während der letzten Monate ihres Wiener Aufenthaltes mit Müller das gräflich Carolyische Gartenpalais gemeinschaftlich bezogen und dessen fast tägliche Tischgenossen waren. Müller beschäftigte sich damals viel mit dem auch an höchster Stelle sehr begünstigten Plane, in Wien eine nach norddeutschem Muster eingerichtete Universität zu begründen. Eichendorff ward bei derselben ein Lehramt zugedacht, und es schien dies seinen Neigungen auch nicht entgegen; die Ausführung des für Österreich so wichtigen Projektes scheiterte indes großenteils an Müller selbst, dem es trotz seiner vielseitigen Begabung an dem praktischen Geschicke gebrach, ein solches Unternehmen ins Leben zu rufen. Durch Müller lernte Eichendorff den talentvollen Pilat, Redacteur des „österreichischen Beobachters", sowie den genialen Publizisten Friedrich von Gentz kennen, dessen eitle Persönlichkeit ihm aber durchaus mißfiel. Im Hause des geistreichen und feinen Denkers Wilhelm von Humboldt war Eichendorff zu jener Zeit wohl ebenfalls ein öfterer Gast, doch haben sich hieran keine nähern Beziehungen geknüpft. Ein Bruder Löbens war kürzlich Adjutant des Erzherzogs Karl geworden, Eichendorff sah ihn viel und in seinem Hause auch öfter den hochgebildeten genialen Erzherzog selbst, den gefeierten Helden von Aspern und Eßlingen, auf welchem Deutschlands letzte Hoffnungen damals ruhten. Einfach und ungezwungen zog der lebhafte Prinz einen jeden der Anwesenden gern in den Kreis seiner jovialen Unterhaltung.

Mit dem Dichter Löben stand Eichendorff noch immer in brieflichem Verkehr, die frühere Verbindung begann sich aber schon jetzt allmählich zu lösen. Löben hatte seine neuerschienenen Dichtungen „Hesperus" und „Arkadien" dem Freunde zwar sogleich mitgeteilt, aber gerade sie mußten nicht wenig dazu bei-

tragen, die Kluft aufzudecken, welche zwischen den Freunden eigentlich von jeher bestanden und nur durch das persönliche Wohlwollen zeitweilig überbrückt worden war. Ein Gedicht aus dem Schäferroman Arkadien, das mit den unglücklichen Worten anhebt: „O Minn', o Mai, o Minnemai", war in Wien sprichwörtlich geworden. Als Eichendorffs Roman „Ahnung und Gegenwart" erschienen, glaubte Löben sich und einen seiner nächsten Freunde, letzteren sogar mit Nennung des Namens, darin persiflirt zu sehen, und zog sich verletzt seitdem immer mehr zurück. Als Mensch hat Eichendorff ihn stets sehr hochgeschätzt. Löben ist bekanntlich schon 1825 verstorben, nachdem auch er an den Befreiungskriegen noch rühmlichen Anteil genommen.

Durch solche Beziehungen ward der Aufenthalt in Wien für den jungen Dichter begreiflicherweise ein außerordentlich glücklicher, erhöht wurde die glückliche Stimmung noch durch den reichen Beischmuck des äußern Lebens, den die gesellige Hauptstadt in Fülle ihm darbot. Das Tagebuch berichtet fast auf jeder Seite von dem gastlichen Verkehr in den höchsten Kreisen der Gesellschaft, von Jagdpartieen, Besuchen in der Nachbarschaft und bei der verwandten gräflich Hardeggschen Familie auf Grusbach in Mähren („Schloß und Garten fast so reich, ruhig und behaglich wie Lubowitz") und von dem fleißigen Theaterbesuche. Das Kasperletheater, welches damals noch den alten unverfälschten Wiener Volkstypus repräsentierte, und wo Hasenhut, Schuster und Sartorie wirkten, liebte Eichendorff vorzugsweise; kein freier Abend verging ohne den Genuß dieser in ihrer Art wirklich klassischen Schauspiele.

So hatte die Gegenwart glänzend und reich wie ein Garten voll blühender Lust sich unserm Dichter erschlossen, jugendlich frisch hatte er sich ihr hingegeben, aber sie fand ihn auch rüstig, ernst und besonnen. Unbeirrt durch den Wechsel heiterer Zerstreuung sehen wir ihn neben den Vorbereitungen zum Staatsdienst eifrig die Schätze der älteren deutschen Litteratur studieren und emsig selber dichten, gleichwie in Heidelberg die frühen Morgenstunden dazu verwendend. Die Ausarbeitung seines Romans „Ahnung und Gegenwart" beschäftigte ihn vorzugsweise; bereits am Schlusse des Jahres 1811 war derselbe vollendet, wenngleich seine Veröffentlichung erst vier Jahre später erfolgte. Manche der darin vorkommenden Nebenpersonen, wie Rosa, Romana, der Prinz,

sind unverkennbar poetisch gezeichnete Porträts aus der Wiener Periode. Daneben entstand eine Anzahl neuer lyrischer Erzeugnisse, von denen einzelne gleich damals in Justinus Kerners „Deutscher Dichterwald“ erschienen sind. Die letztere brachte namentlich im Jahre 1812 zum erstenmal das zum Volkslied gewordene Gedicht „In einem kühlen Grunde“, über dessen Eintritt in die Welt Kerner im Jahre 1857 nach dem Tode des Dichters folgenden Scherz mitteilte: „Es war im Jahre 1812, wo ich von meinen Freunden Beiträge zu dem „Deutschen Dichterwald“ einsammelte, dessen Teilnehmer auch Uhland, Schwab, K. Mayer, Fouqué, Varnhagen, Thorbeck u. a. waren. Da sandte mir Eichendorff durch unsern gemeinschaftlichen Freund Löben jenes Lied von sich als Beitrag für unsere Sammlung mit der Unterschrift „Florens“ zu. Mein Wohnort war damals ein freigelegenes Haus in dem württembergischen Waldort Welzheim. Als ich nach Empfang des Briefes von Löben jenes schöne Lied mit Vergnügen gelesen hatte, legte ich es auf meinen Schreibtisch nahe an ein offenstehendes Fenster, aber plötzlich weht es ein vorüberfahrender Windstoß vom Tisch durchs Fenster hoch in die Luft über Häuser und Bäume dahin. Ich bemühte mich nun,. dieses wahrhaft zum fliegenden Blatt gewordene Lied viele Stunden lang, selbst in Begleitung eines scharfsehenden Jägers, eines Freundes von mir, in Wäldern und Feldern aufzusuchen, aber vergebens. Der Verlust desselben war mir um so empfindlicher, als das Manuskript der Sammlung schon längst zum Druck abgegangen und, sollte dieser Beitrag noch aufgenommen werden, eine schnelle Nachsendung nötig war. Was war nun das fernere Schicksal des Gedichtes? Am andern Tage kam ein mit Maultrommeln, Armbändern und Fingerringen handelnder Tiroler zu mir, und siehe da, ich erblickte das Blatt um eine dieser kleinen Waaren gewickelt. Schnell frug ich ihn: wo fandest du denn dieses Papier? worauf er mir erzählte, daß er es bei Kaisersbach, eine Stunde von Welzheim, auf einem blühenden Flachsfelde gefunden und diesen Fingerring darin gewickelt habe. Daß ich ihm, sehr vergnügt das Papier behaltend, ein Dutzend seiner Maultrommeln, meiner Lieblingsinstrumente, entnommen, ist begreiflich.“

F o u q u é, welcher unsern Dichter zwar persönlich noch nicht kannte, den seine Lieder aber tief ergriffen hatten, übersendete

ihm damals durch Löben seine eigenen neuesten Poesieen, indem er ihnen folgende Begleitverse beifügte:

Florens, blütentragend Reis,
Quellen dir entgegenspringen
Soll mein Lied, zum Gruß dir singen,
Was ich schönes, liebes weiß.
Sangest ja bei Morgenscheinen
Zu den Dichtern inniglich;
„Dichter, die es ehrlich meinen,"
Grüßtest du im Liebvereinen,
Und, gottlob, dein Gruß traf mich!

Freundeshand, nein, Bruderhand
Ward Vermittler jüngst uns beiden,
Und dein Lieben und dein Leiden
So in Liedern mir bekannt.
Süße Thränen sind geflossen
Mir vom Aug' bei deinem Klang,
Jubelnd nah' ich dem Genossen,
Freu' des Kranzes mich, entsprossen
Deinem Minn'- und Rittersang.

Florens, zu dir schafft dies Blatt,
Wer in sel'ger Freuden Ahnung,
Süß durchströmt von ernster Mahnung,
Florens dich geheißen hat.
Und weil mein erwachtes Lieben
Nicht sich drängt auf dies Papier,
Lies, was ich ans Licht getrieben,
Denk: an Florens sei geschrieben
Drüber, und so eign' es dir!

Eichendorff beantwortete den herzlichen gemütvollen Gruß mit einigen Sonetten, die zum Teil auch in die spätere Gedichtsammlung aufgenommen worden sind.

In der Heimat ist Eichendorff während seines Wiener Aufenthaltes nur selten und immer nur auf kurze Zeit gewesen, er hatte daher auch die Braut nur wenig gesehen. Desto reicher

und inniger war der briefliche Verkehr mit ihr; sein ganzes Wesen spricht sich in diesen Briefen wahr und herrlich aus, und auch der Geliebten Geist tritt darin immer reifer zu Tage. In einem derselben hatte er der Geliebten das an sie gerichtete Gedicht „Das Flügelroß“ mitgeteilt, worin er sie einladet, sich zu ihm auf das Roß zu schwingen, um, gelehnt an ihn, die Räume zu durchsegeln, wohin der Erde Lust und Schmerzen nur noch als süße Melodieen dringen. Das geistreiche Mädchen besann sich nicht lange und spendete als Antwort darauf die folgenden anmutigen Verse, welche Eichendorff mit begreiflicher Freude seinen Bekannten wies, und die man vielleicht nicht ohne Interesse hier lesen wird:

Wohl wird es oft so öde
Im Walde wie im Haus,
Doch bin ich noch zu blöde,
Ich kann nicht mit hinaus.

Dank für des Sitzes Teilen
Auf buntbeschwingtem Roß!
Ach, ich muß hier noch weilen
Im Keller und im Schloß!

Denn, will ich von den Stufen
Mich schwingen auf dein Pferd,
Da treibt der Mutter Rufen
Mich mahnend an den Herd.

Rasch muß ich da erbeben, —
Dein Roß bei diesem Ton
Und all das süße Leben
Flieht schüchtern mir davon.

So muß ich denn noch zagen,
Doch bin ich dir vereint,
Da mag das Roß mich tragen,
Soweit der Himmel scheint!

Die Familie bewahrt noch ein Bildnis des Dichters aus jener Zeit. Seine äußere Erscheinung war wirklich von über-

raschender Schönheit. Auf dem schlanken, kräftig gebauten Körper von edelster Haltung ruht das zuversichtliche, fast kecke Haupt, nach damaliger Sitte von reichen glänzendbraunen Locken umwallt; aus den belebten Zügen spricht Begeisterung, Kraft und männliche Entschlossenheit, aus dem tiefblauen feurigen Auge zugleich ein herzliches Wohlwollen.

Einer eigentümlichen Gewohnheit im Leben des jungen Dichters möge hier noch gedacht sein; sie bestand darin, sich fortwährend mit allerlei Geschöpfen aus der Tierwelt zu umgeben. Freunde erzählen, wie namentlich in Wien winzige Zaunkönige und eine kleine giftlose Schlange seine beständigen, frei umherlaufenden Stubenkameraden waren; letztere pflegte er sogar bei Ausgängen in der Brusttasche mit sich zu führen, was oft zu den ergötzlichsten Überraschungen Anlaß gab.

Auch der Wiener Aufenthalt Eichendorffs fiel noch in eine politisch bange und trübe Zeit, von deren Not und Druck sich spätere glücklichere Geschlechter kaum mehr eine Vorstellung machen mögen. Alle Bessern empfanden angstvoll „jene erschreckende Menschenleere der gestaltenreichen Zeit", wo von keiner Seite der Retter und die rettende That erscheinen wollte, nachdem auch Österreichs Erhebung so resultatlos verlaufen. Es war eine unerträgliche Schwüle über alle Herzen gelagert, die einen der Edelsten, den unglücklichen H. v. Kleist, sogar zum verzweifelten Selbstmord getrieben, und in der selbst der elastische Friedrich von Gentz in die glühenden Worte ausbrach: „Durchaus verzweifeln ist unerlaubt, unnatürlich, unmöglich. Es wäre gegen alle Grundgesetze der Moral, daß eine große alte Welt so vor unsern Augen untergehen sollte. Ich glaube, es giebt noch Mittel, aber sie sind von einer ganz neuen, bisher kaum geahnten Art. Für diese dunkle Zukunft, bloß mit Gefühl, Glauben und lebendiger Hoffnung berühre ich sie, schlägt nunmehr mein Herz, da aus den vorhandenen Materialien irgend eine rettende Kombination zu schaffen, unmöglich ist. Ich leide so, daß ich zu einer ganz neuen Sprache greifen möchte, um mich verständlich zu machen." Selbst Männer, auf welche das Vaterland mit Stolz geblickt, hatten sich knechtisch dem Despoten verkauft; ein Johannes von Müller hielt jene kriechende Lobrede auf die napoleonische Wirtschaft, bei deren Kunde Professor Manso das ebenso witzige als beißende Wortspiel gebrauchte: Si tacuisses, Tacitus mansisses!

Eichendorff bewegte die Schmach der Zeit auf das schmerzlichste, aber treu und feurig das Vaterland im Herzen tragend, war es ihm unmöglich, nicht zu hoffen, daß die Stunden der Not und Knechtschaft bereits gezählt seien. Mit Schande, Gram und Schrecken war ja die Gegenwart bis zum Übermaß gesättigt: alle sittlichen Grundlagen im Staats- und Völkerleben mit Füßen getreten und bis zur Fratze verzerrt, es mußte endlich die heißersehnte Umkehr und Erlösung nahen. Aus diesem männlichen Vertrauen, das ihn nie verließ, so sehr der Gang der Ereignisse auch dagegen zu sprechen schien, war jene Reihe patriotischer Lieder entstanden, deren wir bereits oben gedacht, andere ähnliche folgten jetzt. Und in dem gleichen Sinne hatte er schon 1811 seinen Roman, der, wie er selbst an Fouqué schrieb, ein Denkmal jener männlichen Trauer und ein Bild jener gewitterschwülen Zeit der Erwartung, Sehnsucht und Schmerzen sein sollte, mit den prophetischen Worten geschlossen: „Mir scheint unsere Zeit dieser weiten ungewissen Dämmerung zu gleichen. Licht und Schatten ringen noch ungeschieden in wunderbaren Massen gewaltig miteinander, dunkle Wolken ziehen verhängnisschwer dazwischen, ungewiß, ob sie Tod oder Segen führen, die Welt liegt unten in weiter dumpfstiller Erwartung. Kometen und wunderbare Himmelszeichen zeigen sich wieder, Gespenster wandeln wieder durch unsere Nächte, fabelhafte Sirenen tauchen wie vor nahen Gewittern von neuem über den Meeresspiegel und singen, alles weist wie mit blutigen Fingern warnend auf ein großes unvermeidliches Unglück hin. Unsre Jugend erfreut kein sorglos leichtes Spiel, keine fröhliche Ruhe wie unsere Väter, uns hat frühe der Ernst des Lebens gefaßt. Im Kampfe sind wir geboren und im Kampfe werden wir überwunden oder triumphirend untergehen. Denn aus dem Zauberrauch unserer Bildung wird sich ein Kriegsgespenst gestalten, geharnischt, mit bleichem Totengesicht und blutigen Haaren; wessen Auge in der Einsamkeit geübt, der sieht schon jetzt in den wunderbaren Verschlingungen des Dampfes die Lineamente dazu aufringen und sich leise formieren. Verloren ist, wen die Zeit unvorbereitet und unbewaffnet trifft, und wie mancher, der weich und aufgelegt zu Lust und fröhlichem Dichten sich so gern mit der Welt vertrüge, wird wie Prinz Hamlet zu sich selber sagen: Weh, daß ich zur Welt, sie einzurichten, kam! Denn aus ihren Fugen wird sie noch einmal

kommen, ein unerhörter Kampf zwischen Altem und Neuem beginnen, die Leidenschaften, die jetzt verkappt schleichen, werden die Larven wegwerfen, und flammender Wahnsinn sich mit Brandfackeln in die Verwirrung stürzen, als wäre die Hölle losgelassen, Recht und Unrecht, beide Parteien in blinder Wut einander verwechseln. — Wunder werden zuletzt geschehen um der Gerechten willen, bis endlich die neue und doch ewig alte Sonne durch die Greuel bricht, die Donner rollen nur noch fernab an den Bergen, die weiße Taube kommt durch die blaue Luft geflogen, und die Erde hebt sich verweint wie eine befreite Schöne in neuer Glorie empor. O, — wer von uns wird das erleben!"

Mit gespanntester Erwartung, die sich im Fortgang der Zeit immer mehr steigerte, war Eichendorff der Entwickelung des großen weltgeschichtlichen Dramas in Rußland gefolgt; ungeduldig harrte er des Augenblicks, wo Deutschland und sein engeres Vaterland Preußen den Kampf um seine Existenz von neuem aufnehmen würde. Der Brand von Moskau, der furchtbare Untergang eines der größten Heere, welche je die Welt gesehen, die schmähliche Flucht des unersättlichen Kriegswürgers, schienen eine dringende Mahnung zu sein; wider alles Hoffen und Erwarten zögerte auch Preußen noch, auf welches ganz Deutschland in jener Stunde der Entscheidung mit fast fieberhafter Ungeduld blickte.

Als endlich unterm 3. Februar 1813 von Breslau aus des Königs Friedrich Wilhelms III. Aufruf an die freiwilligen Jäger erfolgte, besann sich auch Eichendorff keinen Augenblick, sofort dem heißersehnten Rufe Folge zu leisten. Eine reiche behagliche Lebensstellung, die nahe Aussicht auf eine dauernde Beschäftigung im österreichischen Staatsdienst, die eben damals erfolgen sollte, der dringende Wunsch einer baldigen Vermählung mit dem Mädchen seiner Wahl, nichts konnte seinen Entschluß wankend machen, er wollte sein, was er sang, eingedenk der eigenen Worte: „Wer in der Not nichts mag, als Lauten rühren, des Hand dereinst wächst mahnend aus dem Grabe", und „anders sein und singen, das ist ein dummes Spiel." So nahm er denn selbst Kriegsdienste. Die Trennung vom Bruder, mit dem er im engsten Herzensbündnis eine so glückliche Jugend verlebt, und der am Kampfe nicht teilnahm, fiel ihm außerordentlich hart; in dem Gedicht: An meinen Bruder, 1813, hat er diesem Gefühl des

Schmerzes den edelsten Ausdruck gegeben. Die Brüder, in ganz verschiedene Lebensbahnen seitdem gerissen, haben sich nur noch selten wiedergesehen. In dem allgemeinen Enthusiasmus der Zeit war auch die Geliebte, so schwer der Entschluß sie traf, doch patriotisch genug geblieben, der Ausführung nicht zu widerstreben, und gefaßt, wenngleich tief bewegt, ließ sie den Geliebten ziehen. Aber in der Angst ihres Herzens schrieb sie damals die Worte nieder:

Nicht umsonst schlugst du, o Herz,
Unsern war der bittre Schmerz,
Fort mit seinem letzten Blick
War mein ganzes irdisch Glück!

Krieg! so schallt's von weitem her
Durch das Land und übers Meer,
Und fürs Vaterland zum Streit
Eilt mein Liebster schon bereit.

Gott der Liebe, der mich schuf,
Höre einer Armen Ruf,
Die im heißesten Gebet
Auf zu dir um Rettung fleht!

4.

Der Krieg. Breslau.

(1813—1820.)

Schon im Februar 1813 hatte Eichendorff das geliebte Wien verlassen und war mit seinem Freunde Philipp Veit, der sich ihm in der gleichen Absicht angeschlossen, nach Breslau geeilt. Breslau, das Herz Deutschlands damals genannt, war der Mittelpunkt der preußischen Kriegsrüstungen, hier befand sich der König mit seinen Ministern und Generälen, alle bedeutenderen Führer der vaterländischen Erhebung waren dort versammelt. Im Gasthof „zum goldenen Scepter", wo unter anderen der Minister v. Stein wohnte und Major v. Lützow sein Werbebureau aufgeschlagen hatte, herrschte von früh bis spät das bunteste Soldatenleben. Über die Wahl der Waffengattungen anfangs noch unentschieden, faßten Eichendorff und Veit in Breslau den Entschluß, in das von Schills Gefährten, dem ritterlichen Major v. Lützow, neugebildete Freicorps einzutreten. Nach einem kurzen Aufenthalt in der Heimat langten die Freunde am 29. April 1813 in Grimma bei der Freischar an und wurden sofort der 5. Compagnie des 3. Bataillons überwiesen, welches unter Friedrich Ludwig Jahns Kommando stand; seitdem sind die Freunde bis zum Waffenstillstand von Poischwitz (Juni 1813), wo beide zu anderen Truppenteilen übertraten, unzertrennliche Gefährten geblieben.

Groß waren die Erwartungen gewesen, die man von der nach ihrer Kleidung sogenannten schwarzen Schar — Schar der

Rache — gehegt, von allen Seiten waren ihr gerade die gebildetsten Männer und Jünglinge zugeströmt, — Theodor Körner, Fouqué, Varnhagen von Ense, Staatsrat Graf Dohna, Friedrich Förster, Friesen, Reil, Eiselen, der nachmalige Staatsminister v. Nostiz u. a. gehörten ihr an; durch Riedel und Ennemoser, Hofers Genossen, war ihr eine Anzahl ausgezeichneter tiroler Scharfschützen zugeführt worden, auch Spanier in namhafter Zahl sowie ein kleines Kosakendetachement waren ihr beigetreten, und selbst Frauen befanden sich in ihren Reihen, wie jene kühne Eleonore Prohaska, deren Geschlecht erst bekannt ward, als sie mutig kämpfend auf dem Schlachtfeld ihren Tod gefunden hatte. Zur Zeit seiner größten Stärke, im August 1813, umfaßte das Corps an Fußvolk und Reiterei 3280 Mann nebst einer Artillerie von 9 Geschützen. Seiner Bestimmung gemäß sollte es in rastloser Thätigkeit dem Heere voran den Feind überall aufsuchen, ihn umschwärmend im Rücken und auf den Flügeln angreifen und so in beständiger Unruhe und Arbeit erhalten. Diesen Zweck hat das Corps indes nur sehr unvollkommen erfüllt. Als Heer zu klein, als Freischar zu groß und schwerfällig, immer mit Rüstungen und Vorbereitungen beschäftigt, überdies unter einem Führer, der zwar von größter persönlicher Tapferkeit, dem aber das Genie eines Parteigängers durchaus fehlte, sah sich die intelligente mutige Schar während des ganzen Feldzuges nur auf eine höchst untergeordnete Thätigkeit beschränkt, und „Lützows wilde verwegene Jagd“ ist mehr durch den Enthusiasmus jener Tage, als durch glänzende Waffenthaten unsterblich geworden.

Nachdem die Schar Ende März von Schlesien nach Sachsen aufgebrochen und sich dort noch erheblich verstärkt hatte, sollte sie nach der vom General Scharnhorst erteilten Anweisung, um den kriegerischen Eifer auch im übrigen Deutschland zu entflammen und weitere Kräfte anzuziehen, vorerst in das Königreich Westfalen eindringen und den Harz, den Sölling, den Schwalenberger und Lippeschen Wald besetzen. Aber es kam nicht zu Stande. Während ein kleiner Teil des Corps in Leipzig zurückblieb, von da nach der Lützener Schlacht gegen Meißen und weiter bis Schweidnitz zog, wandte sich der Hauptteil, bei welchem sich auch das Jahnsche Bataillon befand, nach der untern Havel und Elbe und folgte dort der Einladung des Generals Grafen

Walmoden, durch Angriffe im Rücken des Feindes das von Davoust und Vandamme hart bedrängte Hamburg entsetzen zu helfen. Bei Dömitz überschritt das Corps die Elbe, vereinigte sich mit den fliegenden Truppen von Dörnberg, focht am 12. Mai rühmlich in dem Treffen an der Görde, wo es zuerst ins Feuer kam, mußte aber bald der Übermacht des Feindes weichend sich in die Priegnitz zurückziehen. Hier wurde das Fußvolk unter dem Befehl des Majors v. Petersdorf durch den russischen General Woronzoff für eine Unternehmung auf Leipzig gewonnen; der abgeschlossene Waffenstillstand ließ letztere wiederum nicht zur Ausführung gelangen. So verlor sich die Freischar in den großen Ereignissen des Tages immer mehr. Die furchtbare Niederlage, welche ihre Reiterei unter Lützows persönlicher Führung während des Waffenstillstandes erlitt, und welche dieser in fast unglaublicher Verblendung großenteils selbst verschuldet hatte, wandte dem Corps zwar noch einmal die allgemeinste Teilnahme zu und brachte ihm, wie richtig bemerkt worden, in der öffentlichen Meinung beinah soviel ein, als der glänzendste Sieg, aber die Freudigkeit und stolze Zuversicht, mit der die Schar den Kampfplatz betreten, wollte nicht wiederkehren. Schließlich dem Walmodenschen Corps an der Niederelbe definitiv überwiesen, fand die Truppe auch in der Folge keine Gelegenheit mehr, sich irgendwie hervorzuthun, zumal jenes Corps, fern vom Hauptkampf, ganz unter dem lähmenden Einfluß Bernadottes, des damaligen Kronprinzen von Schweden, stand und nur beobachtend und verteidigend operieren durfte. Ihr unerwartetes Mißgeschick war den Lützowern um so empfindlicher, als gerade die Partisankämpfe eine so glänzende Rolle in dem Freiheitskriege gespielt haben: wir erinnern nur an den kecken Überfall Kassels durch Tschernitschef, der die Auflösung des Königreichs Westfalen zur Folge hatte, und die nicht minder berühmte Erstürmung Bremens durch Tettenborn, wo eine überlegene französische Besatzung den entschlossenen Widerstand leistete. Mit dem Beginn des Feldzuges von 1815 verschwand die Freischar bekanntlich auch dem Namen nach, indem aus ihrem Fußvolk das 25. Infanterieregiment, aus ihrer Reiterei dagegen das 6. Ulanenregiment gebildet wurde. Bei Stiftung des eisernen Kreuzes war das Corps durch Verleihung von 126 eisernen Kreuzen ausgezeichnet worden. Napoleon hatte von allen feindlichen Truppen die

Lützower, die brigands noirs, wie er sie nannte, am meisten gehaßt, weil er sie für ein Produkt des Tugendvereins hielt; im Moniteur hatte er sogleich gegen die hervorragenderen Führer der Freischar die heftigste Achtserklärung erlassen.

Voll Kampflust und glänzender Hoffnungen hatte sich Eichendorff der Lützowschen Schar angeschlossen, dem gemeinsamen Mißgeschick derselben konnte natürlich auch er nicht entgehen. Auch das Jahnsche Bataillon, spät organisiert, verlor die kostbarste Zeit in nie endenden Zurüstungen, Hin- und Hermärschen, ewigen Vorbereitungen zum Kampf, ohne daß es zum herzhaften Kampfe selbst kam. Nicht wenig trug hierzu die Persönlichkeit des Führers bei. Der Turnvater Friedrich Ludwig Jahn, gewöhnlich „der Jahn“ genannt, mit seinem halbfertigen, beweglichen, quecksilbernen Wesen, zu welchem seine äußere Erscheinung — der lange ehrwürdige Bart und die riesige Gestalt — den seltsamsten Kontrast bildete, besaß zwar ganz die Anlage zum stolzen herrischen Charakter, sie war ihm aber allmählich zur Eitelkeit verkümmert. Auf die damalige Jugend übte er einen gewaltigen Einfluß, nicht sowohl durch das was er leistete, als vielmehr durch den Ernst seines Willens, die Entschiedenheit, ja Einseitigkeit, mit der er sein ganzes Leben an die eine große Aufgabe gesetzt, den Kampf für Deutschlands Ehre und Freiheit. Seine nicht zu unterschätzende Bedeutung bestand vorzugsweise in der Anregung: unermüdlich und schnell in Projekten, aber nur langsam und unentschlossen in der Ausführung, war er zum soldatischen Führer wenig geeignet. Nachdem Eichendorff in Grimma bei Jahns Bataillon angelangt und mit demselben nach Havelberg und Perleberg marschiert war, erhielt das Bataillon in den ersten Tagen des Mai 1813 vom General Scharnhorst den Befehl, sich in den Spreewald zu werfen und dort zur Täuschung des Feindes den Lärm einer großen Heeresmasse zu verbreiten; ein Adjutant Blüchers, v. Hüser, war dem Zuge beigegeben. Dieser Auftrag, wacker ausgeführt, nahm mehre Wochen in Anspruch, und wenn er auch im ganzen unblutig ablief, so hatte er doch zu manchem kecken Abenteuer Gelegenheit gegeben und den soldatischen Geist wach erhalten. Schon der Aufenthalt an sich war höchst eigentümlich. Ein Urwald im eigentlichen Sinne des Worts, üppig Stamm an Stamm gereiht, erstreckt sich der mächtige Spreewald sieben Meilen in die Länge und zwei in die

Breite, von mehr als dreihundert Armen der Spree durchströmt, die ihn oft ganz unter Wasser setzen, so daß man nur auf Kähnen darin fortkommen kann. Seine Bewohner, in sieben Fischerdörfer verteilt, die untereinander ein ländliches Venedig bilden, fahren auf Kähnen zur Arbeit und zur Kirche, auf Kähnen werden die Ernten heimgebracht, die Toten zur Erde bestattet. Nachkommen jener alten Wenden, die vor dem Schwerte der Deutschen hier eine letzte Zuflucht gefunden, haben die Spreewaldbewohner, durch die Unzugänglichkeit ihres Aufenthaltes begünstigt, sich Sitte, Tracht und Sprache ihrer Väter bis auf den heutigen Tag bewahrt, und man glaubt beim Eintritt in diese fremdartige Welt sich wie durch Zauberschlag plötzlich in fernste Jahrhunderte zurückversetzt. Die Anwesenheit der Lützower hatte in die lautlose Stille, die hier gewöhnlich herrscht, das regste Leben gebracht; Gesang, Waffengeräusch, Trommel- und Hörnerklang erfüllte den ganzen Wald, überall leuchteten Bivouakfeuer, und die Bewohner wußten sich anfänglich in das geräuschvolle Wesen ihrer wunderlichen Gäste gar nicht zurechtzufinden, gewannen sie aber bald so lieb, daß sie dieselben später nur ungern wieder scheiden sahen. Eichendorff im Verein mit seinen näheren Freunden Veit, Biester (dem katholisch gewordenen Sohne des bekannten litterarischen Genossen von Friedrich Nicolai), Kersting, Ström, war überall mit rechter Lust zugegen, und hat auch in der Folge immer mit Vergnügen gerade dieser Episode seiner kriegerischen Laufbahn gedacht.

Nachdem das Bataillon aus seinem Versteck heraus noch mehre allarmierende Streifzüge nach Lübben, Lübbenau und anderen nahgelegenen Orten unternommen, kehrte es Ende Mai wieder nach Havelberg zum Gros des Corps zurück und beteiligte sich fortan an den weiteren Bewegungen desselben. Streifzüge an der Elbe und Saale, Wegnahme feindlicher Kriegskassen und Munitionen, die Aufhebung feindlicher Couriere mit Depeschen, darunter ein Bericht Argenteaus an Napoleon, ermüdende Buschwachen und Nachtlagerungen an der Elbe, waren die Ergebnisse der nächsten Zeit, bis der Waffenstillstand auch diesem kleinen Kriege ein vorläufiges Ende machte. Unbefriedigt von den seitherigen Erfolgen der Freischar, welche durch die inzwischen getroffenen Dispositionen ihre ursprüngliche Selbständigkeit überdies schon damals ganz eingebüßt, hatte Eichendorff noch während

des Waffenstillstandes, im Juli 1813, in Gemeinschaft mit Veit seine Entlassung genommen, um für die Fortsetzung des Kampfes bei einer andern Truppengattung einzutreten.

Über Berlin begaben sich die beiden Freunde nach Schlesien, wo Eichendorff auf kurze Zeit seine Braut und Eltern besuchte, von da nach Dresden und Böhmen zu der Hauptarmee unter Schwarzenberg. Da Eichendorff indessen dort nicht sogleich die gewünschte Verwendung erhielt, kehrte er nach der Schlacht bei Kulm, von Veit sich trennend, wieder in die Heimat zurück und ward auf seinen Antrag nunmehr als Offizier einem schlesischen Regimente zugeteilt. Es war dies das 17., nachmals 2. schlesische Landwehrregiment, welches, später als die übrigen formiert, zu jener Zeit die Festung Glatz besetzt hielt. Mitte Oktober 1813 trat Eichendorff seine neue Bestimmung an; das dritte Bataillon, dem er überwiesen worden, mußte zunächst erst vollzählig gemacht und einexerciert werden. Nachdem dies erreicht und das Regiment endlich kurz vor Weihnachten mit allem Kriegsbedarf ausgerüstet worden, erhielt es zwar Marschordre, aber zum großen Leidwesen der Offiziere wiederum mit der Aussicht auf langdauernden Festungsdienst: es sollte die Besatzung von Torgau bilden. In den ersten Tagen des Januar 1814 traf es nach einem beschwerlichen Marsche, wobei die Mannschaft oft bis an die Brust im Wasser gehen mußte, daselbst ein.

Torgau hatte kurz vorher kapituliert, die französische Besatzung, 5000 Mann mit 342 Offizieren und 5 Generalen, darunter der Gouverneur Graf Dutaillis, wurde kriegsgefangen mit allen vorgefundenen Effekten dem Regiment übergeben, und durch ein Kommando desselben nach Schlesien abgeführt. Festung und Stadt boten bei der Übernahme das kläglichste Bild der Zerstörung und menschlichen Elends. Im Verlauf der Belagerung, die unter General Graf Tauentzien und den Generalen v. Wobeser und Graf Lindenau gegen Mitte November 1813 energisch begonnen hatte, waren durch die Gewalt der Geschütze fast alle Häuser der Stadt demoliert, die meisten standen verödet und zertrümmert da, die schönsten lagen in Schutt und Asche; die strenge Einschließung hatte den empfindlichsten Mangel aller Lebensmittel herbeigeführt, so daß die ärmeren Bewohner, von Hunger getrieben, oft zu den widerlichsten Nahrungsmitteln greifen mußten. Zu diesen Drangsalen gesellte sich aber noch

eine andere wahrhaft entsetzliche Geisel, eine ansteckende Seuche, die von der feindlichen Besatzung ausgegangen wütend um sich griff und der unglücklichen, unerhört heimgesuchten Stadt die allgemeinste Teilnahme zuwandte. „Nirgends," sagt ein Bericht aus jener Zeit, „zeigte sich die französische Lazarettseuche in einer scheußlicheren Gestalt, nirgends wirkte sie grimmiger und verheerender, als in Torgau. Schon gegen Ende September zählte man in den Krankenhäusern täglich 80—90 Tote. Es fehlte anfangs nicht an Raum, die Kranken unterzubringen, denn man hatte Gebäude genug für sie in Beschlag genommen, allein das leere Obdach war auch beinah alles, was man ihnen gewährte, kein reinliches Lager, keine wärmende Decke. Durch die Gewissenlosigkeit der Vorsteher und Wärter wurden ihnen selbst die Nahrungs- und Heilmittel verkürzt. Sie erhielten so schlechte und spärliche Kost, als hätte man sie nur durch Hunger und Durst zu heilen beabsichtigt. Aber unmöglich konnte der Schmutz, in dem man die Unglücklichen ließ, den nämlichen Zweck haben. Wie in Viehställen lagen sie in den leeren Zimmern auf dürftiger, selten oder nie gewechselter und darum oft verfaulter, dem Mist ähnlicher Streu so dicht nebeneinander geschichtet, daß sie sich fast berührten. Die Sterbenden, anstatt von ihren Wärtern getröstet zu werden, wurden gewöhnlich von denselben beraubt, und die Toten blieben oft mehre Tage lang unter und neben den Lebendigen liegen. Dazu herrschte in diesen Jammerhöhlen eine Kälte wie auf offener Straße, so daß den Elenden auf ihren Marterbänken Hände und Füße erfroren, und die Arzneien und Getränke neben ihnen sich in Eis verwandelten. An warme Speisen war gar nicht zu denken und selbst die Suppen erhielten sie stets ganz kalt. In Anfällen von Wahnsinn verließen die Kranken zuweilen in Menge Lager und Zimmer, und verbreiteten, indem sie Straßen und Plätze durchirrten, in der ganzen Stadt den Pesthauch und allgemeines Schrecken. Manche starben unter freiem Himmel, andere verkrochen sich in Höfe, Ställe und Küchen und verschmachteten hier unbemerkt und ohne Hilfe, oder sie wurden aufgefunden und in die Marterkerker zurückgebracht, denen sie eben entflohen waren. War es wohl ein Wunder, daß bei solchem Greuel, vor welchem das menschliche Gefühl zurückbebt, zu den Kranken sich kein Arzt mehr finden wollte. Die ärztlichen Besuche wurden wenigstens immer seltener, was konnten

am Ende auch die Verordnungen helfen, wenn es an den Mitteln und an dem Willen fehlte, sie in Ausführung zu bringen. Vergebens bot der damalige Gouverneur Graf Narbonne selbst alles auf, den Zustand der Kranken zu verbessern; er drang damit nicht durch. Selbst ein wiederholtes persönliches Besuchen dieser Häuser, das ihm endlich den Tod brachte, fruchtete nicht. Gegen Anfang November, als die Zahl der Sterbenden im Durchschnitt jeden Tag schon auf 250 stieg, versuchte man noch einmal, der Seuche aus allen Kräften entgegenzuarbeiten, aber man überzeugte sich nur, daß dieser Feind unüberwindlich sei. Den Einwohnern ward anbefohlen, allen Unrat aus den Häusern und von den Straßen immer schnell wegzuschaffen, um so ihresteils zur Erhaltung einer gesunden Luft beizutragen. Allein ein solcher Befehl war leichter gegeben als ausgeführt, indem sich in den Krankenhäusern zu viel Schmutz aufgehäuft hatte, und eine weitere Ausfuhr damals ganz unmöglich war. Es blieb demnach alles wie zuvor. Die Sterbefälle mehrten sich von Tage zu Tage. Man wußte nicht mehr, wohin man die Leichen alle beerdigen sollte, und so kam man sogar darauf, dieselben in die Elbe zu werfen. Diese Begräbnisart hatte indessen zu viel Empörendes, beibehalten zu werden; es ward am rechten Elbufer ein Platz ermittelt, wo die Leichen haufenweise verscharrt wurden." Die Zahl derer, welche seit Jahresfrist in Torgau ihren Tod gefunden, betrug weit über 20000; im Augenblick der Übergabe an die preußischen Truppen befanden sich noch gegen 360 erkrankte französische Soldaten und Offiziere in der Stadt, die unter preußischer Pflege natürlich dort zurückbleiben mußten.

Dies war der Zustand Torgaus, als am 10. Januar 1814 nach dem Ausmarsch der Franzosen die preußischen Besatzungstruppen unter Anführung des Generallieutenants v. Wobeser mit klingendem Spiel ihren Einzug in die Stadt hielten, von den geängstigten Bewohnern in doppelter Beziehung als ihre Befreier begrüßt. Die Truppen selbst, von denen auf dem Schlachtfelde schon manche dem Tode unverzagt ins Auge geblickt, wagten aus Furcht vor dem unsichtbaren Feinde der Ansteckung in den ersten Tagen kaum in der Stadt zu bleiben; wo es dennoch nötig, wurde meist unter freiem Himmel kampiert. Man begnügte sich einstweilen, die Außenwerke zu besetzen, und wandte alles an,

vorerst Häuser und Straßen zu reinigen, um dadurch den Gesundheitszustand zu bessern. Trotzdem blieb auch die neue Besatzung von der Seuche nicht verschont, das Regiment erlitt durch den Tod noch bedeutende Verluste und erst nach sechs Wochen rastlosester Arbeit und Anstrengung konnte die Epidemie als völlig beseitigt angesehen werden. Der Dienst bestand während dieser Zeit fast nur in einer ununterbrochenen Reihe von Beerdigungen und gefahrvollen Reinigungsversuchen, wobei Eichendorff mit den übrigen Offizieren, deren manche noch als Opfer fielen, überall mit dem Beispiel größter Unerschrockenheit voranzugehen suchte. Dazu war auch der Mangel in der Festung noch so groß, daß die Mannschaften ihren Hunger lediglich mit selbstgefangenen Fischen stillen mußten, bis es endlich gelang, eine geregelte Zufuhr von Lebensmitteln herzustellen.

Nachdem das Regiment in dieser Weise seine erste Schule durchgemacht, verstrich demselben die übrige Zeit des Aufenthaltes in Torgau ohne erhebliche Zwischenfälle in der gewöhnlichen Einförmigkeit eines kleinen Garnisonlebens. Dem Offiziercorps und einem großen Teil der Mannschaft wurde es aber nachgerade immer drückender, gefahrlos und unthätig da zurückbleiben zu sollen, wo seine Kameraden auf den Schlachtfeldern sich Lorbeeren erwarben und im siegreichen Zuge bis Paris vordrangen. Es wurde daher schon im März 1814 eine Bittschrift an den König aufgesetzt, das Regiment abzulösen und zu der Armee ins Feld zu berufen. Sie ward von Eichendorff verfaßt, von sämtlichen Offizieren des Regiments unterzeichnet und dem kommandierenden General des Armeecorps, General v. Tauentzien, zur Absendung an den König überreicht. Ob sie wirklich in die Hände des Königs gelangt, war dem Regiment schon damals zweifelhaft, wenigstens erfolgte kein Bescheid und das Regiment blieb noch bis zum Spätsommer 1814 in Torgau. Erst während des Feldzuges von 1815 fand es endlich Gelegenheit, unmittelbar am Kampfe teilzunehmen und focht namentlich mit Auszeichnung in der Schlacht bei Belle-Alliance, wo es den äußersten linken Flügel des Bülowschen Corps bildete.

Der thatenlose Festungsdienst in Torgau verdroß Eichendorff höchlichst, gab ihm aber die damals freilich nur unwillkommene Muße, sich wieder etwas mit poetischen Arbeiten zu beschäftigen. Die in jener Zeit entstandenen Gedichte beziehen

sich indes meist nur auf Stimmungen und Ereignisse des Tages, wie das Soldatenlied „Was zieht da für schreckliches Sausen", — „An einem Offiziere, der als Bräutigam starb", — „Aufbruch", — „Silbern' Ströme ziehn herunter" u. a. „Die ernsthafte Fastnacht" galt der Erstürmung Wittenbergs, welches nach längerer Belagerung in der Fastnacht 1814, wenige Tage nach der Übergabe Torgaus in die Hände der Preußen fiel, und wobei sich insbesondere das 11. schlesische Landwehrregiment durch ungestümen Mut hervorgethan hatte.

In jene Zeit fällt auch ein Duell zwischen Eichendorff und einem andern Offizier seines Regiments, welches durch eine zwar witzige aber drastische Bemerkung Eichendorffs über das Betragen jenes vom Regiment sehr ungern gesehenen Offiziers veranlaßt worden war; glücklicherweise hatte es keine nachteiligen Folgen. Im übrigen stand Eichendorff mit den Offizieren des Regiments im heitersten geselligen Verkehr; unter seinen näheren Freunden ist insbesondere der damalige Regimentsadjutant Karl Schaeffer zu nennen, ein talentvoller junger Mann, später Lehrer am Gymnasium zu Ratibor; derselbe, welchem die Abschiedsverse „In verhängnisschweren Stunden Streitend für das Vaterland" gewidmet sind. Eichendorff ist ihm auch in späteren Jahren treu befreundet geblieben.

Gleich nach Abschluß des ersten Pariser Friedens, als der Zweck des Krieges erreicht schien, kam Eichendorff um seine Entlassung ein, und begab sich im Juni 1814 von Torgau unmittelbar nach Lubowitz, wo er fast ohne Unterbrechung bis zum Schluß des Jahres verweilte.

Während dieses Aufenthaltes in der Heimat fand endlich die so langersehnte Vermählung mit Luise von Larisch statt. Bald darauf begaben sich die Neuvermählten nach Berlin, wo Eichendorff zunächst die weitere Entwickelung der politischen Verhältnisse seines Vaterlandes abwarten wollte. Im Hause des berühmten Rechtslehrers, des trefflichen Savigny, dessen geistvolle Gattin eine Schwester Brentanos, verkehrte er schon damals viel; ebenso war er durch Philipp Veit in dem gastlichen Kreise des Bankiers Joseph Mendelssohn befreundet geworden, welcher ein Sohn des Philosophen Moses Mendelssohn und ein Bruder Dorotheas v. Schlegel war.

Nach der Rückkehr vom Feldzuge geschahen die ersten ernst-

lichen Schritte zur Veröffentlichung von „Ahnung und Gegenwart". Der Dichter wünschte den Roman unter der Ägide eines Namens einzuführen, welcher demselben von vornherein die Aufmerksamkeit der Lesewelt sicherte, und seine Wahl fiel auf Fouqué. Friedrich Baron de la Motte Fouqué, Major und Ritter, — wie er sich selbst gern unterschrieb, — der Dichter des Sigurd, des Zauberringes und der Undine, war damals und lange Zeit hindurch der entschiedene, mit Enthusiasmus aufgenommene Liebling des Publikums. Wenn er auch durch Eigenschaften, die von seinem innersten Wesen untrennbar waren, aus dem ritterlichen Partisan allmählich der Don Quixote der Romantik geworden und am meisten zur späteren Mißachtung derselben beigetragen hat, so war doch die Begeisterung, welche ihm in der Morgenhöhe seines dichterischen Schaffens allgemein entgegenkam, eine ebenso begreifliche als gerechtfertigte. War er es doch gewesen, der in seinem von Jean Paul und den Schlegels so freudig begrüßten „Sigurd" und in anderen Werken zuerst wieder dem deutschen Volke seine langvergessenen Stammsagen zum Bewußtsein gebracht, wo sich alle Sehnsucht, Schmerz und Mut einer gebundenen tieferregten Zeit in Riesenbildern austräumen mochten; die bessere Zukunft, für die er gekämpft, zählt ihn zu ihren Mitbegründern. Eichendorff hatte Fouqués persönliche Bekanntschaft im Herbst 1813 während des Marsches in Böhmen gemacht und den wackern, kindlich offenen Mann ungemein liebgewonnen. An ihn wendete er sich nunmehr. Der betreffende Briefwechsel findet sich in Fouqués Biographie abgedruckt, wir lassen ihn hier umsomehr folgen, als er zugleich die einzige Ausnahme bildet, wo Eichendorff selbst sich über eine seiner Dichtungen äußert.

„Es ist traurig," sagt der Dichter in einem Briefe an Fouqué vom 1. Oktober 1814, „für sich allein zu schreiben, wenn man es überhaupt mit dem Leben ernsthaft und redlich meint. Ich möchte am liebsten mein ganzes Sinnen, Trachten und Leben mit allen seinen Bestrebungen, Hoffnungen, Mängeln und Irrtümern meiner Nation, der es geweiht ist, zur strengen Würdigung und Beratung darlegen, und komme dabei natürlich auf die wenigen würdigen Repräsentanten und Kernhalter deutschen Sinnes zurück. Ich wüßte unter diesen keinen, dem ich herzlicher vertraute, von dem ich den Beifall erfreuter und den Tadel

demutsvoller annähme, als von Ihnen, Herr Baron. Und in diesem Sinne bitte ich Sie, die Mitteilung meines Romanes, der eben auch ein Stück meines innersten Wesens ausmacht, nachsichtsvoll anzunehmen. Ich hatte denselben vollendet, ehe die Franzosen in Moskau waren und teilte ihn Friedrich Schlegel und seiner Frau mit. Der Beifall dieser beiden Vortrefflichen überraschte und entzückte mich. Sie ermunterten mich, ihn drucken zu lassen und von der letztern Hand rühren zu diesem Endzweck die vielen Korrekturen her, die sich in dem Manuskripte befinden und mir als ein Andenken an ihre liebevolle Sorgfalt teuer sind. Kein Buchhändler mochte indes damals und auch noch später den Druck des Buches übernehmen, da ich darin Anspielungen auf die nächsten Begebenheiten nicht vermeiden konnte und wollte. Endlich faßte der Strom unserer großen Zeit mich selbst und ließ mich nicht wieder los bis jetzt, da ich bald nach meiner Trennung von Ihnen in Böhmen das Glück hatte, meinen Wunsch zu erreichen und als Offizier bei einem Landwehrregiment angestellt zu werden. Ich sehe nun wohl ein, daß währenddes der eigentliche Zeitpunkt eines allgemeineren Interesses für diesen Roman verstrichen ist; ich konnte mich aber nicht entschließen, etwas daran zu ändern, teils weil er sonst ganz etwas anderes und kein volles Bild mehr jener seltsamen gewitterschwülen Zeit der Erwartung, Sehnsucht und Schmerzen wäre, teils aber, weil unser neuester gegenwärtiger Zustand, in welchen ich doch die Geschichte hinüberkünsteln müßte, mir noch zu unentwickelt, schwankend, farblos und blendend erscheint, um einen ruhigen Überblick zu vergönnen. Sie erhalten demnach den Roman wörtlich so, wie er damals niedergeschrieben wurde. Sollte er in dieser Gestalt, als Erinnerung jener männlichen Trauer, jener ersten Vorzeichen der göttlichen Gnade und Wunder, die wir nun erfahren, noch eines öffentlichen Anteils fähig und in poetischer Hinsicht überhaupt des Druckes wert und Ew. rc. dort ein Verleger dafür bekannt sein, so bitte ich über das Manuskript, Titel, Zueignung u. s. w. ganz nach Gutdünken zu verfügen und sich meines innigsten Dankes zu versichern.

„Löben, welcher neulich einen durch die Zeitereignisse und die Verschiedenheit unserer Naturen und Sinnesart lange unterbrochenen Briefwechsel mit mir anknüpfte, bat mich so dringend und liebevoll um eine vorläufige Mitteilung dieses Romans, daß

ich es ihm nicht abschlagen konnte, obschon ich zweifle, daß er ihm gefallen wird.

„Ich kann es nicht sagen, welche Freude mich erfüllte, als ich aus den Zeitungen vernahm, daß Sie Gott gnädig durch alle Gefahren dieses Krieges hindurchgeführt und uns erhalten hat. Es giebt noch so vieles, großes und freudiges zu vollbringen; Gott hat uns ein Vaterland wiedergeschenkt, es ist nun an uns, dasselbe treu und rüstig zu behüten, und endlich eine Nation zu werden, die unter Wundern erwachsen und von großen Erinnerungen lebend, solcher Gnade des Herrn und der eigenen kräftigen Tiefe sich würdig beweise. Und dazu braucht es nun auch andere Kämpfer noch, als bloße Soldaten. Wäre auch ich imstande, zu dem großen Werke etwas Rechtes beizutragen! Meine Kraft ist gering und noch von vielen Schlacken und Eitelkeiten getrübt, aber die Demut, mit der ich meine Unzulänglichkeit erkenne, und der Wille, das beste zu erlangen, ist redlich und ewig."

Fouqué an Eichendorff am 26. November 1814:

„Meinen herzlichsten Gruß und Dank zuvörderst, lieber Waffenbruder, für das freundliche Vertrauen, mit welchem Sie mir Ihre Dichtung in die Hände legen. Schon das hat mich recht inniglich erquickt, umsomehr, da Sie mir durch Ihre Lieder sehr frühe lieb geworden sind. Wie lebhaft hätte ich gewünscht, daß Ihnen damals in Böhmen die Umstände vergönnt hätten, mit in unserer Schar zu fechten. Ich sah Sie recht mit schwerem Herzen von uns scheiden. Nachher vernahm ich wohl, daß es Ihnen gelungen sei, eine rühmliche Anstellung zu finden. Aber Veit und ich haben lange Zeit um Ihr Leben in großen Besorgnissen geschwebt, die sich nun gottlob auf eine so erfreuliche Art lösen.

„Ich hätte Ihnen das alles schon früher auf Ihren ehrenden Brief geschrieben, aber ich wollte Ihr Werk erst ganz und gründlich und ohne mich dabei zu treiben, durchlesen, wie man in freiem Behagen langsam und oftmals sich umschauend durch einen schönen Garten geht. Das habe ich denn nun zu meiner großen Lust gethan und darf Ihnen meinen freudigsten Glückwunsch entgegenrufen zu dem Blütenreiche, das Ihre Zitherklänge ans Licht gerufen. Leben, Tiefe, Kraft, Wahrheit und frommer Sinn offenbaren sich herrlich in den glühenden Bildern Ihrer

Phantasie. Es hat mich lange nicht ein neueres Werk so lebhaft ergötzt und so tief ergriffen zugleich. Auch über die Notwendigkeit gerade dieses Schlusses, ohne bestimmte Aussicht auf die seitdem erfolgte Weltbefreiung bin ich vollkommen einig mit Ihnen. Denn nur so steht die Erscheinung in sich vollendet und eigentümlich da: ein ernstes, erhaben mahnendes Denkmal der schuldgedrückten Vergangenheit. Nur genügen mir in dieser Hinsicht die zueignenden Stanzen nicht, und ich bitte Sie, ein Vorwort aufzusetzen, welches die mir in Ihrem Briefe geäußerte Ansicht und Gesinnung ausspreche. Ich hätte mich bei der Gewalt, die Ihr Zutrauen mir verliehen hat, nicht lange bedacht, als Herausgeber zu erscheinen und die mir nötig scheinende Rede selbst zu sprechen, aber erst vor kurzem gab ich ein Werk meines Freundes Chamisso heraus, und es müßte dem Publikum anmaßend erscheinen, wenn ich schon wieder als der Geleitsmann eines Dichters aufträte. — Schicken Sie mir also, wenn es Ihnen gemütlich ist, das gewünschte Vorwort recht bald sowie auch Ihre Erklärung, ob Sie sich auf dem Titelblatte statt Florens nicht lieber Joseph Baron von Eichendorff nennen wollen. Ich wünsche sehr das letztere. Der Mündigkeit und Kraft Ihrer Poesie scheint mir das pseudonyme Spiel nicht mehr zuzusagen. — Um mit vollständiger Ehrlichkeit zu verfahren, gestehe ich Ihnen noch, daß es mir anfangs oftmalen vorkam, als schaue die Sinnlichkeit allzudreist an manchen Stellen durch Ihre Blumengänge; ja ich wollte eine gewissenhafte Rücksprache darüber mit Ihnen nehmen, bevor ich das Werk einem Verleger anböte. Doch plötzlich trat es vor meinen Geist, daß bereits Dorothea censiert hat, und vor dieser frommen klaren Frau beug' ich mein Haupt mit fröhlicher Ergebung. Zudem ward es mir späterhin klar, wie hier nicht sowohl Lüsternheit, als vielmehr frische Keckheit obwalte, und mein letzter Zweifel schwand. — Nur einmal, und natürlich in ganz anderer Hinsicht, bin ich nicht Dorotheas Meinung. Mir scheint nämlich, als müsse allerdings Faber am Schlusse in das Land hinausreiten, wie Sie es früher gestellt hatten; ja, ich bekenne sogar, daß mir der Grund der Änderung und gewissermaßen die Änderung selbst durchaus unverständlich bleibt. Entscheiden Sie, lieber Baron, wie es damit gehalten werden soll. — Meine Frau, die Sie teilnehmend grüßt, drückt in eigenen Worten beiliegend ihre der meinen in der Hauptsache

gleiche Ansicht Ihres Werkes aus. — Im übrigen werde ich sogleich vorläufig mit einem Verleger in Unterhandlung treten und bitte Sie daher, mir ja recht bald alles Erbetene mitzuteilen. Noch eine Bitte. Senden Sie mir doch Beiträge für den nächsten Jahrgang meines Frauentaschenbuchs und verschaffen Sie mir deren auch von Ihrem Herrn Bruder. Die kleine Sammlung ist bestimmt, zu vereinen, was mich von deutschen Sängern am mehrsten anzieht, und da dürfen Sie beide nicht fehlen. Lied, Erzählung, Romanze, alles was nur dem Umfange nach nicht ganz über eine solche Unternehmung hinausgeht, ist von Ihnen zweien herzlich willkommen. Aber freilich heißt es auch hier: je eher, je lieber. — Gott segne Sie!"

Karoline v. Fouqué, geborene v. Briest, Fouqués geistvolle patriotische Gattin, auch als Schriftstellerin bekannt, hatte darunter die Worte geschrieben: „Ihr reiches, kräftiges und tüchtiges Buch faßt Herz und Seele. Man lebt fort beim Lesen sein eigenes Leben in dem Dasein lebendiger Wesen. Ich kann Ihnen meiner Ansicht und meinem Gefühle nach nichts Lieberes und Höheres sagen. Mir ekelt im ganzen so unaussprechlich vor den Machwerken dieser Zeit. In Ihnen finde ich Gesundheit, stille, Worte verachtende Andacht, Ehrfurcht vor der Gegenwart, kurz Reife und Kraft. Gehen Sie nur recht dreist und recht demütig Ihren Weg. Meine herzliche Teilnahme und Achtung begleitet Sie."

Unterm 25. Dezember 1814 erwiderte darauf Eichendorff: „Es giebt nichts Tröstlicheres, als den Beifall der wenigen zu erlangen, an die man beim Schreiben eigentlich immer nur gedacht hat, und deren Gunst weniger verwirrend der Eitelkeit schmeichelt, als vielmehr recht erquickt, stärkt und erweckt. Nehmen Sie beide daher meinen innigsten Dank für Ihre gütige erhebende Teilnahme und die herzliche Bitte, mich auch ferner Ihrer Leitung und Erweckung zu würdigen. Es thut mir sehr leid, daß sich mein Buch mit Ihrem Namen, als dem besten Vorwort, nicht schmücken darf, doch ehre ich Ihre Ansicht, die es verhindert. Tief gerührt hat mich Ihre Bemerkung, daß die Sinnlichkeit manchmal allzudreist aus verschiedenen Stellen meines Romans hervorblicke. Auch ich habe bisweilen bei späterer Durchlesung des Buches ganz dasselbe empfunden, aber niemals beim ersten Schreiben desselben, und so oft ich dann in diesen

Dingen etwas verändern wollte, kam es mir jedesmal vor, als führe ich mit einem Tuche verwischend über die frischen Farben eines Gemäldes, und ich ließ wieder alles wie es war. Es freut mich daher außerordentlich, daß auch Sie, Herr Baron, sich zuletzt mit dieser meiner Ansicht aussöhnen. Sie erhalten beiliegend auch das verlangte, durchaus notwendig gewordene Vorwort, wodurch denn nun die Zueignung in Stanzen ganz wegfiele. Auch ich bin vollkommen Ihrer Ansicht, daß Faber in das Land hinausreiten und daher das Ausgestrichene an dieser Stelle des Manuskripts stehen bleiben müsse. Was endlich die Vorsetzung meines wirklichen völligen Namens vor das Buch betrifft, so wüßte ich keinen besondern Grund, den Namen Florens beizubehalten, und folge auch hierin wie in allem andern gern Ihrem liebevollen Rate und Ihrer bessern Einsicht."

Fouqué nannte sich später dennoch auf dem Titelblatte des Romans als Herausgeber, indem er zugleich das von Eichendorff verfaßte Vorwort mit den nötigen Abänderungen und Zusätzen zu dem seinigen machte. Es heißt darin: „Der Verfasser hatte diesen Roman vollendet, ehe noch die Franzosen im letzten Kriege Rußland betraten. Eine notwendig fortlaufende Berührung des Buches mit den öffentlichen Begebenheiten verhinderte damals den Druck desselben. Später faßte die gewaltige Zeit den Dichter selbst, er focht in den Reihen der Vaterlandsretter rühmlich mit, und alle seine Muße, Gedanken und Kräfte wandten sich auf den gemeinschaftlichen Zweck. Nachher meinte er, es sei der Zeitpunkt einer allgemeinen Teilnahme für diesen Roman vielleicht inzwischen verstrichen. Ich war und bin nicht dieser Meinung, auch schien es mir nicht wohlgethan, die Fäden dieser Geschichte in die neuesten Ereignisse hinüberzuspinnen, oder auch prophetische Aussichten auf die erfolgte Weltbefreiung mit Absichtlichkeit darin aufzustellen. Die Ganzheit der so echtlebendigen und wahrhaften Dichtung hätte darunter gelitten, sie wäre nicht geblieben was sie ist, ein getreues Bild jener gewitterschwülen Zeit der Erwartung, der Sehnsucht und Verwirrung. Der Verfasser ging in meine Ansichten ein und giebt den Roman daher wörtlich und ohne die geringste Änderung so, wie er ihn damals aufgeschrieben hatte. In seinen Mitteilungen hierüber finden sich unter andern folgende denkwürdige Worte: „„Es lieben edle Gemüter, sich mitten aus der Freude nach den überstandenen Drangsalen zurück-

zuwenden, nicht, um hochmütig über sich selbst zu erstaunen, wie sie seitdem so Großes vollbracht, sondern um sich noch einmal mit jenem heiligen Zürnen, mit jenem gerüsteten Ernste der Bedrängnis zu erfüllen, der uns im Glücke ebenso not thut als im Unglück. Diesen weihe ich das Buch als ein Denkmal der schuldgedrückten Vergangenheit. — Alle Kräfte, die in uns aufgewacht, schlummerten oder träumten schon damals. Aber Rost frißt das Eisen. Die Sehnsucht hätte sich langsam selbst verzehrt und die Weisheit nichts ausgesonnen, hätte sich der Herr nicht endlich erbarmt und in dem Brande von Moskau die Morgenröte eines großen herrlichen Tages der Erlösung angezündet. Und so laßt uns Gott preisen, jeder nach seiner Art! Ihm gebührt die Ehre! uns ziemt Demut, Wachsamkeit und frommer treuer Fleiß." " „Diesen Kernworten, wie aus dem Innersten und Besten meiner Seele gesprochen, weiß ich nichts hinzuzufügen, als den herzlichsten Wunsch: möchten sie und das ganze jugendlich frische Dichterwerk unseren teueren Landsleuten nach Verdienst lieb werden und bekannt."

Mit diesem Vorwort versehen erschien der Roman im Jahre 1815 bei Fouqués Verleger, Joh. Leonh. Schrag, in Nürnberg. „Den Faden der Geschichte bilden die Erfahrungen eines jungen Grafen. Treu im Hoffen, im Lieben und im Dienste seines Vaterlandes, sieht er die Bilder seiner Hoffnung untergehen in der Verwirrung der Zeit, das Glück seiner Liebe versinken im Leichtsinn der Gesellschaft, das Vaterland fallen, dem er seine Kräfte und Güter geopfert. Nach manchem fröhlichen Jugendfest, manchem edlen Genuß der Freundschaft und Begeisterung, nach vergeblichen Arbeiten, täuschenden Verbindungen und blutigen Kämpfen lösen in rascher Folge die einzelnen Rätsel seines Weges und das innere Rätsel seiner Erfahrung ihm sich auf; reif zum Frieden wählt er den geistlichen Stand. Die Erzählung ist bündig, in breiten einfachen Strichen, romanzenartigen Bildern. Der Inhalt, gleich dem jedes wahren Epos, ist der Widerspruch und die Einheit der göttlichen und menschlichen Welt, der Poesie und der Wirklichkeit. Nach diesem Thema sind die Hauptgestalten gesetzt, ihrem Charakter und Schicksale nach ebensoviele Brechungen dieses ursprünglichen Gegensatzes, der die einen hebt und wendet, die anderen verzehrt und zerreißt, und in skizzierten Nebenfiguren sich weiter abschattet.

Sie alle trägt und umgiebt stets gegenwärtig eine unschuldig blühende Natur als vollkommene Wirklichkeit, ein gerechtes Schicksal als himmlische Vollkommenheit. Die Züge sind nicht künstlich verschlungen, aber sinnvoll zusammengehalten. Die Ausführung ist oft von der reinsten Blüte, bisweilen härter, die Form überhaupt mehr lyrisch als episch, nicht nur durch viele sehr schöne Lieder, sondern durch den Ton des Ganzen; denn die Anschauung ist immer schon erfüllt, der Mittelpunkt immer der Oberfläche nahe. Während daher im einzelnen Mitteltöne fehlen, ist die Harmonie des Ganzen großartig und echte Begeisterung. Die religiöse Poesie hat solche Art. Sie erblickt alles schon in der Bedeutung der Einheit, das Widersprechende verzehrt sich rasch an ihr, das Wahre fließt ungehemmt in dasselbe Licht. Die Lokalfarben sind aus der wirklichen Zeit der Dichtung, die Gewitterschimmer jener Verwirrung in der Bildung des Geschlechts, wie sie damals unter den Streichen der Not scharf sichtbar wurde, und darüber die hohen Bilder guter alter Zeit, in den Herzen aussehend wie Hoffnung, in der Gegenwart ohne Fußpunkt. Den Mythus dieser Tage erzählt unvergleichlich die Romanze im zweiten Buch von dem wunderlichen Alten und der schönen Prinzessin."

Der Roman hatte bei seinem Erscheinen die allgemeinere Beachtung nicht gefunden, auf welche er Anspruch machen konnte, der Moment der Veröffentlichung während der Kriegsjahre war nicht günstig, und später fehlte der verwandelten Zeit bereits die Stimmung zum rechten Verständnis desselben.

Am 1. Mai 1815 war Napoleon aus Elba entflohen bei Cannes gelandet, das Heer unter Ney zu ihm übergegangen und ganz Frankreich im raschen Siegeszuge ihm wieder zugefallen. Alle Erfolge des eben geendeten großen Freiheitskampfes, der Europa verjüngt, schienen noch einmal in Frage gestellt, ein neuer Feldzug gegen den unermüdlichen Usurpator war notwendig geworden. Eichendorff hielt es für seine Pflicht, auch in diesem aller Wahrscheinlichkeit nach letzten und heftigsten Entscheidungskampfe nicht zurückzubleiben, und griff von neuem zum Schwerte. Seine Gattin der Fürsorge befreundeter Familien übergebend, verließ er Ende April 1815 Berlin und eilte nach den Maasgegenden, wo die preußische Armee unter Blüchers Befehl in vier Heerhaufen verteilt die niederländische Grenze gegen Frank-

reich besetzt hielt. Am 4. Mai kam er zu Lüttich im Hauptquartier Blüchers an, um dort seine weitere Bestimmung abzuwarten. Es hatte hier soeben der blutige Aufstand der unter Blüchers Kommando stehenden sächsischen Regimenter stattgefunden, die Spuren dieses Ereignisses waren in der Stadt noch überall sichtbar. In Lüttich kam Eichendorff mit Gneisenau, dem Chef des Generalstabes, vielfach in persönliche Berührung, der den jungen Offizier außerordentlich liebgewann und in dessen Umgebung sich letzterer fast beständig befand. Auch seinen Freund, Dr. Benny Mendelsohn, den Sohn des Berliner Bankiers und nachmaligen Professor zu Bonn, bekannt durch sein geistreiches Werk über „das germanische Europa" (1836), sah Eichendorff hier wieder und verlebte mit ihm einige bewegte und erwartungsvolle Tage. Da in den neuerworbenen Provinzen am Rhein möglichst schnell die Landwehr formiert werden sollte, so erhielt Eichendorff mit einer Anzahl anderer Offiziere die Weisung, sich zu diesem Zweck nach dem untern Rhein zu begeben. Am 11. Mai, wo Blücher sein Hauptquartier nach Hannut und Namür verlegte, verließ auch Eichendorff Lüttich und ging zunächst nach Aachen, der altberühmten, nun wieder deutschen Kaiserstadt, wohnte am 15. daselbst der patriotischen Feier des Huldigungsfestes bei, traf dort nach langer Trennung unerwartet mit Görres zusammen, welcher im Jahre 1814 durch den Gouverneur des Mittelrheins zum Direktor des öffentlichen Unterrichts in den linksrheinischen Landen ernannt worden war, und seit jener Zeit auch den gewaltigen „Rheinischen Merkur" herausgab, ein Blatt, welches durch die Kraft seiner Gesinnung und Sprache damals einen in der That beispiellosen Einfluß ausübte. In Aachen erhielt Eichendorff die weitere Ordre, bei dem eben in der Bildung begriffenen zweiten rheinischen Landwehrregimente als Compagnieführer einzutreten, und, sobald das Regiment kriegsbereit, mit demselben zur Hauptarmee abzugehn. Die Ausrüstung wurde mit großem Eifer betrieben, nahm aber noch mehre Wochen in Anspruch, während welcher sich Eichendorff aus Anlaß seines Dienstes abwechselnd in Jülich, Düsseldorf, Neuß, Crefeld und anderen Orten des Niederrheins aufhielt. Mitte Juni trat das Regiment seinen Marsch an, hatte aber, so sehr es auch eilte, den Verdruß, erst am Tage nach der Entscheidungsschlacht von Belle-Alliance die Hauptarmee zu

erreichen. Unterwegs noch in kleinere Gefechte und Scharmützel verwickelt, rückte das Regiment mit den übrigen Truppenmassen in Frankreich ein, stand, die flüchtigen Reste des Feindes vor sich hertreibend, am 30. Juni endlich vor Paris und feierte am 7. Juli 1815 den zweiten siegreichen Einzug in Frankreichs Hauptstadt, nachdem Marschall Davoust dieselbe durch Kapitulation geräumt. Auf dem Pont-Neuf hielt das Regiment mehre Tage und Nächte seine lustigen Bivouaks. Dem patriotischen Stolze war diesmal etwas mehr Rechnung getragen, als bei der ersten Einnahme von Paris. Die Sieger traten diesmal auch wirklich als solche und als die Herren des Landes auf. Frankreich empfand die drückende eiserne Last des Krieges jetzt auch im eigenen Gebiete, alle Provinzen desselben wurden von den verbündeten Truppen besetzt, sämtliche Hauptfestungen ihnen eingeräumt, die geraubten Kunstschätze ohne Ausnahme zurückgenommen, und 700 Millionen Francs als Kriegssteuer auferlegt. Am Geburtstage Friedrich Wilhelms III. sah das gedemütigte Paris über dem hellerleuchteten Hotel des preußischen Monarchen die stolze Inschrift: Parcere subjectis et debellare superbos. Aber die Hoffnung, daß wenigstens Elsaß und Lothringen, einst so schnöde entrissen, dem deutschen Vaterlande wieder vereinigt werde, erfüllte sich leider auch diesmal noch nicht. Das siegreiche Deutschland, welches seit 1792 die schwersten Einbußen erlitten, ging aus dem Siege kleiner hervor, als es selbst in jenem Jahre noch gewesen.

Bald nach der Einnahme von Paris war Eichendorff wiederum auf einige Zeit im Hauptquartier des Feldmarschalls Blücher dem General Gneisenau als dienstthuender Offizier beigegeben worden. Gneisenau, der sich lebhaft für ihn interessirte, teilte ihm auch zuerst die Nachricht mit, daß sein Roman inzwischen erschienen. Das militärische Leben, anfangs noch reich und bewegt, endete aber auch hier gar bald wieder in dem leidigen Besatzungsdienst. Im August 1815 zu seinem Regiment zurückgekehrt, garnisonierte Eichendorff fortan mit demselben zu Compiegne, Noyon und Ham in der Picardie, „gänzlich verschlagen (wie er an Fouqué schrieb) von allen Freunden und litterarischen Nachrichten aus dem Vaterlande, aber durch das Gefühl solcher Entbehrung und Aufopferung nur desto inniger mit ihm verbunden."

Im Januar 1816 verließ Eichendorff mit seinem Truppenteile endlich Frankreich und begab sich, seine Compagnie nach Crefeld führend, von da unmittelbar nach Oberschlesien, wohin seine Gattin mit dem inzwischen geborenen Sohne ihm vorausgegangen war. In ländlicher Ruhe verweilte er hier einige Zeit, sich des wiedergewonnenen häuslichen Glückes mit rechter Lust erfreuend und mit Plänen für die Zukunft beschäftigt. Die Stimmung, welche ihn damals beseelte, spricht sich am schönsten aus in dem patriotischen Gedicht „An die Freunde. 1815" sowie in einem Briefe vom 29. Januar 1816, wo es unter anderm heißt: „An Ruhe ist jedenfalls nicht zu denken. Denn es giebt meines Bedünkens keine reichere, entscheidendere, aber auch gefährlichere Zeit, als wenn ein tüchtiges Volk im Bewußtsein und Gefühl seiner Kraft plötzlich stillsteht und sich besinnt. Wir wollen also lieber recht wach bleiben, denn wir dürfen durch Fahrlässigkeit oder Übermut nimmermehr das verspielen, was wir mit Gottes wunderbarem Beistand erobert und mit soviel teuerm Blute besiegelt haben." — Während jenes Aufenthaltes in der Heimat hatte der Dichter mit vieler Sorgfalt ein militärisches Tagebuch ausgearbeitet, welches die allgemeinen kriegerischen Ereignisse sowie die persönlichen Schicksale des Verfassers in dem großen Freiheitskampfe höchst lebendig darstellte. Es ist leider nicht mehr vorhanden; in dem einzigen Manuskripte, das Eichendorff davon besaß, vielfach an Freunde verliehen, scheint es bei einem derselben verloren gegangen zu sein.

An Veit schrieb er damals in seiner einfachliebenswürdigen Weise auf der Heimreise von Berlin aus: „Mein lieber guter Philipp, ich begrüße Sie aus Grund meiner Seele. Es hat mich recht gefreut zu hören, daß Sie in Rom und zufrieden sind. Ich kann noch immer nicht recht zu Frieden kommen und möchte Sie daher beneiden, wenn ich Ihnen nicht alles Gute ebenso gönnte als mir selbst. Daß ich unterdes geheiratet habe (die aus Pogrzebin), werden Sie wohl schon wissen. Demungeachtet habe ich noch einmal einen Anfall von Patriotismus erlitten, habe mit der rheinischen Landwehr den letzten Feldzug wieder mitgemacht, d. h. fürchterlich exerziert, zu Compiegne, Noyon und Ham in der Picardie tüchtig gegessen und getrunken, und nun wieder unbestimmten Urlaub genommen und zwar so unbestimmt, daß ich vor der Hand noch nicht recht weiß, ob ich

noch einmal auf eine Anstellung Sturm laufen oder mich für immer in die frischen Wälder von Oberschlesien flüchten werde. Auf jeden Fall reise ich fürs erste jetzt nach Hause. Da werde ich Zeit genug haben, Ihrer zu gedenken und unseres Wilhelms und aller der alten guten Zeit unseres Beisammenlebens, die immer frisch in mir ist. Mein Roman ist auch endlich erschienen mit einem Vorwort von Fouqué, das mich sehr gefreut hat. Der Engel Michael von Ihrem Bruder hat mich tief ergriffen, ich stehe alle Tage lange Zeit davor und vergesse dieses Gesicht nie wieder. Und nun leben Sie recht wohl, Gott segne und fördere Ihre Arbeit, und vergessen Sie in dem prächtigen Italien nicht Ihren treuen Jos. v. E."

Es war allerdings kurze Zeit wieder in Frage gewesen, ob Eichendorff sich nunmehr gänzlich dem Landleben widmen solle. Er konnte sich indes nicht dazu entschließen, nur seinen Privatinteressen lebend ein unthätiger Zuschauer der vaterländischen Entwickelung zu bleiben, und so wählte er schließlich den Staatsdienst. In Österreich sich von neuem um eine Anstellung zu bewerben, hatte er unter den jetzt so ganz veränderten Umständen aufgegeben, mit der Wiedergeburt Preußens schien ihm hier ein ebenso günstiges und näherliegendes Feld seiner Thätigkeit eröffnet, und schon im Dezember 1816 trat er bei der königlichen Regierung zu Breslau als Referendar ein. Die Zeit seines Breslauer Aufenthalts war für ihn eine durchaus angenehme, in sich gesammelte und beruhigte. Im Mittelpunkt der heimatlichen Provinz, an deren Verwaltung er sich mit Interesse und regem Eifer beteiligte, allgemein geachtet und auch als Dichter bereits rühmlich bekannt, jung und hoffnungsreich, verlebte er hier in geräuschloser Zurückgezogenheit die drei nächsten Jahre. „Was ich durch meine Anstellung," schrieb er damals, „an Zeit verliere, habe ich doppelt an Ruhe und entschlossenerem Zusammendrängen meiner Kräfte gewonnen. Und so kann mit Gottes Hilfe noch alles gut werden." Treu stand ihm die Gattin zur Seite, auf alle Weise bemüht, des geliebten Mannes Tage zu verschönen und in echt weiblichem Walten mild und verständig die Pflichten der Mutter und Hausfrau zu üben. In einem Briefe an den Bruder sagt er über sein damaliges glückliches Familienleben: „Du darfst meine Frau nicht mehr nach Erinnerungen aus alter Zeit beurteilen. Ihr Hineinleben in mich — sie schreibt z. B.

ohne daß ich daran gedacht, eine Handschrift, die schon oft mit der meinigen verwechselt wurde — ein langer großer Kummer und das gewaltsame Herausreißen aus dem heimatlichen Boden haben ihre frühere sinnlich reizende, mutwillig spielende Lebhaftigkeit in die Tiefe versenkt und in eine unendlich milde, stille lebenskräftige Güte verwandelt, welche ihr unter den anspruchsvollsten Menschen, in den Familien † † † in Berlin, wo sie so lange einsam stand, eine aufrichtige Bewunderung und Liebe verschafft, wie ich bei meiner Rückkehr aus Frankreich mit vieler Freude bemerkte. Sonst ist sie jetzt blühender als je. Du kannst Dir wohl denken, daß ich sie gegen den sinnlosen, sich selbst nicht verstehenden Applaus oder gegen ein hoffärtig glänzendes Leben der Eitelkeit um Gottes willen nicht austauschen möchte. Sie grüßt Dich herzlich. Betrachte sie hinfort als eins mit mir, denn sie ist es in aller Hinsicht." In ähnlicher Weise gedenkt er jener Tage in dem schönen Gedicht „An Luise" überschrieben. Das häusliche Glück sah sich gemehrt, als dem Dichter in Breslau noch eine Tochter und ein zweiter Sohn geboren wurden.

Zu dem Kreise seiner nähern Bekannten gehörten unter anderen damals Friedrich v. Raumer und Karl v. Holtei. Der erstere bekleidete eine Professur an der Breslauer Universität und war soeben von einer längern wissenschaftlichen Reise zurückgekehrt, als Eichendorff seine persönliche Bekanntschaft machte. Die geistvolle lebendige Art seiner Unterhaltung, reiches gründliches Wissen, seine ungewöhnliche Vertrautheit mit den Erzeugnissen der gesamten poetischen Litteratur, seine Freundschaft mit Tieck und seine Hinneigung zur romantischen Schule, von welcher noch seine berühmte Geschichte der Hohenstaufen zeugt, boten Berührungspunkte, die bald zu einem gegenseitigen engern Anschluß führten. Als beide in späteren Jahren in Berlin wieder zusammentrafen, wurde der in Breslau begonnene persönliche Verkehr warm fortgesetzt, und die Geschichte der Hohenstaufen war es offenbar, welche Eichendorff den ersten Gedanken zu seinem Trauerspiele Ezelin von Romano eingegeben. Der talentvolle Holtei, Eichendorffs Landsmann, war im Jahre 1819 nach Breslau gekommen, um sich dort der Bühne zu widmen. Der Versuch war mißlungen und Holtei dadurch in eine höchst trübe Stimmung versetzt, mit der er noch kämpfte, als ihm Eichen-

dorffs Bekanntschaft zu Teil ward. Seine erste Begegnung mit Eichendorff erzählt er uns selbst in seinen „vierzig Jahren“ mit folgenden Worten: „Zu dieser Zeit, am letzten Tage des Jahres 1819, empfing ich eine Einladung, den Abend bei H. zuzubringen. Anfänglich fühlte ich mich trotz aller Freundlichkeit des Wirtes sehr verlassen und zog mich in ein leeres Gemach, wo ich in einen Winkel gerückt bitterlich weinte. Da trat ein Mann zu mir, älter als ich, aber auch noch jung, sprach mich freundlich an und sprach manch tröstend Wort. Seine Sprache klang weich und sanft. Ich fühlte mich lebhaft zu ihm hingezogen. Wir unterhielten uns sehr lange, während in den anderen Räumen gesellige Spiele lärmten. Als wir zur Gesellschaft zurückkehrten, bat ich um meines neuen Freundes Namen. Es war Joseph v. Eichendorff.“ Und er ist dem unruhigen wackern Landsmann seitdem in allen seinen wechselnden Lebensschicksalen immer derselbe wohlwollende Freund geblieben.

Nach mehrjähriger Unterbrechung begann Eichendorff jetzt auch wieder die Komposition einer größern Dichtung. Es war dies die 1817 niedergeschriebene, in Foqués Frauentaschenbuch für 1819 zuerst veröffentlichte Novelle „das Marmorbild“. „Eine Novelle oder Märchen“ — wie er an Fouqué schrieb — „zu dem irgend eine Anekdote aus einem alten Buche, ich glaube es waren Happelii curiositates, die entfernte Veranlassung, aber weiter auch nichts, gegeben hat. Da mir nunmehr die Gegenwart in tausend verdrießlichen und eigentlich für alle Welt unersprießlichen Geschäften in eine fast lächerliche Nähe gerückt ist, gleich wie man ein großes Freskogemälde nur aus einiger Entfernung betrachten muß, wenn man nicht vor den einzelnen groben Strichen erschrecken soll, so habe ich im vorliegenden Märchen versucht, mich in die Vergangenheit und in einen fremden Himmelsstrich zu flüchten, und betrachte dasselbe als einen Spaziergang in amtsfreien Stunden ins Freie hinaus. Ob ich dabei den Weg ins Freie und in die alte poetische Heimat gefunden habe, ob sie nicht vielmehr Aktenstaub statt Blütenstaub angesetzt hat und ob demnach die ganze Novelle, so wie sie ist, der Aufnahme in Ihr schönes Frauentaschenbuch gewürdigt werden darf, überlasse ich Ihrem und Ihrer Frau Gemahlin bewährtem Urteil, dem ich gern und unbedingt vertraue.“

Das mit allem Zauber der Poesie ausgestattete, sorgfältig

und sauber ausgeführte Phantasiestück behandelt in neuer geistreicher Weise die alte Sage vom Venusberge, den Kampf der heidnischen Mächte in der Brust des Menschen mit der siegreichen christlichen Ordnung. Mild und schonend streift der Dichter an dem großen geheimnisvollen Thema vorüber, er scheint oft im Begriff, seine fürchterlichen Abgründe aufzudecken, aber schnell wendet er unsern Blick davon ab nach dem Zeichen der himmlischen Versöhnung, und wir treten wie aus schweren bösen Träumen erwacht wieder hinaus in die helle blühende Landschaft, wo Frühling und Liebe arglos spielen und wo seine eigene reingestimmte Dichternatur zu Hause ist. Der Schauplatz der Erzählung ist nach Italien verlegt, dem Grabe der alten Götter und der Wiege des Christentums, wo die schönen Götterbilder zuweilen noch in lauer Mondnacht ihrer Gruft entsteigend der Menschen Sinn zu berücken suchen. Die Erzählung schreitet rasch und lebendig vor, Gedanken und Melodie des Ganzen konzentrieren sich zum Schluß noch einmal in dem wundervollen Liede über Italien, mit welchem das liebliche Märchen voll und warm ausklingt. — Die Novelle läßt erkennen, wie leicht ein unschuldiges Gemüt die Fülle seines Busens unbewußt von Blendbildern sich entwenden läßt, die es um sein wirkliches Leben betrügen wollen. Sie lehrt aber auch die Formel, die den Zauber löst, die einzig wahre, unwiderstehliche. Und sie krönt die Anmut ihrer Bilder durch Versöhnung mit dem wirklichen Leben im Lichte wahrer und unvergänglicher Ideale.

Das Frauentaschenbuch enthielt außer jenem Novellenmärchen in den Jahrgängen 1816—1819 noch eine beträchtliche Anzahl lyrischer Erzeugnisse unseres Dichters.

Im Jahre 1818 erfuhr Eichendorff den Schmerz, seinen Vater zu verlieren, der im 60. Lebensjahre unerwartet an einer Lungenlähmung starb. Dem Andenken an den geliebten tiefbetrauerten Vater begegnen wir noch oft in den Liedern des Dichters. Dieser Todesfall sollte für die Familie aber auch noch andere sehr empfindliche Folgen haben. Die französischen Kriege mit ihren langjährigen schweren Lasten und Mangel an Aufsicht hatten das Vermögen des Verstorbenen zerrüttet und die Güter mit Schulden beladen, so daß eine Katastrophe in den Vermögensverhältnissen immer unvermeidlicher geworden war und auch durch die energischesten Anstrengungen nicht länger

aufgehalten werden konnte. Bald nach dem Tode des Vaters mußten sämtliche in Schlesien belegene Güter zur Befriedigung der Gläubiger veräußert werden und nur Lubowitz ward der Mutter noch als Witwensitz bis zu deren Absterben im Jahre 1822 erhalten, wo es ebenfalls in fremde Hände überging. Seitdem sah sich die Familie ausschließlich auf ihre Besitzungen in Österreich beschränkt, sie bildeten zwar noch immer eine angenehme Beigabe, aber von dem frühern Glanze konnte natürlich keine Rede mehr sein. Das schöne Lubowitz, der Schauplatz seiner liebsten Jugenderinnerungen, in dessen heimatliche Berge er aus dem Lärm der Welt immer wieder mit neuer Lust zurückgekehrt war, hat Eichendorff seit dem Tode der Mutter stets vermieden wiederzusehn.

Im Jahre 1819 bestand Eichendorff vor der Oberexaminationskommission zu Berlin mit Auszeichnung die große Staatsprüfung, namentlich hatten ihm seine schriftlichen Ausarbeitungen Anerkennung und einflußreiche Gönner erworben; zum Assessor ernannt blieb er seinem Wunsche gemäß noch auf ein Jahr der Regierung zu Breslau zugeteilt.

Seinen Bruder Wilhelm hatte der Dichter seit der Trennung im Jahre 1813 nicht wiedergesehen, im Frühjahr 1820 verabredeten die Brüder daher eine Zusammenkunft in Wien.

Wilhelm v. Eichendorff war bereits 1813 in den österreichischen Staatsdienst getreten, bald darauf in Gemeinschaft mit Adam Müller der Landeskommission beigegeben worden, welche unter v. Roschmanns Leitung Tirol im Namen des Kaisers Franz bis zur definitiven Besitznahme verwaltete. In dieser interessanten und angenehmen Stellung hatte er sich abwechselnd in Innsbruck, Lienz, Roveredo und Trient aufgehalten, und von dort aus auch mit Depeschen an Kaiser Franz betraut auf Kurierreisen mehrfach die Schweiz und Frankreich besucht. Bei dieser Gelegenheit war ihm die Freude zu Teil geworden, dem Kaiser einen Strauß Alpenblumen und ein Körbchen mit Früchten überreichen zu dürfen, welche tiroler Landleute ihm für den geliebten Fürsten mitgegeben, und die dieser mit unverkennbarer Rührung entgegengenommen, sich lange über das treue Tirol unterhaltend. Die begeisterte Anhänglichkeit des Volkes war unter den damaligen Verhältnissen nach und nach eine so sehnsüchtige und fast fieberhaft erregte geworden, daß schon der bloße

Anblick der österreichischen Farben in der Schärpe des Kuriers auf allen Stationen eine Menge Leute versammelte, die jene langvermißten Farben jubelnd und mit Thränen in den Augen begrüßten. Bei der Reorganisation des Landes war Wilhelm v. Eichendorff schließlich zum Kreishauptmann in Trient ernannt worden, wo er, mit einer Tirolerin vermählt, geachtet und geliebt bis zu den Stürmen des Jahres 1848 segensreich gewirkt hat. Der Poesie war er indes dort allmählich ganz untreu geworden. Philipp Veit, der ihn 1816 auf einer Reise nach Italien in Innsbruck aufgesucht, hatte in ihm zwar noch den alten Freund gefunden, und in den 1819 erschienenen „Ansichten von Italien" von Hermann Friedländer, Veits Begleiter, begegnen wir einer anziehenden Schilderung von dem poetisch angeregten Leben und Streben des jungen Mannes, und wie er inmitten der grandiosen Natur durch den hinreißenden Gesang seiner selbst gedichteten und komponierten Lieder die Freunde wahrhaft entzückte. Aber es war ihm nicht beschieden, sich den immergrünen Kranz des Dichters zu gewinnen. Von reichbegabter bedeutender Persönlichkeit, besaß er doch kein eigentlich schaffendes Talent; seine sprödere Natur nahm das himmlische Licht von oben zwar voll und empfänglich in sich auf, aber sie ward nicht von ihm durchglüht und vermochte nicht nach außen in lebendigen Farben es widerzustrahlen. Treffend schrieb ihm einmal Löben über seine Poesie: „Unendlich ergötzt, gefreut habe ich mich an dem Liederschatze und an Deinen vortrefflichen, oft ganz novellenartigen reizenden Schilderungen. Die Weitläufigkeiten und modernen Wendungen abgerechnet, die Du mir Wässerungen zu nennen erlauben magst, konnte ich die von Dir behandelten äußerst schönen Geschichten nicht schöner bearbeitet begehren. Du hast nichts als fortzuwandeln auf Deine Weise, folge ja jenem Triebe, Dir Deine Lieder für Deine Laute zu schaffen; das ist Stimme der Natur, und was sie mit Dir sagen will, das sagt sie auf diese Art, indem sie Dich treibt und drängt. Schreibe, spiele, singe, du dunkler Mensch, der eigentlich ohne tiefe Andacht dennoch seine Andacht hält, indem er seiner Sonderbarkeit fromm und zum Frommen nachlebt, und uns so der Lieder viele und eigentümliche zu geben vermag." — In Anspruch genommen durch die Sorgen eines sehr verantwortlichen Amtes, in beständigem Verkehr mit einer schon überwiegend italienischen Bevölkerung, durch langjährige

Trennung dem geistigen und litterarischen Leben Deutschlands immer mehr entfremdet, hätte solchen Einflüssen selbst ein ausgebildeterer Beruf auf die Dauer kaum widerstehen können. Wilhelm v. Eichendorff vermochte es um so weniger, als sein ringendes Talent durchaus der liebevollen Anregung bedurfte. Fouqué hatte ihn in einem schönen Gedicht vergeblich daran erinnert, der „Liedesscheu“ zu entsagen, und namentlich hatte es unser Dichter an unausgesetzten Bemühungen nicht fehlen lassen, aber die Macht der Verhältnisse war stärker, als selbst das liebende Wort des Bruders. Als Antwort auf einen der mahnenden Briefe des letztern hatte ihm Wilhelm 1819 von seiner Alpenwarte herab ein Gedicht übersendet, mit dem er fast schon ohne Hoffnung Abschied von der Dichtkunst nimmt. Es ist in der That das letzte, welches von seiner Hand noch vorhanden, wir lassen es daher, und weil es auch durch Form und Inhalt anspricht, hier folgen:

Bruder, an die alten Zeiten,
An die längstversunkne Welt,
Mahnt Dein Brief und schneidend gleiten
Seine Worte, ernst gestellt,
Tief mit der Erinnrung Schmerzen
Zu dem einsam stillen Herzen.
Fern und einsam hingestellt
Zwischen den beeisten Klippen,
Sehn' ich mich mit heißen Lippen
Nach dem Strom der alten Welt.
Wenig ist zurückgeblieben
Von des Sängers alten Trieben,
Von dem heimatlichen Port.
Nur noch ein'ge Liebeswunden
Aus den lauen Sommerstunden
Bluten sanft und heimlich fort.
Wenn auf den beschneiten Matten
Wie ein Geist die Wolkenschatten
Durch die Mondenhelle ziehn,
Bangt mir vor dem fremden Lande,
Lösen möcht' ich alle Bande,
Und zu Deinem Herzen fliehn.

Doch die kühnen Felsenzacken,
Wie im Sturm das zorn'ge Meer,
Beugen nicht den grauen Nacken,
Halten Wache um mich her.
Grüße unsres Kampfs Genossen;
Ihnen auf den Flügelrossen
Reich' ich meines Grams Gedicht!
Ob in diesem ew'gen Wehe
Ich verderbend untergehe,
Ob ich siegend auferstehe,
Gott, ich weiß es selber nicht!

Das Wiedersehen der Brüder war ein sehr frohes, schlugen doch trotz der schon vielfach auseinandergehenden Richtungen und Interessen ihre Herzen immer noch den gleichen Takt. Nebenbei wurden die alten Wiener Freunde aufgesucht, die den Dichter aufrichtig willkommen hießen, und vor seiner Abreise hatte dieser noch die Freude, die Komiker Raimund und Hasenhut auf den Wunsch der Breslauer für ein Gastspiel auf der dortigen Bühne zu gewinnen, obgleich namentlich Hasenhut sein süddeutsches Publikum nur ungern verließ.

5.

Danzig und Königsberg.

(1821—1831.)

Nach Breslau zurückgekehrt erhielt Eichendorff den Ruf, auf einige Zeit als Hilfsarbeiter bei dem Kultusministerium zu Berlin einzutreten, wohin er im Spätsommer 1820 mit seiner Familie abreiste. Das Breslauer Regierungspräsidium sprach ihm bei dieser Gelegenheit schriftlich die Anerkennung seiner ausgezeichneten Amtsführung und das Bedauern aus, ein in jedem Betracht so schätzbares Mitglied des Regierungskollegii zu verlieren. Schon im Dezember desselben Jahres empfing Eichendorff indes durch den damaligen Chef des Kultusministeriums, Freiherrn v. Altenstein, dessen Wohlwollen er im hohen Grade besaß, den weitern Auftrag, die Geschäfte eines katholischen Konsistorial- und Schulrates bei dem Oberpräsidium und Konsistorium der Provinz Westpreußen sowie bei den Regierungen zu Danzig und Marienwerder kommissarisch zu versehen. „Ich erwarte von Ihnen" — heißt es in dem bezüglichen Ministerialschreiben — „daß Sie bei Wahrnehmung so wichtiger Funktionen in einer Provinz, die des Lichtes der Erkenntnis und der Erwärmung für alles Gute teilweise noch sehr bedürftig ist, Sich eifrigst bestreben werden, die gerechten Ansprüche, die das Vaterland an Ihr Wirken macht, nicht unbefriedigt zu lassen, die Gesetze des Staates, die sich auf den Zweig Ihres Dienstes beziehen, fest ins Auge zu fassen, zugleich aber auch dahin zu streben, daß die Freiheit der Gewissen, die Verfassungen, Rechte und Güter der Kirchen, Schulen und Bildungsanstalten nicht verletzt, vielmehr nach Möglichkeit geschützt und erhalten, und dadurch wahre Menschenbildung, religiöser

Sinn, gute Zucht und Ordnung, Vaterlandsliebe und Verträglichkeit gehandhabt und befördert werden möge."

Im Januar 1821 begab sich Eichendorff nach Danzig, seinem neuen Bestimmungsorte. Das ihm zugeteilte Geschäftsdepartement trat er mit Freuden an, denn er fand einen Wirkungskreis, in welchem er unendlich viel und Segensreiches zu schaffen vermochte. Seinem Chef schrieb er in dieser Beziehung bald nach seiner Ankunft: „Ich eile nunmehr, Ew. rc. für das größte Glück, das Sie einem redlichen Manne schenken konnten, nämlich mich in eine Lage versetzt zu haben, wo ich mit Lust und Liebe wirken kann, nochmals meinen innigsten Dank abzustatten. Noch bin ich hier zwar wie ein Wanderer am frühesten Morgen. Ein Berg, eine Landschaft nach der andern steigen nur allmählich aus den Nebeln empor, und ich ahne nur erst die Umrisse des Ganzen, manchmal zu meiner großen Überraschung und Freude, oft aber auch mit tiefem Schmerz." Fern von allem bureaukratischen Schematismus, mit staatsmännischem Blick und Takt, umsichtig und wohlwollend, gewissenhaft die Pflichten gegen Staat und Kirche abwägend, wußte Eichendorff die ihm anvertraute Aufgabe in der glücklichsten Weise zu lösen. Sie hatte an Bedeutung noch dadurch gewonnen, daß gerade damals in Folge der päpstlichen Bulle de salute animarum die katholisch-kirchlichen Verhältnisse Preußens einer neuen durchgreifenden Reorganisation unterzogen werden mußten. Die Resultate seiner Wirksamkeit fanden denn auch seitens des Gouvernements die vollste Anerkennung, und bereits unterm 5. September 1821 war Eichendorff durch Patent des Königs zum Regierungsrat ernannt und in seinen Funktionen definitiv bestätigt worden.

Auf eine Denkschrift, welche der junge Rat dem Minister Altenstein vorgelegt, erwiderte ihm dieser unterm 10. November 1822: „Ew. rc. danke ich verbindlichst für Ihre mir nach meinem Wunsche über die Verbesserung des katholischen Kirchenwesens in Westpreußen mit so vieler Sachkenntnis und Offenheit gefälligst mitgeteilten Ansichten. Ich bitte Sie, versichert zu sein, daß ich die Ausführung Ihrer Vorschläge fest im Auge behalten werde. Sie werden mich verpflichten, wenn Sie für die Anregung dieser Gegenstände von Zeit zu Zeit gefälligst Sorge tragen wollen, worauf ich alsdann das weitere veranlassen werde. Mit Vergnügen benutze ich diese Gelegenheit, Ew. rc. die Versicherung

meiner herzlichen Hochachtung zu erneuern." Eichendorff fand in Altenstein in der That auch stets einen bereiten Förderer seiner vorgeschlagenen Reformen.

Bei seinen Arbeiten kam Eichendorff vielfach mit dem päpstlichen Kommissar, dem Bischof von Ermland, Prinzen Joseph von Hohenzollern zusammen, welcher sich meist in der unweit Danzig reizend belegenen Abtei Olivia aufhielt. Eichendorff lernte in ihm einen feingebildeten, geistvollen und wohlgesinnten Priester kennen, und es konnte nicht fehlen, daß der häufige amtliche Verkehr bald zu den angenehmsten freundschaftlichen Beziehungen führte, umsomehr, als auch der Bischof in dem Dichter und Beamten den treuen Sohn der Kirche wahrgenommen. „Wie Ihr edles frommes Herz," schrieb ihm Hohenzollern einst, „für Gottes Sache glüht, wie gern Sie an der Erweiterung des Reiches Jesu arbeiten und wie treu Sie an unserer heiligen katholischen Kirche hangen, ist mir ja sattsam bekannt, und so darf ich wohl hoffen, daß Sie auch bei dieser Gelegenheit der armen Glaubensbrüder unvergessen sein werden."

Einen neuen und unerwarteten Freund fand Eichendorff auch in dem Chef der Provinz, dem Oberpräsidenten und nachmaligen Staatsminister Heinrich Theodor v. Schön. Schön gehörte unstreitig zu den bedeutendsten und genialsten Staatsmännern, die Preußens jüngere Zeit aufzuweisen hat. Bereits 1809 Präsident der Regierung zu Gumbinnen, Freund und Genosse des um Preußen und Deutschland hochverdienten Freiherrn v. Stein, dessen „politisches Testament" er verfaßt, war er auch der eigentliche Schöpfer jener freisinnigen Gesetzgebung gewesen, die Preußen in den Tagen äußerster Not einen neuen ungeahnten Aufschwung gab. Die Städteordnung von 1808 sowie die Gesetze über den erleichterten Grundbesitz und den freien Gewerbebetrieb waren ausschließlich sein Werk. Ostpreuße von Geburt, hat er seine engere Heimat, die Provinz Preußen, der er mit ganzer Seele angehörte, fast nie verlassen und in derselben durch ein beinah halbhundertjähriges Wirken ein dankbares Andenken hinterlassen. Seine lebendige Teilnahme an der ständischen Entwickelung Preußens hat seinen Namen auch noch in späteren Jahren weit bekannt und wert gemacht. Ein Mann von großer Energie und Selbständigkeit, klarer Beherrschung der Gegenstände, von einem unabweisbaren Drang zum positiven Handeln, offen

und zugänglich für alles Hohe im Leben, aber schroff und unduldsam gegen jede Mittelmäßigkeit, war er zugleich eine durchaus idealistisch angelegte Natur. Dem Begriff des Staates ordnete er alles andere unter, in ihm erblickte er die höchste Aufgabe des Menschen. Durch den Gang seiner Bildung und eigene Geistesrichtung entschiedener Rationalist und religiös mindestens indifferent, hatte er den jungen Romantiker und Katholiken nur ungern in den neuen Geschäftskreis eintreten sehen, aber es bedurfte nicht langer Zeit, um das Vorurteil zu zerstreuen. Beide Geistesmänner erkannten sich bald, und es entspann sich zwischen Eichendorff und Schön seitdem das engste Freundschaftsverhältnis, das trotz mancher tiefgreifenden Meinungsverschiedenheiten nicht nur während eines zehnjährigen amtlichen Verkehrs ungetrübt fortdauerte, sondern auch darüber hinaus und nachdem beide längst den Staatsdienst verlassen, bis zum Tode Schöns im Jahre 1856 sich noch in einem ununterbrochenen Briefwechsel bethätigte. Es gab kaum eine wichtigere Frage des Tages, welche in jenen zahlreichen Briefen nicht eingehend besprochen worden wäre. In einer bald nach dem Tode beider Freunde erschienenen Lebensskizze Schöns heißt es mit Bezug auf dies Verhältnis: „Was immer im Vaterlande oder für dasselbe geschah, Schön verfolgte es mit dem ihm eigenen Eifer. Wenn ihm etwas begegnete, dann schrieb er es an seine Freunde Boyen, Krauseneck, Eichendorff, Flottwell, Brünneck . . . Noch leben viele, mit denen er durch jahrelangen Verkehr in Freundschaft verbunden war. Von den Verstorbenen sei nur einer genannt, Eichendorff. Beide waren Freunde ungeachtet der großen Kluft, die durch die religiöse Überzeugung zwischen ihnen gezogen war. Das Band dieser Freundschaft bildete die ideale poetische Anlage und die Vaterlandsliebe, die beide beseelte.“ In seinen späteren Jahren war es Schöns Lieblingswunsch gewesen, daß Eichendorff dereinst sein Biograph werden möge. Eichendorff war auch auf den Gedanken eingegangen und hatte von Schön bereits das reichhaltigste interessanteste Material erhalten, er gab die Ausführung aber wieder auf, weil er, wie er selbst an Schön im Jahre 1855 schrieb, eine solche Arbeit jüngeren Kräften überlassen zu müssen glaubte, und er hatte recht, da er den Freund nur ein Jahr überlebte.

Eine spezielle Angelegenheit, welche beide mit gleicher Wärme und Begeisterung erfaßt hatten, führte sie zuerst näher. Es war

dies die Wiederherstellung des Ordenshauses zu Marienburg. Das Schloß der deutschen Ordensritter zu Marienburg, jenes stolze Denkmal deutscher Kunst und Herrlichkeit im Mittelalter, für Preußen auch historisch wichtig, war im Laufe der letzten Jahrhunderte, weil man mit seiner müßigen Pracht nichts mehr anzufangen wußte, durch Einreißen, Verschüttungen, An- und Umbau, Einrichtung von Kasernen, Gefängnissen, Magazinen, Ställen, so gründlich verwirtschaftet worden, daß selbst das kundigste Auge kaum mehr eine Spur der einstigen Anlage, geschweige von der überwältigenden Schönheit des Ganzen zu entdecken vermochte. Max v. Schenkendorf war im Jahre 1803 diesem modernen Vandalismus zuerst scharfrügend entgegengetreten, eine königliche Ordre vom Jahre 1804 hatte auch die Erhaltung des Schlosses, „als eines so vorzüglichen Denkmales altdeutscher Baukunst,“ angeordnet; aber der Befehl kam schon zu spät, andererseits hatten auch die unglücklichen Zeitverhältnisse hindernd eingewirkt, bis endlich Schön im Jahre 1817 sich von neuem des verwahrlosten Baues energisch annahm. Als Eichendorff die Marienburg zum erstenmale sah, begann sich erst alles werdend zu gestalten, große und zahlreiche Schwierigkeiten jeder Art waren noch zu überwinden, nicht die kleinste davon war, daß selbst der ursprüngliche Bauplan erst mühsam aus alten Rechnungen und Archivalien hatte zusammengestellt werden müssen. Eichendorff, auf welchen der Prachtbau den tiefsten Eindruck gemacht, schloß sich im Verein mit Schön und anderen Gleichgesinnten den rastlosen Bemühungen für die Wiederherstellung desselben mit aller Liebe an, indem er zugleich den administrativen Teil der Geschäfte übernahm, und unterstützt durch die reichen Spenden, die namentlich aus der Provinz zuflossen, erstand der Bau unter Hartmanns und Gersdorfs technischer Leitung immer kühner und gewaltiger. Um den Eifer und die Opferwilligkeit zu steigern, war die glückliche Einrichtung getroffen worden, daß einzelne — Private, Korporationen, Städte — besondere Teile des Baues oder der innern Ausschmückung für alleinige Rechnung und Ehren herstellen durften; dem dadurch entstandenen patriotischen Wetteifer verdankt das Unternehmen einen großen Teil seines glänzenden Erfolges. Schon im Sommer 1823 war die Wiederherstellung so weit gefördert, daß der damalige Kronprinz von Preußen am 20. Juni in Meisters großem Remter zahlreiche Gäste zum

Festmahl um sich versammeln konnte. Eichendorff hatte zu diesem Tage den schönen Festgruß „der Liedsprecher“ gedichtet, welcher von Dr. Kniewel aus Danzig im Kostüm der alten Liedsprecher zur Laute vorgetragen wurde, und den der hochsinnige Prinz freudig bewegt mit herzlicher Rede und mit dem Trinkspruch erwiderte: „Alles Große und Würdige erstehe wie dieser Bau!“ In der Folge hat Eichendorff dem Weiterbau des Schlosses auch noch den ganzen Ertrag seines Dramas „der letzte Held von Marienburg“ zugewendet, eine nicht unbedeutende Gabe; ebenso 1844 im Auftrag des Königs Friedrich Wilhelm IV. eine wertvolle Geschichte des Wiederaufbaues geschrieben, die nachweist, mit welchen unglaublichen Mühen das Unternehmen zu kämpfen hatte und wie kühn und glücklich sie besiegt wurden. Die dankbare Schloßverwaltung hat dem Andenken Eichendorffs in einem der Remter ein Fenster gewidmet, das in leuchtenden Farben des Dichters Namen und Wappen trägt. Schön war bereits 1840 in Anerkennung seiner Verdienste um den Bau vom Könige zum Burggrafen von Marienburg ernannt worden. Heute schauet die Marienburg, in ihrem Hauptteil — dem sogenannten Mittelschlosse — nach dem ursprünglichen Plan vollständig hergestellt, wieder wie ehedem majestätisch in das Land hinaus, „die Perle aller mittelalterlichen Schloßbauten und das charakteristische Denkmal der edlen ernsten Ritterlichkeit des deutschen Ordens“. Und wiederum auch prangt in der äußern Nische am Chorschluß der Schloßkirche jenes berühmte kolossale Bild der heiligen Jungfrau, 26 Fuß hoch, in hohem Relief, auf Goldgrund in Glasmosaik farbig ausgelegt, ein kühnes Meisterwerk und einzig in dieser Art. Welchen seltenen, auswärts noch immer nicht nach Gebühr gekannten Schmuck die Provinz in diesem Prachtbau besitzt, darüber noch das Wort einer bewährten Fachautorität. Karl Schnaase in seiner Geschichte der bildenden Künste sagt von ihm unter anderem: „Es ist ein Werk würdigster Pracht und gediegenster Ausführung, schön und würdig, man möchte sagen von der Sohle bis zum Scheitel, von den Kellern und Vorratskammern bis zu den Zinnen. Das edelste Juwel in diesem Kranze architektonischer Zierden ist der berühmte Konventsremter, ein länglicher Saal von bedeutenden Verhältnissen, durch hohe spitzbogige Fenster beleuchtet, in welchem drei schlanke Granitsäulen mit Capitälen von edelster Bildung ein Palmgewölbe tragen, das an Leichtigkeit

und Eleganz alles übertrifft, was die gotische Baukunst aller Länder in ihren schönsten Werken geleistet hat. Von den zarten Pfeilern im kühnen Schwunge aufsteigend und beim Durchblick von verschiedenen Standpunkten die mannigfaltigsten Durchschneidungen gewährend, trägt dies Gewölbe den Charakter ritterlicher Gewandtheit und Eleganz und zugleich den der Strenge und Einfachheit, ohne jede Spur des Üppigen und Weichlichen."

Unter den nähern Freunden, mit denen Eichendorff in Danzig verkehrte, befand sich auch der bereits obengenannte Dr. Theodor Kniewel, Prediger an der evangelischen Hauptpfarrkirche daselbst, trotz des konfessionellen Antagonismus ein treuer Anhänger des Dichters. Litterarisch und musikalisch hochgebildet, hat er viele Lieder Eichendorffs ergreifend schön in Musik gesetzt.

Einen Mittelpunkt heiterer Geselligkeit bildete für unsern Dichter die neubegründete Danziger Liedertafel, an deren Zusammenkünften er sich gern beteiligte, wenn er auch als Sänger dabei nicht thätig war. Für sie dichtete er damals die bekannten Tafellieder: „Gleichwie Echo frohen Liedern", „Viel Essen macht viel breiter" und das Abschiedslied: „Horch, die Stunde hat geschlagen", von denen namentlich das zweite, von Sämann glücklich komponiert, ein Lieblingslied froher Sänger geworden ist.

Nicht ohne Besorgnis war Eichendorff dem nordischen Himmelsstriche zugezogen, um so angenehmer sah er sich überrascht, da er Land und Leute so ganz anders fand, als er erwartet hatte. Selbst die äußere Scenerie des Aufenthaltes ließ kaum etwas zu wünschen übrig. Danzig, die alte ehrwürdige Hansestadt, mit ihrem regen Seeverkehre, dem charakteristischen Gepräge ihrer Gassen und Plätze, die in monumentaler Schönheit mit den berühmtesten Städten wetteifern, vom nahen Meer und grünenden Hügeln umschlossen, ragt in der That wie eine Oase aus dem flüchtigen Dünensande empor, der sich dort seit Jahrtausenden auf der schrankenlosen Ebene abgelagert hat. Zu seinem Sommeraufenthalte hatte Eichendorff überdies ein nahe der Stadt belegenes Landhaus, Silberhammer, gewählt, das sich an einen Halbkreis anmutiger Berge lehnend nach der offenen Seite hin einen herrlichen Blick über Stadt, Land und Meer gewährte. In diesem glücklichen Asyle, wohin er nach beendigten Geschäften täglich aus der Stadt zurückkehrte, sind auch seine nächsten beiden Dichtungen größern Umfangs, das dramatische Märchen: „Krieg

den Philistern!" und die unvergleichliche Novelle: „Aus dem Leben eines Taugenichts" zur Ausführung gekommen.

„Krieg den Philistern!" dramatisches Märchen in fünf Abenteuern, dessen erste Anfänge noch in den Breslauer Aufenthalt fallen, war bereits 1822 vollendet, 1823 erschien es in den „Deutschen Blättern", 1824 bei F. Dümmler in Berlin. Das kecke Lustspiel stellt ähnlich wie Tiecks Zerbino die Narr- und Thorheiten jener Tage wahrhaft ergötzlich zur Schau, geißelt sie mit einer solchen Fülle von Witz und Laune, die wechselnden Scenen wirken durchweg mit so hochkomischer Gewalt, daß der Leser oft kaum zu Atem kommen würde, wenn nicht die meisterhafte Technik in Anordnung und Verschlingung der Scenen das nötige Korrektiv gäbe. Weder die Poetischen noch die Philister siegen am Ende, sondern diesen wie jenen wird der Garaus gemacht, und es bleiben zuletzt nur noch der Verfasser und sein Narr übrig, in welchem ersterer nun entsetzt seinen leibhaftigen Doppelgänger erkennt, der Narr aber entläßt das Publikum mit den Worten:

Nun denn! der Narr behält das letzte Wort,
's ist spät, ich denk, wir gehn jetzt alle fort.
Es war ja Spiel nur, und die hier gestorben,
Stehn alle wieder auf, ganz unverdorben,
Und treiben's nun zu Hause ruhig weiter,
In andern Kleidern nur und etwas breiter.
Ihr seid so gut wohl, thut dasselb' zu Haus,
So spielet fort das Stück und spielt nie aus.

Persönliche Satyre, die Eichendorff überhaupt fern lag, wird man in dem Scherze wenig finden, destomehr aber treffende Ironie, Angriffe auf Sachen und Zustände, alles in genialen frisch hingeworfenen Zügen, das Ganze zugleich poetisch durchhaucht bis in die kleinsten Teile.

Von einer ganz andern neuen Seite lernen wir den Dichter in der zweiten seiner Danziger Schöpfungen kennen, in der mit Recht so beliebt und berühmt gewordenen Novelle: „Aus dem Leben eines Taugenichts", die zuerst im „Gesellschafter", dann 1826 mit dem Marmorbilde und einem Anhange von Liedern und Romanzen (Berlin in der Vereinsbuchhandlung) erschien. Der sogenannte Taugenichts erzählt uns seine Lebensschicksale

selbst, so anmutig, so heiter und liebenswürdig, über das Ganze ist ein solcher Duft der Poesie verbreitet, alles im Büchlein so frisch und durchfrühlingt, daß kein Herz sich diesem Zauber zu verschließen vermag, und der Leser am Schluß der Erzählung wie aus dem seligsten Traum erwacht. In dieser Kunst der Magie, welche Bilder von der größten Zartheit doch so klar und deutlich unserm Auge vorüberführt, und die ihre reizenden Gestalten nur dadurch für den Beschauer so wirklich machen kann, daß sie ihn selbst noch träumerischer macht, als die Träume, die sie bildet, steht die Novelle einzig da. Wie Eichendorff es liebt, Geist und Tendenz seiner Romane in einem gelegentlich eingeflochtenen kernigen Liede unmittelbar selbst auszusprechen, so auch hier. „Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt“ ist Legitimation und Schicksal unseres Taugenichts, in diesem Liede konzentriert sich die Stimmung des Ganzen. Es ist eine poetische Verherrlichung des frischen Reise- und Wanderlebens, und ungemein ansprechend zugleich die Idee darin durchgeführt, wie sich Welt und Leben in dem Dasein eines poetisch angelegten, harmlos glücklichen Burschen widerspiegeln.

Auch das tiefempfundene Lied: „O Maria, meine Liebe, denk' ich recht im Herzen dein“, ist um jene Zeit (1823) entstanden. Zuerst in der Ermländer Diözese für den Gesang der Gemeinde eingeführt, hat es durch seine Innigkeit und zugleich echt kirchliche Haltung bald allgemeinere Verbreitung gefunden. Der Bischof von Hohenzollern schrieb dem Dichter damals hierüber: „Am verflossenen Sonntage hörte ich in der Pfarrkirche zu Frauenburg bei dem schönen nachmittägigen Gottesdienste wieder Ihr himmlisches Marienlied herrlich singen. Es war ein himmlischer hochbeseligender Moment für mich. O, möchte Ihnen doch mehr Muße vergönnt sein, um noch mehre solche Gesänge zum Preise des Herrn und zur Erbauung der Gemeinde dichten zu können!“

Im Herbst 1823 ward Eichendorff von neuem nach Berlin berufen, um in Vertretung eines erkrankten Rates an den Arbeiten des Kultusministerii teilzunehmen. Nachdem er den größern Teil des Winters dort verweilt, kehrte er nach Danzig zurück, jedoch nur auf kurze Zeit, indem bald darauf seine Versetzung nach Königsberg erfolgte. Die beiden Oberpräsidien von Ost-

und Westpreußen waren inzwischen vereinigt und Schön an die Spitze der Verwaltung für die gesamte Provinz gestellt worden; auf den dringenden Wunsch Schöns hatte Eichendorff die Bestimmung erhalten, denselben als Oberpräsidialrat und Mitglied der ostpreußischen Regierung nach Königsberg zu begleiten. Am 23. September 1824 fand die Abreise statt; die Danziger Zeitung brachte dem Scheidenden einen warmen Abschiedsgruß.

Eines Zwischenfalles, der Eichendorffs wohlwollende Weise recht charakterisiert, möge hier gedacht sein. Eben im Begriff, Danzig zu verlassen, wendete sich ein junger Mann an ihn, der seit Jahren den Wunsch hegte, unter Bessels Leitung den astronomischen Studien obzuliegen, dessen Mittellosigkeit ihm aber die Erfüllung dieses Wunsches bis dahin unmöglich gemacht hatte. Nachdem Eichendorff sich überzeugt, daß es sich hier um ein mehr als gewöhnliches Talent handelte, und dem jungen Manne auch sonst gute Empfehlungen zur Seite standen, nahm er denselben sofort als Erzieher seiner beiden Söhne mit nach Königsberg und in sein Haus auf. Die Folge bewies, daß die so großmütig und rücksichtsvoll dargebotene Hilfe ihren Zweck nicht verfehlte. Der junge Mann, Ludwig Busch, vollendete seine Studien mit Auszeichnung, ward, da er Bessels ganzes Vertrauen gewann, Observator an der königlichen Sternwarte und nach Bessels Tode sein Nachfolger im Amte. Als Professor und Direktor der Sternwarte zu Königsberg ist Busch, der Wissenschaft zu früh, schon im Jahre 1853 verstorben, seinem einstigen Wohlthäter bis zum Tode die größte Dankbarkeit bewahrend.

In der neuen amtlichen Stellung, vermöge deren alle wichtigeren Geschäfte der Provinzialverwaltung durch seine Hand gingen, hat Eichendorff, getragen durch das Vertrauen des Landeschefs und die Liebe und Anerkennung seiner Kollegen, mit Hingebung und Auszeichnung beinahe sieben Jahre lang gewirkt. Es fiel ihm freilich manchmal schwer, so nah der Schneelinie, wie er sich ausdrückte, und der Heimat noch ferner als seither eine so geraume Zeit seines Lebens zubringen zu sollen, aber er fand für die damit verknüpfte Entbehrung einen reichlichen Ersatz in der warmen Freundschaft Schöns und in der herzlichen Liebenswürdigkeit, mit der ihm seine neuen Mitbürger überall entgegenkamen. Dazu das rege geistige Leben, welches der sonst nur kümmerlich bedachten Heimat eines Kant, Hippel, Herder, Hoffmann,

Werner, Schenkendorf, York von jeher eigen gewesen und durch die namentlich Königsberg politisch wie wissenschaftlich stets sich ausgezeichnet hat. So sah sich denn auch Eichendorff bald von einem Kreise durch Geist und Wissenschaft hervorragender Männer umgeben, mit denen er mehr oder minder befreundet ward. Dahin gehörten vor allen Fr. W. Bessel, der große Astronom, der treffliche Geschichtsschreiber Preußens Joh. Voigt, der gelehrte Fr. W. Schubert, der geistvolle Orientalist P. v. Bohlen, die später so bekannt gewordenen Brüder Rudolf und Alfred v. Auerswald und unter den jüngern Freunden der geistreiche Historiker Fr. W. Barthold, sowie Karl Schnaase, der Meister der Kunstgeschichte. Mit einem Teile der Gedachten und andern Gleichgesinnten hatte Eichendorff ein sogenanntes Lesekränzchen gebildet, das sich wöchentlich einmal abends versammelte und wo alle bedeutenderen Erscheinungen der Litteratur gemeinschaftlich gelesen und besprochen wurden. Schnaase, damals Assessor bei dem Oberlandesgericht zu Königsberg, hat noch in spätern Jahren geäußert, wie viel er jenem Umgang und diesen anregenden Abenden verdanke. — Die Königsberger königliche deutsche Gesellschaft hatte den Dichter alsbald in ihre Mitgliedschaft aufgenommen. Sie war 1741 zu dem Zwecke gestiftet worden, deutsche Wissenschaft und Kunst im Vaterlande zu fördern, nicht allein durch eigene Arbeiten der Mitglieder, sondern auch durch Unterstützungen und geeignete Preisaufgaben und hat, die gefeiertsten Namen unter ihren Mitgliedern zählend, seither recht wacker und erfolgreich gewirkt. In ihren monatlichen Zusammenkünften wurden von den Mitgliedern Vorträge aus dem Gebiet der Geschichte, Sprachkunde, Philosophie und schönen Künste, mit besonderer Beziehung auf das deutsche und preußische Vaterland gehalten. Auch Eichendorff hat sich vielfach bei den Bestrebungen dieser Gesellschaft beteiligt; seine eigenen Produktionen pflegten in der Regel vor dem Druck dort zuerst vorgetragen zu werden. Damals wurde der Dichter auch Ehrenmitglied der Berliner Gesellschaft für deutsche und ausländische Litteratur, sowie des Künstlervereins seiner Heimatsstadt Breslau.

Durch seine amtliche Thätigkeit war Eichendorff vollauf in Anspruch genommen und der Verkehr mit der Poesie konnte den vielbeschäftigten Tagen nur mühsam abgerungen werden. Eine Erholung von längerer Dauer bildete eine Reise in die Heimat

im Sommer 1828, wo Eichendorff mehre Monate auf dem Gute seiner Schwiegereltern zubrachte und zu Fuß die interessantesten Punkte des Riesengebirges besuchte. Die poetische Produktion war gleichwohl auch während des Königsberger Aufenthalts keine geringe, und zwar sind die damals entstandenen Dichtungen fast ausschließlich dramatische. Zuvörderst erschien im Jahre 1828 als Nachzügler des Philisterkrieges „Meierbeths Glück und Ende, Tragödie mit Gesang und Tanz“ (Berlin, Vereinsbuchhandlung), ein dramatischer Scherz, in welchem die Walter-Scott-Manie und die Shakespeare-Verbesserung jener Tage witzig parodiert wird.

Noch in demselben Jahre veröffentlichte Eichendorff sodann seinen „Ezelin von Romano“, Trauerspiel in fünf Aufzügen (Königsberg bei Bornträger). „Die Anlage ist echt tragisch und historisch. Es ist der Betrachtung würdig, wie dieser Held im Gefühl überlegener Kräfte und Zwecke sich über seine Zeit hinaussetzt, erst mit festem Willen die nötigen Opfer einfordert, dann mit erhitztem Geist sich für die Wetterflamme des göttlichen Zornes hält, und bald gegen alles, was seinen Absichten, wenn auch ohne Schuld, im Wege steht, wie gegen ausgemachtes Verbrechen wütet. Die Furien des Kriegs und der Meute treiben ihn von einer Grausamkeit zur andern, so daß er die Gewohnheit, zu schrecken und niederzuschmettern, nicht mehr von Pflicht und Not, die fieberhafte Überspannung ehrgeizigen Selbstgefühls nicht mehr vom Beruf zu großen Zwecken, den Taumel des Übermuts und Zornes von Notwehr und Verhängnis nicht mehr unterscheiden kann.

„Wir begreifen in der anschaulichen Entwickelung den schrecklichen Helden einer zerrütteten Zeit, der die Welt um sich her nicht schonungsloser als sein eigenes Leben zerfleischt und selber das gewaltigste Opfer der Flammen ist, die er schleudert. Auch die Gestalten umher, der stolzmutige jugendliche Ansedisio, der alte stahlfeste Gorgia, Boso der reine Held, der scharfe Pelavicino, Azzo in seiner mäßigen Klugheit, der strengadelige Magold und jener würdige Mönch Antonio, verbinden sich durch Charakter und Anteil zur Auseinandersetzung und stufenweisen Beleuchtung der tragischen Handlung. Ihre Bewegung schildert, wie in so durchwühlter aufgerissener Zeit Recht und Schuld, Verstand, Tugend, List, Menschenstärke und die ewige Macht blendend sich

öffnen, schlagend kreuzen und doppelt scharf sich scheiden. So ist die Führung des Planes und der Charaktere poetisch und tadellos. Nur in der Sprache, so frei sie gehalten ist von leerer Deklamation, so energisch in Hauptstellen, bleibt auszusetzen, daß öfter im einzelnen die Farben und Stimmungstöne, welche die lebendige Vorstellung auf den Grund der dichtenden Seele zurückwarf, zu herrschend im Ausdruck geworden sind. Dies gerade ist mehr lyrisch als dramatisch. Zwar darf diese durchstimmende Seele der Betrachtung keineswegs in der Tragödie fehlen; aber sie muß hier, unausgesprochen vom Dichter, die reine Wirkung von der Berührung und Folge der bestimmten Vorgänge und ihrer individuellen Ausdrücke sein. Denn die Empfindung der Gegenwart und praktischer Bewegung soll vorherrschen, welches nur durch eine stets treffende Punktation des Ausdrucks erreicht wird. Wo aber aus dem Einzelbestimmten das allgemeine Licht schon stark hervorblüht, da überwiegt der Eindruck der Vergangenheit und schon gestillten Beschauung. So schön daher und zweckmäßig eingreifend die Episode von Magolds Tochter Violante gedichtet ist, so scheint doch die Empfindung, in der sie zum Teil gehalten ist, zu vertieft und melodisch. Der Drang der Handlung, die ringsumher bewegte Luft ist zwar darin enthalten, aber nicht in ihren eigentlichen Zügen, sondern schon gleichnisartig zur freien Stimmung erhoben, als Gewitterschein, Liedesanklang, Traum. Dies würde nicht auffallen, wäre das übrige minder dramatisch. Dagegen die durchs Ganze eingeschlungenen komischen Scenen, die zum Teil vortrefflich gelungen sind, harmonieren wesentlich. Im allgemeinen erhalten sie den Charakter der Existenz gegenwärtig, indem sie zeigen, wie selbst in den ungemeinsten Zeitläufen ein gemeines Element als breite Grundfläche sich behauptet, welches trotz aller aktuellen Beteiligung an den gewaltigen Vorgängen in Wahrheit doch unbeteiligt bleibt, und als Indifferenzpunkt im Durchschnitt gegen die hochsinnigen Meister und Züchtiger des Geschlechts Recht behält. Diese leichten Scenen dienen auch gut im besondern. Denn im ersten Teile der Handlung verhindern sie, daß nicht der Eindruck von Not und unglücksvoller Spannung überwiege, dem seine Steigerung vorbehalten bleiben muß. Man sieht an ihnen, daß in allem Jammer eine unzerstörliche Vitalität, ein Egoismus, der Abbruch verdient, ein Leichtsinn, der durch ihn hingleitet, vom Prinzip der Dauer erübrigt wird. Im Fortschritt

erklärt die heitere Episode von Zilie und Carrara, daß hinwieder die tragischen Häupter nicht einfach unter den Begriff der Schuld fallen können, da diese andern, die aus verwandten Prinzipien handeln und an den gleichen Abgründen hinstreifen, nur darum, weil sie minder mächtig und umfassend streben, glücklicher durchkommen. Und gegen das Ende geben die witzigen Auftritte im niedrigen Kreise, als Abschnitzel und Widerspiele des tragischen Witzes der Handlung und ihrer Gegensätze, eine mannigfaltig motivierte Empfindung von der Auflösung und dem Untergange dieser Widersprüche. Das Ganze bleibt ein Dichterwerk und geht in einer großartigen Anschauung nieder."

Zwei Jahre später gab der Dichter sein zweites Trauerspiel heraus: „Der letzte Held von Marienburg" (in fünf Aufzügen. Königsberg 1830). Es war eine poetische Frucht der mit Vorliebe gepflegten Beschäftigung Eichendorffs mit der Geschichte Preußens und des deutschen Ritterordens. Das Drama, ganz auf vaterländischem Boden sich bewegend, behandelt die Geschichte des großen Hochmeisters Heinrich von Plauen, in welchem der sinkende Geist des Ordens sich noch einmal zur alten Heldenkraft emporraffte, wenn auch vergeblich. „Von einigen Strichen im Anfange und wenigen Stellen im Ganzen läßt sich vielleicht dasselbe bemerken, was gegen einen Teil der Ausführung im Ezelin erinnert worden. Aber bald und siegreich gewinnt die Darstellung eine drastische Kraft und praktische Entwickelung, die uns in die Gegenwart einer großen inhaltvollen Bewegung versetzt, und ihr Schluß ist durchdrungen von der reinsten Begeisterung, die auf der Adlerhöhe tragischer Anschauung den großen Geist der Geschichte mit gleichen Schwingen, so tief in Vergangenheit wie fern in Zukunft gebreitet, schwebend hält. — Der Ordensmeister Plauen ist das herrlichste Gegenbild des Ezelino. Auch er ist ein Held göttlicher Heimsuchung, aber nicht wie jener geblendet vom eigenen Blitzlicht, noch übernommen vom Gefühl der Kraft, sondern ganz über die eigene Menschlichkeit emporragend. Auch er bringt schonungslos der Notwendigkeit Opfer, aber mit dem vollen Wissen dem ewigen Rechte, nicht seinem Ruhm, und mit der vollen Einstimmung, sich selber mit zu opfern. Groß durch Glauben, Wachsamkeit, schlagende Entschlossenheit, ersicht er den Sieg; aber nicht diese Ehre war's, um die er focht; schafft Rettung dem Lande und erhält die Ordensburg; aber nicht das

Wohl der einzelnen, Lebenden ist es, was ihm genügen kann. Fest gesichert will er den Boden wissen, auf dem das Kreuz errichtet ist, und den Orden geheiligt und rein gestärkt, der es wahren und durch Gehorsam preisen soll. Dazu bereitet er neuen Kampf mit sicherm Arm, und faßt mit strenger Hand die Zügel des Ordens. Auch er überschreitet menschlichen Vertrag und Brauch; doch nur weil er unbeugsam nach göttlichem Maße mißt, dem die Pflichtschuldigen ohne Zwang sich nicht fügen. Weder Demut, noch Klugheit, noch Liebe verläßt ihn dabei; und dennoch ist es diese Überschreitung, die den einzigen Freund, der zu seinem Herzen und Haupte am nächsten hinanreicht, von ihm abwendig und in That und Handlung, nicht in Gesinnung und Freundschaft, ihm untreu macht. Aber diese Wendung, die seine herrlichen Plane vereitelt, der Würde, die er nicht um seinetwillen trug, ihn entkleidet, den Orden sinken macht, den sein Geist hob — ist doch, mehr als der Freund weiß, der sie wider Gefühl aus Überzeugung einschlug, der echteste Freundesdienst. Sie ist es, die ihm seine Heldenreinheit erhält. Nachdem er, mit würdevoller Entsagung in die Einsamkeit zurückgetreten, die göttlichen Zwecke selbst, soviel daran sein Teil war, Gott geopfert hat, der auch den reinen Tropfen seines Stromes kann in seinem Strome untergehen lassen —: nach dieser letzten Weihe sind es doch nur seine hinterlassenen Vorbereitungen, die den wankenden Orden halten, und sein bloßes Bild wirft die sieg-reichen Feinde von den Wällen des Haupthauses zurück. Es ist der Moment seines Todes, in welchem er so vor unsern Augen unsterblich wird, und zugleich in wahrster Wirkung schon mit dem scheidenden Geiste in ferne Zukunft reicht. Diese Erhebung und Öffnung der Anschauung ist vom Dichter zur höchsten Wahrheit gebracht, und dieser Schluß in der einfachen Treue der Aus-führung übt heilige Gewalt auf ein empfängliches Gemüt. — Die Abschattung der Ordenscharaktere und Zustände ist vortreff-lich. Der gediegene Günther, der ehrsüchtige Küchenmeister, der köstliche alte Lebemann Schönfeld, der gelehrte König, Hans von Baysen, der ritterliche Jüngling und der gefallene Wirsberg — sie alle geben treffliche Bilder und lebendig wechselnde Gruppen. — Man bewundere den Reichtum unserer Bühnen, die ein so vorzügliches, der edelsten Wirkung fähiges Stück nicht brauchen." —

Unmittelbar nach seinem Erscheinen ist das Drama zwar

auf der Königsberger Bühne mit Beifall zur Aufführung gekommen, bei der Mangelhaftigkeit der darstellenden Kräfte verschwand es aber bald wieder von dem Repertoir, und andere Bühnen haben davon keinen Gebrauch gemacht.

Unter den mancherlei lyrischen Erzeugnissen aus jener Periode stehen die beiden Romanzen: „der Götter Irrfahrt" (nach einer Sage der Tonga-Inseln) in Eichendorffs Dichtung ganz singulär da und verdanken einer nur zufälligen Veranlassung ihre Entstehung. Schön, der die Sage irgendwo gelesen, fand sie so poetisch, daß er in Eichendorff drang, sie zum Gegenstand eines Gedichts zu machen. Mehr dem Freunde zu Liebe, als aus eigenem Interesse unterzog sich Eichendorff der Aufgabe, sie gleichwohl in seiner Weise und als echter Dichter lösend.

6.

Berlin.

(1832—1844.)

Im Jahre 1829 hatte Eichendorff durch Altensteins Vermittelung einen Ruf nach Koblenz erhalten, um dort wie bisher in Königsberg die Stelle eines Regierungs- und Ober-Präsidialrates zu bekleiden. So sehr dieser Tausch auch sonst Eichendorffs Neigungen entsprochen hätte, denn das herrliche Rheinland mit seiner Lebensfülle und den tausendjährigen Erinnerungen deutscher Größe und Kultur hielt er ungemein hoch, so zog er es dennoch vor, in Königsberg zu bleiben, da ihm gewisse Bedingungen nicht erfüllt werden konnten, von denen er den Amtswechsel abhängig gemacht hatte. Aber er weilte trotzdem nur noch kurze Zeit in Königsberg. Im Sommer 1831 wurde er von neuem mit der Verwaltung einer Ratsstelle im Kultusministerium zu Berlin betraut, wo er seitdem bis zu seinem Austritt aus dem Staatsdienst 13 Jahre hindurch fast ununterbrochen in der Abteilung für katholisches Kirchen- und Schulwesen beschäftigt gewesen ist, nachdem er inzwischen (Januar 1841) zum Geheimen Rat ernannt worden war. Das unbedingte Vertrauen und Wohlwollen Altensteins, dem er seine Berufung zunächst zu verdanken hatte, blieb ihm bis zum Tode dieses Ministers erhalten, obgleich während jener Zeit unter anderm auch die bekannte Verfolgung des Erzbischofs Clemens August von Köln eintrat und Eichendorff aus seiner entschiedenen Mißbilligung dieser Maßregel auch dem Minister gegenüber nicht das geringste Hehl machte. Aber Altenstein achtete Eichendorffs administrative

Talente zu sehr und besaß andererseits trotz mancher mit Recht und scharf getadelter Eigenschaften, die für den Staat oft von verhängnisschweren Folgen wurden, einen zu hohen Sinn, um loyalen Freimut übel zu vermerken. Da er zugleich mit Eichendorffs Dichtungen sich innigst befreundet zeigte, so war das beiderseitige persönliche Verhältnis ein durchaus angenehmes und ungetrübtes. Dazu kam, daß Eichendorff in seinen Kollegen, den Räten des Ministeriums, höchst schätzenswerte Männer fand, mit denen er sich bald und dauernd befreundete. Wir erinnern nur an den edlen Nikolovius, den Genossen der Brüder Christian und Friedrich Leopold von Stolberg, den gelehrten geistreichen Schmedding, Johannes Schulze, Kortüm, Aulike, Brüggemann u. a., deren Namen in der Geschichte der preußischen Verwaltung immerdar einen guten Klang bewahren werden. In den ersten Jahren versah Eichendorff in Gemeinschaft mit Schmedding die Geschäfte der Abteilung ganz allein, einen Zuwachs neuer Kräfte erhielt dieselbe erst unter der Regierung des Königs Friedrich Wilhelm IV., dem die katholische Kirche Preußens überhaupt in so vieler Beziehung den größten Dank schuldet. Es läßt sich begreifen, daß es dabei außerordentlich viel zu thun und zu schaffen gab. Hier war nicht entfernt die Rede von einem sichern Verwalten nach klaren, durch eine höhere Instanz schon festgestellten Grundsätzen; hier galt es, diese Grundsätze und Normen erst selbst zu finden, ihre prompte und umsichtige Handhabung durch die Unterbehörden zu leiten und zu überwachen, zumal in jener Zeit des Übergangs aus der alten in die neue Ordnung der Dinge, die mit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm IV. angebahnt worden war. Dabei waren die Geschäfte, welche die höchsten Interessen von Staat und Kirche berührten, ihrer Natur nach und durch die Mitwirkung äußerer Umstände fast ohne Ausnahme sehr epinöser Art; keine anscheinend noch so gleichgültige Frage, die nicht ihre besondere sorgsame Behandlung erfordert hätte, bei der nicht kollidierende Einflüsse von oben und unten abzuwehren und auszugleichen gewesen wären. Die Akten des Ministeriums ergeben, welche rastlose, durchdachte und erfolgreiche Thätigkeit Eichendorff damals entfaltete, und wie ihm dafür auch stets nicht nur die bereite Anerkennung seines Chefs, sondern auch das volle Vertrauen der Verwalteten zu Teil geworden ist. Die Beschäftigung gerade in diesem Zweige

der Verwaltung entsprach übrigens auch so sehr seinen Neigungen, daß es ihm durchaus nicht unerwünscht war, als die langbetriebene Einrichtung eines Obercensur-Kollegii fehlschlug, bei welchem man ihm eine einflußreiche Stellung zugedacht hatte, und ebenso später die beabsichtigte Verwendung im Departement der auswärtigen Angelegenheiten wieder rückgängig wurde.

Mit den wissenschaftlichen und Kunstnotabilitäten Berlins war Eichendorff bald in einen regen persönlichen Verkehr getreten, ältere Bekanntschaften wurden mit Interesse jetzt erneuert, neue angeknüpft. Savigny, Raumer, Adalbert von Chamisso standen ihm unter diesen am nächsten. Die litterarische sogenannte Mittwochsgesellschaft, welche sich wöchentlich einmal in einem Lokale des Tiergartens zu gemeinschaftlicher Lektüre und Abendessen versammelte, gab Gelegenheit, Verbindungen auch mit den weitern schriftstellerischen Kreisen der Hauptstadt zu unterhalten, und Eichendorff war lange Jahre hindurch ein ziemlich regelmäßiger Gast jener zwanglosen, zahlreich besuchten Zusammenkünfte. Für sie dichtete er bekanntlich auch die beiden Tafellieder: „Der alte Held“ (zu Goethes Geburtstag 1831) und jenes andere „Viele Lerchen hell erwacht“.

In dem befreundeten Mendelssohnschen Hause lernte er zuerst den Komponisten Felix Mendelssohn-Bartholdy kennen, ihn, dessen seelenvolle Musik der Eichendorffschen Dichtung so nahe verwandt und der daher gerade die Lieder dieses Dichters mit solcher Vorliebe und Meisterschaft in Melodie gesetzt hat, daß beider Namen im Liede kaum mehr getrennt gedacht werden können. Mendelssohn pflegte stets ein Exemplar der Gedichte Eichendorffs mit sich zu führen; seine letzte Komposition war die des Nachtliedes: „Vergangen ist der lichte Tag“, sein ergreifender Schwanengesang, ihm noch am Sterbelager von einer Freundin vorgetragen, und dem Grabsteine des Frühgeschiedenen sind die von ihm selbst hierfür gewählten Schlußverse des Eichendorffschen Liedes eingeschrieben:

Gedanken gehn und Lieder
Fort bis ins Himmelreich.

Auch Mendelssohns talentvolle Schwester Fanny war eigentümlicherweise bei der Komposition eines Eichendorffschen Liedes vom Tode überrascht worden, so daß der Dichter jüngere Komponisten vor seiner Poesie einst lächelnd warnte.

Ein nicht minder werter Freund unseres Dichters war der ehemalige Kriminaldirektor Hitzig, wohlbekannt durch seinen edlen Charakter und seine uneigennützige, in praktischem Rat und Gefälligkeiten nie ermüdende Thätigkeit, welche er namentlich gegen junge aufstrebende Talente wahrhaft väterlich ausübte. Kein Künstler und Litterat, der nicht mit einer Empfehlung an Hitzig nach Berlin gekommen wäre und für den diese Empfehlung nicht die gastlichste Aufnahme und den reichlichsten Nutzen zur Folge gehabt hätte. Hitzigs Tochter war an Franz Kugler verheiratet, bei dem ersten Kinde dieser Ehe, der nachmaligen Gattin Paul Heyses, hatte Eichendorff die Patenstelle übernommen; Kugler selbst, von Eichendorff dem Minister dazu empfohlen, war später als Rat für die Bearbeitung der Kunstangelegenheiten in das Kultusministerium berufen worden. Von Kuglers, des vielseitig begabten, Hand ist das im Jahre 1832 erschienene Porträt Eichendorffs.

An bestimmten Abenden der Woche pflegte der Dichter seine Freunde und Bekannten um sich zu versammeln, und hier fand man auch stets einen Kreis jüngerer Männer, die längere oder kürzere Zeit in Berlin weilend, den Meister aufgesucht und sich bei ihm ohne Ausnahme der angenehmsten Gastlichkeit und der wohlwollendsten Teilnahme erfreuten. Diese Abendzirkel waren übrigens keineswegs vorherrschend gelehrter oder ästhetischer Färbung; wie die Gesellschaft selbst meist aus den verschiedensten Elementen zusammengesetzt war, so bewegte sich auch die Unterhaltung heiter und ungezwungen über Gegenstände der verschiedensten Art. Eichendorff, alle schriftstellerische Prätension hassend und sich nur als Mensch dem Menschen gebend, ließ dabei gern einen jeden in seiner eigentümlichen Sphäre gewähren; seine eigene Persönlichkeit, wenn sie auch unwillkürlich den Mittelpunkt bildete, drängte sich nie mit Absicht hervor, und selbst der weniger Bedeutende fühlte sich in diesem Kreise heimisch und unbeengt. Nur dem Dünkel, wo und in welcher Gestalt er sich zeigen mochte, pflegte Eichendorff immer scharf und zurechtweisend entgegenzutreten.

Einer der jüngern Genossen aus jener Zeit, Wolfgang Müller, der (1839) viel in des Dichters Hause verkehrte, sagt darüber unter anderm: ... „Es kann wohl nicht verwunderlich erscheinen, wenn ich mich zu diesem Dichter ganz

besonders hingezogen fühlte. Die Lyrik der romantischen Schule ist in keinem andern ihrer Mitglieder so rein, hell, rund und abgeklärt zur Erscheinung gekommen. Er ist deshalb auch ganz naturgemäß vor allen andern zur höchsten Popularität gelangt. Wenn ich mit meinen Künstlerfreunden in Düsseldorf und mit meinen Studiengenossen in Bonn zusammen war, so hatten wir die Schlegel, Tieck, Kleist und Brentano wohl gelesen, aber den lieben Eichendorff hatten wir gesungen. Wie oft waren da nicht die Klänge „in einem kühlen Grunde" zur Tageszeit in Wald und Feld, durch Berg und Thal und zur Nacht in den Straßen der Stadt aus unsern Kehlen geschmettert worden, denn dies Lied galt schon zu jener Zeit als Volkslied. Wir wanderten mit dem Gesang: „Wem Gott will rechte Gunst erweisen" und: „Es schienen so golden die Sterne". Und dann hatte ja auch Mendelssohn zu zwei Texten des Dichters: „Wer hat dich, du schöner Wald" und: „O Thäler weit, o Höhen" die wundervollen Melodieen gefunden, die heute noch stets zum Vortrag kommen, wann irgendwo Quartette erhoben werden. Solche Worte und solche Weisen hatten sich so tief in das Herz geschmeichelt, daß man den Urheber, auch ohne ihn zu kennen, lieb haben mußte. Dazu war der „Taugenichts" ein Werk des Dichters, an dem wir junge Gesellen uns mächtig berauscht hatten. Wer aus solchen Augen die Landschaft anschauen und mit solchem Herzen den poetischen Müßiggang schildern konnte, mußte der nicht der liebenswürdigste Mann sein? Eichendorff wohnte damals vor dem Leipziger Thore auf der Potsdamer Straße, auf dem ersten Stock eines Hauses zur rechten Hand, wenn man aus der Stadt kommt. Ich fand bei ihm eine durchaus einfache Häuslichkeit, in der er als ein durchaus schlichter Hausvater waltete. Da war nichts von der Repräsentation A. W. Schlegels und von der specifisch litterarischen Sphäre Tiecks... Der Dichter hatte gesungen, weil er singen mußte. In seinen bürgerlichen Verhältnissen war er vor allem Beamter. Seine Poesie schien das stille Heiligtum seiner Seele; er hielt nicht zurück mit ihr, weil er sie als Gabe Gottes betrachtete, aber er drängte sie auch nicht auf. So fand man denn bei ihm auch keine litterarischen Zirkel, er genügte sich selbst, er glich dem süßen Vogel, der einsam in einer Ecke des Gartens sitzt und sein Lied singt, so oft es ihm ankommt, sich wenig kümmernd, ob man ihm lauscht oder ob

man seine Töne überhört. Aber es freute ihn doch, daß man ihm wirklich froh und herzlich gelauscht hatte. Mit leisem wohlwollenden Lächeln hörte er mir zu, wenn ich ihm erzählte, daß die Künstler und Studenten seine Lieder in alle Welt trügen, und daß ich selbst immer tapfer dabei gewesen wäre. Als er nun auch erfuhr, daß ich auf der Guitarre klimperte und viele seiner Dichtungen auswendig wußte, da wurde, wenn ich kam, ein Instrument herbeigeschafft, und ich versuchte die fast schon vergessene Kunst des rheinischen Naturgesanges. So gut und schlecht die Versuche auch gerieten, so hatte er doch Freude, die hell über seine milden Züge glänzte, wenn ich anhob."

Unter den jüngern Freunden, welche dem Eichendorffschen Kreise angehörten, besaß vornehmlich Adolf Schöll, später Hofrat in Weimar und bekannt durch mehre geistreiche Schriften, des Dichters Liebe und volles Vertrauen. Er, der während eines langjährigen intimen Umgangs mit ihm am tiefsten in sein Wesen und Walten geschaut, hat demselben in den Wiener Jahrbüchern der Litteratur für das Jahr 1836 zugleich eine warme umfassende Beurteilung gewidmet, das Geistvollste, was bisher über Eichendorff, seine Bedeutung für die Litteratur und seine Stellung innerhalb der romantischen Schule gesagt worden ist. Wir glauben, daß für das richtige Verständnis des Dichters gerade jene treffende Charakteristik Schölls, der die besprochenen Dichtungen zudem großenteils unter seinen Augen entstehen sah, von ganz besonderem Interesse ist, wir haben dieselbe daher bei Besprechung der einzelnen Schriften wiederholt angezogen.

Wenn wir der Berliner Freunde Eichendorffs gedenken, dürfen wir eines Mannes nicht vergessen, der den litterarischen Bestrebungen unseres Dichters zwar fern, um so näher aber seinem Herzen stand, — Nikolaus Fischer, bis zum Jahre 1837 Propst an der St. Hedwigskirche zu Berlin, später in seltener Anspruchslosigkeit die bescheidene Stellung eines Stadtpfarrers zu Frankenstein in Schlesien sich wählend, wo er 1858 starb. Im Äußern, um mit den Worten seines Nekrologs zu reden, eine Franz-Xaveriusgestalt voll Würde und Demut, voll denkenden und ernsten Ausdrucks, war er ein Mann des inkarniertesten Pflichtgefühls, von der geordnetsten und zugleich von so hingebender und aufopfernder Thätigkeit, daß man sich oft versucht fühlen konnte, den unermüdeten Drang dieses geistigen,

von brennender Christusliebe durchglühten Lebens ihm liebend zum Vorwurf zu machen. Eichendorff verdankt diesem Mann Stunden reichster Erbauung. Auch Luise Hensel, die fromme Dichterin der zuerst durch Diepenbrocks geistlichen Blumenstrauß veröffentlichten herzlichen Lieder, war damals eine liebe Freundin des Hauses.

Eichendorff hat Berlin während seines dreizehnjährigen Aufenthaltes daselbst, einige Ausflüge in die Heimat abgerechnet, nicht verlassen, und nur im Sommer 1838 unternahm er eine größere Reise durch das südliche Deutschland, wobei er in Wien, Salzburg und München einige Zeit verweilte. Am ersteren Orte feierte er das langentbehrte Wiedersehen mit seinem Bruder, der zu diesem Zwecke von Trient herübergekommen war, und hatte auch mehrere Unterredungen mit dem Fürsten Metternich, die sich meist um die damals in den Vordergrund getretenen kirchlichen Verhältnisse und die Stellung Preußens zu denselben drehten. München überraschte ihn durch seine reichen Kunstschätze ungemein, außerdem fand er dort einen Kreis alter und neuer Freunde, der ihm den Aufenthalt außerordentlich angenehm machte. Durch Görres, der soeben im „Athanasius" von neuem seine gewaltige Stimme erhoben hatte, war Eichendorff mit dem Minister v. Abel bekannt geworden und mit andern bedeutenden Persönlichkeiten der bayerischen Hauptstadt, von welchen ihm Aufmerksamkeiten jeder Art zu Teil wurden. Vor allen aber war es Brentano, der nicht ermüdete, dem Freunde die Sehenswürdigkeiten Münchens zu weisen und als täglicher Gefährte ihn überall in Stadt und Umgegend zu begleiten. Brentano hatte gerade sein liebliches Märchen „Gokel, Hinkel und Gakeleia" im Druck erscheinen lassen, das Eichendorff mit vieler Teilnahme begrüßte.

Um jene Zeit erfreute unsern Dichter durch einen längern Besuch auch Schön wieder, mit dem er so lange nur brieflich verkehrt hatte, „um wieder einmal in guter alter Art alles mündlich durchsprechen zu können." Noch kurze Zeit vorher hatte Schön sich ihm in einem launigen Briefe selbst geschildert, der nach den Klagen über das nahende Alter, das ihn schon merklich zu lähmen anfange, und über die gedankenlose Zeit, die sich ärger als Blei jeder Idee anhänge, mit den Worten schließt: „Noch ist zwar volles Leben im Geiste und ebenso Bereitwilligkeit

zum Sturmlaufen da, aber die Freude am Sturmlaufen nimmt ab, der Gedanke, die Idee müssen mit Bewußtsein und Entschluß stärken, statt daß sich früher alles von selbst ergab. — Nun haben Sie mich, wie ich heute bin, und nun schicken Sie mir Ihr Bild. In den Grundtönen bleiben wir einig, so lange wir leben."

An allem, was um ihn vorging, nahm Eichendorff nach wie vor den lebendigsten Anteil und beteiligte sich überall da, wo es ein edles strebenswertes Ziel galt, gern auch öffentlich und mit der That. Die politischen Angelegenheiten, namentlich Deutschlands und Preußens, beschäftigten ihn unausgesetzt, und mit welchem Ernste und wie aufmerksam er ihrer Entwicklung folgte, beweist eine Reihe politischer Aufsätze („Über Verfassungsgarantieen", „Preußen und der Konstitutionalismus", „Die Preßgesetzgebung der konstitutionellen Staaten", „In Sachen der Presse", „Der moderne Liberalismus", „Zeitbetrachtungen" u. a.), die er zur Veröffentlichung bestimmt in den Jahren 1833—1840 niederschrieb, die aber später ungedruckt wieder zurückgelegt worden sind. Soweit diese Aufsätze noch jetzt unter ganz veränderten Umständen ein allgemeines Interesse ansprechen können, findet sie der Leser in der Sammlung von Eichendorffs „Vermischten Schriften" abgedruckt. Man erkennt aus ihnen leicht, daß wenn des Verfassers Grundrichtung auch eine durchaus konservative war, er doch nie den Standpunkt eines befangenen starren Parteimannes einnahm, sondern freimütig und vorurteilslos der Wahrheit und dem Recht überall die Ehre gab, gleichviel ob er sie bei Freund oder Feind zu finden glaubte. Was er wie überhaupt im Leben so auch in politischen Dingen am meisten haßte, war Inkonsequenz und Halbheit, die, um es mit keiner Partei zu verderben, nie zum rechten Ziel und Entschlusse kommen läßt; sie hat er auch in seinen Zeitgedichten oft genug gegeißelt, obschon er mit einzelnen hervorragenden Trägern gerade dieser Richtung nahe befreundet war.

Als in den Zeitgenossen der schöne Gedanke erwachte, das Meisterwerk deutscher Baukunst, den Kölner Dom, als Zeichen deutscher Einheit durch gemeinsames Zusammenwirken aller Volksstämme der Vollendung entgegenzuführen, nahm sich auch Eichendorff der Sache sofort mit regem Interesse an. Nicht nur daß er als Ministerialkommissar die auf jenes großartige Unternehmen

bezüglichen Verhandlungen persönlich und mit dem glücklichsten Erfolge leitete, suchte er auch außeramtlich den Fortgang des Baues in aller Weise zu fördern. Unter seiner Mitwirkung bildete sich schon im Jahre 1841 der Berliner Verein für den Kölner Dombau, das Vorbild vieler andern, dessen Protektorat der König übernahm und zu dessen Vorstande neben Eichendorff auch Cornelius und Rauch gehörten.

Eichendorff beabsichtigte damals auch zum Besten des Dombaufonds ein durch Zeichnungen namhafter Künstler illustriertes Album mit poetischen Beiträgen der bekannteren lebenden Dichter Deutschlands herauszugeben. Die Einleitungen dazu waren bereits getroffen, er selbst hatte schon mehrere darauf bezügliche Gedichte entworfen, die Ausführung unterblieb aber im Drange anderweitiger Geschäfte.

Reich an poetischem Schaffen waren die Jahre, welche Eichendorff in Preußens Hauptstadt verlebte. Das Jahr 1833 brachte zunächst die Novelle: „Viel Lärmen um nichts.“ (Berlin, Vereinsbuchhandlung.) „In den Trauerspielen waren es wirkliche Ideeen, historische Mächte, die in der Aufhebung ihres wirklichen Gegenteils sich offenbarten. In der tragischen Anlage von „Ahnung und Gegenwart“ ist es die Erinnerung solcher Ideeen, die selbst wieder als eine Macht des Lebens erscheint. Wie sich diese Macht an der Oberfläche des Lebens zerschlägt, zeigte der „Philisterkrieg“. Wie die Idee, als flüssige Poesie, in sich befriedigt ist, entwickelte der „Taugenichts“; wie sie in ihrer Erstarrung, ganz unbefriedigt, nach Leben dürstet: „Das Marmorbild“. „Viel Lärmen um nichts“ nun stellt wieder beide, die Welt der Poesie und die wirkliche, im Gedicht selbst nebeneinander dar. Da nun in der That beide zusammen die wahre Wirklichkeit ausmachen, immer aber so, daß eine die andere auflöst, während sie hier in der Dichtung koexistierend gefaßt sind, so mußte das Ganze die Form des Märchens annehmen, aber eines Märchens, das in seinen beiden entgegengesetzten Welten beidemal einerseits ganz als Märchen, andererseits ganz als Wirklichkeit erscheint. Jede Sphäre, die ideale und die wirkliche, behauptet sich nur so, wie sie die andere zum Märchen macht; und weil die Märchennovelle dies beisammenerhält, die jedesmal aufgehobene Sphäre also doch zugleich immer als wirkliche angeschaut wird, mußte ihre Form den Charakter des

Komischen annehmen. — Herr Publikum und sein Hofstaat sind märchenhafte Leute, aber alles, Zug für Zug, was von ihnen erzählt wird, läßt sich in der Litteraturgeschichte und Wirklichkeit nachweisen. Aurora und ihre Verwandten auf dem Waldschlosse erscheinen und handeln als lebendige Personen; aber es ist nur das Reich der Phantasie, in dem sie lebendig sind. — Herr Publikum erscheint als Besitzer der wirklichen Poesie; nicht anders ist sie auch wirklich, als in den Novellen, Taschenbüchern, Zeitblättern, die er hat; allein, zufolge den Aufklärungen im Walde, erhalten eben diese Besitztümer nicht wirklich Poesie, gelten aus Irrtum; und die Aurora, die ihm lächelt, ist nur das Kammermädchen. Sein wirklicher Besitz wird also zur Einbildung, zum Märchen. Aber dieses Märchen bleibt wirklich, wie wir täglich sehen. Die Waldgenossen hinwieder vereiteln in Wahrheit den Plan der Novellisten, sie entführen die wirkliche Aurora; bei ihnen lebt die Poesie; aber in der Wirklichkeit, in Publikums Reich wird das eine nicht gemerkt, das andere geleugnet. Diese wirkliche Poesie ist also nicht in der Wirklichkeit, wird zum Märchen. Aber gerade dies, daß die Poesie Märchen ist, ist ihre Wirklichkeit; und diese bleibt also Einbildung, bleibt Märchen. So ist es das bare Wirkliche, dennoch als bloß Ideales, und die reine Poesie, dennoch als wirkliche, die beide vom heitern Spiele der Dichtung auf jeder Zeile ineinander geführt werden, und in diesem Zusammenspiel ist jeder Humor Wehmut, jede Wehmut Humor. Wir gehen immer auf fingiertem Boden, wissen aber gar gut, daß alles wahr ist; wir sehen die Schönheit in ihrem Morgenkleide, fühlen aber gar wohl, daß es ein Abendtraum ist. — Um soviel geistreicher eine solche Konzeption ist, als es die Nachahmung bloß wirklicher Zufälle sein kann, um soviel blühender und leichter ist Form und Ausführung dieser Novelle. Licht und Schatten, mitten im Schweben der Bilder, sind von ungewöhnlicher Kraft, an einzelnen Stellen wahrhaft bezaubernd. Und es sind Dissonanzen echter Rührung, deren Auflösung den komischen Ton bildet."

Dem heitern Maskenfest dieser Novelle ließ Eichendorff noch in demselben Jahre „Die Freier", Lustspiel in drei Aufzügen (Stuttgart 1833) folgen. „Nicht phantastisch wie der „Philisterkrieg" und nicht grotesk wie der „Meierbeth", legt dieses Lustspiel seine Komik in die kollidierenden Charaktere und

entwickelt sie in der muntern Verwickelung der Situation, deren Einverständnis zum Mißverständnis und dieses zum verständigen Ende wird. Daß ein vorherbestimmter, aber auf seine Freiheit bedachter Freier seiner künftigen, auf die ihrige bedachten Gebieterin in Verkleidung naht, obwohl unterrichtet und gegenverkleidet, einen dritten für den Angemeldeten hält, und so beide, täuschend und getäuscht, doch für einander entbrennen — dies oder ähnliches ist schon ein alter Lustspielplan, der ebenso oft noch künftig wird erneuert werden. Auch die andern, in den „Freiern“ sich kreuzenden Verwechslungen, falsche Stelldicheins, und daß zwei Entführer statt der einen, die sie beide meinen, sich gegenseitig entführen — sind keine ungewöhnlichen Motive, die aber gut behandelt immer wirken. Das Eigentümliche dagegen an unserm Lustspiele ist der poetische Doppelwitz, der, als idealisierende Selbstparodie des Gemeinen und heimliches allmähliches Ernstwerden des Poetischen, gleichsehr die Fäden der Handlung, die Züge der Personen und die Spiele der Sprache durchdringt. Der Ton des Ganzen hat etwas vom Erwachen im Sommer, possierliche Träume und das einziehende Vorgefühl eines blühenden Tages; die Träume, immer abenteuerlicher verzogen, schwirren ab, und die Brust, warm aufatmend, erwacht zum schönsten Morgen. Fein und keck durchgespielt, aber nicht im gewöhnlichen Stil, wo selbst die besseren Schauspieler sich gebärden wie Sprachmeister, müßte das Stück von der angenehmsten Wirkung sein. Gelesen indes, gewinnen für solche wenigstens, die den Dichter schon kennen, einzelne Anklänge einen weitern Reiz; wie eine an sich freundliche Thalgegend dem noch mehr sagt, der mit dem ganzen Gebirge vertraut ist. Ein Mythus — oder nennen wir's Romanze — von der Schönheit, von den Verheißungen der jungen unverkauften Seele liegt in eigener Gestalt allen Dichtungen Eichendorffs zu Grunde: Wem er in den größeren durchsichtig geworden ist, der erkennt ihn denn auch in einzelnen Zügen der kleineren wieder, und was dem Neuling bloß angenehme Farbe, vielleicht sogar fremder Ton ist, wird dem Bekannten Erinnerung an eine ideelle Heimat.“

Wolfgang Menzel, der überhaupt den Dramen Eichendorffs vor seinen übrigen Dichtungen entschieden den Vorzug giebt, steht nicht an, von diesen „Freiern“ zu sagen, daß die geniale Auffassung der Charaktere an Shakspeares beste Lustspiele mahne,

und an Feinheit dieses Lustspiel den besten spanischen Stücken gleichkomme.

Unmittelbar nach den „Freiern“ unternahm Eichendorff eine neue größere Komposition, die sich die Aufgabe gestellt hatte, Dichter und Dichtung selbst zum Gegenstande der Dichtung zu machen — die Novelle „Dichter und ihre Gesellen“ (Berlin 1834, Dunker und Humblot). Sie hat keinen im engern Sinne historischen Gegenstand, obschon sie manche besondere Zeitelemente aus letztvergangenen Jahrzehnten berührt, sondern sie bewegt sich im Kreise freier Erfindung, der jedoch, wie jeder echten Dichtung, die Beziehungen auf allgemeine und uns nähere Erscheinungen der Wirklichkeit nicht fehlen. Von didaktischen Dialogen oder historisch-kritischer Demonstration ist sie frei; was davon ihr zu Grunde liegt, erschöpft sich in Handlung und Anschauung. Sie hat auch nicht den Zweck, über das Werden des Dichters oder über seine Stellung zu Mit- und Nachwelt zu belehren, sondern sie läßt uns verschiedene dichterische Naturen, Charaktere, die von eigener Poesie oder von der Phantasie der Zeit bewegt sind, in den Auftritten ihres Lebens sehen und verfolgen. Nicht theoretische Verhältnisse bilden das Thema, sondern Kollisionen des Poetischen und Ideellen im Menschen mit seiner Individualität, mit den Bedingungen der Wirklichkeit. Die Poesie, welche hier den Mittelpunkt verschiedener Erfahrungen darstellt, ist nicht die Dichtkunst, es ist jene höhere Phantasie, in welcher der Dichter nur schwebt wie andere Menschen auch, und die den einen zum Dichter und Künstler entwickelt, im andern als Adel, Anmut, Gesinnung oder auch entnervend, verwirrend als Lüge und Sünde erscheint. „Es ist mehr Roman als Novelle, ein ebenso erklärungsreiches als anmutig geschriebenes Buch. Das Thema ist dasselbe wie in „Ahnung und Gegenwart“, aber in einer weitern Umfassung und harmonisch weicheren Ausführung. Wenn dort mehr die Geister geschichtlicher Ideeen den Hintergrund bilden und die thatkräftige Begeisterung es ist, deren Widerspruch und Verkehrung in der Wirklichkeit sich in Enthüllung himmlischen Friedens löst: so fehlt auch hier dies praktische Moment zwar nicht, aber es verschmilzt sich mit weiteren Kreisen; die historischen Züge erscheinen bloß als Motive in besonderen Sphären und sind im Verhältnis zum Ganzen bloße Beziehungen, die mit verwandten Gegensätzen und Übergängen der Idee in Wechsel-

beleuchtung stehen. Wie die Widersprüche der Vaterlandsliebe und des Weltbürgertums, so sind es auch die der individuellen Liebe, als befreiender und bindender, der Poesie, als Genialität und Lebensaufgabe, der Kunst, als Erhebung und Verführung, die hier spielen. Es sind die Gegensätze der Begeisterung in den verschiedensten Gestalten: von Unschuld, Natur, Leichtsinn bis zum Heroismus, Abenteuerung, Phantastik; in den mannigfaltigsten Abstufungen: von kindlicher Hoffnung bis zur Sünde, vom edelsten Glauben und Mut bis zum lächerlichen Wahnwitz, zur traurigen Bethörung, zum unentwirrbaren Spiele mit sich selbst —: in allen diesen Gestalten und Abschattungen sind es die Gegensätze der handelnden und schöpfenden, leidenden und sich auflösenden Begeisterung, deren Töne und Widerscheine das Ganze bilden. Aber dieser Reichtum von Erklärung ist auf die klarsten einfachsten Gemälde reduziert. Alles zwar hat die wirkliche Wahrheit in sich, alles ist anschauungsvolles Bild, nichts aber ist da von der armsdicken Wirklichkeit, durch deren pastose Trübe die jetzt gewöhnlichen Romane breit und ideenlos werden. Durch einen feinen echt poetischen Sinn in der Zusammenstellung und Folge der Abwechselung und Wiederkehr von Motiven und Stimmungen ergiebt es sich, daß immer wenige Striche schon ausreichen zur Charakteristik der einzelnen Personen, wenige Töne zur Bestimmung der unterscheidenden Situation, und bei dem größten Scheine von Unbefangenheit immer die Beziehungen, die zusammenführende Bedeutung mehrseitig und rein zugleich gefühlt werden. Allerdings fordert der Dichter — und welcher nicht, der diesen Namen verdient? — Geist vom Leser und mitgehende Phantasie. Aber wie leicht geht sichs mit auf diesem stets bildsamen und bewegten Grunde! Und wer mitgeht, in welche Mannigfaltigkeit, welche leichtgeschlossene und tiefgeöffnete Fülle von Gedanken, Verwandtschaften, Naturspiegelungen blickt er hinein! Um alles das, was hier ausgeführt, entwickelt, angedeutet wird, wie es zusammen sich abtont und beleuchtet, nach Begriff und Verhältnis auszusprechen, würden mehr Blätter erfordert werden, als das kleine Buch, in dem die Dichtung sich ausbreitet, selber zählt. Und eine Darlegung des allseitigen Zusammenhangs, der ihre Bilder und Züge in der Einheit der Idee vereinigt, würde viel weitläufiger und doch viel weniger durchsichtig sein, als wie er sich so schon im Sinne der

Anschauungen und Schmelz der Scenen aufklärt. Und doch ist bei aller Vielbeziehung so viel Offenheit im Buch, Luft auf den Bildern, die Stimmung bis in die Schatten licht und hell. Es ist ein Stil gleich dem der echten Historienmalerei, wodurch dies erreicht wird. Zuerst ist es die Bereitung tiefer Gründe, die Raumausfüllung ohne Beengung, was der klaren Wirksamkeit dient. Da ist durchs Ganze eine gleichartig erfüllte Naturanschauung, die aber wieder durch offene Übergänge sich in besondere Gründe teilt, die einen engern Umfang und dauernden Ton für bestimmte Stufen von Gestalten, von Gruppen und Scenen bilden. War es erst ein tiefes reichüberwipfeltes Thal, das in seinem Schoße traulich beschränktes Glück, ruhevolle Betrachtung, mit dem Bangen der Einsamkeit und dem Lockruf der Sehnsucht umfing, so ist es dann eine hinstreifende echoreiche Waldkette, die sich öffnet und fortzieht für unbestimmte Wanderung, kurze Einkehr, lustige Vorspiele der Hoffnung. Darauf werden die Höhen des Gebirges um ein fürstliches Lustschloß her eine Zeit lang der Tummelplatz gedrängter bunter Bewegung: der Park schimmert von feinen listigen Festen des Hofes, Schwänken des Gesindes, die Waldhänge von einzelnen Schwärmern; die dunkeln Forsten rings, die Felsen darüber mit ihren Gipfeln, woran die Wetter sich brechen, ihren Pfaden und Abgründen sind Zeugen begehrlicher Irrung, kühner Abenteuer, schöner und tragischer Wildheit. Nachdem hier die Jagd vertost ist und die einsamen Gebirge ihre alte Ruhe wiedergefunden haben, sind es nun südliche Thäler, die Wunderblicke Italiens und seine zauberischen Trümmer, wo Sterne der Liebe auf- und untergehen, Sehnsucht sich erkennt und verliert, Genuß und selbst die Nüchternheit sich eigen berauschen. Hoch schon steht der Tag, der die Kinder der Dichtung führt: da gehen die Wege wieder nordwärts, nach den Gegenden des Anfangs zurück. Nun erscheint die Stadt mit ihrem andern Leben, wo so vieles sich verhärtet, sich verdunkelt, verflittert, wo außen Geschäftigkeit, Reichtum, Pracht, innen manche Schuld, Krankheit, Sünde sich rührt. Die Landschaft sehen wir auch jetzt von anderer Seite: sie ist ein Grund der Arbeit, Besitzordnung, Sorgen. Die Straßen, die früher mehr zum Lustpilgern gemacht schienen, sind nun die Wege der Absicht, des Suchens, der Flucht. Wir suchen mit, wir erfahren, was Heimkehr heißt, die den einen erschreckt, dem andern versagt

bleibt, mit andern uns rührend zurückführt in jenes stille reich-umblühte Thal des Ausgangs. Hinter ihm aber steigt schon der letzte Grund der Dichtung empor, wieder ein freier, ein hoch-einsamer Gebirgskamm mit einer Waldklause, nahe den Trümmern eines Felsenklosters. Hier wird Nacht und Morgen gefeiert, und unter dem offenen Himmel von den Zinnen des Lebens hinuntergeblickt ins weite Land. — So baut schon in den Räumen und Umgrenzungen ihrer Bilder die Dichtung einen gleichen, zusammenhängenden und doch sinnwechselnden Gedankenschoß, auf dem die Atemzüge der Ruhe, wie die Regung und die Stürme der Leidenschaft, der Schwung des Strebenden, der Wandel des Spielenden, die Schritte des Müden ihren Boden und ihre Anklänge finden, der einstimmend und gegenstimmend wie ein Chor sie umgiebt, und der sich mitgipfelt, wo die Dichtung zu ihrer Höhe sich erhebt. Ein weiteres Phantasiemittel, nicht minder dem Stil historischer Malerei verwandt, ist das anschauliche Durchwalten der Hauptmotive durch alle Scenen und Situationen. Pilgerung, vermeintlich über die Erde, und doch eigentlich nach einem andern Ziel, ist das Grundmotiv des Ganzen. So ist es denn auch wieder scenenweise irgend eine Form oder Verkleidung des Pilgerns und Wallens, die als allgemeinere Bewegung die verschiedenen Richtungen der einzelnen umfaßt oder berührt. Da ist Besuch, heitere Rast und Scheiden, dann Streifzug Lustfahrt, Jagd, dann Reise, Abenteuer Verspätung, dann Rückweg, Anlangen am Ziel, immer von mehreren, immer auf mehrfache Weise. Aber niemals tritt eines der Motive bloß für sich heraus, immer deutet es auch auf ein anderes nahes und fernes, jedes spielt auf die Reise mit an, und alle lassen ein inneres durchscheinen, in welchem auch die übrigen ihnen verwandten, auch die ihnen entgegengesetzten schweben. Die gleiche Durchstimmung herrscht in den Charakteren. Sie sind nicht für sich ausmodelliert, denn sie sollen keine Porträts sein; auch ist nicht jeder, der zur Gruppe gehört, vom Kopf bis an die Zehen sichtbar; aber für das Ganze ist jeder ganz da und durch dasselbe ganz verständlich. In ihrer Zeichnung selbst wird es ungezwungen klar, wie einer des andern Ahnung oder Verzauberung, Verwandter oder Widerspiel sei. So werden die Schuldigen durch die Beleuchtung von den Unschuldigen entschuldigt, die Ernsthaften parodiert von den Lächerlichen, und die Thoren

geben Zeugnis für die Edlen, alle aber für einen Beruf, den keiner umhin kann, wie entfremdet er ihm auch scheine. — Um endlich noch eines zu nennen, worin der Stil unserer Dichtung dem malerisch-großen gleicht, so ist dies die Konzentrierung der Kraft in eine Mitte, eine Hauptgestalt und Erscheinung. Alle die Beziehungen, die sich in den andern einseitiger und leichter anrunden oder zerstreuen, fassen sich in Victors Geist, Handlung und Schicksal am reinsten und mächtigsten zusammen. Darum ist er in den Vorspielen der Dichtung nur der unerkannt — sich aber bewußt — Mitspielende, in ihrem Scheitelpunkte der Höchste in That, Glück und Unglück, tritt dann in ihrer weitern Verbreitung nicht selbst, nur in Erinnerungen und Anspielungen auf, und erscheint erst am Schluß, um wieder in verwandelter Erhebung auf dem Gipfel der Dichtung gesehen zu werden. Wie in der Landschaft der Novelle jenes Jagdgebirge der höchste Punkt des ersten Teiles, wie eben dort die Bewegung die schwunghafteste und eben dies die Stelle ist, an welcher wir den Mythus des ganzen Gedichtes: die Geschichte von der wilden Spanierin hören, so ist auf diesem Höhenpunkt Victor die oberste Gestalt, in dieser Bewegung er der bewußteste und entschlossenste, und seine That bringt diesen Mythus zu Ende. Im folgenden dann spielen nur verschiedene auf verschiedenen Wegen den Inhalt dieses Mythus in ihrer Weise und als ihre Lebenserfahrung durch; und es ist vortrefflich, wie in dieser Zerstreuungssphäre des Gedichts durch das Scheinbild auf der Reise, durch den schattenhaft vorübergeführten Lord, den stürzenden Thorenhelden Albert und durch die Parodie des Heldengedichtes in Grundlings Erzählung eben jener Mythus in seiner Vergangenheit gegenwärtig erhalten wird. Endlich als jene Wege der einzelnen ihren Extremen sich nähern und die Dichtung zur Verwandlung ihres Anfangs zurückgeht, ist es wieder ein Meistergedanke, daß Victor dieselbe Mythe, die das wirkliche Bild seines herrlichen Jugendkampfes und dann sein Unglück war, nun als leeres Ideal wiedersehen, als von ihm selbst einst gedichtetes Schauspiel zu eitler Lustbarkeit aufführen sehen, und noch außerhalb der Bühne in lügender Maske wieder erblicken muß. Und indem sofort die goldenen und die dunkeln Fäden der Geschichte rasch sich kreuzen und lösen, wird auf der Spitze, wo sie die Hauptbilder der Erfüllung versammelt, Victor vollendet als der erkannt, in

welchem der untergegangene Mythus Wahrheit und Aufgang geworden ist. — Die poetische Fülle dieses Schlusses ist in ihrer Großartigkeit noch durchsichtiger als das ihr verwandte Ende von „Ahnung und Gegenwart". Die einfach tiefe Wirkung dieser erhöhten Schlußversammlung, in der sich Tod und Auferstehung, und Lebensverbindung und Auflösung des Lebens sichtbar unterscheiden und vereinigen, läßt sich durch keine andere Bezeichnung als die Anschauung im Gedichte selbst genügend andeuten. Auf einem und demselben Gipfel wird der Müde begraben, der Leben und Poesie immer tiefer eins über dem andern verlierend sich verzehrte, werden die Glücklichen vermählt, die treu dem Glauben selbst die Irrwege des Lebens in himmlische Bestimmung verwandelt, sich ineinander und so auf Erden die Heimat finden, erscheint als Gast der Spielmann, der, weil er ganz Dichter und nur dieses ist, jenes und dies verstehend, gleichwohl ohne Heimat nur immer zwischen Himmel und Erde wandernd „suchen muß, wo der ewige Frühling sei" — und auf demselben Gipfel in der Mitte aller steht der Vollendete, der Grab und Hochzeit weihend, Leben und Gesang heiligend, sich und alles Irdische dem Himmel opfert. — Sinn und Erscheinung sind hier ganz vereinigt, und dennoch scheiden sie zugleich sich aufs klarste; denn auch für sich wieder, hier, wie durch das ganze Buch, erscheint der Sinn in unvergleichlichen Liedern wie in geöffneten Augen der beseelten Anschauung; und auch für sich sind die Erscheinungen sinnvoll, weil sie persönliche Gestalten, und ihre Schicksale nur die Erklärungen ihrer Seele sind. Die Sprache der Dichtung nicht minder, welche durchhin so einfach als reich, so verständig als blühend und reizbar ist, atmet in diesem Schlusse von der tiefsten Fülle und bricht sich mit geisterhafter Leichtigkeit. Hoch und leichthin, wie nun alles geschlichtet ist, und die einen da, die andern dorthin von den Gipfeln hinabziehen, schwebt über allen der letzte Klang:

> Wir ziehen treulich auf die Wacht,
> Wie bald kommt nicht die ew'ge Nacht
> Und löschet aus der Länder Pracht,
> Du schöne Welt, nimm dich in acht!"

Das Jahr 1837 brachte die bis dahin mannigfach zerstreuten lyrischen Poesieen Eichendorffs zum erstenmale in einer

vollständigen Sammlung (Berlin bei Dunker und Humblot), die durch eine Reihe ungedruckter älterer und neuer Gedichte vermehrt, seitdem in wiederholten Auflagen die weiteste Verbreitung gefunden hat. Diese Liedersammlung, seinem Bruder Wilhelm „zur Erinnerung an gute und schlimme Tage“ gewidmet, legt recht eigentlich des Dichters ganze Persönlichkeit offen, seinen innern und äußern Lebensgang: „Die Jugendentwicklung seiner Poesie, sein Anteil an den sittlichen Bewegungen und an der Geschichte des Vaterlandes, die gesellige Verknüpfung mit der friedlichen Gegenwart treten aus einfachen und blühenden Gesängen zu einem Lebensbilde zusammen, welches die Zeitgeschichte im Spiegel eines gesunden und liebenswürdigen Gemütes erkennen läßt. Die Zeugnisse dieses weiteren Zusammenhanges verschlingen sich mit den Ausdrücken der engeren Lebensgeschichte, in welcher auf die sehnsüchtige Reizbarkeit der Jugend ihre genußreiche kräftige Blüte, die Feier der Liebe und Treue und die immer sich erneuernde Innigkeit folgt, die am häuslichen Herde wie am Altare der Andacht ihre Freudeblumen und ihre Totenkränze darbringt. Und durch diese wechselnden Bilder und Farben allgemeiner und individueller Erfahrung fließt als ein reiner Strom die Dichterseele selbst in ihrer Ursprünglichkeit und fühlbaren Stetigkeit hin. Eine sinnvolle Einheit mit der lebendigen Natur bildet ihren Grund, herzhafter Mut und Güte ihre Bewegung, Befriedigung im rein Wirklichen giebt ihr den Wohllaut, und das verzichtende Hinopfern dieser Befriedigung die religiöse Tiefe. — Es sind sieben Abteilungen, welche diese Gedichtsammlung umfaßt. Jede macht einen Cyklus in sich und jeder Kreis setzt sich im andern fort. Derselbe Verlauf der Seelengeschichte: ihr schöpferisches Ausbrechen, ihre Scheidung, ihre Rückkehr ist die innere Ordnung, die jeden Cyklus rundet und in jedem dieselbe Welt des Dichters nur in einem andern Durchschnitt zeigt. Die Wanderlieder, indem sie in einer bunten Folge von Gestalten und Stimmungen die natürliche Symbolik des Ganzen entwickeln, gleichen den Festtagen und Stationen einer Wallfahrt, deren gedrängte Jubeltöne und Seufzer, mannigfaltige Genüsse und Bußgebete auch ein verjüngtes Bild des ganzen Lebens darstellen. Das Sängerleben geht diesen Weg von Lust zu Besinnung und von dieser zur Offenbarung in den Gleisen eines individuellen Berufes durch. Die Lieder dieses Kranzes wiegen

sich bald scherzend, bald wehmütig zwischen den Gegensätzen der poetischen und der weltlichen Bestimmung. Das Schlußgedicht verteidigt mit tyrtäischer Energie die höhere Einheit beider Bestimmungen, der poetischen und der weltlichen. In den Zeitliedern ist die letztere, in Frühling und Liebe die poetische, jede in ihrer individuellen Gestalt, was den Wert und Inhalt macht. Gleichwie im Sängerleben die angeborene Dichterlust durch Prosa, durch spielende Zeitpoesie, durch Bedürfnis und Amt sich durchsetzt, so kämpft in den Zeitliedern das Vertrauen auf den Wert der heimischen Welt, stark durch Jugendmut und Freunde, gegen die Erniedrigung des Vaterlandes, kämpft mit Ahnung, mit Klage und Gebet gegen Gewalt und Trägheit, singt in Begleitung der That seine Kriegslieder und feiert bescheiden den Sieg. Dann verschönert es die Geselligkeit des Friedens. Den Schluß macht aber auch hier das Bekenntnis der höheren Bestimmung, in der die Rechte der Zeit ihr Ende finden. Und so geht der poetische Beruf, der in Frühling und Liebe sein blühendes klingendes Reich ausbreitet, auch am Abend mit Blüten und Farben wieder in das reine Geständnis seiner Vergänglichkeit. Es folgen die Totenopfer. Hier ist es vom Anfang und ist im eigensten Selbst, im Schmerz um das Liebste, daß diese Erfahrung gemacht wird. Es sind die natürlichsten und reinsten Gefühle, in deren Brechung die Gegenwart einer heiligen Macht bis in die zartesten Nerven des Herzens fühlbar wird. Die geistlichen Gedichte widmen sich dieser heiligen Macht. Natur und Liebe, Weltkampf und Dichtung verklären sich in den Pfingstgeist und Ostermorgen des Glaubens. Den Beschluß machen die Romanzen. Jener Anschauungsgrund und die besonderen Bilder, welche in den Liederkränzen mehr das Innere ausmachen, das in der Entwicklung der Empfindung und Betrachtung zum Vorschein kommt, treten hier umgekehrt in Darstellung und Gestalt voraus und haben Empfindung und Betrachtung zu ihrem Innern. Wie aber die Bildung der Lieder sich von selbst einer Geschlossenheit unmittelbarer Gestalt nähert und häufig mit der Vollendung der Empfindung ganz zur bildlichen Geschichte und erfüllten Erscheinung sich rundet, so lösen hinwieder die Romanzen durch den symbolischen Geist ihrer Bildlichkeit von selbst die Grenzen dieser letzteren ins Empfinden idealer Persönlichkeit und freie Betrachtung

auf. Es ist eine und dieselbe Phantasie, die im Äußerlichsten das Allgemeinste und im Gedanken selbst ein erscheinendes Angesicht findet. Die Ideeen daher, welche die Harmonie in den Tönen der Wanderlieder, das Entfaltungsgesetz im Sängerleben und die Führung bilden, wie die Zeitlieder sie spiegeln, — die Ideeen, die durch Frühling und Liebe schöpferisch walten, und in den Totenopfern den Schmerz, in den geistlichen Gedichten das Dasein und die Seele in sich saugen, sind auch die lebendigen Geister im Bilderspiel und den wechselnden Einkleidungen der Romanzen. Nur daß in der einzelnen Romanze Mittelpunkt und Peripherie, Erzeugung und Auflösung noch enger und rascher zusammengehen, als in den Gruppen jener cyklischen Lieder. Was hier stets dem Märchen der Romanze Wärme und Kraft giebt, ist wiederum, daß es doch im Grunde die innerste Erfahrung des Dichters ist; darum finden wir in diesen Romanzen die Momente und Symbole jener in die Phantasie aufgenommenen Lebens- und Zeitkreise in neuen und selbständigen Formen wieder. So erklären und vollenden alle Teile der Sammlung sich wechselseitig. Ein Charakter, eine Originalität erfüllt organisch das Gemüt des Lesers. Dies ist ein seltener Genuß." — „Gleichwie es den größeren Dichtungen Eichendorffs zu statten kommt, daß ihre epischen Züge in einer Einfachheit und Klarheit gefaßt sind, die sich in der Entwicklung von selbst zu einem lyrischen Schwunge hebt, so kommt es umgekehrt seinen Liedern zu statten, daß ein einfaches und gewissermaßen volksmäßiges Epos überall in ihrer Bewegung mitspielt und den Tönen Grund und Fülle giebt .... Hier ist alles Stimmung, Anschauung, und in der anspruchslosesten Bewegung der volle Klang der Seele. Es ist nirgends der künstlich qualifizierte Geist, es ist immer die ganze, aus der Natur sich selbst entgegenkommende Seele, die in seinen Liedern sich befreit. Kaum ein paar seiner Gedichte sind mehr direkte Erklärungen einer Richtung und Meinung, kein einziges fällt in die Kategorie jener peinlichen Charakter- oder Situationsbeschreibungen, alle sind ungesuchter Aushauch einer sich unmittelbar gewordenen Gemütlichkeit. Absichtslos hat daher dieser Dichter in seinen Liedern und Romanzen die ewige Geschichte der Seele in ihren wesentlichen Momenten und zwar in Zügen ausgeprägt, die gleich sehr von der idealsten Wahrheit wie von der individuellsten Natürlichkeit sind ... Aber dieselbe Innigkeit, die dem

Dichter die tiefsten Züge der Seele und ihre leichtesten Flügelschläge stets in natürliche Anschauung verwandelte, ließ ihn auch die Verwirrungen, welchen ihre Tiefe sie aussetzt, erkennen, ließ die Entstellungen, worin ihre eigenen Gedanken, von Schuld und Entartung zerstreut, in die Irre gehen, ihm ganz objektiv werden. Die Macht des Zaubers, die Blendung hat der Dichter vielfach durch seine Novellen hin und in einzelnen Liedern und Romanzen unmittelbar zu machen gewußt. Man vernimmt in Sprache und Klang dieses Locken, Blitzen, Sinken, mit dem durchrauschenden Strom geheimnisvoller Wehmut. Einen Anstrich von solchem Zauber hat in seinen Gedichten jedes Leid und jede Lust, jeder Mut, Liebe, Erinnerung. Den glühenden Atem der Sehnsucht, die reine Süßigkeit der Klage, das Insichbrechen tiefer Trauer mag schwerlich ein anderer Dichter so zu fühlen geben. Wenn ihm aber hier die Natur unwiderstehlich linden Wohllaut eingiebt, so ist ihm auf der andern Seite nicht minder eine spannende Kraft des tiefsten Ernstes eigen, wie sie in einigen kurzen mächtigen Kriegsliedern und kernhaften geistlichen Gesängen unverkennbar ist. Die Energie der Anschauung steigert sich bei ihm auch auf dieser Seite zur Romanze und zu positiven Bildern ... Viel noch wäre zu sagen über das Eigentümliche und doch echt Deutsche, so Heimatliche im Gesang unseres Dichters. Schon am Äußern der Form fühlt sich diese Heimatlichkeit. Wie sind alle seine Lieder so sangbar! Gleich im Lesen glaubt man sie mehrstimmig singen zu hören ... Wahrlich, sie wirken in jeder empfänglichen Brust das Zeugnis, daß in der Fülle des Liedes Eichendorff unter keinem deutschen Sänger stehe, und nur sehr wenige neben ihm stehen."

Welch einen wesentlichen und erklärenden Bestandteil in Eichendorffs größeren Dichtungen gerade die Lieder bilden, ist schon öfter bemerkt worden, sie sind wie der Ausblick des Auges, in dessen beseelte Tiefe der Dichter uns plötzlich schauen läßt. „Ihr Licht entzündet sich an der einzelnen Stelle, giebt ihr schnell Klarheit und Ton und führt immer zurück in das Innere des Ganzen. Entferntere Beziehungen leicht vergegenwärtigend, Motive wirksam öffnend und äußere Verhältnisse innig vertiefend, sind diese Lieder dort Stimmen der Ahnung, der Erinnerung, der Weissagung, in welchen durch die Gemütsbewegung der

Singenden der Geist durchspricht, der an ihrer Wiege stand, ihren Morgen zum Mittag, ihren Tag zum Abend leitet."

Über den Wert von Eichendorffs Liedern, die selbst in Musik und Rhythmus der Sprache kaum ihresgleichen haben, herrscht wohl in der That gegenwärtig nur noch eine Stimme, sie zumeist haben unseren Dichter zu einem Liebling unserer Nation gemacht, und in ihrem Munde werden sie noch lange fortklingen.

Für musikalische Komposition sind die Lieder in ihrer Sangbarkeit eine wahre Fundgrube geworden; von C. M. v. Weber, Bernhard Klein und F. Mendelssohn bis auf die neueste Zeit haben die Komponisten sie mit Vorliebe gewählt, so daß sie fast sämtlich schon in Musik gesetzt worden, viele wiederholt, und in musikalischer Verbreitung ihnen vielleicht nur die Goetheschen Lieder noch vorgehen. Auch die zeichnende Kunst hat sich ihrer vielfach bemächtigt, namentlich haben Künstler der Düsseldorfer Schule eine große Zahl der Lieder mit trefflichen Illustrationen versehen. Und selbst in fremde Sprachen sind sie zum Teil schon übergegangen. Xavier Marmier, Eugen Borel, Maurice Bourges haben eine Auswahl derselben in die französische, Alfred Baskerville mit besonderm Glück in die englische Sprache übertragen; von dem Schweizer August Corrodi sind einige der volkstümlicheren Lieder sogar in die allemannische Mundart übersetzt, in deren naivem Gewande sie den Leser gar seltsam treuherzig anschauen.

In der besprochenen Sammlung befindet sich auch die bekannte Liedergruppe: „Auf den Tod meines Kindes", die einem für den Dichter schmerzlichen Ereignisse ihre Entstehung verdankt, dem 1832 erfolgten Tode seines jüngsten Töchterchens, eines anmutigen, hoffnungsvollen Kindes, welchem ein anderes Kind des Dichters schon früher im Tode vorangegangen war. Nie hat sich die Trauer und Ergebung eines christlichen Vaters in schöneren Worten ausgesprochen, als in diesen einfachen rührenden Liedern.

Neben den genannten Schriften und fortlaufenden lyrischen Produktionen, die zum Teil in dem von Chamisso und Schwab redigierten deutschen Musenalmanach (Jahrgang 1833—1838) erschienen, veröffentlichte Eichendorff während des berliner Aufenthalts noch mehr kleinere Novellen. Zunächst (Brockhaus Urania 1837) „Das Schloß Dürande", ein wahres Meisterstück der

Erzählung. Energische drastische Kraft der Darstellung verbindet sich hier mit aller Süße des Gefühls; die Charaktere sind großartig und mit psychologischer Schärfe gezeichnet, die Handlung bewegt und tragisch zum Schluß drängend. Mit atemloser Spannung folgt man der Entwickelung, die den Strom der französischen Revolution auch in das stille Thal der Provence leitet und den blutigen Untergang der Dürandes herbeiführt, und doch fühlt man sich in dem grandiosen Schlusse durchaus versöhnt und beruhigt. Eichendorff selbst zählte die Novelle zu seinen besten Sachen. Ebenfalls in Frankreich, ein Menschenalter früher, spielt die zweite Erzählung: „Die Entführung“ (Urania 1839), eine Studie des Märchen- und Liebeszaubers einer Sommernacht, wie man sie mit Recht genannt hat, eine Idealisation jener eingeborenen Lebens- und Liebeslust der jungen Menschenseele, ahnungsvoll an uns vorübergleitend. — Die humoristische Novelle: „Die Glücksritter“ (Rheinisches Jahrbuch für Kunst und Poesie, 1841) versetzt uns in das wilde abenteuerliche Leben am Schlusse des dreißigjährigen Krieges. In ergötzlichen Gestalten und buntwechselnden, lose verknüpften Scenen wird es uns vorgeführt, die Farben sind überall satt und voll, die Ausführung vielleicht oft zu willkürlich und phantastisch. Daß es auch hier an Momenten von unvergleichlicher Schönheit nicht fehlt, versteht sich bei Eichendorff von selbst.

Im Nachlaß des Dichters hat sich aus jener Zeit noch eine weitere Novelle: „Eine Meerfahrt“ überschrieben, vorgefunden, welche die märchenhafte Entdeckungsreise einer valencianischen Schiffsgesellschaft erzählt. Nach den schriftlichen Bemerkungen auf dem Manuskripte hatte Eichendorff die Absicht, die Erzählung noch einmal gänzlich umzuarbeiten, und in der That enthält sie noch mancherlei unvermittelte Über- und Ausgänge, zugleich aber auch wieder soviel wahre echte Poesie, daß ihre Veröffentlichung in der gegenwärtigen Sammlung von Eichendorffs Schriften den Freunden des Dichters nicht unerwünscht sein wird.

Im Jahre 1841 erschien gleichzeitig mit einer neuen Auflage der „Gedichte“ und des „Taugenichts“ die erste Gesamtausgabe von Eichendorffs poetischen Werken, mit dem Bildnis des Dichters von E. Eichens, der aber einige dramatische Schriften fehlten. Sie war wie auch die neuen Auflagen der Gedichte dem

Könige Friedrich Wilhelm IV. gewidmet, der den Autor namentlich in früheren Jahren vielfach ausgezeichnet, ihn in den Kreis seines näheren Umgangs gezogen und an seinen Schöpfungen einen geistreichen Anteil genommen hatte.

Seit 1836 hatte Eichendorff sich mit besonderer Vorliebe dem Studium der älteren spanischen Litteratur zugewendet, wobei ihn sein Freund Dr. Julius in Hamburg mit seinen ausgebreiteten Kenntnissen auf diesem Gebiete trefflich unterstützte; ein Studium, das er seitdem bis an sein Lebensende mit fast steigendem Interesse fortsetzte. In dieser Beziehung ganz Autodidakt, hatte er sich die Kenntnis der spanischen Sprache erst im späteren Alter angeeignet, darin aber bald die größte Gewandtheit erlangt. Seine nach und nach angesammelte spanische Bibliothek enthielt viele höchst wertvolle Antiquitäten und übertraf hierin sogar seine reiche Sammlung deutscher Druckwerke. Calderons Autos sakramentales, sein Lieblingswerk, besaß er in den beiden ältesten Ausgaben, auch in der noch von Calderon selbst begonnenen Ausgabe von 1677, die bekanntlich zu den größten bibliographischen Seltenheiten gehört.

Die erste Frucht dieser Beschäftigungen war nächst mancherlei Übertragungen lyrischer Erzeugnisse, die später Eichendorffs Gedichten als Anhang beigefügt worden sind, eine Übersetzung von Don Juan Manuels frischem und schmuckem Büchlein: „Der Graf Lucanor“, einem fürstlichen Sittenspiegel aus der Mitte des 14. Jahrhunderts und zugleich dem ältesten Denkmal kastilianischer Sprache, das wir besitzen. Eichendorff hat das Verdienst, dem merkwürdigen längst vergessenen Buche wieder die gebührende Teilnahme zugewendet und dasselbe zuerst in Deutschland eingeführt zu haben. Selbst in Spanien war die letzte Ausgabe davon bereits 1642 erschienen, bis endlich A. Keller in seiner bibliotoca castellana (Stuttgart 1839) einen Wiederabdruck besorgte. — Die Geschichte Spaniens zeigt uns zwar den tapferen glänzend begabten Infanten Juan Manuel, den Enkel des heiligen Ferdinand und Neffen Alfons des Weisen nicht immer von der Seite, wie er in diesem Buche erscheint, sondern oft arglistig, gewaltthätig, in Empörung gegen seinen König und Lehnsherrn; wir haben es hier aber auch nicht mit der historischen Person des fürstlichen Autors, sondern mit dem Geiste zu thun, der aus den naiven kernigen Erzählungen dieses

moralisch-politischen Sittenspiegels uns so erquicklich entgegentritt. Und in diesem Sinne bemerkt Eichendorff im Vorwort der Übersetzung, nachdem er die bewegten äußeren Schicksale des Verfassers kurz berührt, mit vollem Recht: „Der Reichtum eines so großartigen Lebens spiegelt sich denn auch überall in den nachfolgenden Geschichten, die uns überdies unmittelbarer als viele Historienbücher in die innerste Sinnesweise jener wunderbaren Zeit einführen. Manches darin mag uns noch unbeholfen, vieles aus der großen Ferne der Zeiten fremd und wunderlich erscheinen; aber ein tüchtiger Verstand, Ehre, echte Ritterlichkeit und Andacht gehen wie ein erfrischender Waldhauch durch das ganze Buch." Den Leser wird es überraschen, manches wohlbekannte Geschichtchen, unter anderen auch die von Shakspeare behandelte „Zähmung der Widerspenstigen", schon in diesem alten Buche zu finden, was, da der Spanier die vorgetragenen Geschichten nicht alle selbst ersonnen, auf noch ältere, offenbar morgenländische Quellen zurückweist. — In der vortrefflichen Übersetzung, die sich höchst anmutig liest, ist der Ton des Originals überall sorgfältig und mit Glück festgehalten, obgleich das veraltete Idiom mit seinem merkwürdig unentwickelten Satzbau Schwierigkeiten bot, welche nur die des Originals Kundigen richtig zu würdigen verstehen. — Die interessante Gabe erfreute sich eines so allgemeinen Beifalls, daß der ersten Ausgabe der Übersetzung (Berlin bei M. Simon 1840) schon im Jahre 1843 eine zweite mit Zeichnungen von Th. Hosemann ausgestattete folgen konnte.

Bei aller Anerkennung, die unser Dichter bereits damals gefunden, fehlte es übrigens auch nicht an mancherlei feindlichen Stimmen. Nachdem insbesondere das einseitige leidenschaftliche „Manifest der Philosophie gegen die Romantik" von Echtermeier und Ruge die Parole und nötigen Schlagwörter ausgeteilt, wurde gerade Eichendorff als der letzte lebendige Repräsentant der verfehmten Richtung dazu ausersehen, die Zielscheibe der konsequent wiederkehrenden Angriffe zu sein. Aber schon die Urheber des Manifestes selbst sahen sich genötigt, den Dichter gegen solche Unbill und tendenziöse Verkennung einigermaßen in Schutz zu nehmen; mehrere Artikel in den weiland Halleschen Jahrbüchern für deutsche Wissenschaft und Kunst waren in diesem Sinne geschrieben. Nachdem sie sich dagegen verwahrt, wie es gar nicht

darauf abgesehen gewesen, ikonoklastisch zu zerstören, was einer früheren Richtung der Litteratur Berechtigtes und Wahres zu Grunde gelegen, was an echter Poesie sich aus ihr entwickelt habe, stellen sie Eichendorff schließlich das Zeugnis aus, daß er konsequent und unbeirrt mitten im Kampf des Tages seine Waffen: die rein und klangvoll tönende Rede, die Schneide des Wortes sich hell und blank erhalten und ein Romantiker geblieben sei vom Wirbel bis zur Zehe. „Durch diese Treue, durch dies sichere Fortschreiten auf einer Bahn ohne alles Abschweifen und Experimentieren nach anderen Richtungen hin, durch die weise Kunst des sich selbst Beschränkens ist Eichendorff ein großer Dichter geworden. Eine ungestörte Entwickelung hat ihn zu einem entschieden ausgemünzten Gepräge, zu einem im ganzen und vollen gebildeten markierten Charakter gefördert, was seine Erscheinung immer wohlthuend, befriedigend und liebenswürdig macht." Der Echtermeiersche Musenalmanach für 1841 brachte sogar Eichendorffs Bildnis und einige noch ungedruckte Gedichte desselben.

Im Jahre 1840 war bekanntlich Altenstein gestorben, dessen schriftlichen Nachlaß Eichendorff im Auftrage des Königs geordnet hatte, und bald darauf Eichhorn an die Spitze des Kultusministerii berufen worden. Dieser Personenwechsel wurde für unsern Dichter kein angenehmer. In so hohem Grade er Altensteins Zuneigung besessen, so wenig war dies bei dem Nachfolger der Fall, in welchem übrigens der Beamte offenbar den Staatsmann überwog, und dem es an der freien großartigen Auffassung gebrach, wie sie für solche Stellung erforderlich. Eichendorff und Eichhorn wußten sich von vornherein kein Vertrauen abzugewinnen, das Verhältnis wurde kälter, als der Minister das Ansinnen stellte, Eichendorff möge die Angriffe, welche das preußische Gouvernement in Bezug auf seine Behandlung der kirchlichen Angelegenheiten durch die Tagespresse erfuhr, in geeigneter Weise auf demselben Wege widerlegen, Eichendorff aber sich dessen weigerte, weil er zu solcher Art litterarischer Thätigkeit durchaus keinen Beruf fühlte. Die Spannung, durch allerlei Zwischenfälle genährt, machte die gegenseitige persönliche wie amtliche Stellung immer verdrießlicher. Eichendorff glaubte sich bei verschiedenen Gelegenheiten mit Recht über unverdiente Zurücksetzungen beklagen zu müssen, und das Zerwürfnis erreichte zuletzt einen so hohen

Grad, daß Eichendorff sich entschloß, seine Entlassung aus dem Staatsdienst nachzusuchen, überzeugt, eine erfolgreiche amtliche Wirksamkeit sei für ihn unter den gegebenen Verhältnissen nicht mehr möglich. Dem Minister hatte er in gerechtem Unmut bemerkt, wie er nach solchen Erfahrungen sich längst alles Ehrgeizes begeben gelernt, allein zwischen diesem und der Ehre sei eine scharfe Linie, die er nicht verlassen werde.

Die Entlassung erfolgte indessen nicht sogleich, vielmehr erhielt Eichendorff auf den Wunsch Schöns im Jahre 1843 von seiten des Königs den Auftrag, eine Geschichte der Wiederherstellung des Schlosses Marienburg zu schreiben, zu welchem Zweck er sich mit längerm Urlaub in die Provinz Preußen begab. Er verweilte hier einige Zeit in Marienburg selbst, um das dortige Schloßarchiv für seine Arbeit zu benutzen, ging sodann nach Königsberg, wo er sich mit Schön und Joh. Voigt besprach und nahm zur Vollendung seiner Schrift schließlich einen längeren Aufenthalt in Danzig, dessen Wahl teils durch die Nähe Marienburgs, teils durch den Umstand bedingt worden war, daß daselbst zwei seiner Kinder lebten. Die Schrift, während des Sommers 1843 vollendet, ist mit einem Grundriß der alten Marienburg von A. Gersdorf unter dem Titel: „Die Wiederherstellung des Schlosses der deutschen Ordensritter zu Marienburg“ 1844 in Königsberg erschienen. Die geistvolle, mit Liebe und Sachkenntnis verfaßte Monographie schildert in vier Abschnitten (Größe, Schuld und Buße. — Die polnische Wirtschaft. — Die Zopfzeit. — Die Wiederherstellung) die Geschicke des Schlosses, welche mit denen des Ordens so eng verbunden waren, in der neuesten Wiederherstellung zugleich einen Moment der Kulturgeschichte Preußens feiernd. Die Darstellung ist durchweg höchst lebendig und von fast novellistischer Kunst. Von ganz besonderem Interesse, weil uns am nächsten liegend, ist der Abschnitt über die Wiederherstellung, bei welcher der Verfasser selbst den thätigsten Anteil genommen, und die ein rühmliches Zeugnis von der nationalen Begeisterung des Landes ablegt; kaum der zehnte Teil dessen, was die Herstellung gekostet, ist aus anderen als den freiwilligen Beiträgen der Provinz hergenommen worden.

Unmittelbar nach Abschluß dieser Arbeit kam Eichendorff wiederholt um seine Entlassung aus dem Staatsdienst ein, die

ihm denn endlich auch mittelst königlicher Ordre vom 30. Juni 1844 bewilligt wurde. Der Rücktritt aus dem amtlichen Leben ist für den Dichter insofern von den glücklichsten Folgen gewesen, als er fortan seinen wissenschaftlichen Neigungen ungestört die volle Kraft und Muße zuwenden konnte, und auch seine körperliche Gesundheit, die während einer 33jährigen angestrengten Dienstthätigkeit erheblich gelitten hatte, sichtlich wieder erstarkte. Wie die späteren Lebensjahre Eichendorffs noch ungewöhnlich reich an mannigfachen Werken des Geistes waren, so blieb er auch in seltener Rüstigkeit selbst von kleineren Übelbefinden bis an sein Lebensende seitdem völlig unberührt. Schön, der inzwischen ebenfalls den Staatsdienst verlassen, schrieb dem Freunde damals aus Königsberg: „Lebten Sie doch jetzt hier! Gerade nun wir beide nichts Offizielles mehr an uns haben, denke ich, müssen wir uns noch interessanter sein. Im öffentlichen Leben geht die Gedankenlosigkeit more solito fort; ich schicke mich gleich Ihnen an, hier mit unpolitischen Menschen zu leben, denn die politischen sind entweder verbissen oder miserabel. Gott mit Ihnen!" —

7.

Die Jahre des Alters.

(1845—1855.)

Die Annehmlichkeit des Zusammenlebens mit seinen Kindern bewog Eichendorff, länger, als er ursprünglich beabsichtigt hatte, in Danzig zu verweilen, nachdem ihm inzwischen auch seine Gattin dahin nachgefolgt war. Ganz auf den Familienkreis sich beschränkend, sehen wir den Dichter in nächster Zeit nur diesem und seiner schriftstellerischen Thätigkeit leben. Vornehmlich war es die spanische Litteratur, die ihn jetzt in Anspruch nahm, sowie die Ausführung eines lange gehegten Gedankens, Calderons geistliche Schauspiele (autos sacramentales) durch eine würdige Übersetzung dem deutschen Publikum zugänglich zu machen. Fortdauernd damit beschäftigt hatte, er schon im Jahre 1845 die Übertragung von fünf dieser Festspiele vollendet: Das große Welttheater — Gift und Gegengift — König Ferdinand der Heilige — Das Schiff des Kaufmanns — Balthasars Nachtmahl —, die in einem Bande vereinigt 1846 im J. G. Cottaschen Verlage erschienen sind. Ein zweiter Teil (1853 in demselben Verlage) fügte diesen noch sechs andere Autos hinzu: Der göttliche Orpheus — Der Maler seiner Schande — Die eherne Schlange — Amor und Psyche — Der Waldesdemut Krone — Der Sünde Zauberei —; außerdem hat sich in dem Nachlaß des Dichters noch „Der Ehezwist“ druckfertig vorgefunden, so daß die Eichendorffsche Übersetzung gegenwärtig zwölf geistliche Schauspiele von Calderon umfaßt.

Die autos sacramentales, schon seit dem 12. und 13. Jahrhundert eine Lieblingsunterhaltung des spanischen Volkes, waren

bekanntlich dramatische Darstellungen zur Feier des Fronleichnams=festes, während der Oktave dieses Festes auf einer eigens dazu hergerichteten Straßenbühne mit vieler Pracht öffentlich aufgeführt. Ihren Inhalt bildete wie das Fronleichnamsfest selbst die Verherrlichung der Eucharistie, dieses tiefsten und centralsten Geheimnisses der göttlichen Liebe. Durch Calderon hatte diese Gattung von Dramen ihre höchste Vollendung und kunstvollste Ausbildung erhalten; er selbst erblickte gleich den Zeitgenossen in seinen Autos, deren er 73 hinterlassen, die herrlichsten Blüten seines Dichtergenius und auch die späteren Zeiten haben diesem Urteile beipflichten müssen. Einer der geistvollsten Kenner der spanischen Litteratur, Adolf Friedrich von Schack, sagt in seiner meisterhaften „Geschichte der dramatischen Litteratur und Kunst in Spanien" (Berlin 1846) über jene Dramen unter anderm folgendes: „Wer zuerst in den Zauberkreis dieser Dichtungen eintritt, der fühlt sich von einem fremden Geiste angeweht und erblickt einen andern Himmel, der sich über eine andere Welt ausspannt. Es ist als ob dämonische Mächte uns in finsterm Sturme davontrügen, schwindelerregende Tiefen des Denkens thun sich auf, wunderbar rätselhafte Gestalten entsteigen der Finsternis und die dunkelrote Flamme der Mystik leuchtet in den geheimnisvollen Born hinein, aus dem alle Dinge entspringen. Aber die Nebel zerteilen sich und man sieht sich über die Schranken des Irdischen hinaus, jenseits von Raum und Zeit, in das Reich des Unermeßlichen und Ewigen gerissen. Hier verstummen alle Mißtöne, bis hierher steigen die Stimmen der Menschenwelt nur wie feierliche Hymnen, von Orgelklängen getragen, empor. Ein riesiger Dom von geistiger Architektur nimmt uns auf, in dessen ehrfurchtgebietenden Hallen kein profaner Ton laut zu werden wagt; auf dem Altare thront, von magischem Licht umflossen, das Mysterium der Dreieinigkeit; ein Strahlenglanz, wie ihn irdische Sinne kaum zu ertragen vermögen, dringt hervor und umleuchtet die gewaltigen Säulenhallen mit einer wunderbaren Glorie. Hier sind alle Wesen in die Anschauung des Ewigen versenkt und blicken staunend in die unergründlichen Tiefen der göttlichen Liebe. Die ganze Schöpfung stimmt in einen Jubelchor zur Verherrlichung des Urquells alles Lebens zusammen; selbst das Wesenlose redet und empfindet, das Tote gewinnt Sprache und den lebendigen Ausdruck des Gedankens, die Gestirne und Elemente, die Steine und

Pflanzen zeigen Seele und Selbstbewußtsein; die verborgensten Gedanken und Gefühle des Menschen springen ans Licht, Himmel und Erde strahlen in symbolischer Verklärung. Auch abgesehen von dem tiefen inneren Gehalt dieser Dichtungen muß der Glanz in der Ausführung des einzelnen entzücken. Vielleicht in keinem ihrer anderen Werke haben die spanischen Dichter den poetischen Reichtum, über den sie wie sonst niemand zu gebieten hatten, so konzentriert wie hier. Es ist ein Farbenschmelz, ein Blütenduft und ein Zauber des entzückendsten Wohllauts, der alle Sinne berauscht." — Und speziell die Calderonschen Autos charakterisiert derselbe Verfasser also: „Die Nachwelt kann nicht umhin, die Bewunderung des 17. Jahrhunderts für diese Dichtungen zu teilen, sobald sie nur Selbstverleugnung genug besitzt, um sich aus dem so ganz verschiedenen Ideenkreise des Tages in die Weltanschauung und die Vorstellungsweisen zu versetzen, aus denen die ganze Gattung von Dramen hervorgegangen ist. Der, welcher sich auf diese Art in den Geist eines vergangenen Jahrhunderts zu vertiefen vermag, wird die Wundergebilde von Calderons Autos etwa mit denselben Empfindungen vor sich aufsteigen sehen, mit denen ein Seher, das Auge mit weittragendem Rohre bewaffnet, ferne Himmelsräume durchfliegt, in denen sich die Milchstraßen zu Sonnen zerteilen und aus der dämmernden Tiefe des Alls neue Welten von ungeahntem Glanze emportauchen. Oder wählen wir ein anderes Gleichnis, so mag ihm zu Sinne werden wie dem Seefahrer, wenn er die weite Wasserwüste durchschritten und nun ein neues Erdreich betritt, das ihn mit unbekannten und wunderbaren Gestalten umgiebt, in dem Brausen seiner Riesenwälder und Ströme mit geheimnisvollen Klängen zu ihm redet, und wo in einer andern Natur andere Gattungen von Wesen ihn mit fremden Blicken anschauen. In der That, wie ein solches Reich der Wunder umfangen uns diese Dichtungen. Ein Tempel thut sich vor uns auf, in dessen Bau wie in dem Grabestempel des Titurel sich das ewige Wort sinnbildlich gestaltet hat. Beim Eintritt weht es uns entgegen wie ein Geisterhauch der Ewigkeit, und eine heilige Morgenröte wie vom Glanz der Gottheit wallt durch den hehren Raum. Im Mittelpunkte ragt als Centrum alles Seins und aller Geschichte das Kreuz, an dem sich der unendliche Geist selbst in unendlicher Huld für die Menschheit geopfert hat. Am Fuße des hohen Symboles aber steht der Dichter als

Hierophant und Prophet und deutet die Bilder an den Wänden und die stumme Rede der Ranken und Blüten, die sich an den Säulen emporschlängeln, und die Töne, die klangreich vom Gewölbe herniederrinnen."

Auch Eichendorff hat in seiner „Geschichte des Drama" dieses begeisterte Lob der Calderonschen Autos durchaus geteilt, deren Ideenkreise er als Dichter und Katholik um soviel näher stand. Er sieht in ihnen recht eigentlich und vorzugsweise eine Poesie des Unsichtbaren. „Vorzugsweise, denn im Grunde geht alle Poesie auf nichts Geringeres, als auf das Ewige, das Unvergängliche und absolut Schöne, das wir hienieden beständig ersehnen und nirgends erblicken. Dieses aber ist an sich undarstellbar und kann nur sinnbildlich in irdischer Verhüllung und durch diese gleichsam hindurchschimmernd zur Erscheinung gebracht werden. Alle echte Poesie ist daher schon ihrer Natur nach eigentlich symbolisch oder mit andern Worten eine Allegorie im weitesten Sinne. Es kommt dabei nur auf die künstlerische Vermittelung, d. h. darauf an, daß das Ewige nicht als metaphysisches Abstraktum, das verhüllende Irdische nicht als bloße tote Formel dafür erscheine, sondern daß beide einander innig durchdringen und also die Allegorie lebendig wird, — die poetischen Gestalten nicht bloß bedeuten, sondern wirkliche individuelle leibhaftige Personen sind. Und eben dieses Außerordentliche ist hier dem bewunderungswürdigen Genie dieses Dichters fast überall vollkommen gelungen. Indem das Göttliche menschlich, das Irdische aber, die ganze Natur, gottestrunken in Stern und Baum und Blumen mitredend, zum Symbol des Übersinnlichen wird, spielt das Ganze in einer Höhe, wo das Diesseits und Jenseits wunderbar ineinander klingen, und Zeit und Raum und alle Gegensätze in dem Geheimnis der ewigen Liebe verschwinden."

Die Autos waren in Deutschland bis dahin so gut wie ganz unbekannt gewesen, selbst gründlichere Kenner der spanischen Litteratur hatten von denselben kaum das eine oder andere im Original gelesen, was bei der großen Seltenheit der Druckausgaben auch leicht erklärlich. Übersetzungen waren gar nicht vorhanden, bis auf die von Diepenbrock in seinem „geistlichen Blumenstrauß" (1829) veröffentlichte Übertragung des Festspiels: „Das Leben ein Traum." Um so verdienstlicher ist daher das Unternehmen Eichendorffs, den herrlichen Schatz aus

langer Verborgenheit wieder zu Tage gefördert und durch seine Kunst auch in Deutschland allgemein zugänglich gemacht zu haben. Die Übersetzung, so große Schwierigkeiten sie nicht nur in Verständnis, Metrum und Reim, sondern auch in dem Mangel eines kritisch gesichteten Originaltextes zu überwinden hatte, ist anerkannt eine durchweg meisterhafte, und ist für Calderon das geworden, was die Schlegelsche Übersetzung für Shakespeare geleistet. Dem Original sich überall möglichst treu anschließend, giebt sie dessen volle Schönheit ungeschwächt wieder, und fließt in einer Pracht und Musik der Sprache, wie sie selten zu finden, so leicht und ungezwungen dahin, daß man eher glaubt, eine ursprüngliche Dichtung als eine Übersetzung vor sich zu haben; es ist gleichsam eine Wiedergeburt Calderons im deutschen Gewande, wie sie eben nur einem Dichter möglich war. Die Übersetzung hatte denn auch gleich bei dem ersten Erscheinen die lebhafteste Teilnahme und einen wider Erwarten großen Leserkreis gefunden; ja einzelne der übersetzten Festspiele sind seitdem sogar, ganz ihrer ursprünglichen Bestimmung gemäß, in klösterlichen Erziehungsanstalten Deutschlands hie und da wieder mit vielem Glück zu theatralischen Aufführungen benutzt worden. Der Vorgang Eichendorffs hat später seinen trefflichen Landsmann, Franz Lorinser, zu dem Entschluß begeistert, sämtliche Autos von Calderon in die deutsche Sprache zu übertragen, nachdem er zu diesem Zweck selbst eine Reise nach Spanien nicht gescheut. Die Übersetzung, rüstig vorwärts schreitend, obwohl sie der Eichendorffschen an Schönheit nicht gleich, hat doch ihre eigentümlichen Verdienste, wozu namentlich die vielen dankenswerten Erläuterungen gehören, die das Verständnis wesentlich erleichtern.

Um dieselbe Zeit, wo jene geistlichen Schauspiele ans Licht traten, begegnen wir Eichendorff zum erstenmal auch auf einem anderen von ihm bisher noch unversuchten Gebiete thätig, auf dem der litterargeschichtlichen Arbeiten, sich auch hier als den gedankenvollen Meister bewährend. Eröffnet wurden diese Arbeiten durch eine Reihe höchst geistvoller Aufsätze, für deren Veröffentlichung er die Münchener historisch-politischen Blätter gewählt hatte. Die gedachte, damals noch von ihren ersten Begründern Guido Görres und Georg Philipps trefflich redigierte Zeitschrift enthält in den Jahrgängen 1846 und 1847 von Eichendorff eine Folge von Betrachtungen: „Zur Geschichte der neuern romantischen Poesie

in Deutschland“; sodann: „Brentano und seine Märchen“, — „Die deutsche Salonpoesie der Frauen“, — „Landsknecht und Schreiber“, — „Die neue Poesie Österreichs“ — „Die geistliche Poesie in Deutschland“; sie sind ihrem wesentlichen Inhalte nach in spätere Schriften des Verfassers aufgenommen und daher in den gesammelten Werken desselben nicht wieder besonders abgedruckt worden.

Im Jahre 1845 hatte Eichendorff von Danzig aus mit seinem Bruder eine kurze Zusammenkunft auf seinem Gute in Mähren gehabt, es war die letzte gewesen. Der Bruder, schon kränkelnd, ging mit dem Gedanken um, sich ebenfalls aus dem Staatsdienst zurückzuziehen und seine Lebenstage in Venedig zu beschließen, für welches er stets eine besondere Vorliebe gehegt. Bevor er diesen Entschluß jedoch zur Ausführung bringen konnte, ereilte ihn der Tod zu Innsbruck am 7. Januar 1849, wohin er während der Bewegungen des Jahres 1848 versetzt worden war. Eichendorff hat den Verlust des geliebten Bruders tief betrauert.

Im Herbst des Jahres 1846 verließ Eichendorff Danzig und begab sich mit seiner Gattin zunächst nach Wien, um daselbst im persönlichen Umgange mit nahestehenden Freunden einige Zeit zu verweilen. Unterwegs entledigte er sich noch der Aufgabe, eine junge Verwandte, welche mehrere Jahre als Pflegetochter seinem Hause angehört, in Breslau dem Mutterhause der Ursulinerinnen als Novize zuzuführen. Er hatte lange gezögert, bevor er dem Wunsche des geliebten Pflegekindes nachgegeben; erst als er die Überzeugung gewonnen, daß hier ein wirklicher innerer Beruf sprach, hatte er sich dem Vorhaben nicht länger verschließen wollen. Das fromme treue Wirken der jungen Klosterfrau hat ihm in der Folge immer die herzlichste Freude bereitet.

Der Aufenthalt in Wien, welcher beinah auf ein Jahr sich ausdehnte, brachte für unsern Dichter viel Angenehmes. Nicht nur, daß ihn so viele Erinnerungen seiner Jugend mit dieser Stadt verbanden, das jetzige Wien wetteiferte nunmehr auch darin, die Anwesenheit des deutschen Dichters in jeder Weise zu feiern. Wahrhaft enthusiastische Ovationen wurden ihm von allen Seiten dargebracht, wie sie eben nur der südlichen Lebendigkeit der Wiener eigen, wie sie aber Eichendorff in seiner Einfachheit und Anspruchslosigkeit weder gewünscht noch erwartet hatte. Fast sämtliche

öffentliche Blätter drückten die Freude aus, ihn in Wiens Mauern zu wissen, wiederholte Deputationen und Serenaden begrüßten ihn; die bekannte Litteratengesellschaft Konkordia, der Wiener Musikverein, die Mitglieder des juristisch-politischen Lesevereins, die niederösterreichischen Landstände in ihren geselligen Abendzusammenkünften bereiteten ihm besondere Empfangsfestlichkeiten, der Künstlerverein durch ein glänzendes Ballfest im Sophienbade, so daß Eichendorff über dieses Hallo, wie er es nannte, scherzhaft in einem Familienbriefe bemerkte: „Was man in der Jugend sich wünscht, hat man im Alter vollauf. Dieser alte Spruch trifft hier in Wien auch bei mir ein, die Leute wollen mich durchaus zum berühmten Manne machen."

Bei dem Feste der Konkordia wurde Eichendorff, als er eintrat, von der sich erhebenden Gesellschaft mit einem so endlosen Sturme von Jubel und Händeklatschen empfangen, daß er davon sichtlich überrascht und bewegt war; zwei Anwesende sprachen Gedichte an ihn, und einen großen Teil des Abends trugen Opernsänger Eichendorffsche Lieder vor, von Dessauer außerordentlich schön komponiert. Das eine der Bewillkommnungsgedichte, von L. A. Frankl verfaßt, weil es zugleich bezeichnend für die damalige Stimmung in Wien ist, möge hier Platz finden:

Wir grüßen dich im Eintrachtsbunde
Mit Jubel und zugleich gerührt,
Und nennen's eine schöne Stunde,
Die dich in unsern Kreis geführt.
Du weckst das Bild vergangner Tage
In unsrer Seele tief,
Da er das Schwert warf in die Wage
Und „Wehe den Besiegten" rief.
Herb waren, doch auch schön die Zeiten,
Es galt der Mann noch, galt Gesang,
Stolz sah das Vaterland dich schreiten
Tyrtäisch kühn mit Schwert und Klang.
Und Funken sprühte deine Leier
Und Lieder klirrte scharf dein Schwert,
Du wurdest freudig ein Befreier,
Zwiefachen edlen Lorbeers wert.

Wir rängen gerne auch, doch wen befehden?
Der Feind ist da — doch unsichtbar!
Wir sängen auch, ach, dürften wir nur reden,
Die Lust zum Singen stirbt fürwahr! —
Vergieb, wenn unserm Gruß die Spuren
Sich eines Schmerzes angeschmiegt,
Es ist, als ob durch sonnenhelle Fluren
Ein Wolkenschatten eilig fliegt;
Und sonnig ist es uns entglommen,
Da du dem Kreise dich genaht, —
So sei uns freudig denn willkommen,
Du Mann des Liedes, Mann der That!

So freundlich Eichendorff auch die ihm gezollten Aufmerksamkeiten annahm, mehr als jenes an seine Person geknüpfte Gepränge galt ihm die treue Freundschaft einiger Männer, die hier in gemeinschaftlichem Wirken sich zusammengefunden. Es war dies zunächst Karl Ernst Jarke, der bekannte politische Schriftsteller, mit welchem Eichendorff schon früher in brieflichem Verkehr gestanden, und auf dessen dringenden Wunsch er hauptsächlich zu der Reise nach Wien sich entschlossen hatte; sodann Friedrich von Hurter, der berühmte Historiograph, und der Maler Joseph Führich, Professor an der Wiener Akademie der Künste, dessen tiefsinnige wunderbar ergreifende Kompositionen noch lange nicht die verdiente Würdigung und Verbreitung gefunden haben. Der Umgang mit diesen geist- und gemütvollen Männern gewährte Eichendorff eine große Freude. Die Sonntagsabende waren regelmäßig für die Zusammenkünfte der Freunde bestimmt, denen sich auch andere Teilnehmer, wie Dr. Fick, der Erzieher des nachmaligen Kaisers Franz Joseph, Kaltenbeck, P. Madelener angeschlossen hatten, und wo oft bis in die Nacht hinein im bedeutenden anregenden Gespräche verweilt wurde. In jenem Kreise hatte Eichendorff zuerst das Manuskript seiner neuesten Schrift über die Romantik mitgeteilt, welche mit Jubel begrüßt ward.

Zahlreich waren auch die sonstigen wissenschaftlichen und geselligen Verbindungen, die Eichendorff, weniger aufsuchend als von allen Seiten mit wahrhaft liebenswürdiger Teilnahme aufgesucht, in Wien damals anknüpfte. Wir nennen darunter insbesondere den gewandten vielseitigen Gelehrten Professor St. Endlicher,

den sinnigen Denker Ernst Freiherrn von Feuchtersleben, den späteren Unterrichtsminister Grafen Leo Thun, die geistvollen Brüder Freiherren Clemens und Karl von Hügel, Metternichs Hausfreunde, von denen namentlich der letztere durch seine wissenschaftlichen Reisen, sein Werk über Kaschmir und nicht minder durch seinen prachtvollen Garten zu Hitzing sich einen europäischen Ruf erworben; ferner den Dichter Adalbert Stifter, Baron Sommaruga, den Freiherrn Anton von Doblhoff, späteren k. k. Gesandten im Haag, sowie endlich den Fürsten Friedrich Schwarzenberg, den Verfasser der genialen Skizzen „aus den Papieren eines verabschiedeten Landsknechts", denen Eichendorff in seinem „Landsknecht und Schreiber" eine so anerkennende und geistreiche Besprechung gewidmet hat. Die Dichter Anastasius Grün (Graf Auersperg), Grillparzer, Friedrich Halm (Freiherr von Münch-Bellinghausen), Bauernfeld, Castelli lernte Eichendorff ebenfalls kennen, ohne ihnen jedoch persönlich näher zu treten. Die Herzogin Julie von Anhalt-Köthen, eine durch Geist und Wohlthun ausgezeichnete Frau, welche als Witwe in Wien lebte, bezeugte unserem Dichter fortdauernd die wärmste Teilnahme; sie starb noch während Eichendorffs Anwesenheit in Wien, tiefbetrauert von allen, welche sie kannten, nicht am wenigsten von den zahllosen Armen, denen sie stets die unermüdetste Helferin gewesen.

Das Werk über die Romantik hatte Eichendorff bereits in Danzig begonnen, in Wien vollendete er dasselbe und ließ es noch im Frühjahr 1847 unter dem Titel: „Über die ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland" (Leipzig bei Liebeskind) erscheinen. Es ist die erste größere Schrift, in welcher der Dichter, Umschau haltend auf dem Gebiete einer der denkwürdigsten Litteraturperioden, zugleich seine eigenen Ansichten über das Wesen der Poesie und ihre Bedeutung für die sittliche und nationale Bildung niedergelegt hat. Zweck und Inhalt der Schrift sind in dem Titel genau bezeichnet. Ihre Aufgabe war, wie der Verfasser auch noch im Vorwort bemerkt, weder eine ästhetische Würdigung noch auch eine vollständige Geschichte der neueren Romantik überhaupt, sondern nur eine nähere Besprechung derjenigen deutschen Dichter, in denen die ethischen und religiösen Momente der romantischen Poesie oder ihre späteren Übergänge in ein anderes

geistiges Gebiet besonders leuchtend hervortreten; sie wollte eben jenen Grundton der genannten Litteraturepoche nachweisen, und mitten in der Verwirrung von Sympathieen und Abneigungen, Mißverständnissen und Vorurteilen die Stellung klar machen, welche die Romantik in dem allgemeinen Bildungsgange der Nation einzunehmen scheint. Es ist gewiß von hohem Interesse, gerade Eichendorff, der selbst Dichter und jene Periode als einer ihrer reinsten Repräsentanten schaffend mitgelebt, über diese wichtigen Fragen sich äußern zu hören; — und er hat es gethan, der falschen Romantik die wahre entgegensetzend, mit einem edlen, ihm wohl anstehenden Selbstbewußtsein. Nachdem in der Einleitung die der Romantik vorhergegangene Epoche des Rationalismus, in welcher aber schon Lessing, Hamann und Herder das Saatkorn einer neuen Zeit ausgeworfen, nach ihren Hauptrichtungen geistvoll skizzirt worden, geht das Buch zur Besprechung der Romantik selbst über, Größe und Schuld, Reichtum und Verfall derselben in ihrer inneren Notwendigkeit darlegend. Die eigentliche Aufgabe der Romantik erblickt Eichendorff in der christlich-religiösen Durchdringung und Wiederbelebung von Kunst, Wissenschaft und Leben. Die wahre Poesie ist durchaus religiös und die Religion poetisch, und eben diese geheimnisvolle Doppelnatur darzustellen, bildete den großen Inhalt der Romantik, ihre Aufgabe war daher ebenso sehr eine ethische als ästhetische; was die Romantik unternommen, ebenso sehr ein Werk der Gesinnung als der Kunst. Aber die Romantiker übersahen diesen Zusammenhang gar bald und erfaßten ihre Aufgabe mehr und mehr als eine bloß ästhetische; sie hatten sich zwar von frischer Jagdlust fortgerissen durch das wuchernde Schlingkraut der rationalistischen Wüste tapfer durchgehauen, stutzten aber, als sie nun plötzlich vor der vergessenen alten Kirche standen. Sie wollten allerdings das Positive, aber nicht aus gläubigem Eifer, sondern um des Geheimnisvollen und Wunderbaren, um des schönen Heiligenscheins willen, der das Positive umgiebt, mit einem Wort, sie versuchten etwas, woran sie im Grunde selbst nicht mehr glaubten. Daher jene Unsicherheit und Verwirrung, und aus jener Verwirrung, weil sie den Nerv des Ganzen traf, jene innere Zerrissenheit, welche namentlich die letzten Stadien der Schule charakterisiert und nichts mehr von der kecken Zuversicht und Morgenfrische weiß, mit der noch die ersten Romantiker im Vollgefühl des guten Gewissens ausgezogen

waren. Nicht in ihren Intentionen lag der Verfall der romantischen Poesie, sondern in ihrem eigenen Abfall von jenen Intentionen, der sich selbst auf dem eigentlich künstlerischen Gebiete in jener vornehm-ironischen Behandlung des Inhalts und in einer den letztern ersetzenden bloßen Form und Manier kundgab. Das alles ist in dem Buche prächtig gesagt, reich durchflochten mit den geistvollsten Bemerkungen über das Wesen echter Poesie und in einer eingehenden wahrhaft kritischen Würdigung der einzelnen romantischen Dichter, von Novalis, Tieck und den beiden Schlegels bis herab zu den letzten Ausläufern. Der Romantik wird ihr Recht gegen die Verunglimpfungen einer spätern Zeit überall entschieden gewahrt, wenn auch ihre Irrtümer und Gebrechen, die sie mit allem Menschlichen gemein hatte, eine ebenso entschiedene als strenge Rüge gefunden haben. Es wird darauf hingewiesen, wie der durch die Romantik bewirkte geistige Aufschwung nicht allein die Poesie von Grund aus verjüngt, sondern in gleicher Weise auch alle übrigen Richtungen der neueren Bildung, Politik, Philologie und Medicin nicht ausgeschlossen, erfrischend und belebend durchdrungen. Namentlich wird auch der gedankenlose Vorwurf, als habe die Romantik einem politischen Quietismus gehuldigt, gründlich abgefertigt. War sie es ja, die zuerst deutschen Sinn und deutsches Recht geweckt, an Tugenden erinnerte, welche der Gegenwart not thaten, unausgesetzt zur Umkehr aus der moralischen Verwesung mahnte, und das alles zu einer Zeit, wo Napoleon sein Schwert über Deutschland gelegt hatte und wo es keine müßigen Spaziergänge europamüder Poeten galt, sondern wo es darauf ankam, das Leben für den Ernst des Lebens einzusetzen. Wie die Romantiker direkt und indirekt den großen Freiheitskrieg gerüstet, so haben sie auch persönlich in der Stunde der Entscheidung zum Schwert gegriffen und mannhaft das Vaterland befreien helfen. Zugleich ist Eichendorffs eigener Standpunkt innerhalb der Schule, mittelbar wenigstens, dadurch treffend bezeichnet und sein Buch ist, wie schon anderswo richtig bemerkt worden, eine wesentliche Bereicherung der Litteraturgeschichte, ein unerläßliches Gegengewicht gegen mancherlei parteiische Darstellung und oberflächliche Auffassung; es ist ein Hauptzeuge, der vor Abschluß der Akten und des Urteils jedenfalls berücksichtigt werden muß. In seinen späteren litteratur-historischen Schriften — Geschichte des deutschen Romans, des Dramas und der poetischen

Litteratur überhaupt — hat Eichendorff Veranlassung genommen, seine Darstellung der Romantik im einzelnen noch näher zu begründen. —

Einen Teil des Sommers 1847 hatte Eichendorff unfern Wiens in dem reizenden Baden zugebracht, wo er die Freude genoß, mit seiner seit mehreren Jahren dort lebenden talentvollen Schwester Luise wieder zusammenzutreffen. Im Herbst des genannten Jahres verließ er endlich Wien, reichbefriedigt von allem, was ihm dort zu Teil geworden, aber auch nicht ohne die bestimmte Voraussicht jener politischen Stürme, die über Österreich nicht minder wie über das gesamte Vaterland schon sobald hereinbrechen sollten. Es gab wenige Kreise Wiens, in welchen man nicht schon damals den revolutionärsten Gesinnungen begegnen konnte, die jüngere Litteratenwelt trug dieselben sogar mit einer gewissen Ostentation bei jeder Gelegenheit öffentlich zur Schau, von einer sonst allmächtigen Polizei darin mehr gefürchtet als behindert. Die Spannung der Gemüter, die Unterwühlung der Autorität in der öffentlichen Meinung war unverkennbar eine solche geworden, daß es nur des ersten besten zündenden Funkens zu bedürfen schien, um die gewaltsamste Explosion herbeizuführen. Und sie ist in noch höherem Grade erfolgt, als der besorgteste Patriot zu befürchten wagte.

Von den Freunden, die Eichendorff in Wien zurückgelassen, sind mehrere bald darauf aus dem Leben geschieden, wie Feuchtersleben, Clemens von Hügel, Endlicher, zum Teil ein Opfer der traurigen politischen Ereignisse; auch Jarke, mit dem er noch kurze Zeit einen Briefwechsel unterhalten hatte, starb schon im Jahre 1852.

Eichendorff beabsichtigte seinen Wohnsitz fortan wieder in Berlin zu nehmen, wo ihm die reichlichsten litterarischen Verbindungen zu Gebote standen und wohin inzwischen auch sein Schwiegersohn, der Hauptmann Besserer von Dahlfingen, als Compagniechef im königl. Kadettencorps versetzt worden war. Aber der Aufenthalt sollte zunächst nur von kurzer Dauer sein. Der Dichter hatte seinen 60. Geburtstag noch soeben im Kreise seiner ganzen um ihn versammelten Familie heiter gefeiert, als wenige Tage darauf, am 18. März 1848, die Hauptstadt bereits in den vollsten Flammen des Aufruhrs stand. Straßen- und Barrikadenkampf hatte sich gerade in dem von Eichendorff bewohnten Stadtteile mit besonderer

Heftigkeit festgesetzt, so daß er mit seiner und des Schwiegersohns Familie während der Nacht zur Sicherung des Lebens wiederholt den Aufenthalt wechseln und in fremden Häusern Zuflucht suchen mußte. Am andern Morgen ging er mit der von den Schrecken der Nacht erkrankten Gattin und den Kindern seiner Tochter nach dem friedlicheren Cöthen, wo die Gattin längere Zeit krank darniederlag, und im Juni 1848 endlich nach Dresden. In dieser heiteren, durch Kunst und Naturschönheiten so bevorzugten Residenz, dem deutschen Florenz, verweilte Eichendorff fast volle zwei Jahre, obgleich ihn der Aufstand im Mai 1849 auch von hier wieder auf einige Zeit nach Cöthen vertrieben hatte. Der Aufenthalt in Dresden gefiel ihm so wohl, daß er mit dem Gedanken umging, sich dauernd dort niederzulassen, doch hinderten Rücksichten anderer Art die Ausführung. Geraume Zeit hindurch bewohnte er hier das allen Besuchern von Dresden wohlbekannte Linkesche Bad, hart an der Elbe gelegen und mit schöner Aussicht auf Fluß und Stadt, wo Konzerte und ein treffliches Sommertheater abendlich immer ein zahlreiches Publikum versammelten. Ein junger Dichter, Dr. Lebrecht Dreves aus Hamburg, der sich ebenfalls dort eingemietet, war damals sein steter, ihm sehr liebgewordener Gefährte. Eichendorff hat später dessen Gedichte, mit einem Vorwort versehen, in die Welt eingeführt, das erste und einzige Mal, wo er zu solchem Autordienste sich herbeiließ. Im übrigen lebte Eichendorff in Dresden in großer Zurückgezogenheit, seinen Umgang nur auf wenige Familien beschränkend, deren Bekanntschaft er zufällig gemacht hatte.

An den politischen Ereignissen jener erregten Tage nahm Eichendorff den lebendigsten Anteil. Es gab Augenblicke, wo er trotz seines Abscheues vor allem revolutionären Treiben sich dennoch der Hoffnung hingeben konnte, daß durch Gottes Zulassung aus dem allgemeinen Umsturz eine neue Ära wahrer Freiheit hervorgehen könne, aber sein offener Blick täuschte ihn nicht über das Trügerische solcher Hoffnungen. Es war der Blick eines Mannes, der auch für weltliche Dinge und die Erscheinungen im Völkerleben keinen andern Maßstab kennt als den einer höheren sittlichen Ordnung. Der leichte Sieg der Reaktion war ihm durchaus nicht unerwartet, aber so sehr sie auch durch das Vergangene bedingt sein mochte, sie durfte auch ihrerseits die gewiesenen Grenzen nicht überschreiten. Wie Eichendorff über die

Bedeutung jener Zeitbegebenheiten im allgemeinen gedacht, hat er in seinem Werk über den deutschen Roman (1851) selbst ausgesprochen, indem er dort sagt: „Es ist von einer gewissen Seite her jetzt Mode geworden, dem Jahre 1848 alles nur ersinnliche Schlechte zuzuschreiben und ihm dagegen jede histoischer Bedeutsamkeit abzusprechen. Aber was da Verkehrtes geschehen, war nicht die Schuld jenes Jahres, sondern der früheren Dezennien. Das sollte man wohl bedenken und nicht das Neue nun wieder mit dem Alten anfangen wollen, das doch nach diesen Früchten unmöglich so überaus vortrefflich und unfehlbar sein konnte. Es ist thöricht und von uns gehörigen Orts auch überall gerügt worden, daß die seichten Aufklärer und ihre terroristischen Nachfolger die ganze große Vergangenheit ausstreichen, um ihre kleine Gegenwart an die Stelle zu setzen; aber es ist ebenso thöricht, die Gegenwart mit ihren unabweisbaren Existenzen zu ignorieren und das Vergangene als Zukunft fixieren zu wollen, als ob nicht alle drei Zeitverwandlungen ein unzertrennlicher Strom wären. Das Wahre ist freilich immer wahr und insofern stabil, aber es wiederholt und verjüngt sich, in Sitten wie in Staatseinrichtungen, stets in neuen zeitgemäßen Formen. Es nützt daher gar nichts, mit den Revolutionen zu brechen, sondern mit dem, was die Revolutionen erzeugt, und gegen unsichtbare Gedanken mit Bayonetten fechten, ist allezeit eine Donquixotterie; sie gehen wie ein Miasma durch die Luft über die Bayonette aller Sanitätskordons hinweg und lassen sich nieder, wo und wann ihnen die Atmosphäre eben zusagt . . Vor allem aber sollten, da nun einmal die Religion fast überall in Politik umgeschlagen, die Regierungen es herzhaft wagen, die Politik wieder religiös zu machen, und in ihrem öffentlichen Leben mit dem engbrüstigen Egoismus, dem falschen Schein, mit einem Wort: mit der Lüge, die doch niemand mehr glaubt, zu brechen. Wir dürfen uns heutzutage keine vergeblichen Illusionen machen, die Völker haben mit dem religiösen Glauben auch die Ehrfurcht verlernt, ohne die keine Regierung möglich ist. Wie sollen sie dieselbe wiedergewinnen durch unmoralische Spiegelfechterei und diplomatische Kunststücke? Schlauheit ist jederzeit nur eine Notwaffe der Dummheit, und nur der schon Schwankende fängt an zu balancieren. Nicht auf dieser equilibristischen Weisheit daher, die doch über kurz oder lang einmal vom Seile fällt, sondern auf der

Gerechtigkeit beruht alle Ordnung; es giebt aber nicht zweierlei Gerechtigkeit auf Erden, eine nach unten und eine andere nach oben." — Die Verfassungsänderung in seinem engern Vaterlande Preußen begrüßte Eichendorff zwar als einen notwendigen wesentlichen Fortschritt, insofern der bisherige Zustand im Drange der Gefahr sich völlig ohnmächtig erwiesen hatte, über die Tragweite dieser Konzession an den Geist der Zeit machte er sich indes durchaus keine Illusionen und war weit entfernt, in ihr das Heilmittel für alle wirklichen und eingebildeten Mängel zu erblicken. Denn das Recht — wie er sagt — geht nicht von dem Vertrage, sondern der Vertrag von dem Rechte aus; es giebt dieses wohl jenem, nicht aber der papierne Vertrag dem Rechte Bestand, und nicht die Besiegelung, sondern die wechselseitige rechte Treue bleibt immer und überall die Hauptsache, der Vertrag an sich ist nur eine Arznei der erkrankten Treue.

Die Poesie Eichendorffs blieb von den Ereignissen und Stimmungen jener Zeit natürlich nicht unberührt. In einer großen Anzahl Gedichte, fast alle während des Aufenthaltes in Dresden entstanden, hat er dieselben zum Gegenstand seiner Betrachtung, Mahnung und Rüge gemacht. Die Mehrzahl dieser Zeitgedichte, welche er selbst zu seinen gelungensten zählte, hat er aus Gründen, die wir nicht kennen, später wieder vernichtet; die wenigen übriggebliebenen, durch Energie und Schönheit ausgezeichnet, lassen den Verlust nur umsomehr beklagen. Von der ironischen Seite faßt den Gang der Begebenheiten das köstliche Märchen „Libertas und ihre Freier" auf, ebenfalls in Dresden 1849 niedergeschrieben. Wie der große Negromant Pinkus die landstreichende Libertas auf seinem modernen Feudalschlosse im Namen der Gesittung verhaftet und festgehalten, der schlaue Dr. Magog sich alsdann aufgemacht, um sie mit Hilfe des leicht beredeten Riesen Rüpel für seine selbstsüchtigen Zwecke zu befreien, statt der erhofften Libertas aber durch ein Mißverständnis nur des Pinkus handfeste Silberwäscherin Marzebille gewinnt, mit der er froh davoneilt, sie wahrscheinlich noch heute für die Libertas haltend, während der betrogene Rüpel, arm wie zuvor, verdrossen in seinen Urwald zurückkehren muß, die wirkliche Libertas dagegen durch die Gespielen ihrer Jugend, die befiederten Sänger des Waldes, inzwischen wirklich befreit, nach dem Traumschloß der Elfen entflohen sein soll, welches seitdem aber niemand

wieder aufgefunden hat: — dies und anderes ist in dem Märchen allerliebst erfunden und erzählt; ein heiteres Spiel der Phantasie, in welchem der Dichter den Inhalt der Zeit in poetischem Reflexe wiedergiebt. Es ist vom Dichter selbst nie veröffentlicht worden und erscheint zuerst in gegenwärtiger Gesamtausgabe seiner Werke.

Die sogenannte politische Poesie, wie die neuere Zeit sie in Aufnahme gebracht, war übrigens durchaus nicht im Geschmacke Eichendorffs, sie galt ihm kaum mehr als Poesie. In seinem Werke über die Romantik sagt er darüber ebenso treffend als schön: „Die äußeren Staatsformen, sie mögen als Recht oder Mißbrauch, als Verfassung oder als öffentliche Meinung sich kundgeben, sind immer nur die Resultate der inneren Geschichte, des normalen oder verkehrten Bildungsprozesses eines Volkes; historisch gegebene Größen, aus welchen der ordnende Weltverstand, den wir Regierungskunst nennen, seine Gleichungen zu machen hat, um die unbekannte Größe des Ewigen zu finden. Die Aufgabe der Poesie dagegen ist nicht, das, was der Wogenschlag der Zeit als Begriffe abgelagert, prüfend zurechtzulegen, nicht das Erkämpfte, sondern der Kampf, das Werdende, mit einem Wort: das dramatische jenes Bildungsprozesses selbst darzustellen. Die Staatskunst ist wie die Astronomie; wie diese den Wandel der Gestirne, so sucht jene das ewige Gesetz der Bewegungen und Wechselbeziehungen der ethischen Kräfte der Menschheit zu entdecken, um das natürliche Planetensystem der Gesellschaft herzustellen. Aber die unsichtbare bewegende Urkraft, von der dieses Gesetz eben nur der Ausdruck ist, zu ergründen und zum waltenden Bewußtsein zu bringen, werden beide jederzeit der Philosophie und Poesie überlassen müssen. Will daher die Poesie auf dem Boden des Volkslebens bildend wirken — und welche echte Poesie hätte das nicht gewollt? — so muß sie nicht über das fait accompli der Bildung, über die auf der Oberfläche treibenden Thatsachen unberufen mitschwatzen wollen, sondern in die geheimnisvolle Werkstätte selbst, wo die Thatsachen geboren und die draußen auszuprägenden Metalle erzeugt werden, sich versenken, die Erinnerungen, Kräfte und Tugenden weckend, aus denen heraus der gesunde Staat sich aufbaut oder verjüngt. Das kann sie aber nur, indem sie das religiöse Volksgefühl belebt, in welchem alle jene Tugenden wurzeln." Und an einem andern Ort fügt Eichendorff hinzu: „Nirgend liegt die Gefahr für die

Poesie näher, als gerade auf diesem Gebiete, die Gefahr nämlich ihrer völligen Unterjochung durch den Stoff, durch die sich ungestüm kreuzenden Interessen der Parteien und des Winkelpatriotismus, durch die feige Scheu vor dem Urteil der Menge. Der Dichter soll nicht neutral sein, und es hat auch bei seiner erregbaren Natur gar keine Not damit; kein wahrer Dichter wird von den großen Bewegungen der Gegenwart im tiefsten Herzen unerschüttert bleiben. Aber er soll mit dem Ernst und der Treue, für welche jeder öffentliche Charakter vor Gott und Menschen verantwortlich ist, nur für das, was er nach dem Maß seiner Einsicht in der allgemeinen Verwirrung für wahr und recht erkannt, redlich Partei nehmen und nichts danach fragen, ob ihm die Menge ihr „Gut gebrüllt, Löwe!“ zurufe. Und eben das ist für den Dichter, weil ihm außer der Rettung des ewigen Rechtes und der Wahrheit zugleich auch die der Schönheit anvertraut ist, doppelt schwierig in solcher Zeit. Denn niemand kann mitten im Schiffbruch die Pracht des wogenden Meeres beschreiben, die Woge geht über ihn hinweg, und der Schrei der Leidenschaft und Verzweiflung ist noch kein Gedicht.“

In solchem Sinne allein, dem höchsten und wahren, sind Eichendorffs patriotische Lieder, die seiner Jugend sowohl als die des späteren Alters, als politische zu bezeichnen, die deshalb aber auch mit den Wellen der Zeit nicht verrinnend ihre ewige Geltung behalten, während alle lediglich im Dienste des Augenblicks stehende Tendenzpoesie mit diesem selbst in der Regel untergeht wie sie gekommen.

Im November 1850 kehrte Eichendorff wieder nach Berlin zurück. In glücklicher Ruhe und ungestört seinen schriftstellerischen Arbeiten lebend verweilte er hier die nächsten fünf Jahre. Er selbst fühlte sich so durchaus wohl, heiter und frei, den Abend seines Lebens so reichgesegnet mit allem, was er billigerweise nur wünschen konnte, daß er in einem Familienbriefe damals schrieb: „Möge dir der Himmel dereinst auch ein so ruhiges und zufriedenes Alter bescheren wie mir!“ Die älteren Berliner Freundeskreise waren durch den Tod schon vielfach gelichtet worden, um so treuer hielt Eichendorff zu den wenigen noch übriggebliebenen, und namentlich war es wieder der edle Savigny und dessen geistvolle Gattin, mit denen er viel verkehrte. Für Frau von des Bordes, Savignys Schwägerin, verfaßte er damals

eine warme herzliche Empfehlung ihrer neuerschienenen geistlichen Lieder; auch Bettina von Arnim, das geniale „Kind“, sah er dort oft. Mit Joseph von Radowitz, Peter von Cornelius und August Kiß war Eichendorff in nähere Berührung getreten; mit dem letzteren, seinem oberschlesischen Landsmann, konferierte er namens des Komitees viel über das Standbild, welches dem Könige Friedrich Wilhelm III. in Königsberg gesetzt werden sollte und jetzt eine Zierde der Stadt bildet. Sein eigenes gastliches Haus versammelte gleichzeitig wie in früheren Jahren zahlreiche Freunde von nah und fern; unter ihnen befand sich auch August Reichensperger, der bekannte Landtagsabgeordnete, mit welchem Eichendorff noch später in Briefwechsel gestanden. Von den jüngern Freunden, die sich ihm anschlossen, hatte vornehmlich Jégor von Sivers aus Livland, der Verfasser der „Palmen und Birken“, des Dichters Zuneigung gewonnen; das schöne Abschiedslied vom Jahre 1853 bezeugt, welche Teilnahme Eichendorff dem wackern Poeten und Reisenden geschenkt.

Eine besonders ehrende Anerkennung ward unserm Dichter zu Teil, als im Jahre 1853 Bayerns geistvoller König ihm den neugestifteten Maximiliansorden für Wissenschaft und Kunst verlieh. Eichendorff hatte auf solche Auszeichnungen zwar nie einen großen Wert gelegt, diese erfreute ihn doch.

Am 28. April 1853 war Ludwig Tieck hochbejahrt gestorben, Eichendorff hatte ihn im Leben nie gesehen; es war ein wehmütiger Anblick, als man in dem stillen Zuge, welcher den ersten Begründer und Streiter der Romantik zum einsamen Friedhofe geleitete, nun auch den letzten noch übrig gebliebenen Kämpfer derselben gewahrte, rüstig zwar noch, aber auch schon ein Greis.

Die Sommermonate pflegte Eichendorff nicht in Berlin, sondern wie dies auch früher bisweilen geschehen, auf seinem Gute Sedlnitz bei Freiberg in Mähren zuzubringen, einem alten Lehnssitz der Familie, inmitten des sogenannten Kuhländchens belegen. Das Kuhländchen, an die waldigen Vorberge der Karpaten gelehnt und um die Quellen der Oder reich und fruchtbar sich hinziehend, ist der Sitz einer durchaus deutschen braven Bevölkerung, die sich unvermischt in der slavischen Umgebung erhalten und zugleich bekannt ist durch eigentümliche Sitte und Dichtung. Die Volks-

lieder des Kuhländchens, von Hugo Meinert 1817 zuerst gesammelt, haben dasselbe sogar litterarisch zu einer gewissen Geltung gebracht. Eichendorff verweilte hier immer außerordentlich gern, und auch die Gutsangehörigen, seit Jahrhunderten an die Familie gewöhnt, sahen den wohlwollenden Herrn stets mit erneueter Freude in ihr anmutiges Thal zurückkehren, ihn mit festlichen Aufzügen und Ständchen begrüßend. Es war das schönste Verhältnis gegenseitigen Vertrauens, welches selbst die Wirren von 1848 nur wenig und vorübergehend zu trüben vermochten. In der grünen Abgeschiedenheit dieses Landsitzes hat Eichendorff viel gedichtet und geschrieben, er genoß dort, wie er selbst scherzhaft zu sagen pflegte, einer wahrhaft klassischen Muße, zugleich Körper und Geist kräftigend in der reinen Bergluft der Karpaten und auf den täglichen ausgedehnten Spaziergängen in Wald und Feld. Selbst das alte barocke Schloß war ihm so lieb geworden, daß er dessen Unbequemlichkeiten nur ungern gegen einen modernen wohnlichern Komfort vertauscht hätte.

Die schriftstellerische Thätigkeit des rüstigen Greises, weit entfernt in dem zunehmenden Alter eine Schranke zu finden, schien sich im Gegenteil mit den Jahren nur immer reicher zu entfalten. Mit besonderer Vorliebe hatte Eichendorff sich jetzt namentlich litterargeschichtlichen Studien zugewendet, und wir verdanken ihnen nächst der Schrift über die Romantik noch mehrere Werke, die durch echte Kritik, geniale Auffassung und höchste Vollendung in Stil und anmutsvoller Darstellung sich auszeichnend, unsere Litteratur auch auf diesem Gebiete dauernd bereichert haben. Schon das Jahr 1851 brachte die in vielem Betracht so interessante Schrift: „Der deutsche Roman des 18. Jahrhunderts in seinem Verhältnis zum Christentum“ (Leipzig bei F. A. Brockhaus), welche im genannten Jahre auch verfaßt worden war. Von der Betrachtung ausgehend, daß die Poesie immerdar einen untrüglichen Spigel für Sitte und religiöse Anschauungsweise bilde, bei uns Deutschen aber unter allen Dichtungsarten bis jetzt nur der Roman der einzig zuverlässige poetische Ausdruck der geistigen Zustände geblieben, da wir noch immer kein nationales Schauspiel besitzen, stellt sich das Buch die Aufgabe, die sittlichen und religiösen Wandlungen Deutschlands im vorigen Jahrhundert, die in unserem Roman hieroglyphisch angedeutet liegen, näher nachzuweisen.

Nachdem die Einleitung treffend dargethan, wie der Roman wesentlich christlichen Ursprungs ist, indem das Christentum die Poesie immer mehr von der äußeren Welt nach der inneren, vom Realen zu Gemütszuständen, von Handlungen zu Charakteren, vom plastischen Epos zur idealen Seelenschilderung überführte, welche gerade das Eigentümliche des modernen Romans bildet, wird die Geschichte des Romans in Deutschland während der früheren Jahrhunderte in ihren Hauptzügen und hervorragendsten Erscheinungen besprochen, die fortlaufende Wechselbeziehung zwischen Leben und Dichtung beleuchtet, und wie allmählich die Lineamente der neuern Zeit sich herausgebildet, auf deren Wetterscheide als Urtypus des modernen Romans der „Simplicissimus" erscheint. „Das bewegende Prinzip des 18. Jahrhunderts ist die Aufklärung, ihr Kampf mit den widerstrebenden Kräften um die Alleinherrschaft bildet fast den ganzen Inhalt dieses Zeitraums, im Leben wie in der Litteratur. Keine geistige Aufgabe ist so häufig wie diese mißverstanden, von den einen hochgefeiert, von den anderen verketzert, und der Streit ist um so hartnäckiger und erbitterter geführt worden, da beide Parteien in gewissem Sinne Recht haben. Es ist gewiß nichts so natürlich, edel und christlich, als das menschliche Streben nach Licht, ein reformatorischer Gebrauch der Vernunft. Auch ist es an sich unverfänglich, daß dieses Streben, indem es eben alles, was das Licht bedeckt oder verhüllt, zu beseitigen sucht, ursprünglich verneinend erscheinen muß. Allein hier liegt auch schon das Verführerische für den menschlichen Geist und es scheiden sich die Wege. Wo nämlich die Aufklärung ihre Waffe der Verneinung nicht mehr als bloßes Mittel zu höheren Zwecken betrachtet und vergißt, daß sie nicht selbst das Licht sei, sondern auf daß sie von dem Lichte Zeugnis gebe, — wo sie daher in vermeintlicher Konsequenz selber das Licht machen und alles Licht außer ihr verneinen will, da ist es eine falsche Aufklärung. Diese falsche Aufklärung ist keineswegs erst eine Erfindung der Reformation, sie wurzelt und beginnt vielmehr weit früher in dem allgemeinen Protestantismus der menschlichen Natur; aber sie hat sich vorzüglich der Reformation, ihrer Konsequenzen und wechselnden Stimmungen bedient um sich endlich im 18. Jahrhundert als eine förmliche Philosophie des Lebens herauszubilden." Wie diese Lebensphilosophie nun die verschiedensten Phasen durchlaufend im Roman zum Ausdruck gelangt, als Naturreligion,

Religion der bloßen Moral und Pietismus, Vernunft — und Humanitätsreligion, ästhetisches Christentum und Antichristentum, wird in lebendigen, ebenso anregend als geistvoll geschriebenen Schilderungen vortrefflich ausgeführt; überall begegnen wir den tiefsten Gedanken über Poesie und ihre Stellung zur Religion, über geistliche und politische Dichtung, über die Aufgabe des sogenannten Volksschriftstellertums u. s. w., denen zum Teil eigene Abschnitte gewidmet sind. Nach einem Rückblick auf die gegenwärtige Zeit und die Verirrungen der neueren jungdeutschen Poesie, — die keinen Inhalt hat, als ihre Leidenschaft und das dämonische Spiel der losgebundenen Elementargeister, und die an den äußersten Grenzen menschlicher Freiheit und Willkür angelangt, faustisch taumelnd über diese hinausverlangt, und da auf dieser wüsten Höhe der Versucher an sie herangetreten, sich mit ihrem Herzblut ihm verschrieben und vor Baal das Knie gebeugt, der ihr dafür zwar Macht gegeben über alle Lande und Weltherrlichkeit, als falscher Gesell ihr aber zugleich heimlich den Stempel der Philisterei zum Emblem ihrer Weltherrschaft aufgedrückt, — schließt das Buch mit den schönen und charakteristischen Worten: „Darum wollen wir indes die Kunst selbst nicht verkennen und verschmähen, weil jene sie zu teuer mit ihrer Seele erkauft und mißbraucht haben, denn sie ist ein von Gott bestimmtes Gefäß himmlischer Wahrheiten. Aber gebt diesem entweihten Gefäße, bevor sie es ganz zerschlagen, den ursprünglichen Wein des Lebens wieder, gebt dieser jungbyronschen Poesie, gleichviel ob im Drama, im Roman oder im Liede, wieder jene große tiefsinnige Weltansicht, welche, indem sie das Diesseits an das Jenseits knüpft, aller irdischen Erscheinung eine höhere Bedeutung, Wahrheit und Schönheit verleiht. Ob und wie bald oder spät der frische Lebenstrank dem von jenem potenzierten Schnaps verbrannten Gaumen der Menge munden wird, ist menschlicher Weise nicht vorauszusehen. Aber in Zeiten gährenden Kampfes kommt es darauf an, sich vor allem seiner eigenen Stellung klar bewußt zu werden, gegen das erkannte Böse, unbekümmert um die Ordonanzen des Journalismus, nach bestem Wissen und Gewissen Einspruch zu thun, um so das ewige Banner, das die Nachwelt von uns fordern wird, wenigstens für eine bessere Zukunft unbefleckt über dem Getümmel aufrecht zu erhalten.“ —

Von nicht minderm Werte ist das im Jahre 1853 verfaßte Werk: „Zur Geschichte des Dramas“ (Leipzig bei Brockhaus 1854), worin Eichendorff seine Gedanken über Wesen und Bedeutung dramatischer Dichtung niedergelegt hat, dieselben in kurzen historischen Umrissen näher begründend. Wie das Drama, die höchste Blüte der Civilisation darstellend, wesentlich tragischer Herkunft und im genauesten Zusammenhange mit dem religiösen Kultus, bei Griechen und Römern, im christlichen Mittelalter und von da ab bis in die neueste Zeit bei den verschiedenen Nationen Europas, in Deutschland, Spanien, England, Italien, Frankreich, sich entwickelt und fortgebildet, ist schön und lichtvoll ausgeführt; auch hier überall eine Fülle der tiefsinnigsten feinsten Bemerkungen und eine meisterhafte Charakteristik der führenden Dichtergestalten von Äschylus, Sophokles, Aristophanes durch die Jahrhunderte bis zu Calderon, Shakespeare, Schiller und Goethe herab. Der Vorwurf, daß das Christentum einer gesunden Entwickelung des Schauspiels hemmend entgegengestanden, wird aus dem Wesen und geschichtlichen Bildungsgange beider siegreich widerlegt. So mächtig vielmehr war gerade das höhere dramatische Element im Christentum, daß dasselbe, nachdem es die alte Bühne überwunden, sofort den Bildungsprozeß von seinem religiösen Ursprunge ab wieder aufnehmend, das neue Schauspiel aus der Kirche selbst, in den sogenannten Mysterien und Moralitäten herausbildete, und zwar am selbständigsten in Deutschland, wo die Erinnerungen an das Antike am wenigsten verbreitet, die heimatlichen heidnischen Traditionen aber noch nicht künstlerisch genug ausgeprägt waren, um wesentlich störend einzuwirken. Daß aber trotzdem gerade Deutschland im nationalen Drama später soweit hinter den übrigen Nationen zurückbleiben konnte, war die traurige Folge unserer religiös-politischen Verhältnisse. Die Reformation hatte zuerst den goldnen Faden zerrissen, an dem sich die eben aufkeimende Volksbühne kräftig fortbilden mochte; sie und ein dreißigjähriger Bruderkrieg ganz Deutschland auf Jahrhunderte hinaus gleichsam in zwei feindliche Völkerschaften, in Katholiken und Protestanten, gespalten; mit dem Untergang der politischen Freiheit, da das Drama nicht mehr ungestraft von dem, was das Volk bewegte, zum Volke sprechen durfte, siechte und verkümmerte es immer mehr. Der Abfall von Religion und öffentlichem Leben hat den Verfall des Dramas verschuldet; wo

und so oft es diese Wurzeln seines Daseins nicht verleugnet, hat es auch die höchste Blüte erreicht. — In seinen Betrachtungen bei der Gegenwart angelangt, die noch so weit vom wahren Drama entfernt ist, sagt der Verfasser zuletzt: „Fragt man aber, wie da zu helfen sei, so antworten wir: nicht durch Ästhetik, sondern einzig und allein durch das poetische Gewissen, das jede gleißende Lüge gründlich verabscheut, durch männliche Unterordnung jener zerstreuten und zerfahrenen Elemente unseres Dramas unter ein gemeinsames Prinzip, unter etwas, welches höher liegt, als diese Zerfahrenheit und prickelnde Unruhe. Die Politik kann dies nicht sein, denn sie ist veränderlich und wesentlich diplomatisch wie aller Egoismus und keineswegs eins mit dem ewigen Recht. Die Philosophie auch nicht, denn sie ist nur ein Suchen und kein Gefundenes. Und noch weniger etwa der Schillersche Kosmopolitismus, da er bei uns allzukläglich durchlöchert ist, um noch als anständige Theatermaske zu dienen... Unser Drama wird auf ein allgemein verständliches und nationales Gefühl zurückgehen müssen, das mit allen jenen Evolutionen verkappten Stolzes nichts zu schaffen hat, und das kann kein anderes sein, als das religiöse und zwar spezifisch christliche Gefühl, wie es z. B. in Shakespeares Schauspielen unsichtbar und doch unverkennbar waltet. Es kommt hier gar nicht auf christliche Stoffe an, sondern auf die religiöse Auffassung und Durchdringung des Lebens, die sich gerade an dem sprödesten Material der Wirklichkeit am wunderbarsten bewähren kann. Wir verlangen nichts als eine christliche Atmosphäre, die wir unbewußt atmen und die in ihrer Reinheit die verborgene höhere Bedeutsamkeit der irdischen Dinge von selbst hindurchschimmern läßt, gleichwie ja dieselbe Gegend nicht dieselbe ist in dickem Schmutzwetter oder bei scharfer Abendbeleuchtung. Wer frägt im Frühling, was der Frühling sei? Wir sehen die Luft nicht, die uns erfrischt, und sehen das Licht nicht, das doch ringsum Laub und Blumen färbt.... Es wird allgemein über den Verfall des Theaters geklagt und die Schuld bald den Intendanzen, bald den Schauspielern oder der engherzigen Censur zugeschoben. Die Thatsache des Verfalls liegt offen zu Tage, aber die Anklage muß, um gerecht zu sein, konziser formuliert werden. Nicht auf den Brettern, sondern unter den Theaterdichtern fehlt der rechte Held, ein durchgreifender Genius, der unbeirrt von den kleinlichen Sympathieen und

Antipathieen in den Staubwirbeln, welche sie aufwühlen, die sich leise formierende nationale Gestalt der Zukunft divinatorisch zu erkennen und herauszubilden vermöchte. Er würde aber schwerlich fehlen, wenn wirklich das rechte lebendige Bedürfnis, d. h. ein Publikum zu solchem Verständnis schon vorhanden wäre. Denn das Publikum wird nicht durch die Bühne, sondern durch ein tüchtiges Leben für eine tüchtige Bühne gebildet. Die dramatische Poesie spricht nicht mit den Gelehrten und Gebildeten allein, sondern unmittelbar zum Volke, sie kann mithin eine höhere Bildung der Zukunft nur bis zu einem gewissen Grade antizipieren, und ist mehr als jede andere Dichtungsart ein Kind ihrer Zeit, ihrer Leiden und Freuden, ihrer Wahrheiten und Irrtümer. So lange daher unsere Zeit nicht von großen Gedanken, die jetzt nur erst blitzartig hin- und herfahren, wieder dauernd durchleuchtet, und die grobe Abgötterei mit dem Materialismus gebrochen wird, so lange wir in Religion und Politik nur noch experimentieren, so lange wird auch unser Drama ein bloßes Experiment bleiben." —

Neben diesen litterargeschichtlichen Arbeiten beschäftigte sich Eichendorff nicht nur anhaltend mit der Übersetzung Calderonscher Autos, von welcher, wie bereits oben bemerkt, im Jahre 1853 ein neuer Band erschien, sondern trat auch wieder mit einer poetischen Produktion auf, den beiden erzählenden Gedichten „Julian" und „Robert und Guiscard".

Das Epos „Julian" (Leipzig 1853 bei Voigt und Günther) im Jahre 1852 gedichtet, führt uns in leicht aneinander gereihten Romanzen in die Zeit des letzten großen Kampfes zwischen Heidentum und Christentum, in dessen Mittelpunkt die beiden widerstreitenden, mit unvergleichlicher Schärfe und Feinheit gezeichneten Charaktere des abtrünnigen Kaisers und seines Feldhauptmanns Severus gestellt sind. Die alte Heidenwelt steigt noch einmal wahrhaft berauschend mit aller Verführung und Farbenpracht empor, Fausta bildet ihr Symbol; aber wir fühlen, es ist nur der letzte Glanz des sinkenden Abends, hinter dem sich bereits in verklärender Glorie das Morgenrot des jungen christlichen Tages erhebt. Das Gedicht ist mit einer Glut der Empfindung geschrieben, die an Eichendorffs beste Jugendlieder mahnt, keusch, rein und voll Tiefsinn in der Ausführung, und von solcher Musik der Sprache, daß es wie Gesang im Leser fortklingt. Es können Worte kaum melodischer sein, als z. B.

jenes schöne Lied, mit welchem Fausta dem Octavian lockend zuruft: „Hörst du nicht die Quellen gehen — Zwischen Stein und Blumen weit — Nach den stillen Waldesseeen, — Wo die Marmorbilder stehen — In der schönen Einsamkeit?“ — Der „Julian“ ist zugleich die erste größere Dichtung, in welcher Eichendorff einen spezifisch christlichen Stoff behandelt, wie er dies später noch einmal in dem kleinen Epos „Lucius“ gethan.

Man hat beide Dichtungen nicht mit Unrecht als vorzugsweise religiöse bezeichnet, obgleich die religiöse Grundstimmung in allen Dichtungen Eichendorffs, in den Liedern sowohl wie in den Dramen und Novellen, unverkennbar dieselbe ist. „Es ist in der Poesie unseres Dichters unter ihren Bewegungen immer ein Herzschlag fühlbar, der das Dichten und Verdichten ein Verzichten nennt, und mit seiner fröhlichen Hast oder bangen Unruhe eine heimliche innigst bekannte Ruhe meint. Die bloß spielenden Dichtungen tragen diesen Puls im Busen verborgen, und auch ihren einzelnen tieferen Atemzügen kann der, dem der Doppelsinn erscheinenden Lebens nicht geläufig ist, die Bedeutung bloß augenblicklicher Freude oder Betroffenheit leihen. Wenn aber solche Dichtung selbst aus ihrem Spiele in sich zurückgeht und es mit dem eigenen Wesen ernsthaft zu nehmen anfängt, da ist kein langer Rückhalt möglich, und sie muß sich bekennen zur Religion, die ihre Wahrheit und der Abgrund ihrer Ruhe ist. Sobald daher Eichendorff seine Poesie in der Fülle ihrer Beziehungen faßt und entfaltet, tritt auch die Religiosität derselben in ihr selbst hervor, und sie geht mit steigender Klarheit ihrer ernsten Verwandlung entgegen. — „Wenn man zuerst hineintritt in die Bilder seiner Novellen, wird man empfangen von blühender Natur und klingenden Melodieen, man findet sich unter freudig regsamen Gästen, da giebt es Grüße, Feste, Abenteuer, das Reich der Jugend geht hoch auf, man glaubt, der Dichter wolle nur die Schönheit der Welt und der wohlgemachten Menschen mit seinen kräftig erkennenden Sinnen feiern. Aber die Feste spinnen sich hinüber in Zerstreuung, ehe man sich's versah; die sich grüßten, verfehlen einander; wenn von den Bergen herüber die Lieder entfernter und tiefer nachhallen, gemahnt es anders als bei ihrem ersten Erklingen. Wie es nun auch die dichtende Führung wenden mag, wenn sie das eine Mal die schlagenden Wellen des Lebens erneuert, das andere Mal die Wege des Irrtums tiefer ins

Dunkel verfolgt: immer läßt sie uns am Lichte der Verwandlung erfahren, daß jene Gestalten, die wir so harmlos nahmen, von einer ernsteren Bestimmung begleitet seien, und dann wieder, daß doch diese höhere Bestimmung, die wir anfangs in ihnen nicht kannten, kein fremdes hinzugetretenes, nur ihr eigenstes inneres Wesen, ihr mütterliches Schicksal sei. So wird dann vor unsern Augen selbst den Versinkenden das Grab zur Wiege, und die, welchen eine Stätte des Glücks bereitet ist, betreten sie nicht ohne eine Weihe, welche diesem Glück eine andere Bedeutung als die des Selbstgenügens in dem Bewußtsein der Sterblichkeit zugesellt. In seinen Trauerspielen hat der Dichter im Ezelin alles versammelt, was blühende Heldenkraft zeigen kann, um an ihr zu zeigen, daß ihr höchster Trotz von selbst in einer Feuerschrift der göttlichen Gerechtigkeit sich bricht, — im letzten Helden von Marienburg alles, was den gediegensten Gottesstreiter zeigen kann, nur um an ihm zu zeigen, daß sein Sieg ein anderer ist als das Siegen im irdischen Kampf; Eichendorffs erster Roman und sein letzter endigen damit, daß die Dichtung hinübergeht in Religion. So klar sie die Wirklichkeit wiedergeboren hat, so treu sie mit der Seele hingegangen ist durch die Spiele und Kämpfe ihrer Entfaltung, um so gewisser nur weiß die Schönheit, daß sie ihre Ruhe nicht hat in der Welt, welche diesseits dem Opferaltar erscheint; sie nimmt in ihren Arm die Seele mit sich in seine Flamme und verschwindet aus dem Schein in die ewige Wahrheit." Unsichtbar und überall gegenwärtig wie die Luft, die wir atmen, ist jene Religiosität die geistige Atmosphäre, in der sich Eichendorffs Dichtung bewegt, diese selbst wie ein Strom, der Erde und Himmel in seinem klaren Laufe spiegelt. Darum hat seine Poesie auch das Eigentümliche, daß sie nicht durch spannende Effekte zu wirken sucht, nicht auf Umwegen ihrem Ziele zustrebt, ihre Erfüllung vielmehr schon von vornherein und in jedem Momente gegenwärtig ist. Der Himmel, welchen der Dichter meint, wird uns nicht von fern angedeutet, um ihn nach mancher Irrung und schwerdurchkämpften Reisen endlich zu finden; die Dichtung bringt ihn schon beim ersten Eintritt mit sich, in seinem Lichte grünt und blüht ihre ganze Schöpfung uns sofort entgegen, Natur und Menschen sind von ihm durchleuchtet. Die Harmonie, welche dadurch über das Ganze verbreitet wird, erfüllt auch den Leser überall mit der gleichen wohlthuenden Befriedigung;

es ist die erhöhte Stimmung eines Sonntagmorgens, die uns fast immer begleitet, und doch mit dem Gefühl, daß wir auf dieser schönen Erde nur Fremdlinge und Pilger sind, unsere eigentliche Heimat, das Ziel unserer Reise, aber weiter und höher liegt. Dieses Heimweh klingt in Lust und Ernst auch im kleinsten Liedchen wieder, denn „Gedanken gehn und Lieder fort bis ins Himmelreich", es ruht in den heitersten Bildern als wehmütiger Hintergrund, und Eichendorffs Poesie ist auch in dieser Beziehung eine wesentlich symbolische zu nennen. Wie macht sich dies selbst im äußern Schmucke, in dem landschaftlichen Reichtum seiner Dichtungen fühlbar! Die unvergängliche Schönheit der Natur hat sich vielleicht keinem anderen Dichter je in solcher Ursprünglichkeit offenbart, ist von keinem so tief empfunden und bewußt gefeiert worden, als von Eichendorff — „im Flug belauschen des Liedergottes rüstige Söhne, Wenn alle Höhn und Thäler blühn und rauschen, Im Morgenbad des Lebens ew'ge Schöne, Die in dem Glanz erschrocken Sie glühend anblickt aus den dunklen Locken" —, es ist die Symbolik der Natur, in welchen seine Gedanken als in ihren eigenen Zauberkreis sich hüllen, — und doch, glauben wir nicht, auch in dieser entzückenden Malerei gleichwie in der lebendigen Natur jenes Sehnen und Trauern zu erkennen, mit dem alle irdische Schöpfung ihrer Erlösung harrt, und von dem schon der Apostel spricht? Am positivsten und kernigsten drücken die religiöse christliche Gesinnung unseres Dichters seine vielen geistlichen Lieder aus, die in ihrer erhabenen Wirkung nicht mit Unrecht lauteren Posaunentönen verglichen worden sind. Lieder wie: „O wunderbares tiefes Schweigen", „Nächtlich macht der Herr die Runde", „Wie oft wollt' mich die Welt ermüden", „Komm, Trost der Welt, du stille Nacht", „Wen hat nicht einmal Angst befallen", „Vergangen ist der lichte Tag" u. s. w. sind Ergüsse reinster Andacht und eines wahrhaft lebendigen Gottvertrauens. Treffend bezeichnen des Dichters hochgestimmten Sinn und christliches Streben die Worte seines „Morgengebetes":

„Die Welt mit ihrem Gram und Glücke
Will ich, ein Pilger, frohbereit,
Betreten nur wie eine Brücke
Zu dir, Herr, übern Strom der Zeit.

Und buhlt mein Lied auf Weltgunst lauernd,
Um schnöden Sold der Eitelkeit,
Zerschlag mein Saitenspiel, und schauernd
Schweig' ich vor dir in Ewigkeit!"

oder der einfach schöne Sinnspruch:

„Vergeht mir der Himmel
Vor Staube schier,
Herr, im Getümmel
Zeig dein Panier!
Wie schwank' ich sündlich,
Läßt du von mir,
Unüberwindlich
Bin ich mit dir!"

Dem Julian ließ Eichendorff sehr bald, im Winter 1853 bis 1854, ein zweites Epos folgen: „Robert und Guiscard" (Leipzig bei Voigt und Günther 1855). Eine Episode aus der französischen Revolution, das bewegte, mild sich lösende Geschick einer französischen Emigrantenfamilie, bildet den Gegenstand des Gedichts; die erzählte Begebenheit hatte Eichendorff während seines Aufenthaltes in Heidelberg aus dem Munde der Beteiligten selbst vernommen, nachdem diese in der reizenden Neckarstadt ein glückliches Asyl gefunden. Es ist ein ungemein liebliches Idyll, die Verse fließen harmonisch und leicht in bequemer Grazie dahin, der Ton des Ganzen hat etwas eigentümlich Mildes und Wohlthuendes; es gemahnt fast wie ein Spaziergang an lauem Sommerabend, wo uns der Dichter durch die blühende Neckarlandschaft führend mit den Bildern seiner schönen Jugend unterhält.

8.

Neiße.

(1856—1857.)

Mit dem Jahre 1855 begann in dem bisher so glücklichen Familienleben Eichendorffs eine Zeit vielen Kummers und schwerer Heimsuchung. Seine Gattin hatte in den letzten Jahren schon mehrfach gekränkelt, ohne daß ihr Zustand gerade zu ernsten Besorgnissen Anlaß gab; im Frühjahr 1855 ward sie jedoch von einer heftigen Erkrankung ergriffen, die leider keinen Zweifel darüber ließ, daß sich ein gefährliches Leberleiden ausgebildet hatte. Eichendorff benutzte die erste günstige Jahreszeit, mit seiner Gattin nach Cöthen zu eilen, wo er dem Geräusch der Hauptstadt entrückt für die Leidende größere Ruhe hoffte; als die Krankheit weitere Fortschritte machte, brachte er seine Frau in den ersten Tagen des Juni zum Gebrauch der Bäder nach Karlsbad, das er unter froheren Verhältnissen vor sechzig Jahren zum letztenmal gesehen hatte. Ein beinah zweimonatlicher Aufenthalt in Karlsbad schien überaus günstig zu wirken und Eichendorff hatte die Freude, die Erkrankte soweit hergestellt zu sehen, daß sie wieder mit gewohnter Lust und Leichtigkeit an dem Genusse der reizenden Umgebung Karlsbads sich beteiligen konnte. Auch nach der Rückkehr aus dem Bade ließ sich einige Zeit hindurch alles noch so günstig an, daß Eichendorff neue Hoffnungen schöpfte; aber schon im November erfolgte ein Rückfall der Krankheit. Trotz ihrer rasch abnehmenden fast ganz erschöpften Kräfte

verlangte die Kranke mit steigender Sehnsucht zu ihrer Tochter gebracht zu werden, welche sich seit kurzem in Neiße mit ihrem dahin versetzten Manne aufhielt. Eichendorff erfüllte auch wirklich den Wunsch der Kranken; langsam und in Begleitung des trefflichen Hausarztes fand die Reise statt. In Neiße angekommen verließ die Gattin aber das Krankenlager nicht mehr; wenige Wochen darauf, am 3. Dezember 1855, schied sie aus dem Leben, im Alter von 62 Jahren. Eichendorff war durch diesen Verlust auf das tiefste erschüttert; wenn er ihn auch mit wahrhaft christlicher Ergebung trug, die alte Freudigkeit kehrte bei ihm nicht wieder, und der Gedanke seines eigenen Todes beschäftigte ihn seitdem unausgesetzt. Mehr als vierzig Jahre hatte er mit der Verstorbenen in der glücklichsten Ehe gelebt, Freud und Leid hatte sie treu mit ihm geteilt, ihm geistig verwandt und in ihrer Jugend zu eigenen dichterischen Versuchen aufgelegt, hatte sie ihren Beruf doch nur in der Erfüllung der Pflichten als Frau und Mutter gesucht, die sie mild und verständig übte. In ihrer vorwiegend praktischen Richtung, welche auch in religiösen Dingen sich geltend machte, war sie recht eigentlich Ordnerin des Hauses, der Eichendorff gern und unbedingt vertraute, das Bild einer edlen würdigen Matrone. Ihr Tod hatte eine jähe Lücke in Eichendorffs Leben gerissen; der Schmerz um sie, der ihn nie verlassen, blieb zu groß und frisch, um sich irgendwie in poetischer Verklärung auszusprechen. Eichendorffs dichterischer Nachlaß enthält nichts, was auch nur entfernt an jenes traurige Ereignis erinnerte. In den Liedern seiner Jugend ist diese Liebe unsterblich geworden, ihr gelten die meisten jener Gesänge, welche in dem Abschnitt „Frühling und Liebe“ sich finden, die dann austönen in dem wehmütigen Schlußgedicht:

Wir sind durch Not und Freude
Gegangen Hand in Hand,
Vom Wandern ruhn wir beide
Nun überm stillen Land.

Rings sich die Thäler neigen,
Es dunkelt schon die Luft,
Zwei Lerchen nur noch steigen
Nachträumend in den Duft.

Tritt her und laß sie schwirren,
Bald ist es Ruhenszeit,
Daß wir uns nicht verwirren
In dieser Einsamkeit.

O weiter stiller Friede!
So tief im Abendrot
Wie sind wir wandermüde —
Ist das etwa der Tod? —

In einem Familienbriefe schrieb Eichendorff damals: „Die Mutter ist von uns geschieden. Heute früh um 8 Uhr ist sie, nachdem sie vor einigen Tagen die heiligen Sterbesakramente empfangen, bewußtlos und sanft entschlummert. Ich bin bis in den Tod betrübt und kann heute nichts weiter schreiben. Gott gebe ihr die ewige Seligkeit und uns Kraft, es zu tragen; mir ist, als könnte ich nie wieder froh sein. Beten wir für ihre arme Seele!" Und acht Tage später, unterm 10. Dezember: „Die arme Mutter hatte sich sehr darauf gefreut, Neiße wiederzusehen, wo sie als junges Mädchen in Pension gewesen. Die Freude ist ihr nicht mehr geworden, denn es war schon dunkel, als wir ankamen und seitdem ist sie nicht einmal mehr ans Fenster gekommen. Die ersten Tage brachte sie noch mitten unter uns auf dem Sopha liegend zu, dann verließ sie das Bett nicht mehr vor großer Schwäche. Gerade noch zu rechter Zeit hat sie zu ihrem und unserem Troste fromm gebeichtet, kommuniziert und die letzte Ölung empfangen. Denn schon Tages darauf schwand ihr alle Erinnerung. Du kannst dir denken, wie uns dies allen das Herz zerriß. Die letzten Tage schwieg sie gänzlich, versank in völlige Bewußtlosigkeit und war auch, wie es scheint, ganz schmerzenlos. Am 3. Dezember früh um 8 Uhr ist die gute Mutter ohne Todeskampf sanft und ruhig entschlummert. Das liebe liebe Angesicht hatte sich gar nicht verändert, als schliefe sie bloß... Ach, ich leide unsäglich, meine ganze Zukunft kommt mir noch ganz unmöglich vor. Doch genug. Die gute Mutter hat ja das bessere Teil erwählt, wir wollen aus Herzensgrund für sie beten, und ich will meinen Schmerz möglichst zu bewältigen suchen, denn so erfülle ich gewiß ihren Wunsch am besten. Gott gebe uns allen Kraft und Ergebung!"

Von nah und fern gingen dem Dichter Beweise der aufrichtigsten Teilnahme und Worte des Trostes zu. Unter den vielen Schreiben, die er empfing, hatte ihn ein wirklich außerordentlich schöner Brief besonders erfreut, welchen Dr. E. Rumpelt, Docent an der Breslauer Universität, an ihn gerichtet. Eichendorff erwiderte dem persönlich bis dahin noch unbekannten Freunde unterm 11. Dezember 1855: „Wie soll ich Ihnen für soviel Liebe und unverdiente Teilnahme gebührend danken. Ich vermag es nicht, so gern ich es möchte. Nehmen Sie daher wenigstens die Versicherung, daß mich Ihr liebreicher Gruß und das schöne tiefwehmütige Lied innigst gerührt, ja wahrhaft getröstet hat. Ein rechter Seelenschmerz sehnt sich nach verwandtem Mitgefühl, gleichwie das Gebet nach einer Gemeinde, und dem Dichter kann nichts Tröstlicheres begegnen, als wenn seine wohlgemeinten Jugendklänge nicht verloren sind, sondern in solchen Gemütern lebendig nachhallen. Denn das Alter macht einsam. Sie sind mir fortan kein Fremder mehr, ich werde Ihr Andenken treu und dankbar lebenslänglich bewahren, und so reiche ich Ihnen denn recht aus Herzensgrunde die Freundeshand."

Eichendorff mochte sich nach dem Tode der Gattin nur ungern von Neiße trennen und gab daher leicht den Bitten seiner geliebten Tochter nach, bei ihr und in ihrem Familienkreise fortan zu weilen. In stiller Zurückgezogenheit, ein Gegenstand liebevoller Sorge für seine Umgebung, lebte er hier die beiden nächsten Jahre, bis auch ihn der Tod von dannen rief. Es war rührend, wie er den tiefen Kummer um die teure Verblichene nach außen stets zu verbergen suchte; er erschien mild und heiter wie vordem, Beruhigung und Friede um sich verbreitend, der treueste hingebendste Vater und Freund. Eine herzliche Freude ward ihm zu Teil, als ihn im Sommer 1856 auf längere Zeit sein ältester Sohn mit seiner jungen neuvermählten Frau besuchte, und er bei dieser Gelegenheit noch einmal alle seine Kinder um sich versammelt sah. Er bewohnte damals ein nahe bei der Stadt belegenes Landhaus, St. Rochus genannt, aus dessen schattigem Garten man fast wie in Lubowitz weit in die umgrenzende reiche Landschaft blicken konnte, und welches ihm darum ganz besonders gefiel. In rüstigen Spaziergängen pflegte er von hier aus gern die schöne heimatliche Gegend zu durchstreifen, und hier war es auch, wo Neißes Bürger die Ankunft des Dichters und neuen

Mitbürgers durch ein sinniges trefflich ausgeführtes Ständchen begrüßten.

Mit seinen älteren Freunden kam Eichendorff bei der Abgeschiedenheit seines jetzigen Aufenthaltes persönlich nicht mehr zusammen, mit einigen derselben blieb er aber wenigstens noch in brieflichem Verkehre. Von Schön hatte er kurz vor dessen Tode (23. Juli 1856) noch ein Schreiben erhalten, welches sich ausführlich mit den Ereignissen der Zeit beschäftigte, und worauf ihm Eichendorff unter anderm erwiderte: „Ihre geistvolle und großartige Ansicht des Zeitgeistes und der gegenwärtigen Weltverhältnisse hat mich tief erfreut, ich teile sie durchaus und in allen Punkten. Möchte mir Gott noch einmal die Freude schenken, das alles mit Ihnen in guter alter Art mündlich durchsprechen zu können!“

Die litterarische Korrespondenz nahm Eichendorffs Zeit übrigens außerordentlich in Anspruch, da jüngere Autoren selten versäumten, dem Meister die Früchte ihres Talentes vorzulegen oder ihn mit Wünschen und Anfragen aller Art angingen, Eichendorff aber zu wohlwollend war, um solche Zuschriften ganz unerwidert zu lassen, wo er ein ernsteres Streben erkannte, sie vielmehr stets eingehend beantwortete.

Unter die erfreulichsten Erfahrungen seiner letzten Lebensjahre rechnete Eichendorff die warme Teilnahme, mit welcher ihm der Fürstbischof von Breslau, Dr. Heinrich Förster, entgegenkam. Eichendorff hatte diesen geistreichen hochgebildeten Kirchenfürsten, auf theologischem Gebiet und durch seine Lebensskizze des Kardinals Melchior von Diepenbrock auch als Schriftsteller rühmlichst bekannt, im Frühjahr 1856 zum erstenmal gesehen, und seitdem hatten beide die herzlichste Freundschaft geschlossen. Unser Dichter war von dem Fürstbischof dringend gebeten worden, jeden Sommer einige Zeit bei ihm auf Schloß Johannesberg, einer bischöflichen Residenz im österreichischen Schlesien, zu verleben; Eichendorff folgte der Einladung gern und nahm während der beiden nächsten Sommer regelmäßig für mehrere Wochen seine Einkehr auf dem alten Felsenschlosse, wo er des vertrautesten Umgangs mit dem trefflichen Freunde pflegte und wo ihm Aufmerksamkeiten aller Art erwiesen wurden. Die große Bedeutsamkeit der Litteratur für Kirche und Klerus, im Guten wie im Schlimmen, die Gefahren und Hoffnungen auf

diesem Gebiete waren oft ein Gegenstand des Ideenaustausches; Förster selbst war unablässig bemüht, seinen Klerus auch litterarisch auf der Höhe der Zeitbildung zu erhalten, da er klar erkannte, wie notwendig es sei, dem rastlosen Feinde hier wie überall scharf und gerüstet ins Auge zu sehen. Nicht wenig trug zu der Annehmlichkeit des Aufenthaltes auch die prachtvolle Örtlichkeit bei. Johannesberg ist ein altes ehrwürdiges Schloß auf hohem Berge, an dessen Fuß sich das Städtchen Jauernik malerisch herumzieht, rings um das Schloß liegt ein ausgedehnter wohlerhaltener Park, von Waldbächen durchrauscht, und während auf der einen Seite der Blick auf Felsen und grünen Gebirgsschluchten ruht, eröffnet sich von der andern die unermeßliche Aussicht in die reichbebaute Ebene Schlesiens. Es ist eine wahrhaft fürstliche Einsiedelei, wo „die feierliche Naturstille und köstliche Bergluft“ die Brust schon freier atmen macht.

In den Briefen, welche Eichendorff mit Förster gewechselt hat, finden sich neben den Ausdrücken wärmster Freundschaft zugleich die treffendsten Urteile über einzelne litterarische Erscheinungen oder wichtigere Ereignisse der Zeit.

Die geistige Produktivität des Greises blieb bis zum letzten Augenblick eine fast jugendlich reiche. Während im Jahre 1856 die vierte Auflage des „Taugenichts“ sowie die der gesammelten wiederum stark vermehrten Gedichte erschien, vollendete Eichendorff zunächst seine „Geschichte der poetischen Litteratur Deutschlands.“ Es war seit lange ein dringender Wunsch seiner Freunde gewesen, daß der Verfasser des Werkes über die Romantik, über das Drama und den deutschen Roman, dem landläufigen, mit Unrecht sogenannten Liberalismus gegenüber, welcher die Geschichtschreibung der deutschen Litteratur bisher fast ausschließlich in Anspruch genommen und die einseitigsten gewissenlosesten Urteile weithin in Umlauf gesetzt, nunmehr auch in einer die Gesamtheit unserer poetischen Litteratur umfassenden Schrift sein gewichtiges ernstes Wort vernehmen lasse. Es entsprach dies auch Eichendorffs eigenen Absichten, die Vorarbeiten zu einem solchen Werke beschäftigten ihn schon seit mehreren Jahren, im Jahre 1856 gedieh dasselbe zum letzten Abschluß. Die „Geschichte der poetischen Litteratur Deutschlands“ (Paderborn 1857 bei Ferd. Schöningh) ist indessen keine Litteraturgeschichte im gewöhnlichen Sinne des Wortes, die vollständig in alle Details einginge;

sie will, wie der Verfasser sich ausdrückt, nur orientieren, d. h. aus der Masse die bedeutendsten Momente, die dem Ganzen Farbe und Gestalt geben, hervorheben und auf diese Weise aus dem reich zusammengetragenen Material ein klares organisches Bild herausarbeiten; sie ist daher ebenso oft Betrachtung über Geschichte, als Geschichte selbst. Seinen Standpunkt hat Eichendorff in der meisterhaften Einleitung, die im engsten Raum eine Fülle von Gedanken birgt, klar bezeichnet. Den Beruf unserer Nation, mehr ein Volk der Gedanken als der That, sieht er noch immer vorzugsweise in der Litteratur, die darum nicht als etwas Äußerliches, als bloße Luxus- und Unterhaltungssache, sondern als ernste Geistesarbeit von uns geübt wird. Unsere Poesie, durch welche die Litteratur am entschiedensten vertreten wird, hat mehr als bei anderen Nationen ihre innere Notwendigkeit in dem allgemeinen Organismus der Volksbildung; sie ist so mannigfaltig wie diese Bildung selbst, und ihr Einzelnes wird nur aus dem Ganzen verständlich. Indem der Verfasser in einer interessanten Skizze den beständigen Parallelismus zwischen der deutschen Dichtung und den verschiedenen Richtungen der philosophischen Spekulation treffend nachweist, und überall das Hauptgewicht auf den Zusammenhang der Dichtkunst mit dem gesamten Geistesleben der Nation legt, konnte der Standpunkt, welcher sich ihm für die Betrachtung der Litteraturgeschichte darbot, weder der einseitig ästhetische, noch der bloß chronologisch-geographische, sondern nur der nationale und religiöse sein. „Denn tiefer schon greift der nationale Gesichtspunkt, die Würdigung nämlich einer Litteratur nach ihrer Übereinstimmung mit dem Geiste der Nation, welcher sie angehört. Wir haben den deutschen Nationalgeist als einen vorzugsweise nach innen gewandten bezeichnet und als natürliche Folge davon die freie Ausbildung individueller Eigentümlichkeiten erkannt, woraus wieder die auffallende Mannigfaltigkeit unserer Litteratur sich von selbst erklärt. Und in diesem Sinne dürfen wir allerdings, wenn wir von weltlichen Interessen und untergeordneten Parteizwecken absehen, die deutsche Litteratur unbedenklich eine nationale nennen.“ Das Leben unserer Nation ist ein beständiges Ringen und Kämpfen. „Betrachten wir aber diesen Kampf genauer, so erkennen wir, daß derselbe in seinen Grundzügen unausgesetzt gerade den höchsten Gütern des Lebens, der Erkenntnis Gottes und der überirdischen Dinge gilt. Der

durchgreifende Gesichtspunkt zur Beurteilung der deutschen Litteratur, der hiernach zugleich auch den nationalen mitumfaßt, wird alsdann nur der religiöse sein können. — Es geht durch alle Völker und Zeiten ein unabweisbares Gefühl von der Ungenüge des irdischen Daseins und daher das tiefe Bedürfnis, dasselbe an ein höheres über diesem Leben, das Diesseits an ein Jenseits anzuknüpfen, Vergangenheit und Gegenwart beständig mit der geheimnisvollen Zukunft zu vermitteln. Und dieses Streben, durch welches alle Perfektibilität und der wahre Fortschritt des Menschengeschlechts bedingt wird, ist eben das Wesen der Religion. Wo aber dieses religiöse Gefühl wahrhaft lebendig ist, wird es sich nicht mit müßiger Sehnsucht begnügen, sondern in allen bedeutenderen Erscheinungen des Lebens sich abspiegeln, am entschiedensten in der Poesie, deren Aufgabe, wenngleich auf anderm Gebiete und mit anderen Mitteln, offenbar mit jenem Grundwesen der Religion zusammenfällt, also in ihrem Kern selbst religiös ist... Wir scheuen uns daher nicht, diesen höchsten Maßstab alles Lebens auch an die bedeutendste Manifestation des Geisterreichs, an die Litteratur, anzulegen. Und diesen großen Weltgang namentlich in den einzelnen Zweigen und Evolutionen unserer Poesie näher nachzuweisen, ist die Aufgabe, die wir nachstehend zu lösen versuchen wollen, auf die Gefahr hin, daß dann vielleicht manches Hochgepriesene klein, manches Geringgeachtete groß erscheinen dürfte."

Von diesem Standpunkt aus führt der Verfasser in sieben Gruppen: Das alte nationale Heidentum — Kampf und Übergang — Die christliche Poesie — Weltliche Richtung — Die Poesie der Reformation — Die Poesie der modernen Religionsphilosophie — Die neuere Romantik und was ihr folgte — die Erscheinungen unserer Litteratur an uns vorüber; in dem Abschnitte von der neuern Romantik ist der Inhalt der früheren Schrift über denselben Gegenstand mit wenigen Zusätzen wieder aufgenommen worden, weil der Verfasser seine dort ausgesprochenen Ansichten und Überzeugungen seitdem in keiner Weise geändert, und die ausgedehntere Besprechung der Romantik zugleich in dem Organismus des gegenwärtigen Werkes wohlbegründet erschien.

Die Ausführung entspricht dem vorgesetzten Zwecke vollkommen. Wir gewinnen durch das Werk ein überaus lichtvolles Gesamtbild unseres geistigen Bildungsganges, alle hervorragenderen Erscheinungen finden eine eingehende Würdigung und werden

in lebendigen scharf umrissenen Zügen uns nahegerückt. An der Hand des Verfassers folgen wir mit sicherem Blick den Evolutionen eines fast tausendjährigen Geisterkampfes, wo Licht und Schatten, himmlische Ahnung und irdische Schwere, Tugend und Sünde beständig miteinander ringen. Es ist allerdings sehr wahr, daß der Autor durchaus als Christ und wenn man will als Katholik fühlt und spricht, und sein Buch ist daher gleich den früheren Schriften ähnlichen Inhalts gerade aus diesem Grunde von mancher Seite heftig angefeindet worden. Allein so widersprechend und unbequem die Ansichten des Buches auch oft den bisher vernommenen sein mögen, der vorurteilsfreie kundige Leser wird nicht umhin können, denselben in der Hauptsache überall beizupflichten, und ein jeder die mannigfachste Belehrung und geistreichste Anregung davontragen.

Was die äußere Form der Darstellung betrifft, so zeigt sich auch hier Eichendorffs Meisterschaft. Ein gewiegter Beurteiler sagt von ihr mit Recht: „Die Darstellung ist durchgängig sehr anziehend, bald mehr zur ernsten Betrachtung sich neigend, bald aber auch wirklich abbildend und von novellistischer Kunst. Geist und Laune sprudeln in reichem Maße und die nie ruhende Phantasie durchbricht überall mit ihren bunten Farben selbst die nüchternste Betrachtung. Dichterische Anmut und der Geist wahrer Popularität breitet sich über das Ganze; ja, wir möchten behaupten, daß an nicht wenigen Stellen sich eine solche Vollendung des Stils und der Darstellung zeige, wie Eichendorff sie vielleicht kaum je zuvor erreicht. Eine freundliche Wärme ergießt sich wohlthuend, alles ist bequem und leicht, ja auch wo der Verfasser bisweilen sich gehen läßt in launigen Scheltworten und heiteren Übertreibungen, erscheint er uns nur um so liebenswürdiger.“ Einen Mangel, wenn man will, teilt das Buch mit den früheren litterar-historischen Schriften Eichendorffs, obgleich in einem viel geringern Grade. Sie rechnen zu sehr auf ethisch und ästhetisch vorbereitete Leser; der Verfasser meint nur zu oft, dem Kundigen sei genug gesagt, und drängt seine Wahrheiten, Ideeen und Ideeenkeime mehr andeutend als ausführend in möglichst enge Grenzen, wo die Gefahr des Uebersehens gar nahe liegt; um auf die Überzeugungen der Menge zu wirken, hätte es oft einer breitern Ausführung bedurft. Daß Eichendorff ein solches Mittel verschmäht, ist aber darum noch kein Tadel, und seine

Litteraturgeschichte hat demungeachtet einen so zahlreichen Leserkreis gefunden, daß schon im Jahre 1860 eine zweite Auflage derselben nötig wurde.

Wie fern übrigens dem Verfasser selbst alle einseitge Auffassung lag, bekunden zur Genüge noch die denkwürdigen Worte, mit welchen er sein vortreffliches Werk schließt und die recht eigentlich seine innerste Gesinnung aussprechen. Es waren die letzten Worte, die Eichendorff zu seinen Zeitgenossen über diesen Gegenstand gesprochen, daß letzte Vermächtnis des greisen Denkers.

Der Litteraturgeschichte schloß sich unmittelbar das kleine Epos „Lucius“ an (Leipzig 1857 bei Voigt und Günther), eine Erzählung aus der Zeit der ersten Christenverfolgungen zu Rom. Während das Geschichtliche ganz der Erfindung des Dichters gehört, sind die gewaltigen Gegensätze, welche die damalige Welt bewegten, in den einzelnen Gestalten des Gedichts ebenso wahr als tiefergreifend zur Anschauung gebracht, ein seelenvolles Bild im engsten Rahmen. Die ganze Fülle Eichendorffscher Lyrik steigt noch einmal wie in lichter schlanker Flamme zum Himmel auf, aller Wohllaut süßester Liebe, alle Tragik entfesselter Leidenschaften — man denke nur an das erschütternde Rachelied Stephans — wirken wechselnd auf uns ein, bis sich die Beziehungen des Gedichts in dem Gottesfrieden lösen, welcher den Müden als Gnade von oben endlich zu Teil wird. „Ich staunte,“ schrieb ein Freund des Verfassers, Professor Reinkens, in Bezug auf diese Dichtung, „wie in dem Greise mit der Erhabenheit christlicher Anschauung die jugendliche Frische und Blütenfülle wetteifert; an ihm hat sich's erwiesen, daß die Seele immer geflügelt bleibt, wenn sie sich in die Freiheit der Kinder Gottes erhebt.“ Eine unnachahmliche Musik ist zugleich über das Ganze gebreitet, Worte und Verse gehen überall in die weichsten Melodieen über, welche im Gehöre noch lange zauberisch nachklingen. Ein eigentumliches Interesse erweckt das schöne Gedicht noch dadurch, daß es der Schwanengesang unseres Dichters geworden ist; in den ersten Monaten des Jahres 1857 niedergeschrieben und im Mai desselben Jahres veröffentlicht, ist es die letzte Schöpfung, welche Eichendorff vollendet und noch selbst zum Druck befördert hat.

Mit derselben ungeschwächten Kraft, welche wir noch in der Litteraturgeschichte und im Lucius bewundern, beschäftigte sich der

rüstige Greis unausgesetzt mit immer neuen Projekten. Durch strenge gewissenhafte Einteilung und Benutzung seiner Zeit, die ihm von jeher eigen, machte er es möglich, mehrere weitangelegte Arbeiten gleichzeitig zu fördern; sie zu beenden, war ihm bei der nur noch kurzen Lebensfrist nicht mehr beschieden. Seine Thätigkeit war noch in der letzten Zeit eine so außerordentliche, daß man fast zu dem Glauben veranlaßt war, er fühle selbst, wie die Stunden seines Schaffens schon gezählt und es nun gelte, mit den wenigen um so treuer hauszuhalten.

Während der Johannesberger Tage war durch den Fürstbischof Förster in Eichendorff der Gedanke angeregt worden, das Leben der heiligen Hedwig, der Herzogin und Landespatronin von Schlesien, zu schreiben. Der Gegenstand hatte für Eichendorff viel Anziehendes, und er unterzog sich der Arbeit, die vorhandenen geschichtlichen Quellen sorgfältig zu Rate ziehend, mit großer Liebe. Hedwig, aus dem durch Helden und Heilige hochberühmten Geschlechte der Grafen von Meran, gleich ihrer Nichte Elisabeth von Thüringen eine Heilige auf dem Throne, welcher Schlesien seine Germanisierung verdankt und deren Andenken noch heute von der Kirche allerwärts gefeiert wird, sollte ganz in ihrer heroischen Größe, als strenge Heldengestalt und demütige Büßerin, nach ihrem innern und äußern Wandel sowie in ihrer sittlichen und politischen Bedeutung für Schlesien dargestellt werden. Eine ausführlichere Einleitung war dazu bestimmt, über die Heiligen, ihre Geltung und Verehrung in der Kirche, über die Bedeutung der Wunder, die Stellung der Nationalitäten innerhalb des Christentums und der Kirche, über Geist und Charakter des Mittelalters sowie über die allgemeinen Zustände Europas und insbesondere Schlesiens zur Zeit der heiligen Hedwig sich näher zu verbreiten. In dem skizzierten Entwurfe zu der Einleitung heißt es unter anderm: „Es walten im Leben der Menschen seit dem Sündenfalle zwei geheimnisvolle Kräfte, die beständig einander abstoßen und in entgegengesetzten Richtungen feindlich auseinandergehen. Man könnte sie die Centripetal- und die Centrifugalkraft der Geisterwelt nennen. Jene strebt erhaltend nach Vereinigung mit dem göttlichen Zentrum alles Seins, während die andere verneinend nach den irdischen Abgründen zur Absonderung, zur Zerstörung und zum Hasse hinabführt. Der Kampf dieser beiden Grundkräfte, je nachdem im Wechsel der

Zeiten die eine oder die andere die Oberhand gewinnt, bildet die Weltgeschichte, deren große Aufgabe der endliche Sieg jener göttlichen Grundkraft ist. Durch Kunst und Philosophie des ganzen Altertums sowie durch den träumerischen Instinkt aller Völker geht rührend die unabweisbare Ahnung einer höhern Natur, das Heimweh nach einem ursprünglichen, halbvergessenen, schöneren Vaterlande, mit dem sie sich durch Opfer zu versöhnen streben; ein prophetisches Sehnen nach der Zeit der Erlösung, wo Christus erbarmend in die Welt tritt und Allen zuruft: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben! Gleichwie die ganze äußere Natur beständig aus den Totenkammern der Erde nach dem Lichte ringt und hinauflangt, und von dem Lichte berührt allmählich wachsend wunderbar in Blüte, Duft und Klang ausbricht, so ist auch jene himmlische Liebe und Sehnsucht ein ewiges Werden der Menschheit. Und so gewahren wir denn in den Profangeschichten der verschiedenen Nationen immerfort den geheimnisvollen leisen Gang einer höheren Weltgeschichte, durch den Schleier der mannigfach wechselnden Gestaltungen den ernsten heiligen Hintergrund alles irdischen Lebens. — Wir sind in der neuesten Zeit überall bemüht, den berühmten Kriegshelden, Staatsmännern, Gelehrten und Künstlern würdige Denkmale zu errichten. Ein löblicher Eifer, denn es ist gewiß recht, das Große und Schöne dankbar in dem Andenken der nachfolgenden Geschlechter zu bewahren. Fassen wir aber die Geschichte, wie billig, in ihrer höchsten und am Ende einzig gültigen Bedeutung, als Vorschule nämlich und Erziehung des Menschengeschlechts für seine Endbestimmung eines jenseitigen höheren Daseins, so wird sich schon hienieden Groß und Klein, Lob und Tadel vielfach anders gestalten, als in dem Geräusch der alltäglichen Gegenwart. Wir werden dann erkennen, daß bei weitem das meiste, was jene Heroen gethan und erstrebt, diesen Entwickelungsgang nur indirekt gefördert, ja häufig sogar gehemmt hat, indem sie eine falsche Selbstgenüge und Vergötterung der bloßen Menschenkraft herbeiführten. Wir werden daher denjenigen Helden, welche unmittelbar für den höchsten Zweck durch Beispiel, That und Lehre gewirkt und nicht selten ihr Leben daran gesetzt haben, ganze verlorene Völker dem Himmel zuzuwenden, zu noch viel größerm Danke verpflichtet sein. Solche Heroen aber sind die Heiligen.... Wenn wir die Heiligen nicht um unmittelbare Hilfe, sondern lediglich um ihre Fürbitte bei

Gott anflehen, was ist hierbei Verkehrtes? Es wäre trostlos, wenn das Diesseits vom Jenseits durch eine undurchdringliche Schranke wie zwei ganz fremde Welten geschieden wäre. Das Christentum lehrt vielmehr einen fortwährenden mystischen Zusammenhang zwischen Erde und Himmel, es lehrt ferner eine jenseitige Vergeltung von Gutem und Bösem, und daß mithin die Vorzüglicheren hienieden jenseits auch eine bevorzugtere Stellung einnehmen werden. Nun aber trauen wir sündigen Menschen uns eine Kraft des Gebetes zu: wie sollten wir also der Fürbitte jener bevorzugten Geister nicht noch eine größere Wirkung beilegen? Gott ist freilich schon an sich barmherzig, aber nur dann, wenn unsere Liebe der seinigen entgegenkommt, gleichsam eine Gemeinschaft der Liebe, Liebe um Liebe.... Über allen historischen Evolutionen geht beständig eine höhere Weltgeschichte, die, ohne sich an Raum und Zeit zu binden, durchaus in größern Dimensionen dichtet, indem sie, die heilige Bestimmung des Menschengeschlechts im Auge behaltend, die Vergangenheit prophetisch an die Zukunft knüpft, und daher jenen Evolutionen erst ihre wahre Bedeutung giebt. Der Gang dieser höhern Waltung ist aber nicht stationär, Zweck und Ziel bleiben zwar ewig dieselben, die Führung zu diesem geheimnisvollen Ziele aber ist je nach dem geistigen Maß und Wachstum der zu Leitenden fühlbar verschieden.... Das Mittelalter ist die Jugend der christlichen Völker: die Phantasie vorherrschend, eine noch elastische Thatkraft, ein gläubiger Mut, ein gewaltiges Wagen und Ringen im Guten und Schlimmen. Wie im Frühling bricht alles in Knospen und Blüten aus und verbreitet eine wunderbare Schönheit auch über das Christentum, im Mariendienst, in Bauwerken, Schmuck und Künsten aller Art. Seitdem ist ein anderes Geschlecht gekommen, älter geworden, verständig, besonnen. Es mag uns daher oft schwer werden, in jenen wuchernden Frühling gleichsam mit der Botanisierbüchse die Blüten prüfend uns auch nur hineinzudenken. Das Mittelalter war wie alle Jugend ideal: Sein ganzes Leben, seine Staatseinrichtungen waren nicht bloß auf ein mechanisches Gleichgewichtssystem, nicht auf das gemeine Bedürfnis, auf ein wechselseitiges Verwahren begründet, sondern durchaus nach einer idealen Weltanschauung geordnet. Die Kirche war der Mittelpunkt, um den sich alles gruppierte. Von der Kirche empfing der Kaiser seine Berechtigung und Weihe, seine höchste Aufgabe

und Ehre war es, Schirmherr der Kirche zu sein. In weiterer Gliederung nach unten schloß sich um den Kaiser das Rittertum, in seinem innersten Wesen gleichfalls ein kirchlichreligiöser Verein, um auch in untergeordneten Kreisen die Gerechtigkeit Gottes auf Erden darzustellen: Schutz der Witwen und Waisen, Verehrung der Frauen. Die Blüte des Rittertums waren die Kreuzzüge und die daraus hervorgegangenen geistlichen Ritterorden. Das Mittelalter hatte aber auch, wie alle Jugend, noch eine kräftige Leidenschaft. Die Leidenschaft an sich ist nichts, sondern erhält ihre gute oder schlimme Bedeutung erst durch ihren Gegenstand, und so wurde sie damals durch jene allgemeine Weltansicht eine höhere ethische Kraft, eine Tugend. Denn der Himmel leidet ja Gewalt und will erstürmt sein. Solche Himmelsstürmer waren recht eigentlich die Heiligen jener Zeit.... Die Religion war damals noch nicht einseitig der menschlichen Vernunft hingegeben, sondern gleichsam eine organische Gottesverehrung, die den ganzen Menschen, Sinnlichkeit, Geist und Gefühl umfaßte, mit dem Jenseits in mystischer Harmonie stand. Nimmt die Religion aber, wie sie soll, den ganzen Menschen, also auch die Sinnlichkeit in Anspruch, so ist es thöricht, ja frevelhaft, derselben bei ihrem höchsten Aufschwunge zum Göttlichen hin eine Schwinge altklug brechen zu wollen. Es ging mit der Religion wie mit der Poesie. Beide waren im Mittelalter wesentlich in das Element des Gemüts versenkt, das in bewußtlosem Drange ohne Wahl und Schwanken fortbildete; beide waren daher noch mit dem Leben verbunden, die Blüte des Lebens. Seitdem sind beide Sache der Reflexion geworden und mehr oder minder als abgetrennter Gegenstand, als Studium, aus dem Leben herausgetreten, und haben Wahl und Schwanken zur natürlichen Folge..... Können wir auch in unserer Zeit heilig werden? Ja, und ebenfalls durch großartige Entsagung, durch eine Nachfolge jener älteren Heiligen, aber in anderer Weise. Wir haben andere Laster zu brechen, als jene: Hochmut, Dünkel des Wissens. Damals war der Glaube noch stark und allgemein, und es galt nur, die überwiegende Sinnlichkeit zu zähmen. Jetzt dagegen ist der Zweifel in die Welt geworfen, wir dürfen ihn nicht ignorieren, da hilft kein einsiedlerisches Zurückziehen mehr. Es gilt jetzt vorzugsweise ein geistiges Ringen mit dem geistigen Feinde in und außer uns. Wir müssen nach außen entgegentreten den bösen Elementen,

wozu nicht weniger Mut gehört, als die alten Heidenbekehrer hatten. Es handelt sich jetzt wie nie zuvor um den heftig entbrannten Kampf zwischen Verstand und Gemüt, dessen Versöhnung die Demut ist. Möge der Verstand nur redlich und treu fortarbeiten, je schärfer er denkt, desto sicherer wird er erkennen, daß ihm ein Geheimnis, ein ewiges Rätsel übrig bleibt, welches er nimmer zu lösen vermag; das Gemüt aber möge seine ihm eingeborene Sehnsucht vom Irdischen läutern und veredeln. Das Resultat dieser wechselseitigen Manipulation kann nur der seligmachende Glaube sein. Denn mitten in unserer Welt liegt eine wunderbare Sphynx, welche dem, der unberufen die Lösung ihres ewigen Rätsels wagt, unausbleiblich den Hals bricht. Es giebt keinen sogenannten Fortschritt in der ewigen Wahrheit, eben weil sie wahr und daher ewig ist, wohl aber giebt es einen Fortschritt oder vielmehr Wechsel in der Art und Weise, sich dieser Wahrheit zu nähern“....

Die Arbeit, zu welcher vielleicht kein andrer so berufen erschien, wie unser Dichter, versprach nach allem, was wir davon wissen, ein in jeder Beziehung bedeutendes Werk zu werden. Die Ausführung war ihm nicht mehr vergönnt, es ist unvollendet geblieben.

Das gleiche Los teilte eine zweite größere Arbeit, mit welcher sich Eichendorff ebenfalls im letzten Lebensjahre mehrfach beschäftigte, die Abfassung seiner Memoiren. Unter dem Titel „Erlebtes“ beabsichtigte er die Zeit, in der er gelebt, und soweit sein eigenes Leben mit ihr in unmittelbarem Zusammenhang stand, auch dieses in Skizzen und Betrachtungen darzustellen. In seinen nachgelassenen Papieren finden sich darüber folgende Worte: „Freunde hatten mich längst aufgefordert, meine Memoiren zu schreiben, ohne daß ich mich dazu bisher zu entschließen vermochte. Nun der Abend meines Lebens aber immer tiefer hereindunkelt, fühle ich selbst ein Bedürfnis, im scharfen Abendrot noch einmal mein Leben zu überschauen, bevor die Sonne ganz versunken. Ich will jedoch weniger meinen Lebenslauf schildern, als die Zeit, in der ich gelebt, mit einem Wort: Erlebtes im weitesten Sinne. Wenn dennoch meine Person vorkommt, so soll sie eben nur der Reverbère sein, um die Bilder und Ereignisse schärfer zu beleuchten. Man tadelt an den Memoiren häufig, daß sie entweder die Sentimentalität oder die Reflexion zu sehr vorwalten lassen.

Mir scheint, wer die eine oder die andere absichtlich sucht, fehlt ebenso, als wer sie ängstlich vermeidet. Sie wechseln beide notwendig im Leben, und so will ich denn schreiben, wie sich's eben schicken und fügen will. Und wenn auch immerhin weder meine Persönlichkeit noch meine Schicksale ein allgemeineres Interesse ansprechen, so dürften doch vielleicht manche Streiflichter dabei auch eine Zeit erhellen, die uns so nah und doch bereits so fern liegt und der Gegenwart so fremd geworden ist." — Der Verfasser hat von solchen Skizzen nur zwei ausgeführt. Es sind dies die beiden Aufsätze: „Deutsches Adelsleben am Schluß des 18. Jahrhunderts", worin die socialen Zustände des Adels, die Eichendorff als Kind mit durchlebt und in denen er zum Teil noch aufgewachsen, treffend und mit Laune geschildert werden, und „Halle und Heidelberg", ein anziehendes Bild des dortigen frischen freien Lebens während der Jahre 1806 bis 1809. Einzelnes daraus ist bereits oben gelegentlich mitgeteilt worden. Es kann in der That nur bedauert werden, daß Eichendorff die Memoiren nicht mehr zur Vollendung gebracht. Ein langes reiches Leben in einer Zeit, die so entscheidend und neugestaltend in unsere innere und äußere Entwicklung eingegriffen, thätiger Anteil an allem, was die Zeit bewegte, die engsten persönlichen Beziehungen zu den hervorragenderen Mitlebenden und Mitstrebenden, dies alles ließ in jenen Memoiren einen wertvollen Beitrag zur Zeitgeschichte erwarten. Zudem zählt diese Seite unserer Litteratur überhaupt erst wenig Vertreter, und gerade die jüngste Vergangenheit ist von Mitlebenden noch zu wenig zum Gegenstand der Darstellung gemacht worden. Selbst auch der reiche Briefwechsel Eichendorffs mit seinen Freunden ist fast gar nicht mehr vorhanden. In seiner Abneigung gegen die Veröffentlichung von Briefen, die immer nur für den engsten Kreis bestimmt waren, hatte Eichendorff kurz vor seinem Tode noch selbst vieles darauf bezügliche vernichtet und gegen seine Familie wiederholt den Wunsch geäußert, dafür zu sorgen, daß auch nach seinem Tode etwa noch im Nachlaß befindliche Briefe nicht veröffentlicht werden möchten. Die Hinterbliebenen haben diesen Wunsch ehren zu müssen geglaubt, und es sind daher auch in der vorliegenden Lebensskizze des Dichters nur wenige und unverfängliche Ausnahmen davon gemacht worden.

Die wunderbare Frische, welche noch den „Lucius" zu einer

so seltenen Erscheinung stempelt, läßt schon darauf schließen, daß die dichterische Produktion hinter der sonstigen Thätigkeit Eichendorffs nicht zurückblieb. In der That beschäftigten den Dichter, dessen Phantasie nie ruhte, noch bis zum letzten Augenblick allerlei Entwürfe zu neuen Schöpfungen; — eine Erzählung in Versen, den gewaltigen Kampf der Reformationszeit in dem Ringen zweier großartigen energischen Charaktere darstellend, — ein episches Gedicht, dessen Held Johannes von Gott, Gründer des Ordens der barmherzigen Brüder, — ein Idyll, komisch und parodierend, „aus der alten guten Zeit des Zopfes", — „Aus dem Tagebuche eines Einsiedlers", in charakteristischen Erlebnissen, Betrachtungen, Ansichten über Vergangenheit und Gegenwart und die wahren ewigen Aufgaben alles Menschenlebens — und anderes, alles nur zum Teil und in den ersten Umrissen ausgeführt. Unter den kleineren Gedichten dieser letzten Periode erwähnen wir insbesondere das Sonett „Mahnung" („Was blieb dir nun nach so viel Müh und Plagen"), in Form und Inhalt gleich ausgezeichnet.

Es sei bei dieser Gelegenheit auch noch einzelner älterer Dichtungen gedacht, welche Eichendorff unvollendet hinterlassen. Sie sind größtenteils dramatischer Komposition: ein vaterländisches Trauerspiel „Hermann" (1810) von einfach strenger Anlage, — „Wider Willen", Lustspiel (1836), wo durch allerlei Verwicklungen und Mißverständnisse immer das Gegenteil von dem geschieht, was die Handelnden beabsichtigen und einer dem andern wider Willen in die Hände arbeitet, eine köstliche Parodie damaliger Zustände; — „Unstern", Novelle (1838), humoristisch ausführend, wie Unstern, der gute Junge, alles Mögliche auf Erden erreicht hätte, wenn er nicht eben Unstern gewesen; sogar die Erzählung, eine Selbstbiographie Unsterns, muß gleich mit dem zweiten Kapitel beginnen, weil ihm das erste unglücklicherweise abhanden gekommen; — „Alt und Neu", ein Puppenspiel (1841), von gleicher Tendenz wie das obengenannte Lustspiel; — endlich Johann von Werth, Schauspiel (1843), dessen Held eine kecke lebensfrische Reiternatur, leidenschaftlich, aber echt ritterlich, dem Kaiser und Reich unerschütterlich ergeben, zugleich deutsche Art und deutschen Sinn gegen das falsche Fremde verteidigend. In ihrer gegenwärtigen Gestalt, der überall noch die letzte bessernde Hand und die nötige Überarbeitung fehlt, sind diese Dichtungen zur Veröffentlichung nicht geeignet.

Nachdem Eichendorff während des Sommers 1857 einige Zeit auf seinem Gute Sedlnitz in Mähren verweilt, dessen Bewirtschaftung inzwischen sein jüngster Sohn übernommen, war er im Spätherbst wie gewöhnlich auf mehre Wochen nach Johannesberg gegangen. Nach seiner Abreise von dort schrieb ihm wie im Vorgefühl, daß er den Freund zum letztenmal gesehen, Fürstbischof Heinrich unterm 25. September: „Indem ich für die lieben Zeilen, welche mir Ihre glückliche Ankunft in Neiße melden, danke, wird es mir schwer, Ihnen die Gefühle zu schildern, mit welchen ich Sie diesmal habe scheiden sehen. Im vorgeschrittenen Lebensalter ist es ohnehin immer eine tiefe Wehmut, welche die Trennung von lieben Freunden erzeugt; diesmal mochte das längere Gewohntsein an Ihre mir so werte Nähe und meine Kränklichkeit diese Wehmut noch verstärken. Auch haben Sie uns nicht nur sich selbst, sondern auch den lieben blauen Himmel und die Schwalben unter dem Himmel und die Blumendüfte und die letzte Sonnenwärme und ich weiß nicht was alles mit fortgenommen, und wir sehen nichts als Regenwetter, und hören nichts als das Sausen des Sturmes, und fühlen nichts als die bittere Kälte. Heute endlich blickt die Sonne wieder licht und rein vom Himmel nieder, und wünschte ich, daß sie auch bald wieder so warm scheine, als die Grüße sind, die ich Ihnen von meinem alten Felsenschlosse hinabsende in die grüne Ebene...."

In der That waren bereits die letzten Lebenstage des Dichters genaht. Eichendorff hatte kaum sein Winterquartier in Neiße bezogen und sich häuslich dort eingerichtet, als er in Folge der rauhen Novemberwitterung von einer heftigen Erkältung befallen ward, die anfangs noch ungefährlich schien, aber bald in eine Lungenentzündung überging. Am 18. November mußte er sich auf den Rat des Arztes zu Bette legen, welches er seitdem nicht wieder verlassen. Die zunehmenden Lungenbeschwerden machten am fünften Tage der Erkrankung einen Aderlaß nötig, der zwar eine sichtliche Erleichterung bewirkte, dem aber zugleich eine rasche Erschöpfung der Kräfte folgte. Kurz vorher hatte der Kranke auf seinen Wunsch noch bei vollem Bewußtsein und in würdiger wahrhaft erbaulicher Haltung durch Kaplan Hertlein, nachmals Domprediger in Breslau, den Freund und Beichtvater des Hauses, welcher den gleichen Dienst auch der vorangegangenen Gattin erwiesen, die heiligen Sterbesakramente empfangen. Von

da ab mehrten sich die Zeichen der Entkräftung in dem Maße, daß ein tödlicher Ausgang kaum mehr zweifelhaft schien. Lichte Augenblicke wechselten mit wirren Reden, die Erinnerungen seiner ersten Kindheit beschäftigten ihn viel — die Umstehenden hielt er oft für Personen aus jener Zeit — dann frug er wieder mit vieler Teilnahme nach seinem Liebling, dem jüngsten Kinde seiner Tochter, das er stets sein „Blümchen" nannte, bedankte sich für jede, auch die geringste Dienstleistung, und war so sanft und liebevoll, daß man sich der tiefsten Rührung nicht erwehren konnte. Die wiederholte Frage, wann der dritte Dezember, der Todestag seiner Gattin, sei, schien darauf zu deuten, daß der Gedanke seines eigenen Todes ihm stets gegenwärtig war. In den letzten Tagen sprach er nur wenig, seine Stimme war zudem schon so schwach geworden, daß man ihn nicht verstehen konnte, selbst wenn man das Ohr an seinen Mund hielt. Um sich verständlich zu machen, ließ sich der Kranke öfter Feder und Papier reichen, aber auch zum Schreiben versagte bereits die Kraft. Am 26. November, seinem Todestage, ruhte er in den Nachmittagsstunden still und unbeweglich auf seinem Lager, als schliefe er, bis der Atem immer langsamer wurde und endlich gegen fünf Uhr Abends, während alle Angehörigen zugegen waren, sanft und ohne Todesröcheln aufhörte; die ganze Erkrankung hatte nur neun Tage gewährt. Der tiefste Friede sprach sich auch in dem wunderbar verklärten Antlitz der Leiche aus; alle, welche herzukamen, dem Toten die letzte Ehre zu erweisen, stimmten darin überein, eine schönere Leiche nie gesehen zu haben. Am 30. November früh um 9 Uhr wurde der entseelte Körper, im weißen Sterbekleide, ein Kreuz, das Zeichen der Erlösung in den gefalteten Händen, zu Häupten zwei Kränze von Lorbeer und Immergrün, welche Neißer Damen zu diesem Zwecke gewidmet, von zahlreichen Leidtragenden unter dem Geläute der Glocken und mit dem Gesange eines alten rührenden Kirchenliedes zu Grabe gebracht. Kaplan Hertlein hatte im Sterbehause zuvor die Trauerrede gehalten, welche später auch durch den Druck veröffentlicht worden ist.

Auf dem schönen Friedhof zu St. Jerusalem, wo er so oft am Grabe der Gattin geweilt, zur Seite der letzteren, wurde nach vorausgegangener Seelenmesse auch die irdische Hülle des Dichters bestattet. Ein einfaches Denkmal von schlesischem Marmor, wie er es selbst gewünscht, mit Namen und Datum, bezeichnet

seine und der Gattin Ruhestätte. Die heimatliche Erde hat den müden Körper wieder empfangen, und dieselben Berge, welche einst die Wiege des Dichters umstanden, blicken jetzt auch auf sein einsames Grab. Wohl mag auch von unserm Dichter die Grabschrift jenes alten Meisters gelten:

„Hier liegt mein Leib und der ist tot,
Meine Werke leben und loben Gott!“ —

Fürstbischof Förster, tief ergriffen von dem plötzlichen Dahinscheiden seines Freundes, richtete an die Hinterbliebenen warme Worte der Teilnahme, die wir als ein schönes Denkmal seiner Gefühle für den Verstorbenen uns nicht versagen können hier beizufügen. Unterm 28. November 1857 schrieb er aus Breslau an Eichendorffs Schwiegersohn, der ihm die erste Nachricht des Todes mitgeteilt: „Nicht ohne viele Thränen sage ich Ihnen meinen Dank für die gütige Nachricht von dem unerwarteten Dahinscheiden meines teuern, edlen, unvergeßlichen Freundes. Von allen Menschen, die mir in meinen späteren Lebensjahren näher getreten sind, war er mir der liebste. Mit seinem reichen Geiste und seinem reinen anspruchslosen Herzen war er ein treuer Sohn der Kirche, ein redlicher Diener des Staates, und ein liebenswürdiger, edler, herrlicher Mensch, der gewissenhaft hausgehalten mit den Pfunden, die ihm der Herr vertraut, welcher ihm nun auch seinen höhern Frieden nicht versagen wird. Möge sein Geist in seinen Kindern fortleben und fortwirken! Meine Verehrung und mein Gebet werden ihm bleiben, Ihnen aber und allen den lieben Seinigen meine warme Teilnahme. Indem ich Ihrer Frau Gemahlin mich empfehle und für sie und alle liebe Angehörige des teueren Vorangegangenen um Trost und Segen von Oben bitte, zeichne ich mich mit aufrichtiger Liebe und Verehrung † Heinrich, Fürstbischof.“

Aber nicht nur im engeren Kreise, in dem gesamten Vaterlande ward die Kunde von dem Tode des Dichters mit Schmerz und Teilnahme vernommen. Poetische Nachrufe in öffentlichen Blättern wechselten mit größeren biographischen Besprechungen; sie alle drückten sich mit gleicher Wärme aus und bewiesen, daß Eichendorff im Herzen seiner Landsleute bereits eine bleibende Stätte gefunden und seinem Wirken eine all-

gemeinere Anerkennung zu Teil geworden, als er selbst in seiner Anspruchslosigkeit es wohl vorausgesetzt. In besonders schöner Weise gedachte Wien des Verstorbenen. Auf Anregung einiger Freunde war sogleich nach Empfang der Todeskunde in der herrlichen Kirche „Maria zur Stiegen“ ein feierlicher Trauergottesdienst veranstaltet worden, welchem alle namhaften Schriftsteller und Künstler Wiens, Mitglieder des kaiserlichen Hofes und zahlreiche Andächtige aus allen Klassen der Gesellschaft beiwohnten.

Wenige Monate nach dem Tode des Dichters, an demselben Übel erkrankend, folgte ihm auch sein geliebter Schwiegersohn L. Besserer v. Dahlfingen in die Ewigkeit, ein junger talentvoller, gesinnungstüchtiger Offizier, soeben erst zum Major und Direktor der Divisionsschule in Neiße befördert, auch als gelehrter Kenner der französischen Litteratur nicht ohne Verdienst. Von den drei Kindern Eichendorffs lebt der älteste Sohn als königlich preußischer Regierungsrat in Aachen, der jüngere, zuletzt Hauptmann in preußischen Diensten, auf dem Familiengute in Mähren, welches nach dem Tode des Gatten auch die Tochter zu ihrem Witwensitz erwählt hat. Den kurzen Aufenthalt in Neiße bezeichnen nur noch drei Gräber.

Das Sterbehaus Eichendorffs ist neuerdings mit einer Gedenktafel versehen worden und hat sich in Neiße ein Komitee gebildet, um dem Dichter auf einem der dortigen öffentlichen Plätze, fortan Eichendorffplatz genannt, ein würdiges Denkmal zu setzen.

Nach dem Tode des Dichters hat auch die Stadt Berlin sein Andenken dadurch geehrt, daß einer der dortigen neuerbauten Straßen der Name Eichendorffstraße beigelegt worden ist.

9.

Schluß.

Eichendorff hatte, als er starb, sein 70. Lebensjahr beinahe vollendet, sein Äußeres und seine Lebensgewohnheiten verrieten ein so hohes Alter indessen noch nicht. Er war bis auf seine letzten Tage noch immer ein kräftiger stattlicher Mann, mittlerer Größe und schlank gewachsen, von ungebeugter, durchaus vornehmer Haltung, körperliche Strapazen nicht scheuend und durch sie nur selten ermüdet. In seinen scharfausgeprägten Gesichtszügen mit der denkenden hochgewölbten Stirn und den feingeschnittenen Lippen sprach sich Willenskraft und ein männlicher, fast strenger Ernst aus, das beredte blaue Auge blickte zugleich aber so treu und gütig, in der sonoren Stimme lag so viel Milde und Wohlwollen, daß schon der erste Eindruck sich unwillkürlich dadurch bestimmte. Die Porträts von Eichendorff, nach Zeichnungen von Franz Kugler (1832), Ed. Eichens (1841) und im deutschen Musenalmanach für 1858 — letzteres nach einer Photographie vom Jahre 1856 aufgenommen — geben bei unverkennbarer Ähnlichkeit doch den charakteristischen Ausdruck des schönen Kopfes nicht ganz glücklich wieder.

In seinem Wesen verband sich Würde und die edelste Einfachheit, Bewegung und Rede waren leicht und lebhaft, sein Gespräch geistreich und anregend, immer herzlich und gemütlich; eine gewisse Frische und Ursprünglichkeit, reiches Wissen und gutmütige Laune vermehrten den Reiz der Unterhaltung. Über seine eigenen Angelegenheiten, insbesondere über sein schriftstellerisches Schaffen war er nur karg in der Mitteilung, ausschließlich ästhetische Kreise hatte er nie geliebt, er zog es vor mehr als

Mensch mit den Menschen zu leben. Von Natur zu leidenschaftlicher Aufwallung geneigt, hatte er diese gefährliche Mitgabe durch Übung und Selbstüberwindung schon früh so zu bemeistern gewußt, daß kaum mehr eine Spur davon übrig geblieben war; wo er haßte, galt sein Haß immer nur der Sache, nie den Personen, sein Zürnen nur dem entschieden bösen Willen; persönlicher Spott ist fast nie über seine Lippen gekommen. Schmerz, Kummer, Verdruß trug er stets verschlossen in seinem Innern, nach außen allen in der gleichen Stimmung, mit gewohnter Milde und herzgewinnender Heiterkeit begegnend. Seiner Familie war er stets der treueste liebreichste Gatte und Vater, in der Freundschaft beständig, zuverlässig, zu allem Opfer bereit, gegen jedermann wohlwollend und aufmerksam; seine zahlreichen Freunde hat er lebenslang gefesselt, einen wirklichen Feind mag er kaum im Leben gehabt haben. Persönliche Bedürfnisse kannte er fast gar nicht, seine Lebensweise war stets so einfach und streng, daß man solche Entäußerung alles dessen, was sonst zum bequemeren Schmuck des Lebens gerechnet wird, namentlich im höheren Alter, kaum ohne inneren Vorwurf wahrnehmen konnte. Von seiner rastlosen Thätigkeit, die erst im Tode eine Schranke finden sollte, haben wir schon öfter Gelegenheit gehabt zu sprechen; sie war ihm jederzeit wahres Lebensbedürfnis gewesen.

Den Ansichten und Prinzipien, welche er einmal als wahr erkannt, ist Eichendorff sein ganzes Leben hindurch unwandelbar treu geblieben, er hat ihnen in Wort und That nie etwas vergeben, mit Wärme vielmehr sie bekannt und verfochten, wo es nur irgend darauf ankam, unbekümmert, ob ihm dabei die Gunst der Tagesmeinung zufiel oder nicht. Er war als Schriftsteller und Mensch eine feste geschlossene Persönlichkeit, ein ganzer, voller und klarer Charakter. Es mag selten einen öffentlichen Charakter gegeben haben, der so wenig Wandlungen erfahren, so wenig Schwankungen unterworfen gewesen, so ganz aus sich und ungestört sich entwickelt, als gerade der seine; wie Eichendorff als Jüngling im ersten selbständigen Auftreten sich gezeigt, derselbe war er unentwegt auch im höchsten Alter geblieben; selbst das Feuer und die Energie seiner Jugend hatte der ritterliche Greis sich zu erhalten gewußt. Und doch lag ihm nichts ferner als Starrheit und Befangenheit, mit genialem Verständnis würdigte er auch die entgegengesetztesten Standpunkte, wenn er sie bekämpfte,

verließ er nie seinen Wahlspruch: Suaviter in modo, fortiter in re.

Was Eichendorffs Erscheinung den eigentümlichen Zauber verlieh, dem sich nicht leicht jemand zu entziehen vermochte, war vor allem der Ernst und Adel seiner Gesinnung, die Schönheit seines Herzens. Sie verbreiteten über sein Wesen jene würdevolle Anmut und Harmonie, die so wohlthuend in Gebärde, Wort und Werken jederzeit hervorblickte. In dieser großmütigen Seele war in der That kein Falsch und kein Makel, Niederes hatte in ihr nie Raum gefunden; des Mannes Streben galt immer nur dem Höchsten, was eines Menschen Brust bewegen kann, ihm diente er treu und begeistert bis zum letzten Atemzuge. Harmonisch, mild und liebend wie sein innerstes Wesen hatte sich ihm denn auch der Gang des äußeren Daseins gefügt; im großen und ganzen hatte Eichendorff ein durchaus glückliches Leben geführt, auf welches er wohl mit Dank und Befriedigung zurückblicken durfte; die wenigen trüben Momente, mit wahrhaft christlichem Sinn getragen, dienten nur zu um so größerer Läuterung. Aber in Eichendorffs Herzensgüte lag, wenn man will, auch seine Schwäche. Arglos und uneigennützig bis zur Selbstentäußerung, traute er den Menschen oft zu viel, und streng gegen sich selbst, übte er häufig Milde und Rücksichten auch da, wo beides nicht verdient, ja das Gegenteil bisweilen sogar eine höhere Pflicht gewesen wäre. Wer mag mit ihm darüber rechten, es war immer nur die Schwäche eines schönen Herzens.

Dasselbe edle Herz, diese Herzensfrische und Freudigkeit, diese Gemalität des Herzens, wie man es anderswo treffend genannt hat, war auch der Pulsschlag der Eichendorffschen Dichtung. Eine Poesie der Gesinnung ebensosehr wie des Talentes sind Phantasie und Sittlichkeit in ihr durchaus nicht geschieden, die sittliche Schönheit unmittelbar eins mit der dichterischen; Innigkeit, Treue und Keuschheit des Gefühls haben kaum einen rührenderen Ausdruck gefunden, und weil seine Dichtungen, insbesondere die Lieder, so ganz mit dem Herzen geschrieben, darum sind sie auch wieder zu den Herzen gegangen und werden unvergänglich in ihnen fortleben. Selbst in Eichendorffs kritischen Schriften, wo alle Waffen des Geistes im mannhaftesten Kampfe eingesetzt werden, welche Milde zugleich und welche Achtung des Menschen! Kann man sanfter töten? möchte man hier oft mit einem neueren Beurteiler jener Schriften fragen.

Eichendorff war ein lauterer tiefer Christ, seine Frömmigkeit, sein ganzes Leben bezeichnend, war eine schlichte, einfache und natürliche, welche sich gern den Augen der Welt zu entziehen suchte. Durch Geburt und Erziehung gehörte er der katholischen Kirche an, er war aber auch Katholik aus voller und warmer Überzeugung. Wie er die Religion als das höchste im Leben des einzelnen und der Völker ansah, durch die unser ganzes Dasein erst seine Bedeutung und Weihe erhält, so galt ihm als der vollkommenste Ausdruck dieser religiösen Bestimmung auch allein die katholische Kirche. In diesem Kardinalpunkte kannte er keine Konzessionen, an dieser Überzeugung, für ihn ebenso Sache des Herzens wie die Frucht fortgesetzter historischer und dogmatischer Studien, hielt er unverbrüchlich fest, zu ihr hat er sich stets und offen bekannt. Die Übungen seiner Religion vernachlässigte er nie, es verging selten ein Tag, wo er nicht in aller Frühe die Kirche besucht und dem Gottesdienst beigewohnt hätte; die Werke seiner christlichen Nächstenliebe, meist im Verborgenen gespendet, sind nur Gott bekannt. Konfessionelle Befangenheit konnte man ihm in keiner Weise vorwerfen; nicht die Ansicht, der gute Wille war für ihn auch hier das allein Entscheidende, und zu seinen langjährigen besten Freunden gehörten selbst protestantische Geistliche, deren religiöse Überzeugungen mit der seinigen oft im schärfsten Gegensatze standen.

Über den tiefreligiösen Charakter seiner Dichtungen haben wir schon oben gesprochen. Die Beziehungen des Menschen zu dem einen ewigen Mittelpunkt alles Lebens bilden ihr mannigfach variirtes Thema, und in diesem Sinne ist Eichendorffs Poesie mit Recht eine wesentlich symbolische genannt worden. Und weil er in der wahren Romantik, wie er sie verstand, die gleiche religiös begeisterte Anschauung erkannte, die ihn selbst beseelte, darum ist er ihr treu geblieben bis an sein Lebensende, der einzige, welcher das Wesen der Romantik in die moderne Gegenwart hinübergerettet und ihr in einer längst entfremdeten Zeit durch seine eigene Erscheinung neue Achtung und neue Freunde erworben hat. Vilmar rühmt von ihm, dem jüngeren Romantiker, mit Recht: „Gedichte und Erzählungen von so seelenvoller Wahrheit wie Eichendorffs Poesieen und sein „Leben eines Taugenichts“ hat die ältere romantische Schule nicht zu schaffen vermocht.“ Wie Eichendorff den Beruf wahrhafter Poesie

in unserer Zeit auffaßte, hat er unter anderem auch noch in den Schlußworten seines letzten Werkes über die Litteratur ausgesprochen. Nicht durch juvenile Wiedererweckung der Romantik soll dem poetischen Unwesen entgegengearbeitet werden, nicht durch absichtsvolle Kontrovers- und Tendenznovellen, „sondern einzig durch die stille, schlichte, allmächtige Gewalt der Wahrheit und unbefleckten Schönheit, durch jene religiös begeisterte Anschauung und Betrachtung der Welt und menschlicher Dinge, wo aller Zwiespalt verschwindet, und Moral, Schönheit, Tugend und Poesie eins werden; Gesundheit und Freudigkeit gegen blasierte Zerrissenheit, fromme Naturwahrheit gegen gespreizte Lüge, eine Poesie der Liebe gegen die Poesie des Hasses. Es sei keine Propaganda des Katholizismus, aber eine allem Unkirchlichen durchaus fremde Gesinnung, die alles Leben nur an dem mißt, was allein des Lebens wert ist; das Ganze umgebend wie die unsichtbare Luft, die jeder atmet, ohne es zu merken. Denn das ist ja eben das poetische Geheimnis des religiösen Gefühls, daß es wie ein Frühlingshauch Feld und Wald und die Menschenbrust erwärmend durchleuchtet, um sie alle von der harten Erde blühend und tönend nach oben zu wenden. Es sei mit einem Wort: eine der Schule entwachsene Romantik, welche das verbrauchte mittelalterliche Rüstzeug abgelegt, die katholisierende Spielerei und mystische Überschwenglichkeit vergessen, und aus den Trümmern jener Schule nur die religiöse Weltansicht, die geistige Auffassung der Liebe und das innige Verständnis der Natur sich herübergerettet hat. Es ist nicht not, in der Kunst das Vortreffliche anzuschaffen, es ist not, das Schlechte, Falsche, Verkehrte abzuschaffen, denn alles Vortreffliche erblüht aus dem Rechten und Wahren. Was hat der ewige Himmel mit jenen vorüberziehenden schmutzigen Staubwirbeln zu schaffen? Wandeln doch die alten Sterne noch heute wie sonst die alten Bahnen und weisen noch immer unverrückt nach dem Wunderlande, das jeder echte Dichter immer wieder neu entdeckt." — Worte, die gewiß ewig ihre Geltung behalten werden, und womit Eichendorff zugleich den Geist seiner eigenen Dichtung treffend gezeichnet hat.

Eichendorffs Leben fiel in eine große bewegte Zeit, ihren Leiden und Erhebungen hat er nicht gleichgültig in müßiger Betrachtung zugeschaut, sondern rüstig und wacker als Jüngling und Greis stand er stets unter den Vorderen im Kampf mit dem

weltlichen Schwert und mit den scharfen Waffen des Geistes. Davon zeugt sein ganzes Leben, zeugen seine Schriften. Sein Vaterland insbesondere liebte er mit dem ganzen Feuer seiner Seele, ihm hat er im Unglück und Glück treu gedient, als Krieger und Staatsmann, mit Rede und Lied. In den Tagen der Not ertönten zuerst jene patriotischen Gesänge voll männlicher Begeisterung, zürnend und weckend, deren beredte Sprache auch kommenden Geschlechtern noch zur Stärkung und Sammlung gereichen mag, und als er selbst auf dem Schlachtfelde gestritten und Freiheit und Friede dem Vaterlande zurückerobert war, da sprach er wieder von der Aufgabe der Zeit in dem herrlichen Gedicht: An meine Freunde 1815, wo er daran mahnt, daß der blutige Krieg zwar das Schlechte umgestürzt, der Kampf aber von der Welt darum noch nicht genommen sei, und zum Aufbau des Besseren sich fortan im Volk ein andrer — Geisterkampf — lebendig rühren müsse, an dem jeder treulich mitzuwirken habe, da ohne Kampf nur neuer Tod:

„Nennt mir die Palme eures hohen Strebens!
Bequeme Rast ist nicht des Lebens wert.
Nach Ruh sehnt sich die Menschenbrust vergebens,
Erkämpft will sein, was hoher Sinn begehrt.
Ein Krieger bleibt der größre Mann zeitlebens,
Er kämpf' durch Worte, Bücher oder Schwert,
Und rechter Friede wird nur dort geschlossen,
Wo jedem Streiter seine Palmen sprossen.

Wild rast der Krieger, Land, Herzen, Städte brennen,
Der Tag, er kommt und scheidet blutigrot;
Doch spannt der Friede ab die tapfern Sennen,
Dann hüte dich, mein Volk, vor größrer Not!
Denn tief'res Wehe weiß ich noch zu nennen:
Erschlafftes Ruhen ist der Völker Tod.
Umsonst geflossen ist das Blut im Kriege,
Sind wir unwürdig selbst der hohen Siege.

So laßt uns unser Deutschland denn umstellen,
Bewachend brüderlich in treuer Hut,

Mit Lehren, Rat und Sang die Herzen schwellen,
Daß sie bewahren rein die heil'ge Glut,
Den Ernst, den sie erkämpft in Bluteswellen,
Der Ehre Hort, Eintracht, den freud'gen Mut.
Friede dem Herd und ew'ger Krieg dem Bösen,
So mag uns Gott von aller Schmach erlösen!"

Und diesem Wort entsprach die eigne That. Unausgesetzt seitdem seine Zeit und Kraft dem Vaterlande widmend, in dessen Dienste er der Reihe nach die wichtigsten Ämter bekleidet, sehen wir ihn zugleich auch als Dichter und Schriftsteller mit mächtigem Wort überall auf den Zinnen der Zeit, ein wackerer Kämpe für alles Schöne, Große und Wahre; und Wort und Lied verstummen nur mit dem letzten Atemzuge des Lebens.

Aber wenn der Dichter seiner Nation lieb und wert geworden, es war nicht durch das reiche Talent allein und die Kraft der Gesinnung, sondern ebensosehr auch durch die deutsche Eigentümlichkeit, die bewußt und unbewußt den Grundton seiner Dichtungen bildet, durch den echt heimatlichen Charakter derselben. Unbekümmert, ob Eichendorff ein Romantiker und ob die sogenannte Romantik noch zeitgemäß oder nicht, hat darum das Volk im richtigen Gefühle dieser Verwandtschaft seine Lieder sich angeeignet, und singt sie am Rhein und an der Donau, auf hohem Gebirge und an den Ufern des Meeres, soweit die deutsche Sprache klingt. Ja, es zeugt gewiß nur für den innern Wert dieser Lieder, wenn das singende Volk über dem Lied den Dichter vergessen und kaum mehr weiß, wer ihm dasselbe erfunden. Sind doch nicht wenige Lieder unseres Dichters so in den Mund des Volkes übergegangen, daß sie schon oft für alte Volkslieder gehalten worden sind.

So hat Eichendorff unter uns gelebt, in mannigfach erregter Zeit ein langes Leben voll treuen reichen Wirkens. Ehre und Friede seinem Andenken!

In die gegenwärtige dritte Auflage der poetischen Werke Eichendorffs sind die Übersetzungen aus dem Spanischen, nämlich „Der Graf Lucanor“ und „Die geistlichen Schauspiele Calderons“ nicht wieder mit aufgenommen, vielmehr einer späteren Separat-Ausgabe vorbehalten worden. Eichendorffs litterargeschichtliche Werke, die Schrift über „Die Wiederherstellung des Schlosses der deutschen Ordensritter zu Marienburg“, Fragmente seiner Memoiren sowie eine Reihe politischer und kritischer Aufsätze sind bekanntlich bei Ferdinand Schöningh in Paderborn unter dem Titel „Vermischte Schriften“ erschienen.

H.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.





